

Die Grenzboten



Die
Grenzböten.

Zeitschrift

für

Politik, Literatur und Kunst.



42. Jahrgang.

Zweites Quartal.

Leipzig.

Verlag von Friedrich Ludwig Herbig.

(fr. Wilh. Grunow.)

1883.

AP30
G7
v 42:2

Inhalts-Verzeichnis.

Jahrgang 1883. Zweites Vierteljahr.

Politik, Volkswirtschaft, Rechtspflege, Heerwesen.

- Die Tripelallianz. S. 161.
Der Staatsrat. S. 321.
Parlamentarische Offenherzigkeiten. S. 377.
Bismarcks Inkonsequenz im Streite mit den Ultramontanen. S. 425.
Die Neupersten. S. 529.

Gladstone und die irischen Revolutionäre. S. 1.

- England und die Madagaskarfrage. S. 57.
Alexander Kumunduro. S. 105.
Die Rehrseite der Madagaskarfrage. S. 217.
Ueberseeische Annexionspläne Frankreichs und Englands. S. 298.
Die Brogliesche Interpellation und die Abrüstungsfrage. S. 361.
Die Franzosen in Tonkin. S. 481.
Die französische Kolonialpolitik und England. S. 662.

Das rote Kreuz in Deutschland. Hermann Vogt. S. 10.

- Die Pflichten des Reiches gegen die deutsche Auswanderung. S. 112.
Zur Beleuchtung der Gefängnisfrage. S. 170. 250.
Unsre Handelskammerberichte. S. 198.
Die Gewerbeordnungsnovelle. S. 577.
Bewegungen im deutschen Buchhandel. S. 439. 496.
Die neue preussische Subhastationsordnung. S. 612.
Unsre Feuerversicherungsgesellschaften. S. 643.

- Die Kinderarmut in Frankreich. S. 560.
Was im Collegium Germanicum gelehrt wird. S. 633.

Kirche, Unterrichtswesen.

- Zur Lutherfeier. S. 381.

Bemerkungen über das medizinische Studium. 1. S. 85.

- Die österreichische Schuldebatte. S. 273.
An den paterfamilias in Nr. 13 d. Bl. S. 358.
Musikalische Erziehung. W. Freudenberg. S. 605.

- Die königliche Bibliothek in Berlin. S. 37.
Zur Bibliotheksfrage. S. 349.

Philosophie.

- Zur Kenntnis des gelehrten Handwerks. A. Classen. S. 190.
Das Problem des Lebens. S. 282.
An Herrn Classen in Hamburg. Kurd Laßwitz. S. 343.
Zur Auslegung Kants. Rudolf Seydel. S. 582.
Zur Auslegung Kants. Entgegnung. A. Classen. S. 650.

Geschichtliches und Biographisches.

- Ein Beispiel ultramontaner Propaganda. S. 278.
Der Diktator von Wilna. S. 396.
Die Bloomfieldschen Memoiren. S. 487.
Ein reichstreuer Katholik. S. 532.

Kunst- und Altertumswissenschaft. Kunstpflege.

- Vom alten und neuen Griechenland. S. 543.
Pompejanische Spaziergänge. Ludwig Meyer. 1. S. 178. — 2. S. 241. — 3. S. 290. — 4. S. 451. — 5. S. 595.
Zum Raffael-Jubiläum. A. Rosenberg. S. 72.

- Zur Erinnerung an Ludwig Spohr. D. M. Schletterer. S. 19.

- Ausstellungen in Wien. D. Bucher. S. 140.
Die große Kunstausstellung in Berlin. A. Rosenberg. 1. S. 399. — 2. S. 510.

M284055

Sprach- und Literaturwissenschaft.

Die ungarische Sprache. W. Koerner. S. 64.

Deutsche Familiennamen aus Frauennamen. R. G. Andresen. S. 330.

Deutsche Familiennamen aus Appellativbenennungen von Frauen. R. G. Andresen. S. 627.

Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung. S. 122.

Ein neuer Lessingmythus. P. Zimmermann. S. 131.

Dodsley und Compagnie. S. 552.

Ein Apostel der Geniezeit. S. 226.

Das Pentagramm im Faust. S. 157.

Ein Bildnis des jungen Schiller. S. 82.

Die Reichshauptstadt im Roman. S. 30.

Rhytia. S. 464.

Katharina die Zweite als Journalistin. S. 439.

Henrik Ibsen. S. 506.

Verschiedenes.

Entgegnung. Adolf Rosenberg. S. 56.

Für das Volk. S. 628.

Die demokratische Presse in Württemberg. S. 631.

Roman.

Die Grafen von Altenschwerdt. August Niemann. S. 41. 88. 144. 201. 258. 309. 369. 408. 468. 519. 564. 617. 672.

Literatur.

(Die mit * bezeichneten Bücher sind in größeren Aufsätzen behandelt.)

*F. v. Eriegern, Das rote Kreuz in Deutschland. Leipzig, Veit & Co., 1883. S. 10.

*M. Kreßer, Die Verkommenen. Berlin, Luchhardt, 1883. S. 30.

D. Zacharias, Charles Darwin. Berlin, Staube, 1882. S. 54.

*A. v. Severtornen, Lessing in Wolfenbüttel. Leipzig, Wartig, 1883. S. 131.

G. Dhnet, Sergius Panin. Basel, M. Bernheim. S. 157.

*R. Lashwitz, Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit. Berlin, Weidmann, 1883. S. 213.

A. Günther, Anti-Savarese. Wien, Braumüller, 1883. S. 213.

R. Refuló, Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon. Stuttgart, Spemann, 1883. S. 214.

B. Bucher, Reallexikon der Kunstgewerbe. Wien, Faesh, 1883. S. 215.

Leipzig und die Leipziger. Leipzig, Licht & Meyer. S. 216.

*F. Dünker, Christof Kaufmann, ein Apostel der Geniezeit. Leipzig, Wartig, 1882. S. 228.

D. Sutermeister, Gastgeschenke. Bern, Dalsp., 1883. S. 271.

A. W. Heffter, Das Europäische Völkerrecht. Berlin, H. W. Müller, 1882. S. 318.

Neumanns Geographisches Lexikon des deutschen Reiches. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1883. S. 319.

E. Taschenberg, Die Insekten. Leipzig, Freitag, 1882. S. 320.

R. E. Jung, Der Weltteil Australien. Ebda. S. 320.

*Der Diktator von Wilna. Leipzig, Dunder & Humblot, 1883. S. 396.

F. A. Lehner, Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 423.

*G. Taylor, Rhytia. Leipzig, Hirzel, 1883. S. 464.

W. H. Preuß, Geist und Stoff. Oldenburg, Schulze, 1883. S. 477.

Fünzig Jahre russischer Verwaltung in den baltischen Provinzen. Leipzig, Dunder & Humblot, 1883. S. 478.

Memoiren eines Livländers. Ebda. S. 478.

*Reminiscences of Court and Diplomatic Life by Georgiana Baroness Bloomfield. Leipzig, Tauchnitz, 1883. S. 487.

*L. Passarge, Henrik Ibsen. Leipzig, Schilde, 1883. S. 506.

R. Bädeler, West- und Mitteleuropa. Leipzig, Bädeler, 1883. S. 526.

R. Lindemann, Beiträge zur Charakteristik R. A. Böttigers. Görlitz, A. Förster, 1883. S. 527.

*R. Baumstark, Plus ultra! Straßburg, Trübner, 1883. S. 533.

R. Bädeler, Griechenland. Leipzig, Bädeler, 1883. S. 546.

*A. Bötticher, Auf griechischen Landstraßen. Berlin, Gebr. Paetel, 1883. S. 548.

D. H. Martensen, Aus meinem Leben. Karlsruhe, Reuther, 1883. S. 574.

H. Kiegel, Das herzogliche Museum in Braunschweig. S. 575.

W. Raabe, Prinzessin Fisch. Braunschweig, Westermann, 1883. S. 575.

M. Greif, Gedichte. Stuttgart, Cotta, 1883. S. 576.

Wiener Nebrude. Wien, J. Koncgen, 1883. S. 683.



Gladstone und die irischen Revolutionäre.



ie weit Regierungen mit den Grundsätzen der liberalen Doktrin kommen, wenn die Revolution zu bekämpfen haben, zeigt recht deutlich der eklatante Mißerfolg der irischen Politik des gegenwärtigen britischen Kabinetts. Die auf Trennung Irlands von England hinarbeitende Partei ist weder durch die Zugeständnisse Gladstones befriedigt und versöhnt, noch durch sein Zwangs Gesetz eingeschüchtert und gebändigt worden, sie greift ihre Gegner jetzt sogar auf deren eigenem Boden an, indem sie ihre Unthaten vom irischen Gebiet auf englisches überträgt und fast zu gleicher Zeit in und bei der Hauptstadt nicht weniger als drei Attentate begeht. Im Ministerium für die Lokalregierung zu London fand eine Dynamitexplosion statt, nachdem zwei Stunden vorher in der Redaktion der Times eine Büchse mit Sprengstoff explodirt war, und bald nachher wurde bei Windsor (angeblich?) die Schriftstellerin Florence Dixie in ähnlicher Weise wie vor Jahresfrist Cavendish und Bourke mit Dolchen angefallen und nur durch den Beistand ihres Hundes vor der Ermordung bewahrt. Im letztern Falle schreibt man das Attentat dem Umstande zu, daß Lady Dixie wiederholt die Herren Barnell und Egan ungebührlicher Verwendung der für die Zwecke der Landliga gesammelten Gelder bezichtigt hatte. Die Londoner Verbrechen aber bezeichnet die öffentliche Meinung als die Antwort der Jenier auf die Rede, die Gladstone Tags vorher im Unterhause gegen Barnell und Genossen gehalten hatte.

Barnell, der Führer der Landliga, hatte einen Gesekentwurf zur Abänderung der Landakte von 1881 eingebracht. Die letztere hatte zwar das Recht der Gutsherren auf freien Vertrag mit den Pächtern beseitigt, doch blieben jene befugt, sich hoffnungslos zahlungsunfähiger Pächter unter gewissen Umständen zu entledigen und nach Verlauf einer bestimmten Zeit neue Pachtungen

zu schaffen. Parnell wollte dies und noch manches andre abgeschafft wissen: der Landbesitzer sollte nach ihm gar kein Recht mehr haben, der Landbebauer alles Recht; er sollte nicht bloß in den Genuß der von ihm vorgenommenen Verbesserungen, sondern auch in den der Verbesserungen aller seiner Vorgänger auf der Pachtung eingesetzt werden. Nicht zufrieden mit diesen ungeheuerlichen Forderungen, welche einer gänzlichen Depossidierung der Landeigentümer nahe kamen, klagte er zugleich die irischen Landkommissäre verleumderischerweise der Bedrückung der Pächter an, womit er offenbar selbstsüchtige Zwecke verfolgte. Er wollte unter den Wählern daheim die Unzufriedenheit schüren, und er gedachte die Gemüter der Irländer in Amerika zu reichlichen Spenden zu einem neuen Kreuzzuge gegen die verhaßten Sassenach willig zu stimmen. Er hatte eine abermalige Pilgerfahrt nach den Vereinigten Staaten vor, die ihm Gelder zur Bezahlung einer vermehrten Armee von Homerulern verschaffen sollte. Sein Antrag wurde vom Unterhause mit großer Majorität verworfen, und die Erklärungen, die der Premier während der Verhandlung der Sache abgab, waren der Art, daß jede Aussicht auf weitere Erörterung derselben im Jahre 1883 dahinschwand. Er sprach einmal deutlich, von der Leber weg, ohne Phrasennebel, er ließ Herrn Parnell und seiner Gefolgschaft nicht die geringste Ermütigung zu Teil werden, die Regierung antwortete durch seinen Mund auf das Begehren der irischen Revolutionäre mit einem unbedingten und uneingeschränkten Nein. Sie konnte nicht anders handeln. Die Landakte von 1881 gründete sich auf die von dem Homeruler Redmond eingebrachte Bill, die im Plane der Regierung durch Beseitigung ihrer zu weit gehenden Klauseln gemildert wurde, und als diese im Komitee als Verbesserungsanträge wiederkehrten, trugen die Minister Sorge, daß sie von der Mehrheit verworfen wurden. Die irischen Abgeordneten fügten sich damals ins unvermeidliche, bis sie sich jetzt entschlossen, das Kriegsglück noch einmal zu versuchen.

Zwischen dem Auftreten der englischen und schottischen und dem der irischen Parlamentsmitglieder herrscht ein großer Unterschied, wenn sie Reformen befürworten. Jene suchen zu überzeugen, diese unterstützen ihre Gründe mit Drohungen. Jene sind gewohnt, wenn sie die Grundgedanken eines Antrags auseinandersetzen, die Vorteile der Neuerung zu betonen und darauf hinzuweisen, daß die öffentliche Meinung ihr zustimmt. Sie gedenken zu diesem Zwecke der Äußerungen der Presse, der Volksversammlungen und der Petitionen, welche erklären, daß eine Reform dringend geboten sei; niemals dagegen kommt es ihnen in den Sinn, Gewaltmittel zur Erreichung ihres Zieles auch nur im Hintergrunde zu zeigen. Ganz anders die irische Brigade. Nicht genug, daß man hier seine Sache auseinandersetzt und nach Möglichkeit empfiehlt und sie dann der Entscheidung des Hauses überläßt, man droht für den Fall, daß diese ungünstig ausfällt, mit Aufruhr und Empörung. So auch diesmal Parnell, der deutlich merken ließ, daß im Hintergrunde seiner Überzeugung von der

Güte seiner Sache der Gedanke an Brandfackeln, Dolche und Revolver laueren. „Die Reformen, die ich erstrebe, sagte er, müssen gewährt werden, damit dauernder Friede, gute Ordnung und Ruhe in Irland gesichert sei,“ das heißt, das Gegenteil von Freude, Ordnung und Ruhe wird natürlich herrschen, falls man sich weigert, mir meine Forderung zu erfüllen.

Gladstone ließ sich dadurch nicht imponiren, er bot den Drohungen der Parnelliten Troß und verleugnete die radikale Gruppe seines eignen Kabinetts, deren Führer Chamberlain ist. Die Rede, mit der er Parnells Äußerungen beantwortete, hatte an mehreren Stellen einen ungewöhnlich mannhaften Charakter. „Wir betrachten es, sagte er, als einen wesentlichen Teil unsrer Pflicht, die klare Erkenntnis zu erwecken, daß wir nicht imstande sind, Hoffnungen zu ermutigen, daß die Bestimmungen der Landakte eine Störung erfahren könnten.“ Und an einer andern Stelle bemerkte er mit Bezug auf Parnells Anträge: „Die Regierung kann nicht versprechen, diese Bill zu unterstützen, sie kann sich auf ein Unternehmen, das mit ihren deutlichen Erklärungen, keinen Vorschlägen zustimmen zu können, welche die Bestimmungen der Landakte ändern würden, gänzlich im Widerspruche steht, nicht einlassen.“ Die irischen Mitglieder des Unterhauses haben denn auch diese Sprache verstanden. Sie erklärten, Gladstone habe „die Maske abgeworfen,“ er habe „über seine Meinung keinen Zweifel übrig gelassen,“ seine Ausdrucksweise sei „ernst und selbst drohend gewesen,“ und die Regierung „gehe von neuen Grundsätzen aus.“ Der von Parnell hingeworfene Handschuh ist von Gladstone aufgehoben worden, und er hat ihm höflich zwar, aber in nicht mißzuverstehender Weise erklärt, er müsse sich bei dem von ihm neu eröffneten Kriege „innerhalb der Grenzen der Gefezlichkeit und der freien Diskussion halten.“ Die Regierung hat aber in dieser Rede nicht nur weitere Zugeständnisse an die irischen Radikalen verweigert, sondern auch deutlich Chamberlains unverständige Auslassung vom 23. Februar d. J. desavouirt. Chamberlain fragte damals in einem feurigen und schwungvollen Sermon: „Was gedenken Sie für die große Masse des irischen Volkes zu thun? Wie wollen Sie der Unzufriedenheit begegnen, die noch immer in Irland herrscht?“ Gladstone antwortete seinem Kollegen: „Wir haben genug gethan für das irische Volk, es muß jetzt seinen Pacht bezahlen und dem Gesetze gehorchen.“

Durch die Landakte von 1881 legte die Gesezgebung den irischen Grundeigentümern außerordentliche Opfer auf. Sie hatte dabei den Zweck vor Augen, in einem durchwühlten Lande Ordnung und Frieden zu schaffen. Die Liberalen, denen in der Erinnerung an die alten schweren Sünden der englischen Herrschaft in Irland das Gewissen schlug, suchten sich auf dem sonderbaren Wege davon zu befreien, daß sie ein Gesez machten, nach welchem ein Teil der Irländer dem andern seine Verpflichtungen erlassen mußte. Man dachte dabei allerdings, daß die verminderten Pachtgelder von jetzt ab pünktlicher eingehen, die Ver-

pächter also nicht übel dabei fahren würden. Hätte diese Erwartung sich erfüllt und wären zugleich Ruhe und Frieden in Irland eingekehrt, so hätte man sich das Opfer gefallen lassen können. Es wäre dann ungefähr dasselbe gewesen wie 1838 die Reform der Zehnten, welche die protestantische Geistlichkeit bis dahin mit Mühe von den katholischen Irländern eingetrieben hatte und nunmehr durch Anweisung des Gutsherrn erhielt, wenn auch mit Abzug eines Viertels des frühern Betrages. Diese Erwartung traf aber nicht ein, die Grundbesitzer wurden durch das Gesetz verkürzt, vom Volke bedroht und gemißhandelt, und nicht wenige verarmten. Die Regierung, die soviel für die Pächter gethan, sollte jetzt auch an die Verpächter denken und sie im Genusse der ihnen gebliebenen Rechte schützen. Sie sollte und könnte nach dem jetzt herrschenden Gesetze dafür sorgen, daß der billig angelegte Pacht richtig gezahlt wird, sie sollte die Rotten von Übelthätern, welche sich dem mit Mord und Brand entgegengestellt, mit rücksichtsloser Strenge verfolgen und strafen, sie sollte die bezahlten Wähler, welche Irland aufheizen und an Amerika appelliren, durch Einsperrung stumm machen, sie könnte auf der Grundlage von Zugeständnissen, welche den Irländern jahrelang verweigert, zuletzt aber reichlich gewährt wurden, Ruhe und Ordnung herstellen.

Die Radikalen sagen: „England fand in Irland keine Freunde, als die Landakte Gesetz geworden und die Akte gegen die agrarischen Verbrechen noch ungeboren war; wieviel weniger Liebe wird ihm dort zu Theil werden, wenn es neue Forderungen abschlägt und strengen Zwang übt?“ Darauf ist zu antworten: Strenge erzieht zur Gesetzmäßigkeit, die Irländer haben sich oft als Querköpfe und sinnlose Fanatiker gezeigt, sind aber keineswegs alle so unverständlich, daß sie nicht wüßten, wo ihr wahrer Vorteil liegt, Nachgiebigkeit nach dem Recepte Chamberlains würde sie nur trotziger und anspruchsvoller werden lassen, vor einer starken und ihre Stärke gehörig gebrauchenden Regierung dagegen werden sie sich sehr bald beruhigen. Die Geschichte des Landes berichtet, daß die liberalen Ministerien sich in den letzten fünfzig Jahren häufig gezwungen sahen, die Habeas Corpusakte zeitweilig aufzuheben, weil sofort nach Eintritt der Whigs in die Regierung im Hinblick auf deren Duldsamkeit Wühlereien in Szene gesetzt wurden. Irland unter gerechten, streng gehandhabten Gesetzen wird die Engländer nicht lieben lernen, dieselben werden aber im Bewußtsein, ihre Pflicht gegen den Staat zu erfüllen, auch ohne diese Liebe verkommen können, wie wir ohne die Liebe der Polen.

Die Londoner Dynamitexplosionen, von denen die im Bezirk von Whitehall bis in das Parlamentsgebäude hinein gefühlt wurde, aber glücklicherweise keinen wesentlichen Schaden anrichtete, waren, wie wir sagten, die Antwort auf Gladstones Erklärung, daß die Regierung sich zu weiteren Zugeständnissen nicht herbeilassen könne. Sie gingen von derselben Seite aus wie früher der Angriff auf das Gefängnis von Clerkenwell, d. h. von den Feniern, die noch immer

darauf bedacht sind, die englische Gesellschaft durch eine Art Schreckensregiment einzuschüchtern und mürbe zu machen. Die Übelthäter ermangelten nur der erforderlichen Kenntniss und des nötigen Geschickes, wenn sie mit ihren Attentaten nicht mehr Schaden stifteten, an bösem Willen fehlte es ihnen nicht, und jene Kenntniss, jene Geschicklichkeit werden sich mit der Zeit einstellen. Man hat sich weiterer Schandthaten dieser Art zu versehen, und es ist sehr möglich, daß sie besser gelingen. Man sollte darum alle Mittel anwenden, um den eigentlichen Urhebern dieser Greuel, den Anstiftern, auf die Spur zu kommen, die weit gefährlicher und schuldiger sind als die Duben, die sich von ihnen als Werkzeuge gebrauchen lassen. Sie sind durch unbedachte Äußerungen dreist gemacht und aufgestachelt worden, sie werden täglich durch Brandreden weiter entflammt, es ist hohe Zeit, daß die Regierung sich auf ihre Pflicht besinnt, daß die Minister sich einer vorsichtigeren Sprache befleißigen als Chamberlain, und statt Öl ins Feuer zu gießen, sich bemühen, es auszutreten.

Wenn wir die Londoner Attentate und ebenso den Angriff auf Lady Dixie den Feniern zuschreiben, so folgen wir dabei der englischen Presse. Doch muß man sich dabei vor einem Mißverständnisse hüten. Die Explosion und der Mordanfall bei Windsor sind von jener verwickelten und proteusartigen Organisation ausgegangen, welche nicht bloß die alten Fenier, sondern auch die Urheber des sogenannten Boycoting-systems, die Irrelærer, die von einem „ungeschriebenen Gesetze“ faszeln, und die Halbwilden in sich begreift, welche Klubs von Meuchelmördern, Brandstiftern und Viehverstümmelern bilden. Die Entwicklung dieser Organisation begann im Jahre 1879, und die Vereinigung aller dieser Gruppen von Revolutionären ist von jener Zeit an bis auf diesen Tag der Ausgangspunkt hunderter von schweren Verbrechen gegen das Leben und das Eigentum gewesen. Viele davon wurden von den Radikalen auf den Grund hin, daß sie politischer oder agrarischer Natur seien, entschuldigt. Häufig wurden und werden noch jetzt Anstrengungen von jener Seite gemacht, die Handhabung der Gerechtigkeit zu erschweren und den Arm der Exekutivgewalt zu lähmen. Man sollte jetzt, angesichts dieser neuen Greuelthaten der Verschwornen, die mitten in der Hauptstadt Englands gewagt wurden, von solcher Toleranz absehen. Es ist mehr als doktrinaire Thorheit, es ist geradezu Mitschuld an jenem verbrecherischen Treiben, wenn die Radikalen milde Worte zur Bezeichnung desselben haben und es sogar verteidigen, es ist dem Verrate gegen den Staat gleichzuachten, der durch diese bössartige Seuche zwar nicht in seinem Bestande bedroht, wohl aber an seinem Rufe besleckt und an der Person und dem Besitze seiner Angehörigen geschädigt wird. „Die Explosion in der Charlesstreet, sagt ein konservatives englisches Blatt, erfolgte unmittelbar nach der festen und höflichen Antwort des Ministerpräsidenten auf Barnells Rede und auf die neue Kriegserklärung dieses Parteiführers sowie auf seine Weigerung hin, mit oder ohne Entrüstung sein ungesetzliches Treiben aufzugeben. Das Zusammen-

treffen — wir wollen es nicht ärger bezeichnen — deutet ganz auf dieselben Dinge hin wie das Zusammenfallen der Mordthaten im Phönixpark zu Dublin mit den Verhandlungen [der Regierung mit Parnell] im Gefängnisse von Kilmainham. Wir wollen keinen Schluß daraus ziehen, aber niemand kann hindern, daß das doppelte Phänomen sich wie ein Spuk vor seinem Geiste hinstellt. Die Regierung ist verpflichtet, keine Mühe zu sparen, um die verborgenen, hoch oder tief liegenden Quellen dieser heillosen und nicht enden wollenden Verbrechen aufzufinden und zu verstopfen. Sie kann sich dabei auf kräftige Mitwirkung einer gesekliebenden, friedfertigen und fleißigen Bevölkerung verlassen, welche wiederum an ihrem Herd und Heim von den ebenso grausamen als schmutzigen Handlangern des Verbrechens, der Zerreißung des Landes und des Umsturzes angefallen worden sind.“

Die englischen Freunde Parnells, die Radikalen, wollen ihn und seine Anhänger als nicht mit den Attentaten im Zusammenhang stehend betrachtet wissen. Die Fenier sollen ihm feindselig gesinnt sein, weil er die Trennung Irlands von England auf verfassungsmäßigen Wegen betreibe. Aber wenn der Angriff auf Lady Dixie den Ursprung und die Bedeutung hat, die man ihm in England zuschreibt, so fällt die Annahme eines Zwiespaltes zwischen den Feniern und dem Führer der Landliga sofort weg. Wäre dieser der Leiter einer Bewegung, die jenen, wie man zu sagen pflegt, nicht in den Stram paßte, wie würden dann die irischen Verschwörer auf den Gedanken gekommen sein, an einer Dame Rache zu üben für Vorwürfe und Anklagen in Geldsragen, die sich nicht gegen D'Donovan Rossa, den obersten Beamten der Fenierbrüderschaft, sondern gegen Parnell und Egan, die Führer der Landliga, richteten? In Wirklichkeit ist die Behauptung, daß die Homeruler, Nationalisten und Landligisten mit den Feniern auf gespanntem Fuße lebten, längst veraltet und widerlegt. Früher allerdings hielten sich die letztern von den „konstitutionellen“ Wählern fern. Michael Davitt aber brachte eine Vereinigung aller Elemente der irischen Revolutionsparteien zustande. Die Landliga wurde das verbindende Glied zwischen den Feniern und den Parnelliten oder Homerulern, und das Bündnis der beiden Genossenschaften, welches zwar nicht ausdrücklich abgeschlossen wurde, trotzdem aber auf ein sehr enges Einvernehmen hinauslief, ist niemals gelöst worden. Ehedem machten sich die Nationalisten ein Vergnügen daraus, die Versammlungen der Homeruler mit dem Aufgebot von Böbelrotten zu sprengen, aber niemals hat man gehört, daß den Anhängern Parnells etwas derartiges widerfahren wäre. Sie sahen ihm zu und nahmen ihn stillschweigend hin, nicht als Führer, aber als Mitarbeiter, Vorbereiter und Bahnbrecher. Dieses Verhältnis war jedem Beobachter der öffentlichen Vorgänge im politischen Leben Irlands klare Thatsache, und es bedurfte dazu durchaus keines förmlichen Vertrages. Man arbeitete ohne einen solchen einander in die Hände. Alle Gruppen der irischen Opposition strebten einem und demselben Ziele zu, der Lostrennung

Irlands von England. Missethaten wie die der polnischen Hängegendarmen, der russischen Nihilisten, der italienischen Irredentisten und der französischen Anarchisten, die Ermordung von Gutsherren und Staatssekretären, die Obstruktionsversuche im Parlamente, antienglische Reden vor irischen Volksversammlungen, Anrufungen amerikanischer Hilfe gegen die „sächsischen Zwingherren und Unterdrücker,“ Dynamitbomben in London — alles das waren Mittel zu demselben Zwecke, der Befreiung des irischen Volkes von der britischen Oberherrschaft.

Was ist nun gegen dieses Treiben zu thun? In der Presse sind von unverantwortlicher Seite Ratschläge laut geworden, die auf sehr extreme Dinge hinauslaufen. Etwas wie ein Kreuzzug gegen alle Irländer zur Rache für die Schändlichkeiten der amerikanisirten Söhne der Smaragdinsel sollte in Szene gesetzt werden. Es wäre eine schreiende Unbilligkeit gegen die vielen unschuldigen Paddy, die in den englischen Städten, besonders denen im Westen, harmlos ihrem Erwerbe nachgehen. Die wahre Waffe gegen die Fenier und ihre zahmeren Verbündeten würde eine strengere Gesetzgebung und Verleihung von mehr Macht an die Polizei sein. Es ist eine seltsame Thatsache, daß gegenwärtig England den jeniischen Verschwörern größere Sicherheit gewährt als Irland. In Dublin kann jetzt unter den Repressionsgesetzen ein Meuchelmörder ohne weiteres verhaftet, festgehalten, abgeurteilt und bestraft werden, und Haus-suchungen werden sofort vorgenommen, wenn ein Verdacht vorliegt. In England giebt es nichts der Art, das Haus ist unantastbar, und der Fenier kann unter dem Schutze der englischen Freiheiten ungehindert und in aller Bequemlichkeit seine mörderischen und brandstifterischen Pläne zur Ausführung vorbereiten. England ist das Herz und das Zentrum des britischen Reiches, und doch ließen es die liberalen Herren, die am Ruder stehen, bisher schutzloser als die Nachbarglieder jenseits des Georgskanals. So ist denn das erste, wofür zu sorgen ist, daß die Geltung der Crimes Act, die in Irland ziemlich gute Dienste leistet, von dort auf England ausgedehnt werde, so daß verdächtige Persönlichkeiten ohne Säumen und Weitläufigkeiten zur Haft gebracht und in Untersuchung gezogen werden können. Das würde zur Folge haben, daß viele jener irischen Abenteuerer aus dem Yankee-lande, welche die englischen Städte unsicher machen und in behaglicher Ruhe Verschwörungen anzetteln, weil das Gesetz sie vor der Polizei schützt, es dort nicht mehr geheuerlich finden und sich sobald als möglich verziehen würden. Ferner sollte — so schlagen selbst solche englische Blätter jetzt vor, die sich zu den Liberalen rechnen — eine besondre geheime Polizei mit dreifachem Zwecke, zur Überwachung Amerikas, Irlands und aller englischen Orte, wo viele Irländer ihren Wohnsitz aufgeschlagen haben, errichtet werden, und zwar ohne Verzug.

„Die kindische Pedanterie der doktrinären Liberalen,“ so läßt sich eins dieser Blätter vernehmen, „dieser Herren, die, wenn sie mit groben Verbrechen zu thun

haben, von verfassungsmäßigen Sicherheiten plappern und sich in Rhapsodien über die geheiligten Rechte der Staatsbürger ergehen, sollte beiseite gethan werden als nur geeignet für die Studirstube und den Debattirklub, nicht für praktische Staatsmänner und vernünftige Leute in einer Stunde, wo es zu handeln gilt. Die Aufgabe, welche die Regierung vor sich hat, ist nicht politischer Natur, sondern eine Verwaltungssache. Sie hat es mit einer furchtbaren verbrecherischen Organisation zu thun, die allerdings eine politische Maske in Gestalt einer Agitation vorgenommen hat, ihrem Wesen nach aber eine Verschwörung zu Gewaltthaten und Gesetzverletzungen ist. Nichts, was man auf dem Wege von Zugeständnissen thun könnte, weder Übereinkünfte noch Vergleiche, können etwas an den Umständen ändern, nichts als gesteigerte polizeiliche Wachsamkeit, Anerbietung reichlicher Belohnungen für die, welche Enthüllungen machen können, und festes Frontmachen gegen die irische Revolution mit ihren Mordplänen. . . . Als der Staatssekretär Forster einst die Irish World [ein Newyorker Blatt der Fenier] zitierte, um zu zeigen, daß Parnell den größern Teil seiner Agitationsgelder von einem Redakteur erhalte, welcher das Verbrechen empfahl, behauptete der irische Wühler, dieses Blatt nie gelesen zu haben. »Aber,« so fuhr er fort, »der sehr ehrenwerte Herr hatte es gelesen. Ich hatte keine Gewalt über das Blatt, er aber gestattete, nachdem er es gelesen, dessen Verbreitung über ganz Irland, sodaß er für die Sprache, die es enthielt, verantwortlicher als ich ist.« Diese Antwort war nicht unzutreffend. Warum sollte irgend eine englische Regierung geschriebene oder gesprochene Revolution fortwährend predigen und Verbrechen hervorrufen lassen? Herr Forster duldete aus Bärtlichkeit gegen die Presse die Verbreitung jener Zeitung, die er zitierte, um Parnell der vorgängigen Beihilfe zu systematischer Gesetzverletzung anklagen zu können. Parnells Antwort war: die liberale Milde und Langmut ist es, die man anklagen muß, und es ist schwierig, in Abrede zu stellen, daß er damit das Rechte traf.“

Polizeimaßregeln also, Belohnung von Spionen, das Haus des Engländers vorläufig nicht mehr „seine Burg,“ Schmälerung der Pressfreiheit. In der That, man traut seinen Augen kaum, wenn das dieselben Herren schreiben, welche unser Sozialistengesetz verurteilten. Ihre Vorschläge schmecken geradezu nach der dritten Abteilung in Petersburg, und wir vermögen keinen Unterschied zu entdecken zwischen ihnen und den Maßregeln, die gegen die Nihilisten ergriffen wurden und geholfen zu haben scheinen. Aber der Engländer ist trotz des Umsichgreifens des Radikalismus im großen und ganzen immer noch ein praktischer Geist, und so steht er, wenn es ihm selber an den Krügen geht, nicht an, mit Beiseitesetzung des liberalen und konstitutionellen Krimskrams sich aus dem Zeughaufe der Gegenpartei dagegen zu bewaffnen. Wie unpraktisch und pedantisch war dagegen das Verhalten der deutschen Liberalen zu dem Gesetztentwurfe in Betreff der Sozialdemokraten!

Weiter hat man in der Angst vor den nun auch in London mit Sprengstoffen aufgetretenen Feniern und Genossen und in der Hitze des Gefechts den Vorschlag gehört, man solle die irische Partei aus dem Parlamente stoßen und ihren Wählern das Stimmrecht entziehen. Wir finden diesen Gedanken ebenso unbillig als unnötig. Die Genossenschaft Parnells ist im Unterhause nur mächtig und gefährlich, weil englische Parteien zu geneigt sind, mit Leuten, die sie möglicherweise unterstützen können, zu kokettiren, oder solchen, die ihnen wahrscheinlich Widerstand leisten werden, zu schmeicheln. Die Redseligkeit der Homeruler ist nur deshalb so verdrießlich breit, weil die Regeln des Unterhauses der Geschwägigkeit fast gar keine Schranken setzen. Die englische gesetzgebende Versammlung ist unsers Wissens die einzige in der Welt, wo über Anträge und Vorschläge bis ins unendliche hinein geschwätzt werden darf, und wo man langweiligen Menschen erlaubt, während die Kollegen der Mehrzahl nach in den Speisesaal verschwunden sind, vor sechs oder sieben derselben die Zeit mit Gerede zu vergeuden. Wenn man geeignete Vorkehrungen zur Beschränkung des Beitrags an Rede trafe, mit welchen das Parlament trotz der neulichen Reform der Geschäftsordnung noch immer heimgesucht werden kann, so würde die irische Partei im Hause der Gemeinen bald so harmlos werden, wie eine Wespe, der man den Stachel ausgezogen hat. Sind ferner einmal drastische Mittel notwendig, so darf man sie ohne Zweifel nur gegen einzelne, nicht gegen ein ganzes Volk anwenden. Z. B. würde es an Wahnsinn grenzen, wollte man der Stadt Cork ihr Wahlrecht nehmen, weil sie Parnell ins Parlament geschickt hat. Würde dagegen der jetzige Vertreter dieser Stadt der Verschwörung gegen Gesetz und Staat überführt, so könnte man dem Urtheile sehr wohl die Klausel beifügen, er sei fortan für so und so viele Jahre nicht wählbar. Es kann sich ferner fragen, ob irgend welche Agitation für eine Lostrennung Irlands von England auf irischem Boden weiter zu dulden sei. Unter dem lügenhaften und sehr durchsichtigen Vorgeben, daß sie lediglich für Aufhebung einer Parlamentsakte wirkten, haben die Agitatoren jahrelang Haß gegen England ausgesät. Die Union ist ein ebenso fundamentaler Teil der Verfassung wie die Monarchie selbst, die sich gleichfalls auf einen Parlamentsbeschluß, die Successionsakte, gründet, und es würde ganz so logisch sein, eine Agitation für die Absetzung der Königin zu gestatten, als eine solche, die auf Durchschneidung des Bandes abzielt, welches die gesetzgebenden Gewalten der beiden Inseln aneinander fesselt, namentlich wenn man weiß, daß die Agitatoren Hochverrat und Bürgerkrieg im Auge haben. Der Krisis muß mit straffer Gerechtigkeit und Energie entgegengetreten werden, nicht mit Maßregeln sozialer oder parlamentarischer Proskription, die sich gegen Irländer kehren, welche nicht gegen das Gesetz verstoßen haben.

Es ist jetzt Mode geworden, in ängstlichem Tone von den furchtbaren Kräften zu reden, mit denen die Chemie heutzutage die Revolution bewaffnet hat, und beinahe anzudeuten, diese Kräfte seien unwiderstehlich. Das ist Über-

treibung. Sie sind von schrecklicher Wirkung, aber keineswegs unwiderstehlich. So gewaltig die neuen Waffen der Feinde der Ordnung sind, es giebt etwas mächtigeres als sie, die alten Kräfte der sozialen Vereinigung, die wir in dem einen Worte Staat zusammenfassen. Wäre es nicht so, dann würde man an der bürgerlichen Gesellschaft, ja an der Menschheit verzweifeln müssen. Dieselbe wäre dann bestimmt, in den Zustand der Barbarei zurückzuerfallen, aus dem sie durch die Bildung von Staaten herausgehoben wurde, und zu dem sie rasch wieder umkehren würde, wenn es sich zeigte, daß das Individuum, von der Wissenschaft bewaffnet, stärker als die Gesamtheit wäre. Die Fenier werden England nicht in andre Bahnen lenken, ob sie daheim oder in Irland angreifen, sie werden im Gegenteil über kurz oder lang unterliegen. Als sie Cavendish und Bourke erdolchten, traten unverzüglich zwei andre energische Männer an deren Stelle, die mit der strengsten Zwangsakte versehen wurden, die seit dem Bestehen der Union ergangen ist, und die „Politik der Explosionen“ in England wird ihnen nichts besseres eintragen als die „Politik des Meuchelmordes“ in Irland.



Das rote Kreuz in Deutschland.



ie freiwillige Krankenpflege hat während der letzten Jahrzehnte in unserm Vaterlande immer mehr Boden gewonnen. Die betreffenden Vereine haben ihre Ziele weiter gesteckt und in immer steigendem Maße die Neigung zu festem, innerem Zusammenschluß bekundet und sind so imstande gewesen, in Krieg und Frieden bereits großes und segensreiches zu leisten. Namentlich in den Zeiten schwerer Kriegsnot tritt recht augenscheinlich das Verdienst der Männer und Frauen, der Vereine und Genossenschaften zu Tage, welche bestrebt sind, den Sanitätsbehörden des Heeres an die Hand zu gehen in der Pflege verwundeter und kranker Krieger, in der Sorge um deren Unterbringung und Behandlung und in dem Streben nach Beschaffung von Vnderungsmitteln und Annehmlichkeiten aller Art, wie sie die knapp bemessenen staatlichen Mittel nicht zu gewähren imstande sind. Denn wenn auch die modernen Kriege nach dem Prozentsatz der Gefallenen und Verwundeten nicht so blutig sein mögen wie die Schlachten früherer Feldzüge, so muß doch die absolute Ziffer der Kampfunfähigen mit den Massen, welche die allgemeine Wehrpflicht jetzt allenthalben ins Feld führt, sich fortwährend steigern und dem militärärztlichen Personal die Bewältigung seiner Aufgabe fast bis zur Unmöglichkeit erschweren. Andererseits erscheint es nur zu

natürlich, wenn eine große Zahl von warmen Vaterlandsfreunden nicht unthätig am friedlichen Herde zurückbleiben mag, sondern nach Kräften hilfsbereit beizuspringen wünscht, wenn fast die gesamten waffenfähigen Männer dem Rufe des Kriegsherrn zur Verteidigung der höchsten nationalen Güter gefolgt sind.

Namentlich im letzten französischen Kriege ist auf dem Felde freiwilliger Hilfsleistung für die vor dem Feinde stehenden Landesöhne viel erreicht worden, und tausende von dankbaren Soldatenherzen gedenken mit freudiger Rührung der erquickenden Liebesgaben und der aufopferungsvollen Thätigkeit der Delegirten mit dem Zeichen des roten Kreuzes auf weißer Armbinde im Kriegslazareth und am Schmerzenslager während der Heimfahrt in dem zum Spital umgeschaffenen Eisenbahnwagen. Höheres und vollkommneres aber bleibt noch anzustreben, denn neue kriegerische Verwicklungen werden voraussichtlich die höchste Kraftanstrengung des Einzelnen wie der Gesamtheit erfordern. Die sicherste Grundlage aber für künftige Erfolge auch auf diesem Gebiete wird gewonnen durch richtiges Erkennen und sorgfames Abwägen aller zu Gebote stehenden Mittel und Wege, und dazu erscheint als erstes Erfordernis dringend geboten, daß die zahlreichen deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege genaue Kenntniss davon gewinnen, wo, wie und wann sie mit ihrer Hilfsleistung am sichersten und besten einsetzen, daß jeder einzelne derselben, nach dem herrlichen Motto des *viribus unitis*, als Glied, wenn auch als noch so selbständiges Glied, einer großen, weitverzweigten Gesamtorganisation sich fühlen lernt und diese Anschauung seinen Handlungen zu Grunde legt. Wie aber die Ausübung freiwilliger Krankenpflege im Felde nur im engsten Anschlusse an die bestehenden Heereseinrichtungen und in dem Rahmen der von der Heeresleitung gezogenen Grenzen gedacht werden kann, so stehen selbstverständlich die Aufgaben, welche der freiwilligen Hilfsleistung thatsächlich zufallen, in genauestem Zusammenhange mit der Regelung des militärärztlichen Dienstes. Die Vorschriften in dieser Hinsicht sind aber selbst in den Kreisen, welche den Bestrebungen des roten Kreuzes nahe stehen, nicht in dem wünschenswerten Umfange bekannt, da die preussische Kriegssanitätsordnung vom 10. Januar 1878, bez. die Kriegssanitätsordnung für das bairische Heer vom 10. Februar 1879, Normen geschaffen hat, welche von den 1870—71, also zur Zeit der letzten praktischen Wirksamkeit der Vereine vom roten Kreuze, geltenden Bestimmungen in manchen Punkten nicht unwesentlich abweichen. Unsere Kaiserin, welche bekanntlich allen mit den Zwecken des roten Kreuzes in Verbindung stehenden Bestrebungen dem wärmsten Anteil entgegenbringt und thatkräftigste Förderung zu Teil werden läßt, hatte deshalb einen hohen Geldpreis ausgesetzt für die Bearbeitung eines Handbuchs für die deutschen Vereine der freiwilligen Krankenpflege. Das Buch sollte neben der praktischen auch eine systematische Anleitung geben über das Wirken der Vereine vom roten Kreuze im Kriege und deren vorbereitende Thätigkeit im Frieden, ein lebendiges Bild entwerfen von den Funktionen wie von der Stellung der verschiednen

Organe der freiwilligen Krankenpflege auf Grund der bisher gemachten Erfahrungen, und sollte endlich die Beziehungen der Vereine, Genossenschaften und Delegirten unter einander wie zu den Militär- und sonstigen Behörden und dem kaiserlichen Kommissar zur Anschauung bringen.

Wie schon angedeutet, herrscht schon innerhalb der Vereine selbst keineswegs überall vollkommene Klarheit in Bezug auf diese verschiedenen Punkte. Das große Publikum vollends erkennt zwar nicht die Bedeutung des roten Kreuzes, verhält sich aber im ganzen doch ziemlich gleichgiltig gegen die Friedenthätigkeit der seinen Zwecken dienenden Vereine und besitzt namentlich nur geringe, wenn überhaupt irgend welche Kenntnis von deren innerer Gliederung. Die Sache hat denn aber doch für das gesamte öffentliche Leben eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, und ich hoffe daher bei den Lesern dieser Blätter auf Dank rechnen zu dürfen, wenn ich an der Hand des vortrefflichen Buches, welches den kaiserlichen Preis davon getragen hat,*) in den folgenden Zeilen den Versuch unternehme, in kurzen Umrissen ein Bild von dem Umfange, der Stellung, der Thätigkeit und den weiteren Bestrebungen dieser Vereine zu entwerfen.

Der Preisschrift des Herrn v. Criegern gebührt das Verdienst, in einer lichtvollen Darstellung der sämtlichen einschlägigen Verhältnisse gleichsam das feste, äußere Gefüge des Gebäudes geschaffen zu haben, unter dessen Dache sich die sämtlichen Vereine des roten Kreuzes zu gemeinsamem Wirken zusammenfinden werden.

Zum bessern Verständnis der Thätigkeit, welche die freiwillige Krankenpflege — ein Begriff, unter den die Gesamtheit aller Hilfsleistungen an Material und die Zahl aller der Personen zusammengefaßt wird, welche mitwirken wollen an der Pflege von Kranken und Verwundeten, ohne Mitglieder des Heeres zu sein — während des Krieges entfaltet, scheint es notwendig, zunächst Art und Umfang zu schildern, wie der amtliche Sanitätsdienst der Armee, dessen gesamte Fäden in dem beim großen Hauptquartier befindlichen Chef des Feldsanitätswesens zusammenlaufen, im einzelnen geregelt ist. Unter dem genannten Chef fungirt bei jedem Armeekommando ein Armeegeneralarzt, bei dem Kommando eines Armeekorps der Korps-Generalarzt mit den ihm zugeordneten konsultirenden Chirurgen, bei der Division ein Divisionsarzt und bei der Etappeninspektion, welche sich über ein mehr oder minder großes Gebiet im Rücken des operirenden Heeres ausdehnt, ein Etappen-Generalarzt. Jedem einzelnen Lazareth steht der Chefarzt vor, und innerhalb der Etappeninspektion wird die Sorge für mehrere Lazarethe eines und desselben Armeekorps dem Feldlazarethdirektor übertragen.

*) Das rote Kreuz in Deutschland. Handbuch der freiwilligen Krankenpflege für die Kriegs- und vorbereitende Friedenthätigkeit von Friedrich v. Criegern. Bekrönte Preisschrift. Leipzig, Veit u. Co., 1883.

Den im Getümmel des Gefechts verwundeten Soldaten wird die erste Hilfe durch die Truppenärzte und die im Frieden ausgebildeten Lazarethgehilfen auf dem möglichst nahe hinter der Gefechtslinie angelegten Truppenverbandplakze zu Teil, wohin dieselben durch die der Truppe entnommenen Krankenträger gebracht werden.

Jedes Armeekorps besitzt mehrere sogenannte Sanitätsdetaschements, von denen jedes unter der Führung eines Offiziers und einer Zahl bespannter Krankentransportwagen und Sanitätswagen mit dem nötigen Personal an Ärzten, Krankenträgern, Feldapothekern, Lazarethgehilfen, Militärkrankenwärtern u. s. w. besteht. Mit dem Beginne des Gefechtes tritt auch das Sanitätsdetaschement, welches der Truppe unmittelbar gefolgt ist, in Thätigkeit, sucht die auf dem Gefechtsfelde zerstreut liegenden Verwundeten auf und transportirt sie durch seine Mannschaften nach dem weiter rückwärts eingerichteten Hauptverbandplakze. Hier werden die Verwundeten gelagert, erquickt, untersucht, verbunden, in dringenden Fällen selbst operirt und nach Lage des einzelnen Falles durch Anheftung von weißen oder roten Wundtäfelchen in Schwerverwundete und Leichtverwundete geschieden. Die letztern, welche ohne Nachtheil einen weitem Transport ertragen können, werden den sogenannten Sammelstellen zugeführt und von dort aus weiter nach dem nächsten Etappenorte befördert. Die Schwerverwundeten dagegen sind sobald als möglich in das Feldlazareth zu schaffen, wo die regelmäßige ärztliche Behandlung beginnt und in welchem, da auch die Kranken der Truppenteile hier Aufnahme finden, der Schwerpunkt der amtlichen Sanitätspflege bei der kämpfenden Armee erblickt werden muß. Die Feldlazarethe, von denen jedes Armeekorps mehrere zu je zweihundert Betten besitzt, werden dem Gefechtsfelde so nahe als möglich in vorhandenen Gebäuden oder in Zelten oder Baracken untergebracht. Da dieselben jedoch ihren Truppen im weitem Vormarsche zu folgen bestimmt sind, so ist die größte Sorgfalt ihrer fortwährenden Entleerung zuzuwenden. Diejenigen Pflöglinge, welche nicht binnen kurzer Frist als geheilt wieder zu ihren Truppenteilen entlassen werden können, werden hier nach vier Kategorien in Leichtfranke, Schwerfranke, Leichtverwundete und Schwerverwundete geteilt und, sobald die Möglichkeit vorhanden ist, unter Mitwirkung sogenannter Krankentransportkommissionen rückwärts in den Bereich der Etappeninspektion befördert.

Im ersten Etappenorte, als der Sammelstelle, treffen die vom Schlachtfelde direkt hierher gebrachten Leichtverwundeten nun mit den Leichtverwundeten und Leichtfranken des Feldlazareths zusammen und werden in Etappenlazarethen weiter behandelt, wenn ihre baldige Heilung zu erwarten ist, oder in Krankenzügen, welche aus Personenwagen aller Klassen und aus vorbereiteten Güterwagen zusammengesetzt sind, in die Heimat zurückgeführt.

Die Schwerkranken und Schwerverwundeten finden Aufnahme in den stehenden Kriegslazarethen, aus denen jedoch, um diese Lazarethe für neue An-

kömmlinge von der Feldarmee frei halten und eine Anhäufung Kranker und Verwundeter an einzelnen Stellen vermeiden zu können, gleichfalls auf fortwährende Entleerung das Augenmerk gerichtet werden muß. Diese erfolgt in den sogenannten Lazarethzügen, welche eine geschlossene Formation mit einem ständigen Personal bilden und deren rollendes Material im Inlande aus besonders vorbereiteten Wagen vierter Klasse und andern geeigneten Fahrzeugen zusammengesetzt wird. Reicht die Zahl der Lazarethzüge nicht aus, so werden an Ort und Stelle mit vorhandenen Mitteln nach besten Kräften Hilfslazarethzüge hergestellt. Lazarethzüge und Hilfslazarethzüge fallen unter den Begriff der Sanitätszüge, von deren Benutzung Leichtverwundete und Leichtfranke ausgeschlossen sind.

Den Sanitätsdienst in der Heimat leitet der Chef der Medizinalabteilung im Kriegsministerium, innerhalb der Korpsbezirke der stellvertretende Generalarzt. Nach Anordnung dieser Behörden werden neben den bestehenden Garnisonlazarethen besondere Lazarethe eingerichtet, welche sämtlich während der Dauer des Krieges die Bezeichnung Reservelazarethe führen. Aus ihnen können die Kranken teilweise in Vereinslazarethe übergeführt werden, die Geheilten kehren zu ihren Truppenteilen zurück, die Dienstunbrauchbaren werden ihres Militärverhältnisses entbunden und diejenigen Genesenden, welche einer ärztlichen Behandlung nicht mehr bedürfen, der Privatkrankenpflege überlassen, soweit für sie noch besondere Pflege und Erholung wünschenswert scheint.

Innerhalb dieses gewaltigen Apparates der Sanitätsorganisation finden dann noch die Lazarethreservedepots ihren Platz, welche bestimmt sind, die Bedürfnisse für den Sanitätsdienst bei Truppen und Lazarethen und das Krankentransportmaterial zu ergänzen, soweit der Abgang der erstern nicht durch Requisition oder freihändigen Ankauf an Ort und Stelle gedeckt werden kann. Jedem Armeekorps folgt ein aus zwanzig Fahrzeugen zusammengesetztes derartiges Depot, und die unausgesetzte Füllung dieser letztern erfolgt durch die auf den sogenannten Sammelstationen errichteten Güterdepots, deren erste Sektion lediglich zur Aufnahme von Lazarethverordnungen bestimmt ist.

Bei der Beantwortung der Frage nun, an welcher Stelle und in welchem Umfange die freiwillige Krankenpflege ihre Thätigkeit in Anlehnung an die geschilderten amtlichen Maßnahmen einzusetzen hat, ist zunächst darauf hinzuweisen, daß die Staatsregierung in ihren neuesten Vorschriften diesen Faktor vollständig in Rechnung gezogen hat. Die freiwillige Krankenpflege bildet demnach jetzt einen integrierenden Bestandteil der Sanitätspflege überhaupt und hat damit den Charakter des Zufälligen, zwar an und für sich Wünschenswerten, aber doch Entbehrlichen verloren. Da aber im Kriege die militärischen Rücksichten überall vorwalten und den Ausschlag geben müssen, so kann und soll aus diesem Grunde und um ein einheitliches Zusammengehen zu ermöglichen und jede Zersplitterung zu vermeiden, die freiwillige Hilfe nur da geduldet und an-

genommen werden, wo sie sich den Heereseinrichtungen wie den militärischen Vorschriften und Befehlen völlig unterordnet. Es liegt auch auf der Hand, daß lediglich unter solchen Verhältnissen die freiwillige Krankenpflege etwas zu leisten imstande ist, was ihrem Aufwande an persönlicher Opferwilligkeit und materiellen Gaben einigermaßen entspricht, und wenn auch von vornherein ein bestimmtes Maß von Entsagung dazu gehört, das freiwillig Dargebotene nun unter staatliche Verwaltung zu stellen, so ist doch andererseits nicht zu verkennen, daß damit der während des letzten Krieges wiederholt und wohl nicht ohne Berechtigung erhobenen Klage über einen gewissen störenden Dilettantismus innerhalb der Kreise des roten Kreuzes der Garauß gemacht wird, wie denn auch einzelne unreine Elemente vor der straffen militärischen Zucht von selbst verschwinden müssen.

Nach den neuesten Vorschriften bleibt auf dem Schlachtfelde selbst die Mitwirkung des roten Kreuzes absolut ausgeschlossen, und nur unter besondern Umständen ist es gestattet, daß eine freiwillige Transportkolonne den Sanitätsdetachements angeschlossen wird. Ebenso ist die freiwillige Hilfe in den Feldlazarethen und stehenden Kriegslazarethen auf bestimmte Ausnahmefälle beschränkt, und auch Vereinslazarethe dürfen nur im Falle dringenden Bedürfnisses auf dem Kriegsschauplatz selbst errichtet werden. Dagegen bietet sich der freiwilligen Thätigkeit ein weites Feld in den Etappenlazarethen und den Erquickungs- und Verbandstationen, welche an der Etappenstraße angelegt werden, und bei der Überführung Kranker und Verwundeter von einem Lazarethe in das andre oder in die Heimat. Die Bedienungsmannschaften der Kranken- und Sanitätszüge sollen vorzugsweise dem freiwilligen Personale entnommen werden, und auch die Stellung ganzer Lazarethzüge soll gern zugestanden werden, wenn diese den bezüglichen Anforderungen entsprechen. In der Heimat stellt die freiwillige Hilfe ausgebildete Krankenpfleger und Wärterinnen für die Reserve-lazarethe, übernimmt eintretenden Falles bestimmte Zweige der Lazarethverwaltung selbständig, etablirt Vereinslazarethe, welche wenigstens zwanzig Betten enthalten müssen, und Refonvalezentenstationen, und ist bei der Errichtung von Privatpflegestätten insofern beteiligt, als das Anerbieten zu solchen nur von Personen angenommen wird, denen durch den Vorstand eines Pflegevereins bescheinigt werden kann, daß sie für sorgsame und ordnungsmäßige Pflege des Genesenden die nötige Gewähr bieten. Ein weiterer Zweig der Thätigkeit freiwilliger Krankenpflege besteht in der Sammlung und Zuführung der Gaben von Lazarethbedürfnissen und Erquickungsgegenständen, welche den oben erwähnten Güterdepots übergeben oder in eignen Vereinsdepots aufbewahrt und später in besondern Zügen, in einzelnen Fällen unter Begleitung freiwilligen Personals, der Armee nachgeführt werden. Von besondrer Wichtigkeit scheint endlich die Vermittlung von Nachrichten über die in den Lazarethen befindlichen Soldaten an deren Angehörige, zu welchem Zwecke die freiwillige Krankenpflege

ein Zentralnachweisungsbüreau in Berlin und ein zweites in München errichten wird, dem die Veränderungslisten im Bestande der Lazarethe regelmäßig zugehen sollen.

Trotz dieser Beschränkung auf gewisse Gebiete eröffnet sich dem roten Kreuze ein ausgedehntes Feld der Thätigkeit. Eine harmonische und gleichmäßige Wirksamkeit auf den verschiedensten Punkten desselben, einheitliches Zusammengehen und rechtzeitiges Ineinandergreifen ist aber ohne eine innere feste Gliederung umso weniger denkbar, als voraussichtlich während des Feldzuges die freiwillige Thätigkeit wieder über die jetzt gesteckten Grenzen hinaus in Anspruch genommen werden wird. Deshalb ist zur Leitung der gesamten freiwilligen Krankenpflege in Deutschland, möge dieselbe von Vereinen, Genossenschaften oder einzelnen Personen angeboten werden, der für Krieg und Frieden ernannte kaiserliche Kommissar und Militärinspektor der freiwilligen Krankenpflege berufen, welcher kein Organ des roten Kreuzes selbst ist, sondern als Beauftragter des Kaisers den Verkehr zwischen der Militärbehörde und den einzelnen Gliedern der freiwilligen Hilfe vermittelt. Er überträgt die Ausübung seiner Rechte und Pflichten auf Delegirte und Subdelegirte, deren im Jahre 1870—71 unter den verschiedensten Verhältnissen 1952 thätig gewesen sind. Die Organisation der einzelnen Vereine und Genossenschaften ist jedoch völlig selbständig und von dem kaiserlichen Kommissar in keiner Weise abhängig. Im Kriegsfall machen sie, soweit ihre Friedenthätigkeit sich bereits auf Krankenpflege erstreckt, demselben Vorschläge in Bezug auf die Delegirten, bei deren Auswahl es auf die richtige Persönlichkeit in hohem Maße ankommt, je nachdem dieselben zu den Armeen und einzelnen Korps, zu den Generaletappeninspektionen, zu einzelnen Lazarethen, zu den Verband- und Erfrischungstationen auf dem Kriegsschauplatz, zu den Sigen der stellvertretenden Generalkommandos in der Heimat, den Sammelstationen, den eignen Sanitätszügen, den Reserve- und Vereinslazarethen berufen werden oder als Provinzial- und Landesdelegirte wirken sollen. Die Delegirten ihrerseits mit ihrem gesamten Personal sind den militärischen Kommandostellen, denen sie zugeteilt werden, überall direkt unterstellt, erhalten aber den Befehl, wohin sie sich zu begeben haben, von dem kaiserlichen Kommissar, der sich im großen Hauptquartier aufhält, oder von dessen in der Heimat zurückgebliebenen Stellvertreter. Augenblicklich bekleidet Fürst Pleß den Posten des kaiserlichen Kommissars; für Baiern tritt in mancher Beziehung das Landeskomitee an die Stelle desselben.

Der Krieg selbst mit seinen schweren und zahlreichen Opfern an Gut und Blut stellt natürlich bedeutende Anforderungen an die Hilfe des roten Kreuzes, doch erklärt es selbst mit dem Friedensschlusse seine Thätigkeit keineswegs für beendet, wie die folgende Resolution zur Genüge darthut: Der deutsche Vereinstag (der erste in Nürnberg abgehaltene) erachtet es als eine der nächstgelegenen Friedensaufgaben des deutschen Zentralkomitees und der mit ihm verbundenen

Landesvereine, denjenigen Personen des Militär- und Militärbeamtenstandes, namentlich den im Landwehr- und Reserveverhältnis befindlichen, welche zur Hebung von Verwundungen und Krankheiten, die sie sich im Kriege zugezogen, Baderuren bedürfen, und denen zur Bestreitung der Kosten dieser Kuren, nach Lage der betreffenden Bestimmungen, aus staatlichen Fonds die erforderlichen Mittel nicht überwiesen werden können, letztere möglichst aus Vereinsmitteln zu gewähren.

Andererseits erfordert die Möglichkeit einer ausreichenden und rechtzeitigen Hilfsleistung im Kriege deren durchdachte und umfangreiche Vorbereitung im Frieden. Dies ist umso nachdrücklicher zu betonen, als von vielen Seiten die Friedenthätigkeit der Vereine vom roten Kreuze noch immer geringschätzig betrachtet wird und auch gute Patrioten ihre Gleichgiltigkeit in diesem Punkte mit der völlig verkehrten Phrase zu bemänteln pflegen, im Falle der Not würden Enthusiasmus und Aufopferung schon das Versäumte einbringen.

Die vorbereitende Friedenthätigkeit soll sich nun allerdings auf das hauptsächlichste beschränken und namentlich das innige Zusammenwirken und einmütige Handeln aller Vereine, Genossenschaften und einzelner opferwilligen Personen anzustreben suchen. In dieser Beziehung ist auch bereits viel erreicht worden, nachdem durch die völlige Gleichstellung der Vereine und der einzelnen genossenschaftlichen Ritterorden von dem kaiserlichen Kommissar aller Grund zu Eifersüchteleien in Wegfall gekommen ist.

Die meisten der schon seit längerer Zeit in allen deutschen Staaten unter verschiedenen Namen bestehenden Vereine zur Pflege verwundeter und erkrankter Krieger stellen sich als Männervereine dar. Sie sind sämtlich zu einer festen Gesamtorganisation zusammengeschlossen, und das „Zentralkomitee der deutschen Vereine vom roten Kreuze“ dient als ihr ausführendes Organ, mit welchem die außerdeutschen Vereine zu korrespondiren pflegen und welches auch in der Centralstelle, die der kaiserliche Kommissar bildet, vertreten ist. Neben diesen Männervereinen bestehen aber, und zwar der Zahl nach, namentlich im nördlichen Deutschland, ihnen weit überlegen die „Deutschen Frauenpflegevereine vom roten Kreuze,“ welche im Kriege dem Volke in Waffen, im Frieden der Linderung der Not dienen sollen, wo eine solche unerwartet hervortreten sollte. Die Frauenvereine sind der Mehrzahl nach in den verschiedenen Staaten fest unter einander verbunden. Ihre Verbindung mit den Männervereinen ist noch nicht überall zum Abschlusse gelangt, doch ist dieselbe allseitig als im höchsten Grade ersprießlich, ja notwendig erkannt und wird mit allen Kräften erstrebt. Ebenso unterhalten die Vereine auch im Frieden fortwährendes Einvernehmen mit dem kaiserlichen Kommissar, um auf diese Weise einzelne in der bestehenden Organisation un- zweifelhaft vorhandene Lücken und Mängel in fortschreitender Entwicklung auszufüllen und zu verbessern.

Neben dieser organisatorischen Thätigkeit ist aber auch eine theoretische Vorbereitung von großer Wichtigkeit. Es gilt, die Kenntniss der bestehenden

Heereseinrichtungen bis in gewisse Einzelheiten hinein unter den Mitgliedern der Vereine zu verbreiten, umso mehr, als bei dem Gehorsam, welchen dieselben den vorgesetzten Militärbehörden schulden, ein Konflikt mit der Militärgerichtsbarkeit und der disziplinarischen Strafgewalt gewiß nicht außer dem Bereiche der Möglichkeit liegt. Ferner müssen die Vereine schon im Frieden ein klares Bild von dem zu gewinnen trachten, was sie leisten können und wollen, und zu diesem Zwecke in einem Mobilisierungsplan die vorhandenen Mittel an Personen und Material und ihre Verwendung feststellen. Ebenso erscheint es als dringende Pflicht, durch fortgesetzte Agitation für den guten Zweck Mitglieder zu werben und Geld anzusammeln.

In praktischer Beziehung endlich kommt es vor allem darauf an, im Frieden für die Ausbildung eines tüchtigen und geübten Personals Sorge zu tragen. Im Feldzuge 1870—71 sind 19 563 freiwillige Krankenpfleger und Pflegerinnen in Thätigkeit gewesen; diese bedeutende Zahl aber hat den Bedarf bei weitem nicht gedeckt, umso weniger, als manche Personen nicht hinreichend vorgebildet gewesen sein mögen, um völlig den Anforderungen ihres schweren Berufes zu genügen. Besonders hervorgethan haben sich die verschiedenen katholischen Ordensbrüder und barmherzigen Schwestern mit den evangelischen Brüdern des Rauhen Hauses, den Diakonen und Diakonissinnen, und voraussichtlich wird auch in einem spätern Kriege von dieser Seite abermals ein erhebliches Kontingent gestellt werden. Doch auch die Ausbildung von weltlichen Krankenpflegerinnen hat im verflossenen Jahrzehnt bedeutende Fortschritte gemacht; vor einigen Jahren standen mehr als 700 in 28 verschiedenen Instituten ausgebildete Wärterinnen zur Verfügung. Da eine völlige Ausbildung nur in Vereinskrankenhäusern möglich scheint, so muß das Bestreben der verschiedenen Vereine sich nach Maßgabe ihrer Mittel darauf richten, solche Vereinskrankenhäuser selbst einzurichten und zu unterhalten oder mit größern bestehenden Spitälern Abkommen zu treffen.

Der Ausbildung von Krankenwärtern stellen sich große Schwierigkeiten aller Art entgegen. Dennoch ist der Versuch unternommen, und es ist zu hoffen, daß jeder Verein mit der Zeit wenigstens über einige Krankenpfleger wird verfügen können.

Die Bereitstellung von Sanitätstransportkolonnen ist mancher Orten schon ins Auge gefaßt und sollte immer weitere Ausdehnung gewinnen. Die Hauptsache bleibt die Heranziehung von durchaus zuverlässigen, tüchtigen Männern; namentlich ist in dieser Richtung das Zusammenwirken mit verschiedenen bestehenden Gesellschaften, namentlich den Turnvereinen, anzuempfehlen.

Die käufliche Erwerbung ganzer Lazarethzüge würde wohl die Mittel der heimatischen Vereine zu sehr in Anspruch nehmen, aber die Beschaffung der vorchristsmäßigen inneren Wageneinrichtung wird sich in vielen Fällen als sehr nützlich erweisen, da diese leicht in den später gemieteten oder requirirten Fahr-

zeugen angebracht werden kann. In ähnlicher Weise können Vorbereitungen getroffen werden, um das gewöhnliche Bauernfuhrwerk zum bequemen Transportmittel umzugestalten. Doch sollen die Vereine nur solche Gegenstände im Frieden bereits beschaffen, welche bei Ausbruch eines Krieges nicht ohne weiteres allenthalben und in ausreichender Menge für Geld zu bekommen sind. Was aber an Lazarethbedürfnissen und dergleichen vorsorglich angesammelt wird, ist durch gute Aufbewahrung in brauchbarem Zustande zu erhalten und regelmäßig zu ersetzen. In letzter Hinsicht empfiehlt sich die Anlage von Musterdepots, welche Aufschluß gewähren über die mancherlei notwendigen und wünschenswerten Gegenstände, wie über die Art ihrer Aufbewahrung.

Die werktthätige Arbeit des roten Kreuzes in den Tagen der Bedrängnis wird überall und von jedermann rühmend anerkannt, aber auch die Vorbereitung im Frieden erfordert nach den vorstehenden Andeutungen nicht allein die umfassende, hingebende Thätigkeit einer großen Zahl von Personen, sondern bedarf auch zur Durchführung ihrer segensreichen Zwecke bedeutender Mittel. Das Buch des Herrn von Kriegern ist hauptsächlich geschrieben für ein Publikum, welches den Vereinigungen unter dem Zeichen des roten Kreuzes bereits nahe steht. Doch bin ich der Überzeugung, daß kein Vaterlandsfreund daselbe ohne den Entschluß aus der Hand legen wird, auch seinerseits nun auf irgend eine Weise die Zwecke und Ziele der freiwilligen Krankenpflege zu fördern. Mir selbst aber würde es zu hoher Befriedigung gereichen, wenn diese Zeilen dem einen oder andern Leser d. Bl. zu solchem Entschluß die Anregung gegeben hätten.

Eripzig.

Hermann Vogt.



Zur Erinnerung an Ludwig Spohr.

Von H. M. Schletterer.



er erinnert sich an den Gedächtnistagen lieber Personen, edler und großer Männer nicht gern in Verehrung der Heimgegangenen? Ist es doch, als könnten an solchen Tagen längst Abgeschiedene uns auch leiblich wieder nahe treten, und in unserm Gedächtnis leuchten verblaßte Eindrücke in hellen Farben frisch auf, die unbewußt lange in unsrer Seele schlummerten. So wird auch in meinem Geiste die Erinnerung an einen theuern Mann, einen erhabenen Künstler und einen verehrungswürdigen Menschen, den ein gütiges Geschick mir einst zum Lehrer gab, je mehr der laufende Monat sich seinem Ende zuneigt, täglich lebendiger, und

es drängt mich, einige Blätter hier zusammenzustellen, die imstande sein dürften, auch andern die edle und hohe Erscheinung des nun seit vierundzwanzig Jahren zu ewiger Ruhe Gebetteten zu vergegenwärtigen.

Am 5. April 1784 wurde in Braunschweig Ludwig Spohr geboren. Sein neunundneunzigster Geburtstag steht also nahe bevor. Die Feier desselben gewinnt dadurch noch erhöhte Bedeutung, daß an ihm das Standbild enthüllt werden soll, welches Freunde und Verehrer ihm an dem Orte seiner langen ruhm- und ehrenreichen Wirksamkeit, in Kassel, zu errichten beschloßen haben.

Wem, der ihn persönlich gekannt, muß im Hinblick auf dies Ereignis nicht das Bild des herrlichen Künstlers, der sich in zahlreichen unübertroffenen und unvergänglichen Werken selbst das schönste und beneidenswerteste Denkmal gesetzt hat, lebhaft zurückgerufen werden? Er wird auf der Königstraße im Geiste wieder der majestätischen Gestalt begegnen, die, in einen eng anschließenden Radmantel gehüllt, das mächtige Haupt mit der historischen grünen, oben abgerundeten und mit einem großen Schilde versehenen Mütze bedeckt, würdigen Schrittes zum Theater oder ins Lesemuseum wandelt. Er wird ihn am Dirigentenpulte im Theater sitzen sehen, wie er mit Ernst und Strenge seines Amtes waltet, unfehlbar in seinen Bestimmungen und Anordnungen und keine Mißachtung oder Deutelei derselben duldend. Er wird, wenn er selbst Schüler Spohrs gewesen, tieferregt der bang-glücklichen Momente gedenken, da er, das Geigenkästchen unterm Arme, voll Zagen und Unruhe, wie ihm heute wohl die Lösung seiner Aufgabe gelingen werde, am Holländer Thore von der Straße abbiegend, zwischen Gartenmauern und am alten Kirchhof vorüber zu der von sorgsam gepflegten Blumenbeeten umgebenen traulichen Villa des verehrten Lehrers eilte. Dort findet er den Herrn Generalmusikdirektor mitten im Zimmer stehend, die Hände behaglich in die Brusttaschen des grauen Hausrockes gesteckt und mit freundlichem Wort und gütigem Lächeln den achtungsvollen Gruß des Schülers erwidern. Jetzt schreitet der Verehrte zu einem neben der Zimmerthüre stehenden Tischchen, auf welchem, in eine Lederdecke gehüllt, ein doppelter Geigenkasten steht. Er nimmt den kostbaren, die erstaunlichste und zugleich süßeste Tonfülle bergenden Straduarius heraus, präludirt einige kühne, schwer nachzuahmende Läufer und nimmt dann im bequemen Lehnstuhl Platz, um das Spiel des am Fenster in hellster Beleuchtung stehenden Zöglings mit Auge und Ohr sorgsamst zu überwachen, seinen Vortrag mit einer wunderbaren zweiten Stimme zu begleiten und am Ende, ohne seinen Sitz zu verlassen, ihm nun selbst das betreffende Tonstück in vollendeter, untadeliger Weise vorzuspielen. Kein falscher Strich, keine fehlerhafte Nuance, keine schwankende Intonation entgehen dem strengen Lehrer. Wie blickt sein Auge unwillig auf, wenn es dem Schüler nicht gelingt, seinen Ansprüchen sofort gerecht zu werden! Und wiederum, wie strahlen diese milden, unvergeßlichen blauen Augen freundlich und ermutigend, wenn es dem Schüler glückt, des Meisters Wünschen zu genügen!

Oder wem, der Spohr je im Konzert spielen hörte, wird diese Erinnerung sich verwischt haben? Hat er vor- oder nachher gleiches oder ähnliches gehört? Ist ihm je wieder ein so voller und sieghafter und doch so weicher, edler Geigenton vorgekommen? Eine solche unnachahmliche Grazie und Eleganz des alle, auch die größten technischen Schwierigkeiten mit souveräner Freiheit beherrschenden Vortrags? Hörte er jemals wieder so tiefergreifende, Seele und Ohr mit dem wonnigsten Zauber bestrickende Melodien, so klare, perlende Läufer, ein solch breites und doch so elegantes und zwangloses Staccato? Und dabei dieser Anstand im Auftreten und der ganzen Haltung, diese Würde in allen Bewegungen! Und endlich in ihrer Gesamtheit diese von allen Schlacken, von aller irdischen Unvollkommenheit befreite Leistung!

Doch es ist hier nicht meine Absicht, über Spohr als den größten Geiger, den gefeiertsten Dirigenten, den gewissenhaftesten Lehrer, den klassischen Tonsetzer zu sprechen, nur den edeln, verehrungswürdigen Menschen will ich zu schildern versuchen, den charaktervollen, deutschen Mann von echtem Schrot und Korn, der im Umgange durch seine Eigenschaften des Herzens und Gemütes den hochstehenden und von seiner Zeit mit allgemeiner gerechter Bewunderung gefeierten Künstler fast vergessen ließ.

Spohr liebte es, nach den Mühen angestrenzter Amts- und schöpferischer Thätigkeit während der Theaterferien von Zeit zu Zeit einen Badeaufenthalt zu nehmen. Ein großer Freund der Natur, ausdauernd in körperlichen Strapazen (wie er denn auch ein vortrefflicher Schlittschuhläufer und ein unermüdlicher Schwimmer war), fand er in der Zurückgezogenheit, Ruhe und schönen Umgebung der von ihm gerne besuchten Bäder, namentlich der böhmischen, stets wohlthätigste Erfrischung und Kräftigung. Bereits im Jahre 1824 begleitete er seine erste Gattin, Dorette, geb. Scheidler, eine vorzügliche Harfen- und Klavierspielerin und als solche die Genossin seiner an Auszeichnungen aller Art reichen Kunstreisen, die in der letzten Zeit von einem quälenden Nervenleiden heimgesucht war, nach Marienbad. Für ein ihm damals von der dortigen Musikgesellschaft gebrachtes Ständchen, bei welchem unter Direktion eines Mannes, der im Winter das wenig lukrative Geschäft eines Leinwebers betrieb, Cherubinis Medeenouverture recht gelungen ausgeführt wurde, zeigte er sich dankbar durch die Komposition eines Walzers à la Strauß, der, später bei Haslinger in Wien gedruckt, heute leider aus dem Musikalienhandel gänzlich verschwunden ist. Die, wie es schien, anfänglich mit dem bestem Erfolge gebrauchte Marienbader Kur erwies sich für Spohrs Gattin leider nicht von nachhaltiger Wirkung, denn sie starb schon wenige Monate nach ihrer Rückkehr nach Kassel (20. November 1824). In der Folge wurde Karlsbad der Lieblingsaufenthalt des Meisters. Er besuchte es viermal, 1838, 1842, 1845 und 1849. In spätern Jahren, 1854 und 1859, wandte er sich mit Vorliebe nach dem kleinen, stillen Alexandersbade im Fichtelgebirge, wo die Erinnerung an seine Anwesenheit noch heute

nicht erloschen ist. Die ihm vorgeschriebene Brunnenkur brauchte er stets mit musterhafter Gewissenhaftigkeit, die Vormittage zu vorschriftsmäßigen Spaziergängen, schöne Nachmittage aber immer zu weitem Ausflügen benützend.

Über seinen letzten Karlsbader Aufenthalt berichtet nun ziemlich eingehend der Brief einer hochstehenden und hochgebildeten Dame, welche, in vertrautem Verkehr mit Spohr und seiner Gattin lebend, Gelegenheit fand, einen tiefen Blick in das Wesen des edeln Mannes zuthun. Dieses schätzbare Schriftstück, welches in so liebenswürdiger Weise die Erlebnisse der Kurzeit und das Zusammensein mit dem Künstler schildert, mag hier zuerst eine Stelle finden.

Es war im Jahre 1849, als ich das Glück hatte, mit Spohr und seiner Gattin während der Kurzeit in Karlsbad mehrere Wochen fast täglich zusammen zu sein. Spohr liebte diesen Ort ungemein. Der kräftige Sprudel hob seine kleinen körperlichen Leiden, und der elegisch-romantische Charakter des Tepelthales sympathisirte mit seinem tiefen Seelenleben. Den ihn oft lästigen Kapellmeistergeschäften enthoben, in ungestörtem Umgang mit seiner Gattin, in dem musikalischen Böhmen wie ein Fürst geehrt, erschloß sich hier mehr wie sonst sein Inneres der Außenwelt.

Und er bedurfte der Erholung in diesem Sommer ganz besonders. Mit größtem Interesse war er der Bewegung des Jahres 1848 gefolgt und hatte alle die Enttäuschungen, die dem deutschen Volke in dieser verhängnisvollen Zeit bereitet worden waren, schmerzlich empfunden. Er war niedergedrückt davon als tausend andre, die im Vordergrunde stehend, vielleicht handelnd mit eingegriffen hatten. Jeder Eindruck grub sich entweder ganz und nachhaltig in sein Sinnen und Denken oder ließ ihn völlig unberührt. Der kleine Staat nun, der ihm zur Heimat geworden, litt unter der damaligen Reaktion mehr als andre deutsche Länder, die zum Teil sogar einige Vorteile aus dem allgemeinen Schiffbruch zu retten vermochten.

Wenige wohl ahnten, was in der Seele des anscheinend gleichgiltig in das politische Leben blickenden Meisters vorging. Man konnte wähnen, daß er, gleich Goethe nur mit künstlerischen Interessen beschäftigt, sich nur wenig um die Zeitfragen, die das ganze Vaterland bewegten, bekümmere. Wie sehr er aber davon erfüllt war, wurde mir zufällig kund. Ich verhandelte mit seiner Frau die kritische Frage, inwieweit ein Künstler sich ohne Nachtheil für sein Schaffen in Politik vertiefen dürfe? An einer uns bekannten Persönlichkeit versuchten wir zu beweisen, daß es namentlich für einen Musiker bedenklich sei, sich aus dem freien Äther idealen Denkens in das chaotische Wirrsal politischer Verhältnisse herabziehen zu lassen. Wohl müßten die allgemeinen Ideen der Freiheit und Humanität seine Seele durchglühen, aber die oft mißglückten Versuche, sie im Leben zu verwirklichen, ihm im Interesse seiner Kunst fernbleiben.

Der Meister hatte uns lange schweigend, anscheinend teilnahmlos zugehört. „Aber kann sich irgend ein Mensch dem entziehen?“ fragte er plötzlich, und nun erinnerte ich mich erst, daß er die neuesten Tagesblätter stets mit lebhaftestem Interesse studirte, daß einige der bedeutendsten Repräsentanten aus dem Centrum des Frankfurter Parlaments sich ihm als Gefinnungsgenossen angeschlossen hatten. Nun wurde mir klar, daß nicht allein der Künstlerstolz ihn nie ein Knie vor den Großen der Erde beugen ließ, sondern der unerschütterliche Grundsatz, der in jeder freien Verfassung liegt. „Nur persönlicher Wert kann die Achtung bedingen, die man einem Menschen zu erzeigen hat.“

Spohr aber war konsequent in Worten und Handlungen bis zu den kleinsten Beziehungen. Erfreut mußte man das in einer Zeit bemerken, in der so viele Widersprüche zu Tage traten. Er besaß in hohem Grade das, was man so selten in den Kreisen findet, die sich den schönen Künsten, namentlich der flüchtigen Muse der Töne weihen — Charakterfestigkeit. Ihn durchdrang jene reine und große Humanität, die, schweigsam in Worten, doch durch das ganze Leben sich bethätigt, jene Freisinnigkeit, die keine Schmeicheleien des Ehrgeizes, der Eitelkeit oder anderer Interessen von der einmal gezogenen Richtschnur des Handelns abzuleiten vermag.

Wir waren in einem Konzerte, in dem eine mittelmäßige Sängerin uns mit unaufhörlichen Kadenz und Trillern, aus denen nur selten eine ansprechende Weise auftauchte, beglückte. Spohr saß mit uns in einem entfernten Winkel. Doch waren aller Augen auf ihn gerichtet, und als er erst einmal applaudirt hatte, folgte ein Beifallssturm jeder Passage. „Aber sind Sie wirklich entzückt?“ fragte ich ihn leise. „Nein, indeß thut die Ärmste ihr möglichstes, und sie wäre totgemacht, applaudirte man ihr nicht.“ Noch saß ich in stiller Bewunderung dieser Gutmütigkeit, als sich ein mit vielen Orden geschmückter Elegant durch die ihm ehrerbietig Platz machende Menge gegen uns herandrängte. Es war der Kavaliereiner in der vordersten Reihe sitzenden russischen Fürstin. Eine Flut schöner Redensarten, durch das Entzücken, den berühmten Mann zu sehen, hervorgerufen, entströmte seinen Lippen. Spohr erwiderte ernst und kalt mit ruhiger Verbeugung. Nun kam die Hauptsache: die Fürstin wünschte Deutschlands berühmtesten Virtuosen und Komponisten persönlich kennen zu lernen und lasse ihn bitten, sich ihr vorzustellen. Als Spohr diese Ehre seiner unscheinbaren Toilette wegen ablehnte, stiegen die Fluten unsäglichlicher Schmeicheleien noch höher, und es wurde versichert, daß seine Herrin sich glücklich schätzen würde, ihn zu empfangen ohne jede Rücksicht auf seine Kleidung.

Es war ein fast komischer Anblick, den kleinen, gewandten Höfling sich wie einen Halbschmiegen zu sehen und seine Bemühungen zu beobachten, den abwehrenden Künstler mit seinen Neigen zu umgarnen. Aber dieser blieb fest. Er hat ohne zwingende Gründe nie einen Entschluß geändert. Andern Tags besuchte er eine ebenso vornehme musikalische Dame, die sehr leidend war und den Wunsch nur zufällig ausgesprochen hatte, ihn zu sehen. Eine kindische, aus falschem Stolze hervorgehende Mißachtung der Großen der Erde, weil sie eben die Großen sind, lag ihm fern. In Palästen wie Hütten wußte er Menschenwert zu schätzen.

Außerordentliche Geduld bewies Spohr nicht nur der Sängerin gegenüber, deren Konzert er besucht hatte, sondern überhaupt stümperhaften Musikern, die unter manchen vortrefflichen in dem zahlreich frequentirten Kurorte vielfach auftauchten. Bei der Ankunft in Karlsbad wird jeder Kurgast pflichtschuldigt vom Thurme herab angeblasen und zwar meist mit dem gleichen Marsch, der sich nach unzähliger Wiederholung zuletzt so im Ohre festsetzt, daß man, wenn er auch schweigt, ihn doch immer zu hören meint. Vom frühesten Morgen bis zur späten Nacht tönen hier Geigen, Oboen, Flöten, Harfen u. s. w. Wohin man sich auch wenden mag, auf Felsen und im einsamsten Waldesgrund, im anmutigen Zauber-schloß am rauschenden Teipel, im kleinen Krystallpalast in tiefstem Waldesdunkel, zur verlassensten Eremitage und in seltenst besuchter Einöde verfolgt oft entsetzlichste Musik den Ruhesuchenden. Ließ sich nun Meister Spohr irgendwo blicken, so glaubten sämtliche Musikanten ihn dadurch besonders ehren zu müssen, daß sie sofort Tessonda einen Selam winden oder Zemire über die Rose entzückt sein ließen oder sonst seine Arien und Lieder greulich verstümmelt ableierten. Wir waren

oft in Verzweiflung darüber. Spohr aber zog immer lächelnd seine Börse, sprach freundlich mit allen und lobte wohl gar ihren von uns verwünschten Eifer.

Eines Tages aber versprach er uns einen weiten Spaziergang, auf dem wir von Musik verschont bleiben würden. Wir waren entzückt. Schon eine Stunde dauerte unsere Wanderung und noch hatte die Karlsbader Muse uns gemieden. Die einsame, von uns endlich erreichte Höhe bot den herrlichsten Blick in das tief unter uns sich breitende Teplitzthal. Aus der Ferne glänzte der Silberstreif der Eger, das blaue Erzgebirge umrahmte das weite Panorama. Ringsum standen prächtige Edeltannen, und wir saßen auf den weichsten Sophas von schwellendem Moose. Alles ward gepriesen, zumeist aber die tiefe, nur vom rauschenden Bach oder dem Vogelgesange belebte Waldesstille. Spohr schien dies ganz mit uns zu fühlen. Er war heiterer als je und erzählte uns auf dem Rückwege viel von seinem Zusammensein mit Goethe und Jean Paul, und wie letzterer einmal beim Anhören eines Quartetts von ihm ganze Szenen geträumt und ihm dann erzählt habe. Goethe besaß viel weniger musikalisches Verständniß; ein Operntext, den er ihm geschrieben, war unbrauchbar und seine Urtheile über Musik seien nicht immer richtig gewesen. „Jean Paul aber hat mich ganz verstanden“, fuhr er fort. „Es war, als ginge mir selbst ein höheres Licht auf, als er mir erzählte, was er während meiner Musik geschaut.“ Und nun theilte er uns die Phantasiegebilde des Dichters mit und gab uns einige der betreffenden Passagen theils leise summend, theils ihren Charakter schildernd an. Wir meinten alles zu hören, so treffend führte er uns in den Geist seiner Komposition ein. Da — plötzlich schreckt uns ganz in der Nähe das Kraken einer Geige aus allen poetischen Träumen. Ein blinder Geiger handhabte seine alte Schachtel lauter und entfesslicher, je näher wir kamen. Schnell schlugen wir, um aus dem Bereich des Unglücklichen zu kommen, einen Seitenpfad ein. Spohr aber blieb stehen. „Meinem Kollegen darf ich nicht so aus dem Wege gehen,“ sagte er. Darauf eilte er rasch zu dem Spieler, hörte sein ohrzerreißendes Gefiedel eine Weile ruhig an, sprach liebevoll mit ihm und warf ihm ein Silberstück in den Hut. Zum Abschied aber beugte er seine hohe Gestalt über den auf der Erde kauern den Blinden und legte seine schöne Hand, die so himmlische Töne hervorzulocken verstand, in die knöchernen des Alten, der sein lichtloses, von grauem Haar umwehtes Antlitz dankend zum Himmel erhob, als wäre ihm ein Engel erschienen. Wir umstanden gerührt die beiden Männer. Die allbekannte Güte, mit der Spohr talentvolle Musiker unterrichtete und unterstützte, dürfte zum Theil aus dem Gedanken hervorgegangen sein, dem ihn so sehr begünstigenden Schicksale eine Dankeschuld abzutragen. Hier wirkte unmittelbar sein edles, menschlich fühlendes Herz.

Oft wurde Spohr in Karlsbad aufgefordert, ein Konzert zu geben oder wenigstens an einem solchen sich zu beteiligen. Namentlich Damen der höhern Aristokratie bestürmten ihn mit ihren Bitten. Er schlug es stets, als zu angreifend für ihn während der Kur, aus. Auch in Kassel hatte er in letzter Zeit nur selten noch öffentlich gespielt. Umso überraschender war mir eine, mir eines Morgens zukommende Einladung: „Da er wisse, daß mir Musik Freude mache, möge ich doch zu einer kleinen Matinee kommen; er werde spielen.“ Was bewog ihn plötzlich dazu? Voll freudiger Erwartung fand ich mich noch vor der bestimmten Zeit in seiner Wohnung ein. Der Meister stand schon vor dem Flügel, auf dem ihn seine Frau so vortrefflich zu begleiten wußte. Er besaß die Pünktlichkeit eines Geschäftsmannes und liebte sie auch an andern. Die geniale Ungezogenheit so vieler Künstler, Zeit und Stunde zu vergessen — als ob das Genie nicht vor allem Ordnung im Leben und Schaffen brauche! — war ihm durchaus fremd. Bald nach mir erschien der

kleine Kreis der Geladenen. Ganz zuletzt, aber doch mit dem Glodenschlage, trat ein blinder Doktor aus Prag, von einer bleichen Frau geführt, ein. Sein Unglück war uns bekannt und auch seine schwärmerische Liebe für Musik. Ihm und noch andern Leidenden zur Freude hatte sich Spohr entschlossen zu spielen.

Und er verstand es, einen Himmel reinsten Glückseligkeit um uns zu verbreiten. Es waren meist kleinere Piecen, die er vortrug, darunter die schöne Reisesonate (Op. 96): „Erinnerungen an eine Reise nach Dresden und in die sächsische Schweiz.“ Aber welche Anmut, wechselnd mit dem lebenswürdigsten Humor, in diesen einfachen Weisen! Das herrlichste aber blieb immer der Vortrag. Man vergaß, daß eine menschliche Hand den Bogen führte. Die Töne schienen wie himmlischer Gesang in der Luft zu schweben, mit reinsten Glückseligkeit die Seele erfüllend. Kein stürmisches Entzücken, kein leidenschaftlicher Schmerz, nicht einmal hocherregte Sehnsucht, sondern göttlicher Friede, die wohlthuendste elegische Empfindung schienen sich in unser Dasein voll Kampf und Leid herabzusinken. Wenn, wie der Dichter sagt, Musik die Sehnsucht ist, zu Gott zu kommen, so hatten diese Töne schon eine Staffel der Himmelsleiter erstiegen.

Ich habe vor einigen Jahren einen der ausgezeichnetsten neueren Klaviervirtuosen gehört, und die staunenswerte Technik, die großartige Leidenschaft seines seelenvollen Spiels ließen meine Pulse in Bewunderung und nie empfundenener Aufregung schlagen. Wie anders Spohr in seiner idealen harmonischen Welt, seiner über dem Leben schwebenden Heiterkeit!

Wir saßen, als er geendet, in sprachlosem Entzücken. „O mein Gott, wie schön!“ unterbrach endlich der blinde Doktor die Stille, seiner Frau, die mit seligem Lächeln zu ihm hinblickte, die Hand reichend. Das war ein Sternenblick in meine Nacht — konnte man in seinen verklärten Bügen lesen. Uns Sehenden erging es nicht anders. Wir meinten noch im Äthermeer dieser Töne zu schwimmen, als sie längst verklungen waren. Mein Arzt, ein ernster, vielgeplagter Mann, dessen Gemüt sich trotz abstumpfender Gewohnheit nur zu sehr mit seinen Patienten beschäftigte, versicherte mir, daß er den ganzen Tag in einer Heiterkeit umhergewandelt sei, die ihm selbst wahrhaft rätselhaft erschien. Als ich nachmittags, noch ganz erfüllt von dem mir gewordenen Eindrucke, glücklich mich in den schönen Umgebungen der Stadt erging, fiel mir ein, daß ich eigentlich Spohr garnicht so gedankt hatte, wie ich es fühlte. Ich pflückte, dies nachzuholen, einen Strauß Waldblumen, schrieb ein paar Verse des Dankes dazu und sandte ihm am Abend die kleine Gabe. Er war gütig genug, sich darüber zu freuen, dankte mir mit herzlichen Worten und wurde nicht müde, sie Freunden zu zeigen und zu rühmen. Mich selbst aber ermahnte er, fortan beim Sprudel solche poetische Aufregungen zu vermeiden. Noch nach Jahren bemerkte ich in Kassel den kleinen Waldblumenstrauß getrocknet unter andern ihm gewordenen kostbaren Geschenken in einem Glaskrant seines Musiksaales. Seine Künstlerseele, männlich im Handeln, fern von aller Sentimentalität, umschlang Großes und Kleines mit gleicher Innigkeit.

Außerten wir in Gesellschaft unsers Meisters unser Entzücken über die wunderbaren Umgebungen Karlsbads, mischte er sich nur selten ins Gespräch. Man konnte meinen, es fehle ihm am eigentlichen Verständnis für die Schönheiten der Natur. Eines Tages forderte er mich zur Teilnahme an einer Fahrpartie nach dem Städtchen Elnbogen auf. Ich sagte freudig zu; war es ja schon ein Glück, mit ihm zusammen zu sein. Wir packten uns — außer Spohrs und mir noch ein Jugendfreund von ihm — in einen viersitzigen Wagen, neugierig der Dinge harrend, die da kommen sollten. Zu meinem Erstaunen erließen wir das romantische

Tepelthal nud bogen in das einförmigere der Eger ein, zur Seite den schläfrigen Fluß, weiterhin eine wellige Hochebene, auf der uns nach einiger Zeit auch der Fluß und die fernern blauen Berge entschwanden. Spohr saß mir schweigend gegenüber; der Freund aber begann in komischen Seufzern seiner Enttäuschung über diesen langweiligen Weg Luft zu machen. Ich stimmte ihm im stillen bei. Nach einiger Zeit begann wenigstens der Wind mit Hüten und Kleidern eine ziemlich stürmische Unterhaltung; wir begrüßten ihn frohlockend mit humoristischem Pathos, aber Spohr mochte von dem zudringlichen Gesellen nichts wissen und beklagte sich höchlichst über ihn. Wir hüllten ihn sorgsam in unsere Plaids wie einen Pascha; er lächelte dankbar. So ging die Reise ohne Aufenthalt weiter. Der Freund wurde immer ungeduldiger, was denn aus dieser interessanten Tour eigentlich noch werden sollte. Spohr rechtfertigte sich mit keinem Worte, und wir ergaben uns mit komischer Resignation in unser Geschick.

Endlich hielt der Wagen vor einem unscheinbaren Chauffeehause. Der Kutscher öffnete den Schlag, und wir stiegen aus. Mit mißmutigem Erstaunen betrachteten wir diese verschimmelte Reliquie vergangener Zeiten und bemerkten nicht, daß Spohr, alles im Stiche lassend, mit großen Schritten fürbaß ging. Nach einer Weile folgten wir ihm und standen plötzlich in sprachlosem Entzücken festgebannt. Eine Zauberwelt lag vor uns. Aus dem romantischen Mund eines kleinen, von der Eger umströmten Waldthales hob sich tief unter uns ein steiler Felskegel hoch wie ein Wunder empor, und auf ihm thronte, dicht zusammengedrängt und amphitheatralisch in das Gestein gebaut, die traumversunkene Stadt Elnbogen, von gothischer Kirche und altem Schloß von steilster Höhe aus beherrscht. Gleich einer verwirklichten Sage stand das Bild uns gegenüber. Eine zierliche Kettenbrücke wölbte sich über dem grünen Abgrund, der uns von der dunkeln Häusermasse noch trennte. Wir betraten wie bezaubert ihre schwankenden Bogen, schritten zwischen den dunkeln Erkerhäusern hin, vor uns das aufstrebende Kirchenportal und das wie in der Luft schwebende Kreuz eines halbverwitterten Brunnens, um uns dunkelschattige Bogengänge vor den Häusern. Eines derselben nahm uns in seine Kühle auf. Spohr schritt noch immer schweigend voraus durch den Bau und den engen Hofraum in ein Hinterhaus auf einen Söller. Und hier öffnete sich ein Paradies zu unsern Füßen; die lieblichste Idylle des kleinen Thales, über dem wir fast in der Luft schwebten, den Felsen mit der düstern Häusermasse wie ein anmutiges Kranzgewinde umschlingend.

Später führte uns Spohr hinunter, alle verborgnen Geheimnisse in Feld und Wald uns erschließend. Dabei hatten wir den Blick auf Stadt und Schloß in den verschiedensten malerischen Gruppierungen. Spohr schien diese Gegend wahrhaft studirt zu haben. Er ging wie mit einem Zauberschlüssel vor uns her, und sein Antlitz strahlte in seltener Heiterkeit, wenn er uns auf neues aufmerksam machen konnte und wir in begeisterte Rufe ausbrachen. „Und davon hat uns dieser wunderbare Mensch auch nicht ein Sterbenswörtchen gesagt!“ rief der Freund einwärts andremal. Ja, Spohr ist ebensogroß im Schweigen wie auf seiner Violine! Mir hätte es das Herz abgedrückt, und niemand wäre überrascht worden.

Wir hatten bei unserm vorausgehenden Mißtrauen nicht daran gedacht, daß Spohr eigentlich nie über zu erwartendes sprach, wenn er eine Partie vorschlug, und dadurch den Eindruck stets erhöhte. Ganz anders der Freund, in Temperament und Wesen sein völliger Gegensatz und doch von früher Jugend an eins mit ihm in den edelsten Sympathien. Bei ihm sprudelte Gedanke und Empfindung schon im Entstehen hervor, bei Spohr blieb das Beste lange verschlossen, um, wenn es

sich endlich äußerte, dann umsomehr zu entzücken. Über seine Lippen ging kein Wort, das nicht den Ausdruck seines Wesens atmete und in innigster Harmonie mit seinem Handeln stand. Selbst gewöhnliche Höflichkeitsformen gewannen bei ihm andere Bedeutung als bei andern, die dabei nichts denken und fühlen. Selten z. B. fragte er jemanden: „Wie geht es Ihnen?“ That er es aber, so konnte man überzeugt sein, daß es ihm wirklich am Herzen lag, zu erfahren, daß es dem Befragten gut gehe, ja daß er dazu, wenn irgend möglich, beitragen werde. Als er einmal diese Frage an mich gethan, bemerkte ich, daß er wie ein Vater die Hand über mich hielt, gleichsam als wolle er mich vor allen schädlichen Einflüssen behüten.

Ich fand auch Veranlassung, seine Erfahrung und Umsicht zu bewundern, mit der er fast ärztlich genau die verschiedenen Brunnen Karlsbads studirt hatte, sodas er den besten Rat geben konnte. Er selbst lebte streng der Kur gemäß. Was in allen Dingen schien überhaupt sein Grundsatz zu sein, im Gegensatz zu manchen andern excentrischen Künstlernaturen, und ich glaube kaum, daß die Reise der Jahre allein ihm diese hohe Ruhe und wohlthuende Harmonie gegeben hat. Sie schienen zu den Anlagen seines innersten Wesens zu gehören. Dies schloß die tiefste Innigkeit keineswegs aus, die sich auch im schönsten ehelichen Zusammenleben offenbarte. Er besaß die Härlichkeit eines Bräutigams, wenn auch ohne Leidenschaft. Der Augenblick, wo seine Frau am Brunnen erschien, den er, gewohnt zeitig aufzustehen, etwas früher besuchte, war stets ein so innig beglückender, daß man wähnte, ein junges Paar in den Flitterwochen zu sehen. Wurde dann noch von der wirklich trefflichen Kurlapelle ein gutes Stück gespielt, dann zeigte sich sein ganzes Wesen glücklich und verklärt.

So war Spohr edel, wahr, willenskräftig, bei aller Innigkeit der Empfindung, ein echt deutscher Charakter. Seine Erscheinung und das Zusammensein mit ihm wird mir unvergeßlich bleiben, und allen wird es so gehen, die das Glück hatten, ihn näher kennen zu lernen.

In welch herzlichem, traulichem und förderndem Verkehre Spohr mit seinen Schülern stand und blieb, davon mag folgender Brief zeugen, den er an den von ihm seinerzeit unentgeltlich unterrichteten und zu vollendeter Ausbildung gebrachten August Kömpel aus Brückenau richtete. Kömpel, damals Kammermusikus in Hannover, lebt jetzt als großherzoglich sächsischer Konzertmeister in Weimar und gelangte auf Spohrs Wunsch in den Besitz der herrlichen, wertvollen Violine des Meisters. Er ist unbestritten einer der hervorragendsten Künstler auf seinem Instrumente und der ausgezeichnetste Interpret der Werke seines großen Lehrers.

Cassel den 8ten März 1858.

Lieber August,

Da ich heute an dich zu schreiben habe, so erinnere ich mich, daß ich dir noch für deine herzliche Theilnahme an meinem Unfalle zu danken habe!*) Zuerst also

*) Spohr hatte das Unglück, am zweiten Weihnachtstage 1857, bei seinem täglichen gewohnten Gange nach dem Lesemuseum, in der Abenddämmerung auf der am Eingange desselben befindlichen Treppe auszugleiten, zu fallen und den linken Arm zu brechen. Die Heilung ging zwar über Verhoffen schnell und glücklich von statten, und auch der Versuch, auf seinem Instrumente wieder die einstige Kunstfertigkeit zu erreichen, schien anfangs befriedigend auszufallen; dennoch gewann er bei den mit großer Ausdauer lange fortgesetzten

meinen herzlichsten Dank für deinen theilnehmenden Brief, den ich damals, wie ich ihn erhielt, nicht beantworten konnte. Jetzt bin ich zwar von den Ärzten als geheilt entlassen, muß aber den gebrochenen Arm noch fortwährend in der Binde tragen und werde ihn zum Geigen wohl nie wieder gebrauchen können, weshalb es wohl das letzte Mal gewesen seyn wird, daß ich in der Quartettparthie bey Frau von Malsburg*) in der Woche vor Weihnachten vor Zuhörern gespielt habe. So tragisch dieß für mich und meine Familie ist, so muß ich mich mit dem Gedanken trösten, daß es überhaupt nur wenigen Menschen vergönnt sein wird, so hoch ins Alter hinauf überhaupt noch musiciren zu können! und daß ich mich daher mit dem Genossenen wohl begnügen kann! Bey alledem werde ich versuchen, ob ich von meiner frühern Fertigkeit im Geigen durch neue Studien so viel wieder gewinnen kann, um mit meiner Frau privatim musiciren zu können, was ihr immer so viel Freude machte, und worum ich sie nicht gern ganz bringen möchte. Ich werde jeden Morgen von nun an daher einen Versuch zum Geigen machen und hoffe es durch Ausdauer dahin zu bringen, daß ich das Genannte erreiche! — Doch nun zum eigentlichen Gegenstande dieses Schreibens.

Der Überbringer dieses Briefs**) ist einer meiner bisherigen Schüler und zwar einer der am meisten begabten! jedenfalls sehr eifrig und fleißig! Er wünscht sehr sehnlich bey dir seine Studien fortzusetzen, weil du meiner Schule, wie er gefunden, so oft er dich hier gehört hat, von allen meinen Schülern am treuesten geblieben bist. Er kommt deshalb um dich zu bitten, ihn als Schüler anzunehmen, selbst nach Hannover, um zugleich Erkundigungen einzuziehen, wie viel ihm sein dortiger Aufenthalt im Ganzen wohl kosten könne? Er ist nämlich Jude und hat den Unterricht bisher gratis bey mir gehabt. Jetzt haben sich aber einige reiche Jüdenfamilien seiner angenommen, die den Unterricht bezahlen und die übrigen Kosten des Aufenthaltes in Hannover tragen wollen. Meine Bitte ist nun, daß du ihn nicht zurückweist, denn er ist, wie gesagt, nicht ohne Talent und sehr eifrig und wird dir daher Ehre machen! Prüfe ihn nur.

Ich hätte so große Lust dich einmal wieder zu hören. Würde es dir nicht auch Vergnügen machen, einmal wieder in unserm Abonnementsconcerte zu spielen? Gewiß würde der Herr Amtsrath***) gern mit dir herreißen! Du weißt, daß wir dir kein Honorar offeriren können. Es haben aber bereits 4 fremde Künstler hier concertirt, die ihr Weg hier durchführte, und die deshalb auf das Honorar verzichteten. Überleg es dir einmal und schreib mir, ob und wann es seyn kann. Wir haben noch nach dem Charfreitage, wo Mendelssohns Elias gegeben wird, die 2 letzten Abonnementsconcerte.

Übungen die schmerzliche Überzeugung, daß der Arm die erforderliche Kraft und Elastizität nicht wieder erlangen, er durch sein Spiel sich selbst nicht mehr genügen würde, und trauernd legte er nun die geliebte Geige zur Ruhe.

*) Zu dem intimsten Freundeskreise Spohrs zählte der Oberhofmarschall Otto von der Malsburg und seine kunstsinige Gattin, Frau Caroline von der Malsburg, eine vorzügliche Klavierspielerin. Ihr ist das erste Spohrsche Trio, op. 119, gewidmet.

**) Tannenbaum, aus dem in der Nähe Kassels liegenden Dorfe Wolfshagen. Er ging später nach Amerika, wo es ihm gelang, sein Talent für Kompositionen leichtern Genres, also Tänze, Märsche, Salonstücke u. s. w. glücklich zu verwerten. Als Violinspieler scheint er nichts Hervorragendes geleistet zu haben.

***) Amtsrath von Lueder auf Catlenburg, der väterliche Freund und Förderer H. Kömpels.

Lebe wohl lieber August und theile gefälligst den Inhalt dieses Briefes dem Herrn Amtsrath mit.

Mit herzlichster Liebe ganz

der deinige
Louis Spöhr.

Den Schluß dieser Erinnerungsblätter möge ein Bruchstück aus einem Briefe bilden, den die verehrte Gattin Spöhrs neun Tage nach des Meisters Hingange an den langjährigen, ihm in treuester Anhänglichkeit verbundenen Freund desselben, den obengenannten Amtsrath Lueder richtete.

Kassel, 1 Nov. 1859.

Hochgeehrter Herr Amtsrath!

In Thränen sitzend und sinnend über beinahe dreißig theilnahmevollen lieben Briefen, von denen ich erst drei zu beantworten vermochte, traf mich vor einer Stunde der Postbote, indem er mir von Neuem eine ganze Handvoll überreichte, unter denen ich schon von Weitem Ihre liebe Handschrift erkannte, die so mannigfach wehmütig schöne Empfindungen in mir wachrief. Schnell war nun die Wahl getroffen: Sie, der treue langbewährte Freund meines geliebten Spöhr sollen nicht auf Antwort, nicht auf den Dank für Ihre liebevolle, herzlich ausgesprochene Theilnahme und Gesinnung warten, wenn mir auch jetzt immer nur wenig flüchtige Momente zum Schreiben vergönnt sind.

Mein Herz ist zerrissen von tiefstem Schmerze — — — doch immer und immer muß ich dann zum Troste mir wieder sagen, daß ihm ja jetzt sicher wohl ist, daß er gefunden, wonach er im letzten Jahre so oft und entschieden in sehnfüchtigen Worten verlangte: Ruhe für den gealterten Körper, Befreiung für seinen unsterblichen Geist, der die beengenden Schranken hier nicht länger mit Gleichmut zu tragen vermochte, nun aber — so dürfen wir hoffend glauben — von reinen, himmlischen Harmonien umgeben ist. Seitdem er in seiner Kunst nicht mehr wirken konnte, überhaupt Abnahme seiner Körper- und Geisteskräfte fühlte, seit etwa zwei Jahren, war Lebenslust und Lebensmut mehr und mehr von ihm gewichen, und auch mein bisdahin so reines Lebensglück ward tief getrübt durch Sorge und Kummer über seinen freudlosen Zustand, seine Schlaflosigkeit und furchtbare nervöse Aufregung und Unruhe während der Nächte, die mehr und mehr auch am Tage mit matter Abspannung wechselte und kämpfte. Sonntag Morgen (d. 16 Oct.) ging eine, wohl nur mir bemerkbare Veränderung mit ihm vor, indem eine ungewöhnliche Milde und Ergebung über seine Züge und sein ganzes Wesen sich ergoßen, während er doch meiner Schwester, die uns besuchte, auf ihre Frage nach seinem Befinden ganz einfach antwortete: es fehlte ihm eben nur allenthalben. Abends besuchte er noch ein Stündchen das Lesemuseum, kam aber von da (wie gewöhnlich durch den Bedienten abgeholt) so sehr erschöpft nach Haus, daß wir nur mit vereinten Kräften ihn später in sein Bett bringen konnten, wo er aber dann so behaglich und friedlich lag, wie wir seit langer Zeit nicht erlebt hatten. Er selbst äußerte sich am andern Morgen noch recht vergnügt, endlich einmal eine ruhige, gute Nacht gehabt zu haben, blieb aber in dieser Ruhe so ungewöhnlich still liegen, daß es mir anfing ängstlich zu werden, und der herbeigerufene Arzt mir denn auch bald erklärte, ich möge Gott danken, er werde wohl sanft und friedlich entschlafen, wie er so oft es gewünscht. Sein innerlich kräftiger, gesunder

Körper war schuld, daß es dennoch volle fünf Tage dauerte, bis er den letzten Atemzug aushauchte. Waren diese Tage und Nächte nun auch für mich und die sonstigen Angehörigen, die selten sein Bett verließen, über alle Beschreibung ergreifend und herzerreißend, so bleiben sie mir doch eine teure, schöne Erinnerung, denn süßer Friede lag unverändert in seinen Mienen, und während er halb bewußtlos dalag, erkannte er mich noch bis zum vorletzten Tag, schlug oft seine lieben, klaren Augen nach mir auf und zog mit mattem Arm meine Hand an seine Lippen. Die Erinnerung an diese letzten Liebeszeichen werden mich, schmerzlich tröstend, durchs fernere verödete Leben begleiten!



Die Reichshauptstadt im Roman.



aß Berlin Weltstadt im größten Sinne geworden ist, weiß jedermann, daß es ein andres Paris werden möchte und sich gewisse Auffassungen der französischen Hauptstadt, vor allem die sichere Selbstgenügsamkeit und die souveräne Gleichgiltigkeit gegen das, was auf geistigem Gebiete außerhalb der Mauern des Zentralspunktes vorgeht und entsteht, anzueignen sucht, will von mehr als einer Seite behauptet werden. Die Unmöglichkeit aber, daß alles deutsche Leben in Berlin aufgehen könne, stellt sich mit jedem neuen Tage neu heraus und braucht nicht erst des breitem erörtert zu werden, und so wird wohl auch die Zeit fern bleiben, wo der deutsche Roman seinen einzigen Schauplatz in der Reichshauptstadt findet. Fällt es doch selbst den englischen Romanschriftstellern nicht ein, ihren umfassenden Erfindungen durchgehend die Viermillionenstadt, die denn doch noch in ganz anderm Sinne als unsre Reichshauptstadt Welten in sich einschließt, zum Hintergrunde zu geben. Es würde eine verzweifelte Armut unsrer Lebensdarsteller verraten, wenn ihnen die gesamte deutsche Welt in dem Raume zwischen Friedrichshain und Tiergarten, Wedding und Hasenhaide aufginge. Aber da diese Gefahr im Ernste nicht besteht, bleibt nur zu wünschen, daß das große und mächtige Stück deutschen Lebens, das in der Reichshauptstadt konzentriert ist, auch in der Dichtung zu bedeutender Erscheinung gelange. Ansätze sind genug dazu vorhanden, ein wirklich groß angelegter, aus der ganzen Tiefe des reichshauptstädtischen Lebens schöpfender Roman ist uns nicht bekannt. Bedeutende Episoden und sehr zutreffende Einzelschilderungen sind in erzählenden Werken Friedrich Spielhagens, Theodor Fontanes, Karl Frenzel's vorhanden. Aber selbst die ausgedehnten Zeitromane Spielhagens geben doch nur ein sehr unvollständiges Bild des Lebens und Treibens der größten deutschen Stadt, und namentlich die ältern schieben die Fortschrittsmütter und Kammerweiber in

so unglücklicher Weise als Egerien der Berliner Gesellschaft in den Vordergrund, schildern die ganze Existenz Berlins so ausschließlich als die Existenz eines großen politischen Klubs, daß schon dadurch bei aller Wahrheit im einzelnen ein falscher Totaleindruck entsteht. Die spätern Spielhagenschen Romane „Hammer und Ambos,“ „Sturmflut,“ die immer nur zum kleinern Teile in Berlin spielen, erfassen allerdings auch andre Probleme als die vorübergehenden politischen Kämpfe des Tages, spiegeln das Leben und die ursprünglichere Empfindung andrer Kreise wieder als die des politisch erregten Berlin. In Fontanes und Karl Frenzels Lebensbildern („L'Adultera,“ „Frau Venus“) tritt noch viel energischer zu Tage, daß die Reichshauptstadt keineswegs nur eine Kette von Bezirksvereinen und Konsumvereinen ist, und daß trotz der Berliner Neigung, dem allgemeinen Zug und Strom zu folgen, wahrhaftig genug individuelle und individuell wertvolle Menschencharaktere und Menschenchicksale in der Masse vorhanden sind. Der Roman oder besser die Folge von Romanen, welche den Mikrokosmos der Reichshauptstadt in erschöpfender, charakteristisch bedeutender und poetisch getragener Weise darstellt, soll noch geschrieben werden.

Von Zeit zu Zeit taucht zu dieser noch zu erringenden Krone ein Prätendent auf. Seit einigen Jahren verkündet eine gewisse Kritik, daß auch Berlin seinen „Zola,“ seinen großen Naturalisten gefunden habe, welcher „dem einzigen Ideale, das der Menschheit geblieben ist, nachdem sie ihre Götter und Idole hat allgemach versinken sehen, dem Ringen nach Wahrheit, nach ungeschminkter, unverhüllter Wahrheit“ ausschließlich huldige und staunenswerte Meisterchöpfungen hervorbringe. Der so verkündete Autor nennt sich Max Kreyer, und wir lernten denselben vor etwa zwei Jahren in einer Volkserzählung „Die Genossen“ zuerst kennen, welcher bei mancher Unwahrscheinlichkeit der Erfindung und einer gewissen Neigung des Verfassers zum platten Moralisiren doch die Vorzüge frischer Anschaulichkeit und schlichtkräftigen Vortrags nicht fehlten. (S. Grenzboten, 1881, IV, S. 29.) Inzwischen ist das Talent, welches der Verfasser unzweifelhaft kundgab, von gar manchen entdeckt und als ein vielversprechendes begrüßt worden. Der Autor hat rasch hintereinander einige Berliner Romane publizirt, von denen der neueste Die Verkommenen (Berlin, Friedrich Luchhardt, 1883) uns vorliegt. Handelte es sich in ihm um ein Buch, das einfach aufträte, so würde jede Kritik sagen müssen, daß in dieser Erzählung aus den Schichten der Berliner Arbeiterbevölkerung, dieser Wiedergabe ihrer Beziehungen zu der thatsächlich oder vermeintlich über ihr stehenden Welt eine Reihe vorzüglicher, lebenswahrer Schilderungen, wenn auch der unerquicklichsten Art, nicht fehlen und daß der Verfasser mit tapftrer Ehrlichkeit um Schonung, Duldung und Hilfe für diejenigen kämpft, welche an dem Widerspruch, der unsittlichen Ungleichheit der moralischen Maßstäbe für die verschiedenen Gesellschaftsklassen, an der sinn- und mitleidlosen Erfolg- und Genußjagd des modernen Lebens zu Grunde gehen und verkommen. Doch mit solcher Anerkennung ist

diesem Schriftsteller nicht mehr gedient. Er schickt dem Roman „Die Verkommenen“ eine Vorrede voraus, in welcher rundweg Würdigung für die große psychologische Bedeutung dieses Romans und die schauerliche Logik, die in ihm liegt, gefordert wird. Er läßt durchblicken, daß die „Verkommenen“ ein entscheidender Beitrag zur Lösung der „sozialen Frage,“ deren Feuer uns allen auf den Nägeln brennt, sein sollen. In hochtönenden Worten verkündet der Verfasser eine doppelte Tendenz seines Buches. „Es war ein bedeutungsvolles Wort, das einst einer der hervorragendsten Sozialistenführer im Reichstage aussprach: »Die sozialdemokratische Partei ist die einzige Partei, die noch Ideale hat.« Es war ein grausamer, für die andern Parteien vernichtender Ruhm, aber es lag ein goldnes Körnchen Wahrheit in ihm. Mag man der sozialdemokratischen Partei Vorwürfe machen, welche man wolle, das Verdienst wird man ihr lassen müssen: sie hat die ehrliche, harte Arbeit stets hoch gehalten. Und wenn menschliches Ringen und Streben nach allem Guten ein Ideal ist, dann ist die ehrliche Arbeit ein hohes Ideal, denn sie schafft das Familienglück und dieses die wahrhaftige Sittlichkeit. Wie anders der Gegensatz. Das Kapital beherrscht den Markt, es hat die Macht, der Thränen der Armen und Glenden zu lachen. Auf jener Seite bei allen Irrtümern immer ein durch die Religion des ersten Christentums begründetes, rein leuchtendes Ideal, und hier das angelernte und überlieferte Raffinement, das nur eine Parole kennt: Ausbeutung des ehrlichen, aber beschränkten Idealismus durch die arbeitscheue Genußsucht. Und damit bin ich bei der Tendenz dieses Buches angelangt.“ Zuvor aber hat Kreyer als den Grundgedanken seines Werkes, dem er „aus Liebe zu beklagenswerten Kindern Ausdruck gegeben,“ einen Satz hingestellt, der mit der polemischen Tendenz der „Verkommenen“ nur in sehr lockerem Zusammenhange steht. „Ich habe mich oft fragen müssen, was für eine Unsumme von Talenten, ernststrebenden Individuen der Menschheit erhalten bliebe, wenn alle die tausend Arbeiterhepaare, die durch die Not des Daseins gezwungen sind, mit gleicher Kraft um ihren Lebensunterhalt zu ringen, imstande wären, ihren Kindern eine echt sittliche und physische Erziehung zu Teil werden zu lassen. Die Erziehung ist der eiserne Pfeiler der Moral, in ihr liegt das einstige Familienglück, das Wohl des Staates.“

„Tendenz“ und „Grundgedanken“ möchten leidlich scheinen, obgleich das Ideal eines guten Bruchteils der Sozialdemokratie ganz gewiß nicht auf harte, ehrliche Arbeit, sondern darauf gerichtet ist, die arbeitscheue Genußsucht des großstädtischen Proletariats an die Stelle der arbeitscheuen Genußsucht des „angelernten und überlieferten Raffinements“ zu setzen. Derartige Schlagworte sind wie Raketen, die nach allen Seiten plazen und versengen, und vermögen am allerwenigsten die innerste Absicht und Anschauung eines poetischen Werkes zu verdeutlichen. Und was den oben wörtlich angeführten „Grundgedanken“ anlangt, so lenkt derselbe den Blick von dem, was der Verfasser eigentlich be-

abzweigen muß, entschieden ab. Ob bei unsern gegenwärtigen Institutionen eine Unsumme von Talenten der Menschheit verloren gehe, läßt sich stark bezweifeln, gewiß ist, daß es sich zunächst viel weniger um die Frage handelt, wie den etwa in gewissen Lebensschichten verkümmerten Talenten emporzuhelfen sei, als um die Frage, wie der ungeheuern Überzahl der Nichttalente, der Menschen, die auf die einfache Handarbeit ihr ganzes Dasein hindurch angewiesen bleiben, eine menschenwürdige Existenz gesichert werden könne. Sollen einmal solche Probleme, die zunächst in den Kreis des Denkers, des Staatsmannes, des Philanthropen gehören, in den des Dichters gezogen werden, so ist im höchsten Maße zu wünschen, daß sie klar und rein bleiben und daß die Lebenserscheinungen, welche der Dichter darstellt, auch in Wahrheit auf sie zurückgeführt werden können. Wir vermögen uns mit dem angeblich analytischen Roman nicht zu befreunden und bleiben dabei, daß wahrhaft dichterische Werke ein für allemal nur aus der Teilnahme an der Fülle der Erscheinungen und nicht aus einem abstrakten Grundgedanken hervorgehen können. Doch wenn es einmal versucht werden soll, einen solchen zu verkörpern, so dürfen wir fordern, daß die Ausführung unbedingt dem vorangeschickten Satze entspreche, daß der Leser außer Stand gesetzt werde, zu andern Konsequenzen als den vom Verfasser beabsichtigten zu gelangen.

Sehen wir zu, wie der „Bolsa der Reichshauptstadt“ dieser Forderung entspricht. Die „Verkommenen“ enthalten die Geschichte einiger Arbeiterfamilien Berlins, hauptsächlich die Geschichte einer Familie Merk, die aus verhältnismäßig geordneten behaglichen Zuständen durch Arbeitslosigkeit und einige Irrtümer in die bodenlosen Tiefen zuerst der materiellen, dann der sittlichen Verkommenheit hinabsinkt. Die eigentliche „Heldin,“ wenn diese Bezeichnung hier angewendet werden darf, ist Magda Merk, beim Eintritt des Verfalles ihrer Familie noch ein halbes Kind, am Ende des Romans ein unglücklich verlorenes Weib, welches durch alles Elend der Berliner Halbwelt hindurchgegangen ist. Magda Merk wird, nachdem ihr Vater in der Trunkenheit ein Verbrechen begangen und zu längerer Zuchthausstrafe verurteilt worden ist, sodas die Mutter mit ihrer Arbeit für die Fortexistenz der Familie einstehen muß, Schritt für Schritt in die Schande hineingezogen. Kreker setzt seinem zweiten Bande eine Maxime als Motto voran: „Es giebt arme, bedauernswerte Seelen, die von Natur aus reich an Gemüt, reich an Empfindung und auch reich an Geist sind, denen aber jene eiserne Grundlage fehlt, auf der allein sie ihren bürgerlichen Platz im Leben behaupten können: die strenge Selbsterziehung und durch diese die Läuterung ihres eignen Ichs. Solche arme Seelen sind wie ein schwankes, verlassenes Rohr auf einsamer Flur, das der erste Sturmwind über Nacht vernichten kann. Die Natur gab diesem Rohr die Wurzeln zum Emporstreben nach dem ewigen Licht, sie vergaß aber ihm den starken Halt zu geben, der es beschützt. So entstand ein stetes Ringen, Natur gegen Natur, Seele

gegen Seele. Was reich an Widerstandskraft ist, kann siegen, was arm daran, muß unterliegen.“ Alle Umgebungen Magdas sind der ursprünglichen Reinheit und Scham des Mädchens so feindselig und ungünstig wie die Lage ihrer Familie; noch nach ihrem ersten Fehltritt, der eigentlich mehr ein entsetzliches Unglück als ein Fehltritt ist, könnte sie gerettet werden, wenn eine emporhaltende Hand sie ergriffe. Aber dem Proletariertind mit der unseligen Mitgift der Schönheit strecken sich nur schmutzige, niederziehende Hände entgegen. Sie kann sich selbst durch die ehrliche Neigung, welche ihr zwei emporstrebende, aber arme junge Männer, der „Dichter“ Oskar Schwarz und der Geiger Leonhard Sirach, widmen, nicht emporhalten, sie hat in einem Mädchen ihres Standes, Rosa Jakob, die Versucherin und Beraterin zum Unheil viel zu dicht an der Seite. Und Oskar Schwarz, der eine ernstliche Leidenschaft für sie faßt, kämpft trotz seines Genies viel zu hart und armselig mit dem Leben. Er dichtet für sich Trauerspiele, wenigstens ein ganz bedeutendes Trauerspiel, und Erzählungen, die aus dem wirklichen Leben entnommen scheinen. Sein Verhängnis aber hat ihn in eine Verlagsbuchhandlung von Kolportageromanen als Gehilfen geführt, und er bleibt nicht beim Sortiren und Verpacken der gelben Hefte, in denen der würdige Verleger Werner Kentel im Verein mit hochbezahlten oder jämmerlich bezoldeten Autoren den Volksmassen geistigen Fusel darbietet. Einer der Schreibflaven Kentels, der verkommene Philolog Dagobert Fisch, entdeckt die poetische Begabung des jungen Schwarz, und Herr Werner eilt den Gehilfen zum routinirten Romanschriftsteller im Stile der Kolportageautoren auszubilden. Um seine beste Kraft von dem Verleger betrogen, um das Manuscript eines Trauerspiels von dem dicken Journalisten und Dichterinngatten Joachim Joachimsthal beschwindelt, treibt der junge Mann ebenso der Verkommenheit entgegen wie seine Geliebte Magda, welche inzwischen die Maitresse eines Herrn von Kollerfelde und darnach des jungen jüdischen Bankiers Felix Rosenstiel geworden ist. Letzteres zu ihrem besondern Unheil, denn der leichtfertige junge Geldmann muß, ehe er mit Magda anknüpfen kann, zuvor ein Verhältnis zu Rosa Jakob lösen, und in dieser erwacht eine leidenschaftliche Rachsucht gegen den seitherigen Anbeter und Aushalter und die frühere Freundin. Sie gewinnt durch Liebkosungen den plumpen Arbeiter Kaulmann für sich, dem neuen „Paare“ Bitriol ins Gesicht zu gießen und Magda grauenhaft zu verwunden. Und nun wandelt sich das Herabgleiten in schnelles Herabstürzen, das Elend der Familie Merk erreicht seinen Gipfelpunkt, Merk wird wegen Diebstahls verhaftet, die kleine Tochter Magdas stirbt, Magda selbst trifft wieder mit Oskar Schwarz zusammen, der am Leben und an seiner Zukunft verzweifelnd, seiner geistigen Ehre durch Kentels Kolportageromane beraubt, in der Schnapsflasche seines Lehrers Dagobert Fisch Lösung des schmerzvollen Daseinsräthsels gesucht hat. Beiden bleibt nichts weiter übrig als der gemeinsame Tod, den sie in den Fluten eines Sees suchen. Magdas Leiche wird an die Anatomie abgeliefert, und dahin kommt ihr talent-

voller jüngerer Bruder Franz Werk, der inzwischen Schüler der Akademie der bildenden Künste geworden ist, und zeichnet die Leiche seiner armen Schwester. „Als er nach einer Stunde wieder vor dem Direktor stand, um sich zu verabschieden und zu bedanken, fragte ihn dieser leutselig: „Nun, haben Sie gefunden, was Sie gesucht. Das Ja: klang tonlos, denn es kam aus einer gequälten Brust, in der soeben eine Saite gesprungen war.“

Grell und roh, wie die ganze Erfindung des Romans ist, erscheint auch der Ausgang; das düster beleuchtete Nachstück, mit dem er schließt, gemahnt ebenso wie ganze vorangehende Szenenreihen in bedenklicher Weise an gewisse Effekte jener Romane aus Werner Kentels Verlag, welche der Autor mit Recht so bitter kritisiert. Gleichwohl dürfen der etwas grobe Zuschnitt der durchgehenden Geschichte und die starken psychologischen Unwahrscheinlichkeiten der Charakteristik uns nicht abhalten, die Vorzüge und Verdienste der Krejzerischen Erzählung zu würdigen. Und diese Vorzüge liegen nicht sowohl in der Haupterfindung und Haupthandlung, in der eine Reihe von Unmöglichkeiten und grellen Effekthäufungen den beabsichtigten Eindruck schwächen, statt ihn zu erhöhen, als in zahlreichen Episoden des Romans, welche von rascher, scharfer Beobachtung und lebendiganschaulicher Wiedergabe des Beobachteten zeugen. Die Szenen im Geschäft des Pfandleihers Laib und seiner Gattin Serena, die ganze Reihe der Szenen, in welchen der „Künstler“ Emanuel Sängerkrug und Fräulein Dorchon einander unentbehrlich werden, ohne zu ahnen, daß sie Vater und Tochter sind, die Begegnung von Rosa und Magda mit den Herren von Busche und Kollerfelde in der Passage, die Premiere der Tragödie „Don Pablo“ von E. im Thale im Berliner Nationaltheater und manche andre erweisen, daß Krejzer nicht bloß mit dem größten Pinsel malen, sondern feiner und charakteristischer zeichnen kann. Freilich scheint seine Grundstimmung derart, daß sie ihn absolut nur das Häßliche, Widrige, Verächtliche im Leben der Reichshauptstadt sehen läßt, den Kreisen der „Verkommenen“ stehen Kaufleute, Bankiers, Journalisten und Schöngeister der niedrigsten Sorte gegenüber. Gewisse Übertreibungen abgerechnet, wird niemand bestreiten, daß man den Herren Moritz Laib, Felix Rosenstiel und Joachim Joachimsthal, den Damen Serena Laib, Selma Joachimsthal jeden Tag auf den Straßen Berlins begegnen kann. Aber daß sie Berlin wären, daß sie und nur sie den Arbeiterkreisen der großen Stadt gegenüberstünden, wird der Verfasser doch keinen Augenblick behaupten wollen. Und so ist es ein Grundmangel dieses Tendenzromans, daß die ganze ungeheure Zahl der Existenzen, welche zwischen den Verkommenen und ihren Ausbeutern stehen, auch nicht durch eine einzige Gestalt vertreten erscheint, daß nicht ein Lichtstrahl in die niedrigen und eleganten Schmutzwinkel fällt, welche Krejzer den Augen seiner Leser enthüllt. Selbst vom Standpunkte des rücksichtslosen Tendenzschriftstellers aus ist das ein Fehler; ein Dichter mit den Anschauungen und Überzeugungen des Verfassers dürfte vielleicht behaupten, daß das Vor-

handensein der bessern Naturen in dem ungeheuern Kampfe zwischen den Elenden und ihren Bedrängern nutzlos sei, aber Nichtkenntnis dieses Daseins affectiren oder es thatsächlich nicht kennen, steht dem Sittenschilderer schlecht an.

Die Erfindung vom Schicksal des hochbegabten Oskar Schwarz ist so unglücklich als möglich. Der Verfasser ist hier wie ein Maler verfahren, der auf ein- und demselben Landschaftsbilde einen Erntetag mit Gewitter und einen Wintertag darstellte. Die Schicksale des Oskar Schwarz sind nur denkbar, wenn er einer jener Autodidakten ist, die über die armseligste Nachahmung schlecht verdauter Lektüre und die dilettirende Eitelkeit nicht hinauskommen, wenn also seine Erzählungen wirklich Herrn Werner Kentel bedürfen und seine Tragödie zu jener der Frau Selma Joachimsthal in demselben Verhältnisse steht, wie seiner Zeit Ehren-Bacherls „Cherusker in Rom“ zu Halms „Fechter von Ravenna.“ Ein solcher aufstrebender Schreiber kann in die Hände des Herrn Kentel und Dagobert Fisch fallen und kann in seiner verzweifelten Hilflosigkeit schließlich zur Schnapsflasche greifen und mit einem Mädchen wie Magda Merk enden, wie uns hier geschildert wird. Ein wirkliches Talent mit wirklichen Leistungen, obschon es in unsern sozialen und literarischen Zuständen keineswegs vor dem Untergange geschützt ist, geht nicht auf die Weise zu Grunde, die Max Kreker uns vorführt. Dem Naturalismus des Autors fehlt das einzige, was den Naturalismus erträglich machen kann, die schlichte Hingabe an die Erscheinung, er ist mit einem falschen und theatralischen Pathos verfehlt, das seine beabsichtigten Wirkungen in Hauptmomenten wieder aufhebt. Ohne dies Pathos zweifeln wir nicht, daß der Schriftsteller einen Fortschritt machen würde, der für vollkommene Leistungen unumgänglich ist. Die Wurzeln des sozialen Elends und der ungeheuern Mißverhältnisse liegen hier und da so offen und bloß, wie der Verfasser der „Verkommenen“ uns glauben machen will. Aber meist liegen sie viel verborgener, meist verschlingen sie sich mit den Wurzeln des Besseren und Keimkräftigen in unserm Leben, und die Aufgabe des Dichters ist eine andre, als die photographisch treuen Abbilder von einigen der häßlichsten und widrigsten Möglichkeiten zu geben. Die typischen Gestalten und typischen Schicksale, welche Kreker in den „Verkommenen“ zeigt, würden seine Katastrophen nicht herbeiführen können, und die besondern Mittel, deren er sich dazu bedient, können nicht glücklich genannt werden.

Wie weit sich die Reichshauptstadt im Spiegel solcher Berliner Romane erkennt, müssen wir dahingestellt sein lassen. Uns Draußenstehenden will es bedünken, als sei es seiner Zeit in Sodom und Gomorria zwar nicht sittlicher, aber doch ein wenig lustiger und erquicklicher hergegangen als in dem Berlin, welches Max Kreker uns schildert. Nach Zolas Prinzip hat er den falschen Schein und den Reiz von den Gegenständen seiner Darstellung hinweggenommen. Ganz gewiß liegt derselbe blaue Duft auf wurmstichigen wie auf guten Früchten. Aber wir bezweifeln doch, daß jedesmal, wenn der Duft abgewischt wird, der

Wurmstich zu Tage treten müsse. Wir haben keine Neigung, von den sozialen Zuständen, den deutschen überhaupt und denen der Reichshauptstadt insbesondre, sehr hoch zu denken. Indes wollen wir doch noch anstehen, diese „Berliner Romane“ als getreue und erschöpfende Sittenbilder zu betrachten und die Hoffnung nicht aufgeben, daß sich Schriftsteller finden, die wahrer und schöner zugleich seien.

*



Die königliche Bibliothek in Berlin.



Wie die neuesten Landtagsverhandlungen ergeben, hat es mit der Errichtung eines neuen Gebäudes für die königliche Bibliothek in Berlin noch gute Weile. So unerfreulich nun auch diese Thatfache an sich ist, so dürfte der Aufschub doch als Vorbedingung einer rechten Erledigung der für das ganze deutsche Bibliothekswesen wichtigen Angelegenheit zu betrachten sein. Noch sind auffälligerweise eine ganze Reihe von Vorfragen, deren Entscheidung für die innere Einrichtung, sowie für die Größe des Neubaus, also selbst für die Platzfrage, maßgebend sein wird, nicht einmal angeregt worden. Wenigstens nicht in der Öffentlichkeit, wohin sie ihrer Natur nach gehören, da es sich bei denselben möglichenfalls um Reformen handeln wird, denen sich das am alten haftende Publikum wahrscheinlich nur widerstrebend anbequemen wird und mit denen es nicht überrascht werden darf.

Vor allem erhebt sich die Frage, ob die große Gelegenheit nicht benutzt werden soll, um endlich einmal mit der alten Sitte des Ausleihens der Bücher von Seiten der Bibliothek zu brechen. In der ganzen übrigen, d. h. nichtdeutschen Welt weiß man bekanntlich nichts von einer solchen patriarchalischen Unterstützung des häuslichen Fleißes der Unterthanen, die im Grunde nur eine Unterstützung häuslicher Bequemlichkeit ist. Das Fortbestehen dieser aus den beschränkten kleinstaatlichen und kleinstädtischen Zuständen der Vorzeit herrührenden Sitte ist heute ganz und gar überflüssig und mit Nachteilen verknüpft, welche zu ihren etwaigen kleinen Vorteilen in keinem Verhältnis stehen. Nur in einzelnen östlichen und nordischen Staaten, welche zeitweise unter deutschem Einflusse gestanden haben, mag hier und da das Ausleihen noch im Gange sein, sonst gilt allerorten als feststehende, eigentlich selbstverständliche Regel, daß die öffentlichen Bibliotheken nur in den Räumen der Bibliothek selbst benutzt werden dürfen, und wo gewohnheitsmäßig oder gesetzlich gewisse Ausnahmen zugelassen werden, da gelten dieselben eben als Ausnahmen, welche die Regel als solche bestätigen. Die Studien stehen sich sehr gut dabei. Es ist ein ganz hinfälliger Einwand, hinter welchem sich selbsttäuscherische Liebhaberei und die Knechtschaft verbirgt, welche in deutschen Landen der Hausrock samt üblichem Zubehör auszuüben pflegt, wenn das Gegentheil behauptet wird. Nach kurzer Gewöhnung

an die andre Weise wird jeder erfahren, daß man in einem öffentlichen Lese-
saal ebenso eindringlich, aber zeitnuzender arbeitet als daheim. Die vermut-
liche Abneigung des Publikums gegen die Änderung aber dürfte die Verwaltung
zu veranlassen haben, demselben den Übergang zu der neuen Weise durch eine
umso ausgesuchtere Zweckmäßigkeit in der Einrichtung und Ausstattung der Ar-
beitsräume zu erleichtern, und die Berliner Bibliothek läme auf diese Weise in
den glücklichen Fall, hierin zuerst ein vollkommen mustergiltiges Beispiel auf-
stellen zu können. Nicht nur für das Inland, sondern für alle Welt; denn
auch das von altersher nicht verwöhnte Ausland hat bisher an die Annehm-
lichkeit der Räume viel zu bescheidne Ansprüche gestellt. Arbeitsäle freilich, wie
der in der königlichen Bibliothek zu Berlin, dürften wohl nirgends sonst zu
finden sein, und es ist nur verwunderlich, daß nicht schon die Sanitätspolizei
sich der hiesigen Bibliotheksfrage bemächtigt hat. Unsrer Baumeister werden es,
was Beleuchtung, Erwärmung und Lüfterneuerung angeht, sicherlich an nichts
fehlen lassen; nur in Bezug auf die Notwendigkeit der weitgehendsten Bequem-
lichkeit in der Einrichtung der Arbeitsäle, bei welcher beispielsweise viele einzeln
stehende und verschließbare Pulte nicht vermist werden dürfen, steht vielleicht
zu befürchten, daß die neuesten Leistungen des Auslandes schon als ausreichendes
und unübertreffliches Vorbild werden gelten sollen.

Alles, was sich angeblich gegen die Abschaffung des Ausleihens vorbringen
läßt, wird durch die Erfahrungen des Auslandes vollständig widerlegt, von den
Übelständen hingegen, welche mit dem Ausleihen notwendig verbunden sind,
scheint man im Publikum sich gar keine Vorstellung machen zu wollen, und die
Bibliotheksverwaltungen selber scheinen bereits dem lähmenden Einflusse des
langen Status quo gänzlich verfallen zu sein. Es sei hier zunächst der wahrhaft
anstößigen Möglichkeit gedacht, daß ein Werk zu Gunsten einiger wenigen Leser,
die dasselbe vielleicht monatelang ungeöffnet auf ihren Tischen liegen lassen,
der Bibliothek, also allen übrigen Lesern, entzogen wird, während ein anderer,
der dieses Werkes, wenn auch nur auf wenige Stunden oder Minuten, bedarf
und vielleicht zu diesem Zwecke sich eigens nach dem Bibliotheksort auf den
Weg gemacht hat, des Buches nicht ansichtig zu werden vermag. Das ist ein
Fall, der sich in einer Anstalt wie der Berliner fort und fort und mit jedem
Jahre häufiger wiederholen muß. Wer einmal in die Lage versetzt worden ist,
sich auf diese Weise in der Fortsetzung seiner Arbeiten plötzlich unterbrochen zu
sehen, wird angesichts des bekannten trockenen Wortes „Verliehen“ auf dem
zurückgelangenden Meldezettel nicht zweifeln, daß die Ordnung ausländischer
Bibliotheken, nämlich der Grundsatz, daß jedem Leser zu jeder Zeit an jedes
überhaupt in der Anstalt vorhandene Werk zu gelangen ermöglicht sein müsse,
zu den notwendigen Grundgesetzen aller Bibliotheksverwaltung gehöre. Es
liegt auf der Hand, daß dieser Forderung bei dem Wegfall des Ausleihens auf
die leichteste Weise genügt werden kann, indem sich der neue Bewerber, nötigen-

falls unter Vermittlung der Anstalt, mit dem jeweiligen Inhaber des Werkes über die Zeiten und Umstände der Mitbenutzung verständigt. Es ist klar, daß dies zugleich der einzige Weg ist, den in den Büchern steckenden Nutzungswert wirtschaftlich recht zu verwenden.

Ein anderer, von dem Ausleihen unzertrennlicher, sehr erheblicher Nachteil ist aber die ganz unverhältnismäßig schnelle Abnutzung der Bücher. Um sich über die Ursachen des unjaubern Zustandes der meisten gangbaren Werke der Berliner Bibliothek durch einen Überblick klar zu werden, wenn es dessen überhaupt noch bedürfte, hat man nur nötig, an einem Regentage wenige Augenblicke der Ablieferung der bestellten Werke an die externen Leser im Vorraum der Berliner Bibliothek beizuwohnen. Ehe die ausgelieferten Bände aus den bedenklichen Händen und Körben der abholenden Diener und Dienerinnen auf die Tische — vielleicht Kaffeetische, Nachttische, Krankenbetten — der Empfänger gelangen, haben dieselben oft Strapazen zu überstehen, die ihr Wohlbefinden gründlicher gefährden, als eine mehrjährige Benutzung an Ort und Stelle zuwege bringen könnte. Man irrt schwerlich, wenn man annimmt, daß bald einmal ein sehr bedeutender Teil der deutschen Literatur unsers Jahrhunderts infolge einer derartigen Benutzung beim Transporte der Bücher u. s. w. für die Bibliothek wird neu angeschafft werden müssen, wenn anders die Nachwelt an diesem Besitze noch teilnehmen soll. In neuern Bibliotheken ist das Besuchen der Finger beim Umschlagen der Blätter dringend untersagt, große Tafeln und die Wachsamkeit der Beamten sorgen für die Ausführung des Verbotes, ein treffliches Mittel, dieser übeln und sehr verbreiteten, nicht nur die Bücher widrig beschmutzenden, sondern auch materiell verderbenden Unart auch erzieherisch zu begegnen, und doch ist diese an dem öffentlichen Eigentum gedankenlos verübte Mißhandlung nur eine der vielen, den Büchern verderblichen Angewohnheiten, denen dieselben in den Händen der Leser ausgesetzt sind, und die zu verhüten nur möglich ist, wenn die Benutzung der Bücher den Augen der Bibliothekare nicht entzogen wird. Auf die Frage, ob, wie im Auslande, auch der Bücherverstand in die Provinz grundsätzlich abzuschaffen oder als Ausnahme unter erschwerten Umständen beizubehalten sein würde, gehen wir hier nicht ein.

Möglicherweise wird gegen die Aufhebung des Ausleihens der Einwand erhoben werden, daß dieselbe den Arbeitsfäden der Bibliotheken eine kaum zu bewältigende Menge von Lesern zuführen und die Platzfrage bei dem Neubau dadurch bedenklich verwirren würde. Im Hinblick auf die Erfahrungen des Auslandes möchte dies aber doch zu bezweifeln sein. Im Anschluß daran sei aber hier die Frage gestellt, ob bei dieser guten Gelegenheit nicht endlich auch dem sonderbarer Weise noch überall bestehendem System der Universalbibliotheken ein Ende zu machen wäre. Ist nicht vorauszusehen, daß dies in nicht allzu ferner Zeit unbedingt zu geschehen haben wird? Und welchen Zweck, welchen Vorteil, welchen Sinn hat diese mehr und mehr ins ungeheure gehende Anhäufung von Werken

aller möglichen Wissenschaften auf demselben Platze? Statt darüber zu sinnem, wie die Bücher auf kunstvoll mechanischen Wegen am besten aus den entfernten Gestellen an die Centralstelle der Anstalt zu schaffen seien, wie die unaufhörlichen Gänge der eilenden Beamten durch die endlosen, im Winter eisigen Säle auf diese Weise verkürzt werden könnten, dürfte es einfacher und in Bezug auf den Zeitverlust zweckdienlicher sein, die Leser selbst so zu verteilen, daß die Schwierigkeiten wesentlich verringert und dabei zugleich die Rettung der Bücherschätze im Falle von Feuergefährden erleichtert würde. Die Erweiterung der kunstgeschichtlichen Handbibliotheken im Museum zu öffentlichen Bibliotheken kann nicht lange mehr auf sich warten lassen, da eingehende Studien literarische Beihilfe sehr wünschenswert machen; könnte nicht die ganze kunstgeschichtliche Abtheilung der königlichen Bibliothek bei diesem Anlaß eingehen, mit Ausnahme vielleicht des Theiles über Baukunst, welcher für eine öffentliche Bibliothek der königlichen Bauakademie abgezweigt werden könnte? Wir widerstehen der Verlockung, auf diese Weise über den weitem Vorrat der königlichen Bibliothek zu disponiren, wobei vielleicht nur einige wenige Hauptfächer für die ehemalige königliche Universalbibliothek übrig bleiben würden. Klar aber ist doch in jedem Falle, daß schon ein teilweise erfolgreiches Ablassen von dem veralteten Systeme der Allbüchereien die Lösung der großen Berliner Bibliotheksfrage wesentlich erleichtern, wenn auch zu manchen andern neuen Einrichtungen, Bauten und Umbauten führen würde. Es wäre nicht nötig, das bisherige Gebäude am Opernplatz seinem ursprünglichen Zwecke ganz und gar zu entfremden, und die jetzt als provisorisch geplanten Umbauten und Hinzubauten könnten nach Feststellung des künftigen Systems der öffentlichen Bibliotheken Berlins sofort zu definitiven erhoben und als solche in Angriff genommen werden, während stufenweise die große Gesamtbibliothek durch inzwischen stattfindende Erweiterung verschiedener der schon bestehenden Fachbibliotheken in wohlthuedendster Weise entlastet werden würde.

Schließlich sei noch ein Uebelstand zur Sprache gebracht, welcher das deutsche Bibliothekswesen im allgemeinen betrifft. Daß die Universitätsbibliotheken und alle in kleinern Orten bestehenden Bibliotheken an dem alle Fächer versorgenden System der Universalbüchereien festhalten werden, liegt in der Natur der Sache. Da aber die Beschränktheit der Mittel dahin führt, daß die Beschaffung seltener und kostbarer Werke alter und neuer Literatur möglichst gemieden wird, so kann es geschehen, daß der Forscher überall wohl dieselben gangbarsten Hauptwerke antrifft, aber bei tieferen und umfassenderen Studien, namentlich da, wo er die ausländische Literatur zu Rate zu ziehen hat, über einen gewissen Punkt nicht hinauskommt. Bei älteren Werken kann ihm dies sogar auf größeren Bibliotheken begegnen, während vielleicht eine viel kleinere Anstalt sich im Besitze der gesuchten Quellen befindet. Sollte sich hier zum Vortheil der Studien nicht eine Abhilfe schaffen lassen, etwa dahin, daß durch gemeinsames Abkommen sämtlicher Verwaltungen die besondere Pflege der einzelnen Spezialfächer unter die verschiedenen Anstalten verteilt würde und auch demgemäß ein Austausch der bereits vorhandenen Werke stattfände? Dann wüßte jeder, wohin er sich vorkommendenfalls zu wenden hat, und die größere Unvollständigkeit, welche sich die kleineren Bibliotheken dann freilich für einzelne Gebiete auflegen müßten, würde in ihren Nachtheilen reichlich aufgewogen werden durch den größern Wert und die gehobene Charakterbedeutung, welche ihnen der gemehrte Reichtum von Werken des Sonderfachs bringen würde.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



räfin Sibylle warf einen befriedigten Blick auf das junge Paar, welches in ihrer Nähe vor einem Van Dyck stand und ganz in die Schönheit der Darstellung einer Reitergruppe im Schatten hoher Eichen vertieft erschien. Sie äußerte zu ihrem Begleiter den Wunsch, einen Augenblick zu ruhen. Der Baron schob ihr sogleich einen Stuhl mit hoher, gerader Lehne herbei und ließ sich selbst an ihrer Seite nieder, zufrieden, daß sein vom Treppensteigen angegriffenes Bein die erhoffte Erholung fand, ohne daß er nötig gehabt hätte, seine Schwäche einzugestehen.

Ein echter Sextus, sagte die Gräfin, mit dem Fächer auf das Porträt eines Herrn im spitzen nach unten zulaufenden Harnisch und mit etwas härteförmiger Physiognomie deutend. Wie sich die einer Familie charakteristischen Züge doch durch alle Wechsel der Zeiten hindurch lebendig erhalten können! Dieser Stolz des Auges, dieser Adel der Kopfhaltung!

Es wäre einem minder entzückten Beschauer, als Gräfin Sibylle zu sein schien, vielleicht so vorgekommen, als ob das Gesicht des alten Herrn etwas eigensinnig aussähe und die Haltung seines Kopfes durch den Druck der enormen gesteihten Halskrause bedingt sei, aber Gräfin Sibylle hatte dasselbe Bild in ganzer Figur schon in der Halle gesehen und dort vernommen, es stelle den Urgroßvater des Barons Sextus vor. Sie konnte diese ehrwürdige Gestalt nicht anders als bewundernswert finden, und wenn sie den Zweck hatte, den Baron dadurch zu erfreuen, daß sie den Typus seiner Familie sofort zu erkennen imstande war, so erreichte sie ihren Zweck vollkommen.

Es waren gesündere Zeiten, als jener ritterliche Herr noch im Sattel saß, sagte er seufzend. Damals konnte noch ein Mann von klarem Kopf und festem Herzen, der inmitten seines ihm von Gott gegebenen Lebenskreises durch Geburt

und Besitz eine hervorragende Stellung einnahm, von segensreichem Einfluß auf den Staat sein. Jetzt ist alles verwaschen und verwischt, und das größte Maul hat die Bedeutung, welche vordem der besten Klinge zustand. Wir leben in keiner guten Zeit, meine liebe Gräfin.

Gräfin Sibylle ergriff des Barons rechte Hand, drückte sie und sah ihm begeistert ins Auge.

Sie sind ein Mann nach meinem Herzen, sagte sie mit Entschiedenheit. Es thut mir wohl, solch ein Wort zu hören. Solche Gesinnung findet man heutzutage selten, selbst da, wo man billig erwarten dürfte sie zu finden.

Sie haben Recht. Selbst da, wo man erwarten sollte, gesunde Anschauungen zu finden, weil schon das eigne Interesse konservative Gesinnung gebietet, hat sich das französische, demagogische Gift eingefressen. Was hilft es uns, daß wir die Franzosen auf dem Schlachtfelde besiegen, wenn die Ideen der fluchwürdigen Revolution von neunundachtzig uns zu Hause unterjochen? Sie haben wohl gehört, daß mein Herr Better in Hessen auf der Linken sitzt, in der beredten Gesellschaft, der man die unverdiente Ehre erzeigt, sie eine Volksvertretung zu nennen?

Gewiß, sagte die Gräfin, mit schmerzlicher Bewegung habe ich es wahrgenommen.

Sie blickte wieder nach dem jungen Paare und freute sich zu sehen, daß dasselbe am andern Ende der Galerie in eifriger Unterhaltung vor einem Bilde stand.

Es wäre zum Lachen, wenn es nicht so traurig wäre, fuhr der Baron fort. Wer mit der Geschichte des preußischen Staates bekannt ist und dann die Phrasen hört, welche jetzt als Evangelium gelten, der glaubt in einem großen Zollhause zu sein. Was würde wohl dieser alte Herr da in seinem Kürass, der mit gutem Bedacht schon gegen die Lehenskonstitution König Friedrich Wilhelms I. mit allen Kräften opponirte, zu der jetzigen Wirtschaft sagen? Das Verderben fing schon früh an, es fing mit dem Augenblicke an, als man vergaß, daß der Adliche nichts andres ist als ein grundbesitzender Herr mit den in der Landesverfassung begründeten Rechten, ein Vasall, der seinem Landesherrn Treue, seinem Vaterlande aber den Schutz seines Schwertes schuldig ist. Seitdem man die Landstandschafft des Adels verkäuflich gemacht hat, seitdem man den Grundsatz aufgegeben hat, daß das adliche Grundeigentum unveräußerlich und unverschuldbar sein muß, seitdem mußte der Adel natürlich zurückgehen, und alle revolutionären Ideen bekamen leichtes Spiel. Es kam ein Scheinadel, ein Nominaladel auf, die „Herren von“ tauchten in Massen auf, und die lebendige Teilnahme des wirklichen Adels am Gemeinwesen erstarb. Ja es läßt sich sogar nicht leugnen, daß selbst Friedrichs II. lange und gerechte Regierung das Übel vermehrte und dem Eindringen der französischen Gleichheitsideen vorarbeitete. Der Militärglanz seiner Regierung vollendete den Zwiespalt zwischen dem wirklichen

und dem ernannten Adel und gewöhnte das Volk an den Despotismus. Auch das altangesehene gräfliche Haus Altenschwerdt bietet ein Beispiel für den unglücklichen Prozeß, der den Adel ruinirte und damit dem Staate seine festeste Stütze entzog. So viel ich weiß, ist der Grundbesitz jetzt dem Geschlechte völlig verloren gegangen.

Allerdings ist es so, versetzte die Gräfin mit gesenktem Haupte. Mein seliger Gemahl hat das letzte Gut verloren.

Umso angenehmer ist mir der Gedanke, sagte der Baron, daß durch die Verbindung unsrer Kinder wiederum ein großer Grundbesitz in die Hand eines Altenschwerdt gelangt, der hoffentlich wissen wird, ihn zu bewahren und weiter zu vererben. Es war eine tiefe Weisheit, oder sagen wir lieber eine göttliche Fügung, die meinem Ahn jene Bestimmung eingab, die Herrschaft Eichhausen unter einer solchen Bedingung auch auf die weibliche Descendenz vererbbar zu machen. Es ist, als ob er vorausgesehen hätte, daß eine Zeit kommen würde, in der die Gefahr nahe wäre, daß ein unwürdiger Zweig des Geschlechtes Sextus zur Erbschaft stünde, während zugleich das Geschlecht Altenschwerdt seines Besitzes beraubt wäre.

Es würde mich sehr interessieren, das Dokument, welches diese Bestimmung enthält, mit meinen eignen Augen zu sehen, sagte die Gräfin.

Es wird mir Vergnügen machen, es Ihnen sogleich zu zeigen. Bitte, haben Sie die Güte, mich in die Bibliothek zu begleiten.

Der Baron bot der Gräfin den Arm und führte sie durch eine Seitenthür der langen Galerie in einen Gang, dessen Fenster auf den innern Hof mündeten, und von hier aus durch mehrere große und prachtvoll eingerichtete Zimmer in das Gemach, welches den größten Teil seiner Bücher und Papiere enthielt und unmittelbar an sein Arbeitszimmer stieß.

Gräfin Sibylle ging gedankenvoll an seiner Seite. Sie hatte schon von dem Reichtum der Sextus gehört, aber der Anblick des Schlosses übertraf ihre Erwartungen. Die Größe und Ausdehnung des Gebäudes, die Zahl und die innere Ausstattung dieser Räume imponirten ihr. Als sie am Arme des Barons durch die Halle, durch die Galerie, durch die Flucht von Gemächern dahinschritt und ihre Schleppe über so viele Stufen, Teppiche und glatte eichene Dielen strich, ihr Blick über so viele Gemälde, alte Trophäen und moderne Kostbarkeiten, geschnitzte und gepolsterte Möbel, altes Porzellan, Bronzen und Seidenstoffe hinwanderte, ward sie von Bewunderung und Ehrfurcht erfüllt.

Die Bibliothek des Barons war in altdeutschem Stile eingerichtet, bunte Malereien in den oberen Fensterscheiben gaben ein farbiges Licht, um den mit einem riesigen vergoldeten Tintenfaß versehenen und mit Schriften bedeckten mächtigen Tisch standen hochlehnige geschnitzte Stühle mit roten Lederpolstern, und ringsum an den getäfelten Wänden standen bis zur braunen Decke hinauf wohl mehrere tausend Bände in ihren Bänden. Es waren darunter viele schwere

Bücher in schweinsledernen Einbänden, ein interessante Sammlung von Hof- und Staatsgeschichten, Regententafeln, Geschlechtsregistern, Kriegsgeschichten und Memoiren. Der eigentümliche Geruch der Bibliotheken, ein Gemisch des unverfügbaren, sich immer neu erzeugenden Staubes, des Leders, Holzes und Leins, erfüllte das Gemach und schien dessen Ehrwürdigkeit noch zu erhöhen.

Baron Sextus raffelte mit einem großen Schlüsselbunde, das er aus seinem Schreibtische im Nebenzimmer holte, und öffnete einen eisernen Schrank, der in die Wand eingefügt war. Es ward ihm sauer, die schweren Riegel der untern Felber zurückzuschieben, und sein Gesicht ward röter als gewöhnlich, indem er sich bückte. Gräfin Sibylle glaubte zu bemerken, daß er sich bemühe, seinen Bewegungen ihretwegen eine Leichtigkeit zu geben, die nicht ganz natürlich war, und sie wollte ihm einen Dienst leisten, indem sie nicht zusah. Sie trat deshalb an eines der hohen Fenster und blickte in das Land hinaus, welches sich nach dieser Seite hin als ein weites Gewoge gelber Getreidfelder darbot.

Welch ein Besitz! Welch ein Reichthum! sagte sie zu sich selber. Sicherlich gehören diese Felber ihm!

Der Baron legte jetzt ein Packet vergilbter Pergamente, an denen silberne Siegelkapseln hingen, auf den Tisch, und die Gräfin setzte sich neben ihn und beobachtete das freudestrahrende Gesicht, mit dem er ihr verschiedne merkwürdige Schriftstücke aus früheren Jahrhunderten und auch jenes wertvolle Dokument über die Vererbung der Herrschaft Eichhausen vorwies. Er wurde lebhaft und warm, indem er die schriftlichen Belege der Größe seiner Ahnen in den Händen hielt und erklärte, und aus dem Rahmen des grauen, militärisch geschnittenen Haares und Bartes blickte ein beinahe jugendliches Gesicht hervor, in welchem die zahllosen Runzeln sich glätteten und die stahlfarbenen Augen hell blitzten.

Höchst interessant! Höchst merkwürdig! Höchst interessant! sagte die Gräfin zu wiederholten malen.

Sie blätterte mit ihren weißen Fingern in den gelben Papieren und hob die Kapseln empor, wobei die Ärmel und Spitzenmanschetten von ihrem schöngeformten Arme zurückglitten.

Die steifen Schriftzüge jener wackeren Herren, die dereinst so fest in den Bügeln waren und den Degen so tapfer zu gebrauchen wußten, die Reihe von Namen der Güter und Vorwerke, der Titel und Würden, die Siegel mit den wunderlichen Tieren und Schnörkeln, der Duft von Staub und Moder, der aus den Pergamenten emporstieg, alles das zog an den Augen der Gräfin Sibylle mit einem Reiz vorüber und drang mit einem Zauber zu ihren Sinnen, der sie in die angenehmste Stimmung versetzte.

Und warum, mein lieber Baron, fragte sie nach einer langen Pause im Gespräch, sich vorbeugend und ihn träumerisch anblickend, warum haben Sie es dahin kommen lassen, daß diese große schöne Erbschaft nunmehr auf die beiden Augen einer einzigen lebenswürdigen und reizenden Tochter gestellt ist?

Es war völlig still in der Bibliothek, nur die sanften Töne dieser ausdrucksvollen Stimme durchdrangen das feierliche Schweigen. Die Frage drang tief zum Herzen des Barons Sertus. Er zuckte die Achseln, und ein trauriger Ausdruck kam in seine Miene.

Meine Ehe ist nicht ganz das gewesen, was sie hätte sein können, sagte er. Mit einer höchst liebenswürdigen, achtungswerten Dame vermählt, ward ich doch nicht so von Gott gesegnet, wie ich wohl ersehnte. Dorothea blieb mein einziges Kind, meine Frau starb früh, und ein Sohn —

Der Baron seufzte und vollendete seinen Satz nicht.

Und Sie haben nicht daran gedacht, sich wieder zu vermählen? Sie haben die Hoffnung aufgegeben, einem eignen Sohn den Namen, die Ehren und den Besitz des alten Geschlechts zu hinterlassen?

Ein schwaches Lächeln flog über das kriegerische Gesicht des alten Herrn.

In meinen Jahren, sagte er, wenn vierundsechzig Winter ihren Schnee auf das Haupt gestreut haben, denkt man wohl nicht mehr an Vermählung.

Es trat ein kurzes Schweigen ein, dann sagte Gräfin Sibylle mit ruhiger und klarer Stimme: Ein Mann ist niemals zu alt, um zu heiraten.

Siebzehntes Kapitel.

Es war ein eigentümlicher Klang in den Worten der Gräfin Sibylle, und hauptsächlich dieser Klang war es, der den Baron lebhaft berührte, sodaß es ihm beinahe so war, als sei er von einem elektrischen Funken getroffen worden. Er betrachtete aufmerksam das Gesicht der Gräfin, welches ihm voll zugewandt war, und es kam ihm in diesem Augenblick erst recht zum Bewußtsein, daß sie eine schöne Frau sei. Etwas vornehm gebietendes lag in ihren ausgeprägten Zügen, der fühne Schnitt der Nase gab ihnen etwas majestätisches, und die dunkeln Augen hatten ein zugleich verführerisches und durchdringendes Licht. Sie strahlten unter den hochgewölbten Brauen mit einem gefährlich fesselnden Glanz hervor. Die schönen Farben auf Stirn und Wangen ließen jeden Gedanken daran verschwinden, daß diese Dame einen heiratsfähigen Sohn besitze, und die Lippen waren so korallenrot, wie die eines soeben erblühten Mädchens. Wenn das Spitzentuch auf dem dunkeln Haar über der niedrigen, doch starkgewölbten Stirn sich in eine von Diamanten blizende goldene Krone verwandelt hätte, so würde das Bild einer Königin, die ihre Unterthanen, einer Elisabeth und Katharina gleich, ebensowohl durch ihre persönlichen Reize wie durch die Macht ihres Szepters zu beherrschen sucht, vollkommen gewesen sein.

Etwas sehr angenehmes lag für den Hörer in den Worten der Gräfin. Baron Sertus hatte seit langen Jahren nicht mehr daran gedacht, sein Lebensboot noch einmal wieder in das ungewisse Meer der Ehe hinauszusteuern und war an die Meinung gewöhnt, daß er zu alt sei, um mit dem Geschick noch

um andre Güter zu ringen, als Politik, Taktik und Landwirtschaft eintragen können. Er war viel zu fest in dieser Meinung, als daß die Bemerkung der Gräfin ihn hätte umstimmen können, aber doch hatte er sie gern gehört, und als er sich erhob, um den Gast, nachdem die Dokumente genügend betrachtet waren, wieder hinabzuleiten, kam es ihm vor, als spüre er nichts mehr von der Sicht. Er fand, daß die Gräfin etwas belebendes in ihrer Unterhaltung habe, und er begrüßte seinen Freund, den General, der sich inzwischen eingestellt hatte, in der allerbesten Laune.

Mit einem eigentümlichen Interesse sah Gräfin Sibylle den General an, als sie den Namen Graf von Francken hörte, und sie benützte einen ungestörten Augenblick, um Baron Sextus nach diesem Herrn zu fragen. Die Familie von Francken ist sehr ausgedehnt, sagte sie, und es ist möglich, daß ich mich in der Person irre. Aber es schwebt mir so etwas vor — eine alte Geschichte, die vor fünfzehn Jahren Sensation in der Gesellschaft machte. Ist nicht damals eine Gräfin von Francken, geborne von Laffon, ihrem Manne durchgegangen? Und war nicht deren Gemahl Offizier?

Sie haben ganz recht, gnädigste Gräfin, wenn sie vermuten, daß dies derselbe Mann ist, der damals so schwer durch die Untreue seiner Frau betroffen wurde, entgegnete der Baron. Jener traurige Fall ist das Unglück seines Lebens geworden.

Und wer war doch der Entführer? fragte die Gräfin mit lauerndem Blick.

Das ist mir nicht mehr erinnerlich. Ich hatte damals noch nicht die Ehre, den Grafen zu kennen, und Sie begreifen, daß ich ihn niemals, trotz unsrer nahen Bekanntschaft, die ich wohl Freundschaft nennen könnte, darnach zu fragen imstande war. Wie man erzählt, unterstützt er die treulose Frau, ein Beweis von Großmut, wie sie wohl selten gefunden wird, die ihm aber jeder, der ihn kennt, wohl zutrauen kann.

Die Gräfin richtete ihre dunkeln Augen gedankenvoll auf das Gesicht des alten Generals, welches einem Spiegel aller edeln Eigenschaften glich.

Es galt noch einen Gang durch den Park zu machen, damit der Besuch auch diesen Glanzpunkt Eichhausens kennen lerne, und dann sollte soupiré werden. Herr Eschenburg war gegen Erwarten heute Nachmittag nicht gekommen, doch ließ der Kellermeister auch für ihn ein Gedeck legen, da er wohl noch später kommen würde.

Der Baron ging mit Graf Dietrich voran, ihnen folgten die beiden Damen mit dem General. Das Wetter, welches den ganzen Sommer hindurch sehr angenehm gewesen war, begünstigte auch heute die kleine Gesellschaft und zeigte die Umgebung von Schloß Eichhausen in günstigem Lichte. Der August, welcher sich zu Ende neigte, hatte angefangen, hellere Tinten über das Laubwerk auszubreiten, und es zogen gelbe und rote Töne durch das massige Grün mancher Baumgruppen, welche im Verein mit den rötlichen Strahlen der herabsteigenden

Sonne die schattigen Tiefen des alten stolzen Parkes zu erhellen und zu beleben geeignet waren.

Der Baron hatte seinem Besuche für diesen Spaziergang noch ein besonderes Vergnügen zugebracht und führte ihn zu einer abseits gelegenen Stelle, wo er einen Scheibenstand für Pistolenschießen hatte einrichten lassen. An der Mauer, welche den Park an der nördlichen Seite von den Feldern schied und wo die Anordnung der Bäume eine vorteilhafte Aufstellung der Scheibe möglich machte, hatte er einen verfallenden Pavillon im Jopfstil neu herstellen lassen. Dieser Pavillon, welcher einer Laune des Großvaters seine Entstehung verdankte und zu dem Geschmack der übrigen Gebäude und der Anlagen garnicht paßte, deshalb auch später vernachlässigt worden war, bot nun wieder einen hübschen Anblick. Er war mit Tabourets ausgestattet, in der Mitte stand ein mit Erfrischungen besetzter Tisch und vor dem Eingange war ein vorspringendes Dach angebracht, unter welchem die Schützen vor dem Blendens der Sonne gedeckt stehen konnten. Der Jäger des Barons hielt ein Paar gezogener Pistolen bereit.

Der Baron, welcher ein guter Schütze war, schoß heute recht schlecht, und Dorothea bemerkte mit stiller Verwunderung, daß er seine Brille nicht aufsetzte, wie er doch sonst sowohl beim Schießen als beim Lesen kleiner Schrift that. Besser schoß Graf Dietrich, als ausgezeichneter Pistolenschütze aber zeigte sich der General. Er traf fast mit jedem Schuß ins Schwarze.

Es müßte eine bedenkliche Sache sein, mit Eurer Excellenz in Streit zu geraten, sagte Gräfin Sibylle scherzend.

Sie ergriff selbst eine Pistole, und sie schoß nicht schlecht. Ohne nur mit den Wimpern zu zucken, sah sie den Feuerstrahl aus der Mündung brechen.

Sie war ungemein lebenswürdig und wußte die Unterhaltung in anregender Weise zu leiten. Wenn es ihre Absicht war, ihre neuen Bekannten zu bezaubern, so blieb sie nicht ohne Erfolg, wenigstens bei einem Teil derselben. Sowohl der General als Baron Sertus zeigten sich lebhaft und entgegenkommend gegen sie und schienen sich im Gespräch mit ihr zu verjüngen. Nur bei Dorothea gelang es ihr nicht, die Kälte zu durchdringen, die vom ersten Augenblick der Begrüßung an wie eine Schneewolke zwischen beiden Damen gestanden hatte. Dorothea maß die Gräfin zu wiederholten malen mit dem Blick des Zweifels und fühlte bei ihren Lebenswürdigkeiten immer mehr die Notwendigkeit, auf ihrer Hut zu sein. Sie vermochte kein Zutrauen zu den dunkel leuchtenden Augen zu gewinnen, und sie mißtraute vollständig einem gewissen Zuge in den Winkeln des roten Mundes und dem spitz vortretenden Kinn. Gräfin Sibylle schien nichts von dieser abweichenden Empfindung zu merken. Sie war ganz Offenheit und Freundlichkeit gegen das junge Mädchen. Sie hatte Dorothea im Laufe des Nachmittags schon zweimal umarmt, indem sie sich nicht enthalten konnte, bei gewissen Wendungen des Gespräches dem Zuge ihres Herzens zu

folgen und das ihr so durchaus sympathische, entzückende, schöne Geschöpf an ihren Busen zu drücken. Aber doch machte die Freundschaft innerlich eher Rückschritte als Fortschritte. Dorotheens klaren und von idealer Gesinnung durchgeistigten Züge nahmen eine immer festere Geschlossenheit an und näherten sich in ihrer Ruhe der Unbeweglichkeit eines marmornen Antlitzes.

Von Zeit zu Zeit flog ihr Blick suchend in der Richtung des Schlosses hin, als wollte er das Dickicht der vielfach hintereinander liegenden Baumgruppen durchdringen, und sie fragte sich in unbehaglicher Erwartung, warum Eberhardt noch nicht komme. Sie hatte Weisung zurückgelassen, ihn zum Schießplatz zu führen, falls er käme, und zudem mußte ihn, wenn er überhaupt schon gekommen war, der Knall der Schüsse schon von ferne über den Ort unterrichten, wo er die Gesellschaft treffen würde. Warum kam er nicht, wo seine Gegenwart ihr doch so besonders lieb gewesen sein würde, wo sie so gern ihr sich zusammenziehendes Herz einem warmen Lichtstrahl eröffnet hätte, wo er doch auch besonders eingeladen war? Sie sah den blauen Nebel, der sich in den Tiefen des Gehölzes bildete, immer mehr sich ausbreiten und das völlige Herabsinken der Sonne verkünden, und mit einer Regung unerträglicher Ungeduld erhob sie sich und erinnerte daran, daß es Zeit sei, zum Essen zu gehen. Sie bemerkte in diesem Augenblick Graf Dietrichs Miene mit dem Ausdruck sympathischen Interesses ihr zugewandt, und als er ihr gleich darauf den Arm bot, nahm sie ihn hastig an und ging mit ihm voraus.

Dietrich gefiel ihr recht gut. Es war etwas kluges und anschniegendes in seinem Wesen, und er wußte stets Gegenstände zu berühren, die so fern lagen, daß man mit voller Unbefangenheit über sie reden konnte. Er schien mit feinem Instinkt zu erraten, daß sein Gespräch mit ihr dann am leichtesten und heitersten verlief, wenn es Dinge betraf, welche weder sie noch ihn selbst betrafen. Er erging sich jetzt über die Zustände der Theater in Paris und wußte ein so ergötzliches Bild der Rivalität der Autoren und der Intriguen der Bühnenkünstler zu geben, daß Dorothea lachen mußte. Graf Dietrich schien in die geheimsten Vorgänge hinter den Kulissen eingeweiht zu sein.

Bei ihrer Ankunft im Schlosse zeigte sich, daß Eberhardt nicht dort war, und Dorothea ließ sein Bedeck vom Tische entfernen, ehe der kleine Kreis sich im Speisezimmer versammelte. Sie konnte kaum ihre Thränen zurückhalten in dem Augenblick, wo sie diesen Befehl gab.

In angeregter Stimmung ließ man sich, mit Ausnahme von Dorothea, die ausgewählten Gerichte, welche der erprobte Koch zubereitet hatte, schmecken und that den vorzüglichen Weinen alle Ehre an. Gräfin Sibylle erklärte, daß es ihr ausnehmend wohlthue, die Küche des Herrn Doktor Schmidt einmal mit einer andern vertauschen zu dürfen, und führte mit vollem Verständniß das zarte, mit feinem Parose gefüllte Glas zu den Lippen.

Der Baron lächelte, als er die Friandise bemerkte, mit der sie von den Speisen kostete. Der Bursche, der Schmidt, ist ein verschmierter Hund, sagte er. Ich vermute, der bessere Teil seiner medizinischen Kenntnisse steckt in seinem Geldbeutel. Er macht sich ein Vermögen, indem er seine Patienten hungern läßt.

Sie haben vollständig Recht, Herr Baron, versetzte Graf Dietrich lachend. Ich sage beinahe täglich zu Mama, daß wir die Opfer eines Aberglaubens sind.

Du thust sehr Unrecht, mein lieber Dietrich, so zu sprechen, sagte die Gräfin. Der Aigensast ist dir vortrefflich bekommen, und ich bin der Meinung, daß Doktor Schmidt von ausgezeichneter Fähigkeit ist. Er flößt mir volles Vertrauen ein, obwohl ich nicht sehr geneigt bin, auf ärztliche Kunst zu bauen und Gelegenheit gehabt habe, die berühmtesten Spezialisten sich irren zu sehen.

Nun, erwiederte ihr Sohn, das ist Glaubenssache, und ich habe bei dem heutigen hohen Standpunkte der Wissenschaft immer noch mehr Vertrauen zu der Fakultät als zu den Kunststücken der Naturburschen. Welche wundervollen Namen hat doch die medizinische Wissenschaft heutzutage aufzuweisen! Das ist ein Glück, welches wir nicht unterschätzen sollten.

Mein seliger Vater pflegte zu sagen, bemerkte der Baron, daß es ein sicherer Beweis für die schlechte Beschaffenheit der Gesellschaft sei, wenn sie ausgezeichnete Ärzte und Richter nötig habe.

Ei! rief Dietrich und blickte den Baron fragend an, indem er Messer und Gabel niederlegte.

Mein seliger Vater hatte Ansichten, die jetzt für barock gelten würden, sagte der Baron. Er war ein Mann aus der alten Schule. Er hat sein Leben lang keinen Arzt und keinen Advokaten angenommen und nannte die Ärzte und Juristen stets nur Pflasterkasten und Rechtsverdrehler. Er hatte aus seinen Feldzügen die Überzeugung mitgebracht, daß es nur ein einziges Heilmittel gäbe, nämlich den Schaum vom Pferdemaul, und was die Streitigkeiten betrifft, so kannte er als solide Rechtsmittel nur den Degen und die Pistole. Wenn er von den Krankheiten hören konnte, die jetzt Mode sind, wo sogar Männer Nerven haben, und wenn er sähe, welche Geige jetzt die Juristen in der Staatsverwaltung spielen, da möchte er sich wohl im Grabe umbrehen.

Der Baron sagte das nicht ohne bestimmte Absicht. Es kitzelte ihn, dem jungen Grafen, der seiner Nerven wegen in Fischbeck war, einen kleinen Hieb zu versetzen. Dietrich hatte keinen vollkommen befriedigenden Eindruck auf ihn gemacht. Er schien ihm der Härte zu entbehren, die er von einem Edelmann verlangte. Dietrich hatte auf dem Spaziergange durch den Park nicht den Enthusiasmus für die Kavallerie an den Tag gelegt, den der Baron bei einem mustergiltigen Schwiegersohne für wünschenswert hielt. Dietrich hatte allerdings den französischen Feldzug so gut mitgemacht wie ein anderer und sprach nicht ohne Verständnis von den Aufgaben der leichten Reiter, in deren Reihen er gestanden hatte. Aber er schien doch die Mühseligkeiten jener Zeit sehr empfunden zu haben

und blickte darauf mit der Ansicht eines Mannes zurück, der froh ist, ein notwendiges Übel hinter sich zu haben. Ja er hatte sogar zwei Bemerkungen gemacht, die dem Baron entschieden mißfielen. Er hatte die Behauptung aufgestellt, die Artillerie werde in Zukunft die erste Waffe werden, und hatte gemeint, der Angriff von Kavallerie auf intakte Infanterie sei ein nutzloses Hin-schlachten von Mann und Pferd.

Graf Dietrich errötete, als der Baron in tadelnder Weise der männlichen Nerven Erwähnung that, und wollte darauf etwas entgegnen. Aber als er schon den Mund öffnete, schlug ein leises Husten an sein Ohr, und er begegnete dem Blicke seiner Mutter. Er machte den Mund wieder zu und ergriff von neuem Messer und Gabel.

Inzwischen nahm der alte General den Faden des Gesprächs auf. Wenn ich die Meinung Ihres seligen Vaters recht verstanden habe, Herr Nachbar, sagte er, so war es die, daß in einem gesunden und tüchtigen Staate sowohl die Krankheiten als auch die Rechtshändel so einfacher Art sein müßten, daß schon die gewöhnlichste Kunst sie zu heilen und der gesunde Menschenverstand sie zu schlichten imstande sein müßten. Von einem solchen Ideale sind wir allerdings weit entfernt. Es bringt mich dies auf die alte Frage, ob ein Arzt selbst kränklich sein darf oder ob er sehr gesund sein muß, und ob ein Richter selbst ein schlechter Kerl sein darf oder ob er rechtschaffen sein muß. Denn beide, so argumentiren die Philosophen, sollen heilen: die einen die Körper von ihren Krankheiten, die andern die Seelen von ihren Schlechtigkeiten, indem diese ja auch nur Krankheit und die gesetzmäßigen Strafen deren Heilmittel seien.

Nach meiner Erfahrung, sagte die Gräfin, ist es besser, wenn ein Arzt selbst Krankheiten durchgemacht hat. Es giebt da so robuste Leute, die selbst alles vertragen können und deshalb ihren Patienten wahre Pferdekuren zumuten. Ich erinnere mich eines Oberstabsarztes, den mein seliger Gemahl aus alter Anhänglichkeit zu konsultiren pflegte, und der bei jedem Unwohlsein eine Flasche Rauenthaler verordnete. Weil er selbst täglich mehrere Flaschen dieses edeln Getränkes in ungetrübtter Gesundheit zu sich nahm, dachte er, das müßte andern Leuten auch gesund sein. Dem Grafen aber bekam es sehr schlecht, wenn er sich einmal überreden ließ, dem braven Manne zu folgen. Ein schwächlicher Arzt aber kann sich leichter in kranker Leute Zustände hineindenken. Deshalb sollte ich denken, auch ein Richter käme den Schlichen der Verbrecher am besten auf die Spur, wenn er selbst eine gewisse Erfahrung darin durchgemacht hätte. Ein rechtlicher und ehrenhafter Mann wird die Leute immer zu hoch taxiren. Nimmt man doch auch zu den Detectives und Geheimpolizisten mit Vorliebe frühere Verbrecher.

O ja, entgegnete der General, aber man hat dagegen noch etwas eingeworfen. Man sagt, daß der Arzt zwar körperlich krank sein dürfe, da er ja durch seine geistigen Fähigkeiten kranke Körper heilt, daß der Richter aber,

welcher kranke Seelen zu heilen hat, nicht selbst eine kranke Seele haben dürfe. Wenn der Richter selbst ein schlechter Mensch ist, so wird er sich freilich leicht in schlechte Angeklagte hineindenken können, aber es wird ihm die Fähigkeit abgehen, edle Menschen, welche unschuldig vor ihm geführt werden, richtig zu beurteilen. Deshalb muß er allerdings Erfahrung in Schlichtigkeiten haben, aber er darf diese Erfahrung nicht an sich selbst machen, sondern selbst muß er ein reiner Charakter sein. Denn der edle Mensch wird wohl imstande sein, nicht allein das Gute, sondern auch das Schlechte zu erkennen, aber der schlechte Mensch wird nur das, was ihm selbst gleicht, begreifen können.

Dorothea glaubte bei diesen Worten des Generals zu sehen, daß die Augen der Gräfin Sibylle, welche aufmerksam zuhörte, in ihrem Glanze erloschen und ein falbes Aussehen annahmen, als ob sie erschreckt oder verletzt oder doch jedenfalls zu einer Betrachtung veranlaßt worden wäre, welche sie aus der bisherigen Stimmung herausriß. Diese Beobachtung nahm Dorothea so in Anspruch, daß sie vergaß, einen Gedanken auszusprechen, der ihr bei der Erörterung gekommen war, und nachdenklich zusah, wie die Gräfin sich in der Absicht, das Gespräch abzulenken, mit einer Frage über die Jagdzeit an den Baron wandte.

Wir werden in acht Tagen anfangen, Hühner zu schießen, entgegnete dieser. Ich werde mich sehr freuen, wenn Ihr Herr Sohn mir alsdann die Ehre erzeigen will, herüberzukommen. Es giebt viel Wild dieses Jahr.

Sehr gütig, sagte Graf Dietrich. Doch weiß ich noch nicht, ob wir so lange in Fischbeck bleiben werden.

Er wandte sich nach diesen flüchtig hingeworfenen Worten an den General, dessen Persönlichkeit ihm ungleich besser gefiel als die des Barons, und sagte: Ihre Bemerkung, Excellenz, ist mir sehr interessant. Wenn es wirklich richtig wäre, daß der Schlechte nur das Schlechte richtig beurteilen könnte, der Gute aber Gutes und Schlechtes, so würde dies eigentümliche Schlüsse auf die gesamte Literatur ziehen lassen. Ich muß aber gestehen, daß mir die Sache nicht völlig einleuchtet.

Inwiefern wollen Sie denn auf die Literatur schließen? fragte der General.

Nun, wenn jener Satz richtig wäre, so müßte man sagen, daß der Autor von Werken, die das Gute darstellen, selbst ein guter Charakter sein müßte, ebenso derjenige, welcher das Gute und das Schlechte darstellte, während dagegen ein Autor, welcher nur oder doch vorwiegend das Schlechte schilderte, selbst ganz oder doch beinahe ganz schlecht sein müßte. Dagegen möchte ich aber behaupten, daß hier lediglich ein ästhetisches Urteil möglich ist und daß wir allein nach der Bedeutung einer Dichtung als Kunstwerk fragen dürfen, gleichviel, ob in derselben schlechte oder gute Charaktere wiedergegeben werden, während ein Rückschluß von der Dichtung auf den Charakter des Dichters ganz unthunlich ist. Es kann meines Erachtens ein miserabler Mensch, wenn er nur

dichterisches Talent hat, die edelsten, tugendhaftesten Leute schildern und die herrlichsten Thaten erzählen, sodaß seine ganze Dichtung sich wie ein Hymnus auf die Tugend ausnimmt. Und ebenso kann ein durchaus reiner und edler Charakter sich damit beschäftigen, lauter Verbrecher und Verbrechen darzustellen, in der guten Absicht, die Welt zu bessern.

Mein seliger Vater, den ich vorhin schon einmal erwähnte, warf der Baron ein, war der Meinung, daß überhaupt alle Federfuchser nichts taugten, und daß kein wahrer Mann sich jemals damit abgeben würde, zu schreiben. Das war nun wohl etwas zu weit gegangen, denn ich kann mir recht gut vorstellen, daß ein tüchtiger Soldat und Edelmann, wenn ihn etwa widriges Geschick auf den Sand geworfen hat, sich zur Ausfüllung müßiger Stunden mit Aufzeichnung seiner Erlebnisse und der Geschichte seines Stammes, oder der belehrenden Erzählung von Kriegen beschäftigt. Aber was darüber hinausgeht und außerhalb des Kreises der Wissenschaften liegt, das ist allerdings wohl von Übel, und die Verherrlichung, welche jetzt nicht nur von seiten des schönen Geschlechts, sondern in gewissen Kreisen auch von den Männern mit den sogenannten Geistesheroen getrieben wird, ist ein schlimmes Zeichen der Zeit. Daher kommt es denn, daß schließlich diese Sippe von Müßiggängern, unbrauchbaren Studierten und aller Arten verfehlter Existenzen, die in Tinte arbeiten und sich darum Ritter vom Geiste nennen, auch etwas im Staate zu gelten anfangen. Glücklicherweise ist es bei uns noch nicht dahin gekommen, daß Journalisten, Feuilletonisten, Poeten und Literaten, oder wie man dieses süße Volk sonst nennen will, zu Ämtern berufen werden, wie in Frankreich. Das ist noch so ziemlich das einzige, was mich einiges Vertrauen auf den Bestand des preussischen Staates setzen läßt, daß sich bei uns kein vernünftiger Mensch um diese Art Leute bekümmert und sie namentlich von der Regierung vollständig verachtet werden. Ich habe in Frankreich und in Italien gesehen, daß in einem Salon, wo eine sogenannte literarische Größe auftrat, eine förmliche Bewegung entstand, als ob ein Mann von Bedeutung eingetreten wäre. Bei uns ist mir das doch Gottlob noch nicht begegnet.

O mein verehrtester Freund! sagte der General lachend, das kommt doch wohl nur daher, daß Sie seit langer Zeit keinen Salon besucht haben. Ich versichere Ihnen, daß mir nicht wenig Beispiele bekannt sind, namentlich von den süddeutschen Höfen, daß man wahrhaft geistige Bedeutung, auch bei berufsmäßigen Schriftstellern, wohl auch bei uns zu schätzen versteht. Und ich glaube auch, daß selbst die Regierung nur zu ihrem eignen Schaden die Dichter vernachlässigen kann. Sie bilden eine stille aber große Macht und haben mehr Einfluß auf das Volk als die Regierung selbst, weil sie in tausenden von Organen ihre Ansichten dem Volke mitzuteilen vermögen.

Graf Dietrich, der sich nicht hatte enthalten können, einen Zornesblick auf den Baron zu schleudern, machte dem General ein verbindliches Gesicht und

sagte: Ich möchte Eurer Excellenz vollständig Recht geben. Nur Kurzsichtigkeit kann die Bedeutung der Literatur für das Volk leugnen. Und ich möchte auch Theophile Gautier, dessen scharfen Geist ich sonst gern anerkenne, widersprechen, wenn er die Meinung vertritt, die Bücher hätten keinen Einfluß auf die Sitten. Er sagt, so wie der Frühling die jungen Erbsen brächte, aber nicht die jungen Erbsen den Frühling, so produzierten auch die Sitten die jeweiligen Bücher, aber nicht die Bücher die Sitten. Aber ich behaupte: Allerdings ist die Literatur erst die Folge der Sitten einer bestimmten Zeit, aber sie ist zunächst ein Spiegelbild im Kopfe einer kleinen Schaar Auserwählter, und dieses Spiegelbild, richtig oder verzerrt je nach dem Geiste des Dichters, ist es doch erst, was der großen Masse vorgeführt wird, kann also gut oder schlecht einwirken.

Der General nickte. Je nachdem nun der Dichter gut oder schlecht ist, sagte er lächelnd, wird also sein Spiegelbild wohl gut oder schlecht ausfallen, und so müßten wir doch wohl annehmen, daß die Person des Dichters von seinen Werken nicht zu trennen ist, oder denken Sie, Graf Altenschwerdt, daß in diesem Falle der Spruch nicht einträfe: An ihren Früchten sollt ihr sie erkennen?

Aber der Standpunkt der Kunst! rief Dietrich. Der Standpunkt der Kunst! Oder sollen wir es machen wie jenes naive Publikum, welches dem Darsteller des Don Carlos und Romeo Sträuße schickt und den Darsteller des Mephisto und Jago für einen ausgemachten Bösewicht hält?

Die Naivetät giebt oft nützliche Fingerzeige, entgegnete der General. Ich habe mich im Theater, wenn ich Spitzbuben auf der Bühne sah, oft mit dem Gedanken beschäftigt, ob nicht ein Schauspieler, der vielfach in der Maske von Intriganten, Lügnern und Mördern austritt, schließlich etwas vom Charakter dieser Maske annehmen könnte. Muß er sich doch, wenn er natürlich spielen will, ganz in die Figur und das Benehmen der Personen umschmelzen, die er darstellt, und die Gewohnheit ist ein mächtig Ding. Wir wundern uns nicht, wenn die Schauspielerinnen, welche in einer Atmosphäre von erdichteten Liebesintriguen leben, selbst leicht wirkliche Liebesgeschichten anzetteln, und es könnte sich wohl bei den andern Rollen eine ähnliche ansteckende Kraft herausstellen. Doch will ich dies dahingestellt sein lassen, denn es ist doch schließlich nur ein äußerliches Umschmelzen, welches die Schauspieler mit sich vornehmen müssen, und die angeborene Natur ist so leicht nicht zu ändern. Aber bedenken Sie einmal, wie es mit dem Dichter der Theaterstücke geht! Er hat aus seinem Geiste heraus sowohl alle die einzelnen Personen wie auch die vorgesehene Handlung geschaffen. Er muß die Charaktere, die er vorführt, nach Vorbildern gestalten, die er in sich selber trägt, und muß sich innerlich, geistig umschmelzen in die Menschen, die er schafft. Meinen Sie nun, daß ein starker und edler Geist Lust hat, sich in niedriges Pack umzuschmelzen und den Schleichwegen, der Furcht, der Bosheit eines schlechten Menschen nachzugehen? Es wird ihm

nicht möglich sein. Deshalb sehen Sie auch bei Shakspeare, daß selbst seine Bösewichte etwas Kühnes und Großartiges haben, sodaß wir ihnen nicht gram werden oder sie wenigstens niemals verachten können. Wir nehmen immer ein lebhaftes Interesse an ihren Schlechtigkeiten und bedauern, daß so tüchtig angelegte Naturen solcher Verderbnis verfallen sind. In Richard III. sind wir beinahe geneigt, dem bösen König den Sieg zu wünschen. Das kommt daher, daß ihm Shaksperes Geist eingehaucht ist, daß es Shakspeare selber ist, der ein Königreich für ein Pferd bietet. Ein großer Dichter wird sowohl gute als schlechte Menschen mit voller Wahrheit und Kraft erhebend und erschütternd zeichnen, die erbärmlichen aber, wo er deren in der Handlung bedarf, nur mit Ironie, und umgekehrt werden wir aus den wahrhaftigen und heroischen Charakteren des Dramas auf eine große Seele beim Dichter schließen können. Wo wir aber nur schlechte Menschen geschildert sehen und noch dazu in solcher Weise, daß wir sie hassen und verachten, da müssen wir annehmen, daß der Dichter selbst ein kleiner und schlechter Geist sei. (Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Charles R. Darwin und die kulturhistorische Bedeutung seiner Theorie vom Ursprung der Arten. Von Dr. Otto Zacharias. Berlin, Staude, 1882.

Der Verfasser dieser Schrift giebt eine lebhafte Schilderung von Charles Darwins Leben und Charakter und schließt daran eine sachgemäße und anschauliche Darstellung der eigentlichen Lehren Darwins und ihrer großen Bedeutung. Die Abneigung des Verfassers gegen übertriebene metaphysische Spekulationen tritt dabei ebenso vorteilhaft hervor wie seine unbefangene und liebenswürdige Anerkennung für die verschiedensten Richtungen und Individualitäten. Fast am besten hat uns der Schlusssatz gefallen: „Dem dogmatischen Darwinismus, der eine Neigung verrät, in naturphilosophische Spekulationen zu verfallen, möchte ich den Darwinismus Darwins, die von wirklichen Thatsachen ausgehende und von Versuch zu Versuch fortschreitende Methode des großen englischen Forschers empfehlend gegenüberstellen, die freilich nicht zu schnellen und blendenden, aber zu sichern und für die Wissenschaft allezeit wertvollen Resultaten führt.“

Wiewohl aber mit diesen Worten die einfache und grundehrliche Forschungsweise des echten Empirikers in das rechte Licht gesetzt ist, so müssen wir doch an einigen andern Stellen des Buches bedauern, daß einer gewissen metaphysischen Spekulation noch zu viel Terrain gegönnt ist. Wir meinen: wenn man einmal die Grenze zu ziehen versucht, wie weit in den Naturwissenschaften die Spekulation gehen darf und wie weit die reine Empirie berechtigt ist, und wenn man dabei auf Kant zurückgeht, dann sollte man auch gründlich dessen vorgezeichnete Bahnen nachzugehen suchen. Wenn es also z. B. S. 63 heißt: „Wer da glaubt, daß uns die Darwinsche Selektionstheorie der Lösung des Lebens- und Entwicklungsrätsels auch nur mehr als einen oder einige Schritte näher gebracht habe, der muß von der unendlichen Komplizirtheit der scheinbar einfachsten Lebensvorgänge keinen adäquaten Begriff haben“ — so sagen wir: Die Komplizirtheit der Lebensvorgänge ist es garnicht, die uns verhindert, das große Geheimnis der organischen Natur

zu begreifen. Gerade in der Aufhellung dieser verwickelten Prozesse und Bedingungen hat Darwin großes geleistet, und es wird auf seinem vorgezeichneten Wege noch mehr und mehr geleistet werden. Das Geheimnis der Organisation aber wird aus einem ganz andern Grunde niemals völlig entschleiert werden, nämlich deswegen, weil ein geistiges Prinzip, ein auf ein Ziel gerichteter Gedanke bei jeder organischen Form als mitbestimmend anerkannt werden muß, und weil es ungereimt ist, aus den Gesetzen der Materie einen Gedanken herleiten zu wollen. Gedanken, und was dem verwandt ist, als Fühlen, Streben, Wollen, Wahrnehmen, Wissen, ist entschieden den eignen eingebornen Gesetzen unterworfen, die so wenig Verwandtschaft haben mit dem Mechanismus der Materie, daß es eben von vornherein thöricht ist, auch nur zu erwarten, daß einmal diese Gesetze der transzendenten Logik aus den Gesetzen der Schwere oder der Affinität abgeleitet werden könnten. Liegt also das eigentliche Rätsel des Lebens in der zweckmäßigen planvollen Anordnung aller Teile, die zum Bau eines Organismus dienen, so haben wir die letzte Ursache, welchen diesen Plan entworfen hat, gar nicht mit zum Gegenstande unsrer Spekulation zu machen. Das lehrt eben Kant, und daß wir im übrigen bis an diese deutlich gezogene scharfe Grenze ungehindert vordringen können auf dem Wege Darwins, d. h. auf dem Wege der unbefangnen empirischen Forschung, das hat Kant auch ausgesprochen.

Ebenso sind wir nicht einverstanden, wenn der Satz des Mantegazza: „Wenn einst die Wissenschaft der Zukunft unsern fernern Enkeln gestatten wird, alle Erscheinungen der Natur von der einfachsten bis zur komplizirtesten zu sammeln, von der einfachen Bewegung eines Atoms bis zum erhabensten Geistesblitz eine ununterbrochene Kette von Thatsachen zu schaffen, dann wird man vielleicht auch den allerersten Ursprung der Liebe und der Elementarphysik der verschiedenen Atome erkennen, welche sich suchen und sich verbinden, und durch ihre entgegengesetzte Bewegung das Gleichgewicht hervorbringen,“ für die Bezeichnung des höchsten Punktes der wissenschaftlichen Forschung erklärt wird. Es geht eben prinzipiell nicht an, geistige Thatsachen wie Gedanken irgendwelcher Art aus Atombewegungen erklären zu wollen, abgesehen davon, daß Atome nur Produkte unsrer Einbildungskraft sind. Kant hat auch hier im vierten Paralogismus die Wege vorgezeichnet. Das große Rätsel, wie die Verbindung zwischen Geist und Materie hergestellt werde, ist in Wahrheit garnicht vorhanden. Es existirt nur, weil wir in der ungeschulden plump realistischen Weise die Frage aufgeworfen haben, ohne vorher zu überlegen, wonach wir eigentlich fragen. Wären die geistigen Prozesse körperliche Erscheinungen im Raum, wie alle chemisch-physikalischen Bewegungen es sind, dann möchten wir die Frage mit Recht stellen, wie denn die Verbindung zwischen geistigen und körperlichen Prozessen aussieht. Da wir aber bestimmt wissen, daß ein Geist und seine Thätigkeit überhaupt im Raum nicht anzutreffen ist, sondern alle Erscheinung, durch die er sich uns bemerkbar macht, nur allein in der Zeit verläuft, wenn sie auch durch lokale Nervenprozesse hervorgerufen ist, so kann die räumliche Verbindung zwischen Geist und Körper niemals Gegenstand unsrer Forschung sein. Für die Verbindung beider Arten von Erscheinungen überhaupt kann folglich nur der allgemeinste Grundsatz in Kraft treten, der für alle Erscheinungen überhaupt gilt, daß sie sämtlich mit einander in Wechselwirkung stehen. Wie also der Geist auf den Körper einwirkt und umgekehrt, ist nicht rätselhafter, als die Wirkung eines Feuers auf einen Kessel mit Wasser oder eines Sturmwindes auf die Wellen des Meeres. Was soll uns da noch die Frage, wie ihre Verbindung beschaffen sei? Das Feuer folgt seinen Gesetzen und das Wasser folgt seinen Gesetzen, und

das eine ist so wenig aus dem andern abzuleiten, wie der Geist aus dem Körper oder umgekehrt. Jede Vermittlung durch seine Bewegungen im Raum ist zur Erklärung selbstverständlich unbrauchbar.

Trotz dieser hie und da mangelnden philosophischen Schärfe können wir aber das vorliegende Buch als eine anziehende und belehrende Lektüre warm empfehlen.

Entgegnung.

Herr Carl Hoff in Karlsruhe hat, was ich ihm nicht verdanken kann, meine Kritik seiner Broschüre „Künstler und Kunstschreiber“ in Nr. 8 der Grenzboten sehr übel genommen und seinem Unmut in einer drei Spalten langen Erklärung in den zu München erscheinenden „Neuesten Nachrichten“ vom 18. März Luft gemacht. Leider enthält dieses neue Elaborat ebensowenig wie seine Broschüre sachliche Punkte, auf die man sachlich erwiedern könnte. Nur einmal glaubt Herr Hoff die freudige Genugthuung zu haben, mir einen Schnitzer oder doch wenigstens einen Mangel in meinen Kenntnissen nachweisen zu können. Dieser einzige rein sachliche Passus in seiner Entgegnung lautet wörtlich:

„Herr Rosenberg, welcher mich in dünnlicher Weise glaubt schulmeistern zu können, schiebt mir unter, einen amerikanischen Bischof des sechzehnten Jahrhunderts, Las Cases, mit einer Bildersammlung des Louvre, welche bis auf unsre Tage reicht, in Verbindung gebracht zu haben, weil ich, durch den ähnlichen Klang der Namen verführt, der Meinung war, der Stifter jener Galerie sei der im Jahre 1854 in Paris verstorbene Graf Las Cases. Er aber nagelt seine Gelehrsamkeit in mitteleiderregender Weise bei dieser Gelegenheit dadurch fest, daß er von dem berühmten Parteigänger und Geschichtsschreiber Napoleons I. nichts weiß, indem er von einem «Wesen unter dem Namen Las Cases» spricht.“

Ich muß hier leider wiederum konstatiren, daß Herr Hoff in der Freude, mich korrigiren zu können, einen neuen Schnitzer gemacht hat. Er hat nämlich in der Aufregung Las Cases den Vater mit Las Cases dem Sohn verwechselt. Graf Las Cases der Vater, der „berühmte Parteigänger und Geschichtsschreiber Napoleons I.“ oder richtiger der Verfasser des *Mémorial de Ste. Hélène* starb nicht 1854, sondern 1842, und nicht in Paris, sondern in Passy. Sein Sohn, der weder ein Parteigänger Napoleons I. noch sein Geschichtsschreiber war, sondern nur einen Bericht über die Überführung der Asche Napoleons I. von St. Helena nach Paris veröffentlicht hat, starb 1854 und zwar ebenfalls in Passy. Derjenige, der Ansprüche auf Mitleid zu erheben hat, ist also auch in diesem Falle Herr Carl Hoff, von dem wir mit dem guten Mute scheiden, daß er sich in Zukunft seine Konzepte von einem „Kunstschreiber“ durchsehen lassen möge, bevor er sie dem Drucke übergiebt.

Wie mir übrigens ein freundlicher Leser der Grenzboten aus D. mitteilt, ist der Ausdruck „Kunstschreiber“ zuerst von Josef Anton Koch in seiner Schrift „Moderne Kunstchronik oder Rumfordsche Suppe“ (1834) gebraucht worden.

Berlin.

Adolf Rosenberg.

Verichtigung. In der im letzten Hefte abgedruckten Festrede des Herrn Prof. Hans Brup sind leider ein paar falsch gedruckte Namen übersehen worden: anstatt Lorenz Hegel muß es heißen Leo, Hegel, und anstatt Rohne Rosen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Berlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Meuditz-Leipzig.



England und die Madagaskarfrage.



Die Frage wegen Madagaskar ist im Begriff, in eine neue Phase zu treten. Mit Bestimmtheit wird aus Paris gemeldet, daß die französische Regierung sich entschlossen hat, die Erfüllung der Klauseln der verschiedenen Verträge, kraft deren sie gewisse sehr weitgehende Rechte über die Insel beansprucht, mit Gewalt herbeizuführen, und daß zu diesem Zwecke bereits Befehle an die Flottille vor Madagaskar ergangen sind, zunächst mit einer Blockade der Seehäfen des Hova-reichs vorzugehen. Das Kabinet Gladstone scheint sich hierzu gleichgiltig verhalten zu wollen. Vielleicht hat es Versprechungen nach dieser Richtung hin erteilt, die es nun binden. In der englischen Presse dagegen giebt sich wechselndes Mißtrauen in der Sache kund, und andererseits ergeht sich ein Teil der französischen Zeitungen in entrüsteten Klagen über die britische Annahmung, den Franzosen in ihre Kolonialpolitik hineinreden zu wollen. Man darf gespannt sein, zu erfahren, wie dieser Zeitungskrieg enden und ob er die öffentliche Meinung diesseits und jenseits des Kanals schließlich so weit beeinflussen wird, daß die beiden Regierungen von ihm Notiz nehmen und sich noch kühler zu einander stellen werden, als sie in Folge des Scheiterns der Verhandlungen über Erneuerung des Cobden-Napoleonischen Handelsvertrags und des Ausgangs der ägyptischen Krisis jetzt schon zu einander stehen.

Wir halten eine solche Entwicklung nicht für wahrscheinlich, möchten aber ihre Möglichkeit, weil für England hier wie am Kongo und in Tonkin wesentliche Interessen in Frage kommen, nicht in Zweifel ziehen. Sicher ist zunächst, daß von einer Erneuerung des erwähnten Handelsvertrags, die man nach Gerüchten der letzten Wochen wieder ins Auge gefaßt haben sollte, im Ernste nicht die Rede gewesen ist, weder auf französischer noch auf englischer Seite. Im

Gegenteil, die französische Regierung hat in den jüngsten Tagen weniger Geneigtheit zu einer bessern Gestaltung der kommerziellen Beziehungen zwischen den beiden Staaten bekundet als früher, und kein Verständiger wird ihr dies verdenken, da in einer Zeit, wo die Hauptmittelpunkte der Fabrikthätigkeit Frankreichs mit ausländischen Erzeugnissen förmlich überschwemmt und die fremden Märkte jener zum guten Teile verschlossen sind, das entgegengesetzte Verfahren ein Akt der Großmut wäre, der sich durch nichts rechtfertigen ließe. Ebenfalls klar ist, daß die französische Kolonialpolitik der öffentlichen Meinung in England schwere Bedenken einflößt, und daß dies der französischen Presse in hohem Grade mißfällt. Namentlich die radikalen Blätter führen eine Sprache, die erwarten läßt, daß ihre Redakteure, wenn sie einmal zu gebieten hätten, was nicht völlig undenkbar ist, England veranlassen würden, auf seiner Hut zu sein. Vorläufig indeß sind es phantastische Übertreibungen, wenn Rocheforts Intransigeant sich in einer zornschraubenden Philippika über Englands Selbstsucht und Treulosigkeit ergeht, doch mag es immerhin im Sinne vieler seiner Landsleute gesprochen sein und deshalb als Zeichen der Zeit registriert werden, wenn wir da folgenden Tiraden begegnen:

„England steht im Begriffe, uns aus Madagaskar zu vertreiben und Portugal zu einem Streite mit uns über die Mündung des Kongo zu verführen. Es besitzt bereits drei Viertel von Afrika und hofft den ganzen Erdteil in seine Hände zu bekommen. Natürlich bedroht uns der verschlagne Gladstone, der beiläufig so liberal ist, wie Waldeck-Rousseau Republikaner ist, nicht mit einer Kriegserklärung, wenn wir in Madagaskar bleiben. Ein Krieg mit irgend einer europäischen Großmacht würde den Verlust von Irland nach sich ziehen. . . . Wenn unsre Minister imstande wären, an etwas andres zu denken als an die Verhaftung von Louise Michel, so würden sie begreifen, daß der Krebs, welcher Frankreich zerfrißt, England ist, daß es uns bei jedem Schritte, den wir thun, Hindernisse in den Weg legt, und daß wir ein für alle mal diesen werten Freund los werden müssen, der immer um Gefälligkeiten bittet und sie dann mit jedem gemeinen Kniffe bezahlt, den er sich nur erdenken kann. Statt Irländern nachzuspüren und auf der Fährte zu folgen, die sich unsrer Gastlichkeit anvertraut haben, sollte die Regierung mit allen ihren Kräften und Geldmitteln die Revolution in Irland ermutigen. Es giebt aber noch einen andern Aufstand, welcher dem britischen Löwen für immer die Krallen ausziehen würde. Das ist eine Empörung in Indien, die nur auf ein Signal wartet, um mit hundert Millionen Männern gegen ihren und unsern Feind loszubrechen. Hätte man die Schanzen von Tel El Kebir, die mit einem Bombardement von Sovereigns genommen wurden, noch einen Monat halten können, so würde das angloindische Reich wie ein unterminirtes Gebäude in Stücke zerfallen sein. . . . Die Rebellion der Hindus, immer im Glimmen, immer auf Gelegenheit lauernd, wird nicht lange mehr zu warten brauchen. . . . Der Tag ist vielleicht nicht fern, wo sie

ausbrechen wird, und dann wird es ganz aus sein mit der englischen Macht in Asien und ebenso mit der englischen Unterdrückung in Irland und in Ägypten. In demselben Augenblick aber, wo diese drei Nationen von ihren Tyrannen befreit sein werden, wird Frankreich von dem unausstehlichsten Nachbar erlöst sein, den ihm je die Geographie vor die Thür setzte. Eine Insurrektion in Indien — darin liegt unsre Erlösung!“

Betrachten wir nach diesem ingrimmigen Artikel die Frage der französischen Ansprüche auf Madagaskar mit der Ruhe und Gelassenheit des Unbetheiligten oder nur mittelbar einigermaßen Interessirten. Wir folgen dabei im wesentlichen englischen Quellen, aber nur so weit, als sie die Thatsachen mittheilen, nicht in allen Schlüssen und Urteilen, die sie daraus ableiten. Wir wollen eben nur historisch verfahren. Die Leser mögen sich dann ihre Meinung selbst bilden.

Die französischen Ansprüche auf Madagaskar sind jetzt, wie wir sehen, in aller Form geltend zu machen versucht worden. Sie gründen sich auf „geheime Verträge,“ die in den Jahren 1840 und 1841 mit eingebornen Häuptlingen der Nordwestküste der Insel abgeschlossen worden sind. Diese Häuptlinge, vom Stamme der Sakalavas, befanden sich damals im Aufstande gegen die Zentralregierung, wurden aber später vollständig unterworfen. Die Existenz jener Verträge blieb lange Jahre aller Welt verborgen, und sie kamen zum erstenmal aus den Archiven ans Tageslicht, als im vorigen Jahre eine malagassische Gesandtschaft in Paris erschien, um mit der dortigen Regierung zu unterhandeln, und man derselben die Dokumente als Beweise für die französische Berechtigung vorlegte. Ein ähnlicher Fall würde es gewesen sein, wenn die Ungarn 1848, während ihres Revolutionskriegs und der Herrschaft Kossuths, ein Stück ihres Gebietes, sagen wir die dalmatinische Küste, an Italien, oder wenn die Polen 1863 eine Strecke des Königreichs an Oesterreich abgetreten hätten. Auch an den Fall kann man dabei denken, daß Kaiser Max von Mexiko oder die Konföderation der Sklavenstaaten Nordamerikas den Franzosen irgendwo einen Teil ihres Gebietes oder eine Insel überlassen hätten. Wären die Abtretenden siegreich geblieben, hätten sie ihre Macht oder ihre Selbständigkeit behauptet, so würde der Anspruch des Empfängers der Abtretung natürlich fortbestehen. Da jene Voraussetzung aber bald hinfällig wurde, so erlosch selbstverständlich der Anspruch. Der Kaiser von Oesterreich, der Zar, die Republik Mexiko und die Regierung in Washington unterwarfen ihre Gegner, die letztern waren nichts mehr als besiegte Rebellen, die völkerrechtlich nicht befugt gewesen waren, Verträge mit irgend jemand, am wenigsten mit einer ausländischen Macht, abzuschließen und Teile des Reiches zu verkaufen oder zu verschenken.

Wesentlich dasselbe hat von Madagaskar zu gelten. Man könnte höchstens sagen, daß es ein halbbarbarischer Staat sei, der nicht in die Gruppe der zivilisirten Länder und Völker aufgenommen und deshalb rechtlos sei. Dagegen aber scheint der Umstand zu sprechen, daß man französischerseits die erwähnten

Verträge mit den rebellischen Sakalavas über vierzig Jahre geheimhielt und sie weder direkt noch indirekt zur Geltung zu bringen versuchte.

Ganz im Gegenteil ist das Recht der malagassischen Regierung auf die Obmacht über den Nordwesten ihres Reiches seit der Unterzeichnung der sogenannten Verträge mehr als einmal von den Franzosen mittelbar anerkannt worden. 1855 und 1857 hatten französische Unterthanen an der dortigen Küste ein Fort errichtet, die Regierung von Madagaskar griff sie an, verjagte sie und zerstörte das Fort, ohne daß „die französischen Behörden dagegen Einspruch und Klage erhoben, da zugestanden werden mußte, daß es die gerechte Bestrafung eines ungesetzlichen Verhaltens gewesen sei.“

Im Jahre 1862 schloß Frankreich mit dem Könige Radama II. einen Vertrag ab, in welchem keinerlei Andeutung jener angeblichen Ansprüche enthalten war, und in welchem dieser Fürst als „König von Madagaskar“ anerkannt wurde, während die französische Diplomatie die Nachfolgerin desselben jetzt immer nur als „Königin der Hovas“ oder „Hovasregierung“ bezeichnet. Es ist ungefähr so, als ob eine fremde Regierung, die Rechte auf ein Stück von Italien zu haben behauptete, den König Humbert nur „König von Sardinien“ nennen wollte, oder als ob der Präsident in spe Rochefort, im Hinblick auf den rebellischen Geist Irlands und dessen Hinneigung zur Republik Frankreich, die Königin von Großbritannien nur „Königin von England“ zu tituliren sich herausnahm. Mit Bezug auf den vor mehr als zwei Jahrzehnten abgeschlossenen Vertrag zwischen Radama II. und Napoleon III. bemerkte die *Revue des Deux Mondes* von 1863: „Durch diese Akte, in welcher Radama II. als König von Madagaskar erscheint, haben wir ohne Einschränkung seine souveräne Gewalt über die gesamte Insel anerkannt. Infolge dieser Anerkennung sind bei ihm zwei Konsulu beglaubigt worden: einer zu Antananarivo und einer in Tamatave. Dieselben üben ihre Befugnisse lediglich kraft eines Exequatur des wirklichen Souveräns aus.“

Dies war die in Frankreich allgemein angenommene Ansicht von der Sache, bis im vorigen Jahre ein Verlangen nach Ausdehnung in fremden Weltteilen, namentlich in Afrika und auf dessen Inseln, Admirale, Konsulu, Kaufleute und Privatreisende fast wie eine Epidemie ergriff und selbst Staatsmänner ansteckte. Von da an schreibt es sich, wenn man jetzt Abkommen mit längst gestorbenen und begrabenen Rebellenhäuptlingen der Nordwestküste ans Licht zieht, nachdem sie vier volle Jahrzehnte und länger in den staubigen Aktenregalen des Pariser Ministeriums für die auswärtigen Angelegenheiten gelegen haben, und auf diese veralteten und vergilbten Dokumente gründet Frankreich nunmehr seine Ansprüche auf den Besitz und die Ausbeutung eines ausgedehnten Landstrichs der größten Insel der Erde. Selbst die Präntensionen Brazzas, die sich auf die Verteilung dreifarbigter Hals- oder Taschentücher im Innern des Kongobeckens basiren, sind nicht viel seltsamer als der Anspruch auf ein Drittel von Madagaskar, der

daraufhin erhoben wird, daß vor länger als einem Menschenalter mit halbwildem lokalen Häuptlingen, die sich damals im Aufstande befanden, aber bald zum Gehorsam zurückgeführt wurden und jetzt tot sind, Verträge vereinbart worden, die geheim blieben und von Frankreich selbst in andern Verträgen als nicht vorhanden betrachtet, ja mittelbar verleugnet wurden.

In den soeben veröffentlichten Parlamentspapieren wird die Sache Madagaskars durch die erwähnten Gesandten, die nach ihrem Pariser Aufenthalte eine Zeit lang in England verweilten und dort den Ministern Vorstellungen machten, in überzeugender Weise verteidigt. Sie beziehen sich in einer Darlegung derselben, die Lord Granville überreicht wurde, auf die Basis des französischen Protektorats über die Insel. „Wir möchten, so schreiben sie, darauf hinweisen, daß die einzige Rechtfertigung, welche die französische Regierung für ihr gegenwärtiges Verlangen nach einem Protektorat über einen großen Teil der nordwestlichen Küste vorzubringen weiß, sich auf die Thatsache gründet, daß im Jahre 1841 mit den Häuptlingen zweier rebellischen Stämme dieser Gegend Verträge abgeschlossen worden sein sollen, welche Frankreich das oberste Schutzrecht über dieses Gebiet eingeräumt hätten. Wenn man aber in Betracht zieht, daß diese Stämme sich damals im Aufstande befanden, daß die in Rede stehenden Gegenden sich siebenzehn Jahre vorher der Herrschaft des Königs Radama I. unterworfen hatten, daß sie seitdem ohne Unterbrechung unsrer Regierung unterthan geblieben sind, und daß von den Franzosen dieser vorgeschützten Rechte in unserm Vertrage von 1868 mit ihnen keinerlei Erwähnung gethan worden ist, so liegt es klar auf der Hand, daß besagte Rechte von den Franzosen selbst mehr als vierzig Jahre thatsächlich aufgegeben gewesen sind. Aber selbst dann, wenn das nicht der Fall gewesen wäre, bedarf es keines Beweises, um zu erkennen, daß keine zivilisirte Nation jemals das Recht eines Theiles ihres Volkes anerkennen kann, bei einem Aufstande irgend einen Teil des Gebietes der Nation einer fremden Macht abzutreten. Britische Kreuzer, die zur Verhinderung des Sklavenhandels ausgesandt waren, haben allezeit freien Zugang zu den Rheden, Häfen und Küstenflüssen des Gebietes gehabt, das Frankreich jetzt beansprucht. Ein großbritannischer Konsul ist dort gelandet und hat seine Obliegenheiten ausgeübt, ohne zuvor die Erlaubnis Frankreichs dazu nachgesucht zu haben. Ein französischer Konsularbeamter hat in Mobschanga, welcher Ort in dem von Frankreich beanspruchten Landstriche gelegen ist, seinen Wohnsitz aufgeschlagen. [Dieser Landstrich galt somit bei der Pariser Regierung als Ausland.] Ein zweiter französischer Konsularbeamter, Herr Laborde, klagte im Jahre 1874 den Hova-Beamten zu Ampasibitika an, dort zu hohe Zölle zu erheben.“ [Nicht, überhaupt Zölle zu erheben; denn er hatte zu letzterem nach der Ansicht des Franzosen die Befugnis, die ihm nicht zugestanden hätte, wenn die Gegend als französisches Gebiet zu betrachten gewesen wäre.]

Die Gesandten der Königin von Madagaskar waren sich, wie man sieht, der Gerechtigkeit der Sache, die zu vertreten sie beauftragt waren, sehr wohl bewußt, jedenfalls soweit es sich um das Protektorat Frankreichs handelte. Indeß waren sie bereit, der französischen Regierung entgegenzukommen, und boten der hochtönenden Abstraktion, die sich die „verwundete Ehre Frankreichs“ zu nennen beliebt, Genugthuung an. Die Franzosen beklagten sich über die neuen Zollstätten, welche die Regierung von Madagaskar auf dem in Rede stehenden Gebiete errichtet hatte, und daraufhin erbaten sich die malagassischen Gesandten mündlich im Namen ihrer Königin, dieselbe werde, „um die Würde Frankreichs zu schonen,“ die Zollhäuser für einige Zeit entfernen, doch „unter der Bedingung, daß es ihr frei stehe, die Küste nach einigen Jahren wieder mit Zollbeamten zu besetzen.“ Dieses Zugeständnis verrät Schwäche, aber man muß dabei die Lage der Vertreter eines verhältnismäßig kleinen und erst halb zivilisirten Volkes gegenüber einer Großmacht berücksichtigen. Die französische Regierung erklärte sich mit diesem Kompromiß einverstanden, und die Minister bemerkten, sie wollten es „schriftlich fixiren.“ „Aber, so sagt Lord Granville, indem er über die Version der Malagassen Bericht erstattet, als das niedergeschriebene Übereinkommen ihnen [den Gesandten] überreicht wurde, machten sie die Entdeckung, daß nicht nur jede Erwähnung des Vorbehaltes wegen Wiedererrichtung der Zollämter weggelassen worden war, sondern daß das Dokument auch die Geltendmachung eines Protektionsrechts nicht nur über die Nordwestküste, sondern über die gesamte Insel enthielt. Darauf einzugehen war den Gesandten schlechterdings unmöglich, es war in ihren Augen Hochverrat, und so lehnten sie ab, es anzunehmen — ein Entschluß, von dem sie unmöglich abgehen durften.“

Dieser Bericht zeigt, wenn er der Wahrheit entspricht, den französischen Minister über dem Versuche, sich die wirkliche Ängstlichkeit und die vermutete Unerfahrenheit dieser afrikanischen Diplomaten bestens zu nütze zu machen. Über einige nebenächliche Punkte, z. B. das Recht französischer Staatsbürger, auf der Insel Grundeigentum zu erwerben, waren die Gesandten ebenfalls versöhnlicher Ansicht: sie zeigten sich bereit, auf ein Abkommen einzugehen, nach welchem Fremden Besitztitel für fünfundzwanzig Jahre gewährt werden sollten, „die später für alle Folgezeit erneuert werden könnten.“ Nur gegen den „unbeschränkten Verkauf von Land an Ausländer“ sträubten sie sich, und das war gerade keine extravagante Weigerung, da früher ein Gesetz in England auch keine Fremden als Landbesitzer auf britischem Boden zuließ, was erst vor wenigen Jahren geändert wurde.

So gerieten die Unterhandlungen zwischen den Gesandten der Königin Ranavaloa und dem Pariser Minister des Auswärtigen ins Stocken und wurden schließlich abgebrochen. Die freundschaftliche Vermittlung Englands wurde abgelehnt. Duclerc schrieb im Januar d. J.: „Die Anrechte auf die Nordwestküste Madagaskars, welche von Seiten Frankreichs beansprucht werden, sind sicher und

durch regelrechte Verträge bestätigt. Wenn die Konferenzen über diesen Punkt nicht abgebrochen worden sind, so war es nur, weil die Gesandten der Hovas sich anheischig machten, uns die Forderungen zuzugestehen, welche wir zu erzwingen berechtigt und entschlossen sind.“ Lord Granville erteilte den Gesandten schließlich den Rat, ihre Regierung möge „sich der größten Vorsicht befleißigen und keinen Schritt unternehmen, welcher Feindseligkeiten mit einer so mächtigen Nation wie Frankreich zur Folge haben könnte.“

Dieser Rat ist gewiß beachtenswert. Wo indeß die Meinungsverschiedenheit zwischen zwei Regierungen so deutlich hervortritt, kann es jede Stunde zu einem Kriege kommen, und Herr Ferry kann Frankreich wieder in ein „Abenteuer“ stürzen. Madagaskar ist weit entfernt, und England hat in Ägypten alle Hände voll Arbeit. Es hat bis jetzt sicher keine Neigung, sich mit seinem Nachbar im Süden in Streit einzulassen, selbst wenn es dessen Sache für eine ungerechte und dem britischen Interesse (was wichtiger erscheinen wird) schädliche ansieht. Daraus aber folgt noch keineswegs, daß Frankreich auf seinem Wege zu einer neuen Eroberung alles glatt und bequem finden wird. Auch die Amerikaner haben Interessen in Madagaskar, und der französische Anspruch auf den Nordwesten der Insel ist von ihnen ebenso wenig anerkannt worden als von einer andern Nation. Brauchen die Malagassen Waffen und Munition, so werden englische und amerikanische Kaufleute sie gegen gute Bezahlung damit versehen. Die weite Entfernung, das ungesunde Klima der Küsten, die kriegerischen Eigenschaften der Hovas, die Unwegsamkeit der Gebirgsgegenden, alles deutet auf die Wahrscheinlichkeit eines langen und verlustreichen Feldzuges hin, bevor die Franzosen ein Recht zur Geltung bringen können, welches „ihre Würde wahrt,“ aber kaum einen wirklichen, greifbaren Gewinn in sich schließt.

Ohne Zweifel scheinen die Unglücksfälle und Verluste von 1870 und 1871 Frankreich auf eine Art Wiedergewinnung seiner alten Stellung hinzuweisen, aber das verlorne Prestige in Europa wird durch ein Bombardement von Orten in halbbarbarischen Ländern nicht wiedergewonnen, und ein paar Forts, die man dort erstürmt, können Mex und Sedan nicht wett machen. Doch das ist Sache der Franzosen. Für die übrige Welt wird es ein Trost sein, daß, wenn die gallische Ruhm- und Eroberungsfucht sich in fernen Landen zu thun macht, die Nachbarn mehr Hoffnung auf Erhaltung des Friedens gewinnen. Die harte militärische Arbeit, welche die Bourbonen den Franzosen in Algier aufgebürdet hatten, nötigte Ludwig Philipp, sich während seiner ganzen Regierungszeit in Europa friedlich zu verhalten, und der Krieg in Mexiko mit seinen militärischen Verlusten und seinem unglückseligen Ausgange erklärt wohl zum guten Teile die sonst fast unbegreifliche Unthätigkeit Napoleons III. während des deutschen Krieges von 1866. Wir werden vermutlich ein ähnliches Resultat der neuen Kolonialpolitik Frankreichs erleben. Frankreich, das allenthalben in der Welt weit draußen, in Tonkin, am Kongo, in Madagaskar seine Gewehre und Ge-

schütze knallen läßt, wird sich noch mehr als jetzt genötigt sehen, an seinen Grenzen Ruhe zu halten, zumal da das gewaltige Phänomen eines Defensivbündnisses zwischen Deutschland, Osterreich-Ungarn und Italien, welches neulich der Minister Mancini der Welt verkündete, dies ganz besonders zu empfehlen geeignet ist.

Wenn die Römer zu Hause Ferien hatten, wurden wilde Dacier geschlachtet, wenn Europa Frieden haben soll, müssen Malagassen und Tonkinesen hingemordet werden. Es ist ein grausamer Trost für die Nationen, welche die Zivilisation und das Christentum vertreten, aber es scheint nun einmal so geordnet. Ein bischen Teufelei läuft in der Geschichte immer mit unter.



Die ungarische Sprache.



ie von ungefähr sechs Millionen Menschen gesprochene ungarische Sprache, welche einem uns Deutschen stammverwandten Völkchen gewaltsam aufgedrängt werden soll, zieht gegenwärtig, soweit die deutsche Zunge klingt, so sehr ein allgemeines, fast politisch zu nennendes Interesse auf sich, daß gewiß in vielen der Wunsch rege geworden sein wird, eine Vorstellung von den Eigentümlichkeiten jener Sprache zu bekommen. Die folgenden Zeilen wollen versuchen, einige der wesentlichsten und interessantesten Seiten derselben in Kürze darzustellen.

Das Ungarische steht, als der großen, über hundert Glieder zählenden turanischen Sprachfamilie und zwar der nördlichen Abteilung derselben angehörig, den Sprachen des zivilisirten Europas mit Ausnahme von zweien fremd gegenüber; diese zwei Verwandten sind das Türkische und das Finnische. Das Gebiet aller drei umfaßt ungefähr zehn Millionen Menschen. Von bedeutenden Literaturerzeugnissen hat nur das Finnische eines aufzuweisen, ein erst zu Anfang dieses Jahrhunderts aufgefundenes Volksepos, welches dessen Bewunderer keinen Anstand genommen haben mit Ilias und Nibelungen auf eine Stufe zu stellen. Von der türkischen Literatur ist im westlichen Europa überhaupt noch nichts bekannt geworden. Auf die ungarische Literatur hat erst der im Revolutionsjahre gegen die Russen gefallene erotische und patriotische Dichter Petöfi und sodann der jetzt noch lebende fruchtbare Romanschriftsteller Jokai, der als Volksvertreter mit über die oben erwähnte Frage zu entscheiden haben wird, die Aufmerksamkeit der Nachbarvölker zu lenken verstanden.

Es läßt sich nun nicht leugnen, daß die entwickelten turanischen Sprachen wegen ihrer Eigentümlichkeit, die man oft Schönheit nennen muß, für den

Sprachforscher vieles interessante haben. Die türkische Sprache vor allen ist so regelmäßig gebaut, daß man von ihr gesagt hat, eine Kunstsprache könnte, wenn sie von einer eigens zu diesem Behufe zusammengetretenen Gesellschaft von Sprachgelehrten erfunden werden sollte, kaum regelmäßiger als jene ausfallen. Es ist aber nicht außer Acht zu lassen, daß viele Züge, die wir am Ungarischen hervorheben werden, demselben mit seinen Vettern gemeinsam sind; wir werden darauf nicht ausdrücklich hinweisen, da ja lediglich eine Betrachtung der Sprache der Magyaren der Zweck dieses Aufsatzes ist.

1. Laut- und Flexionseigentümlichkeiten.

Jedes ungarische Wort, sei es auch noch so lang, hat den Hauptton auf der ersten Silbe. Bei gleichwertigen Zusammensetzungen hat der zweite oder haben die folgenden Teile selbstverständlich wieder auf der ersten Silbe einen Nebenton. Die Leichtigkeit in der Bildung von Zusammensetzungen ist dieselbe wie im Deutschen.

Die Vokale sind, wie in den alten Sprachen, von Natur entweder lang oder kurz. Die Naturlänge wird mit dem Akut (´) bezeichnet. Daneben tritt, bei mehreren folgenden Konsonanten, zu denen auch das *h* gerechnet wird, Positionslänge ein. Das Ungarische kann deshalb nach Weise der klassischen Sprachen genau quantitirende Verse bauen, ist also sehr geschickt in Nachahmung der alten Metren. Trotzdem wendet die Poesie gewöhnlich nach moderner Art quantititätslose, gereimte Verse an.

Viel merkwürdiger ist aber eine andre Einteilung der Vokale, die in hoch- und tieftonige. Die erstern sind *e, ö, ő, ü* und *ű*, die letzteren *a, á, o, ó, u* und *ú*. Drei, *é, i, í*, können zu beiden Klassen gerechnet werden. Die Sprache hält streng darauf, daß sich innerhalb desselben Wortes nur Vokale ein und derselben Klasse finden; sämtliche für die Abwandlung der Wörter bestimmten Anhängesilben sind deshalb in doppelter, in hoher und tiefer Form vorhanden. Daher ist eine Vokalzusammenstellung, wie wir sie z. B. in Bewegung haben, im Ungarischen unmöglich.

Ein Geschlecht der Hauptwörter giebt es nicht. Dieses Prinzip reicht im Ungarischen viel weiter als z. B. im Englischen. So hat man für er und sie nur ein Wort, *ő*; der Zusammenhang muß die richtige Deutung ergeben.

Die Flexion der wandelbaren Wörter, also Deklination, Komparation und Konjugation, erfolgt, wie bei uns, durch Anhängung gewisser Buchstaben oder Silben, wie es denn überhaupt ein wichtiges Gesetz des Ungarischen ist, daß das bestimmende Wort dem bestimmten nachgesetzt wird. Während nun aber diese Silben in den indoeuropäischen Sprachen, welche sämtlich der amalgamirenden, d. h. verschmelzenden Sprachenklasse angehören, mit den abzuwandelnden Wörtern so verwachsen, daß man die Fugen mit ungeübtem Auge nicht mehr erkennen kann, tritt die Endung in den terminationalen Sprachen,

also auch im Ungarischen, mehr oder weniger als gesonderter, leichtlöslicher Bestandteil hervor.

So kommt es, daß, was wir in den indoeuropäischen Sprachen vergeblich suchen würden, die Kasus des Singulars und Plurals, die Personen des Aktivums und Passivums auf die gleichen Endungen, Suffixe genannt, ausgehen, während der Numerus des Hauptworts, das Genus des Zeitworts durch dazwischentretende Silben bezeichnet werden. So ist z. B. t oder et die Endung des Acc. Sing. und Plur.; szék, Stuhl, hat im Acc. Sing. széket, im Plur. székeket, woraus wir deutlich sehen, daß die Mehrheit durch die Endung ek ausgedrückt wird, wie denn in der That der Nom. Plur. székek heißt. Die Endung der 1. Pers. Plur. ist unk; also heißt von várni, warten, várunk, wir warten, váratunk, wir werden erwartet; der passivische Sinn liegt immer in dem zwischen Stamm und Personalendung eingeschobenen at.

In ähnlicher Weise, wie der passiven Charakter eines Zeitwortes durch ein eingezwängtes at angegeben wird, bildet man Zeitwörter mit dem Begriffe lassen und können durch eingeschobenes tat und hat. Es heißt also von csinálni, machen: csinállok, ich mache, csináltatok, ich lasse machen, csinálhatok, ich kann machen.

Besonders deutlich tritt der selbständige Charakter dieser Suffixa bei der Deklination dann hervor, wenn mehrere zusammengehörige Wörter von demselben Worte regiert werden. Während jenes hohe Haus als Acc. im Lateinischen illam altam domum heißt, sodaß jedes einzelne Wort im Acc. steht, weil die Endung so mit dem Stamme verschmolzen ist, daß sie nicht mehr davon getrennt werden kann, heißt im Ungarischen der Nom. obiger Wörter az magas ház, im Acc. würde jedes Wort, wenn es einzeln stünde, ein t anhängen, aber in Verbindung mit einander erhält nur das letzte Wort das Accusativsuffix, sodaß man az magas házat sagt.

Nach Grundzahlen steht das dazu gehörige Hauptwort merkwürdigerweise in der Einheit. Dieser Numerus erstreckt sich sogar noch auf das davon abhängige Relativpronomen, wenn es nicht Nominativ ist; in diesem Falle kehrt man zu der naturgemäßen Mehrheit zurück, um nicht genötigt zu sein, auch noch das Verbum das Relativsatzes im Singular zu gebrauchen.

2. Syntaktische Eigentümlichkeiten.

Auf diesem Gebiete, auf welches wir bereits mit dem zuletzt erwähnten Beispiel vorgegriffen haben, gehen die uns besonders auffallenden eigenartigen Erscheinungen aus dem schon oben hervorgehobenen Prinzip hervor, daß das bestimmende Wort meistens hinter das bestimmte gesetzt wird. Nach diesem allgemeinen Grundsatz finden besonders drei Erscheinungen leicht ihre Erklärung: a) Das Possessivverhältnis wird nicht durch ein vorgeseztes Fürwort, sondern durch ein Suffix ausgedrückt, z. B. házunk, unser Haus. b) Die Verhältnis-

wörter sind durchweg Postpositionen, und weil es, wie wir schon oben betont, organisch gebildete Kasus nicht giebt, hat die Postposition immer den Nominativ vor sich. Vor unserm Hause heißt also házunk elött, gerade in der umgekehrten Ordnung wie im Deutschen. c) Die Taufnamen sind keine Vornamen, sondern werden dem Familiennamen nachgesetzt. Der bekannte Romanschriftsteller Maurus Jokai heißt demnach bei seinen Landsleuten Jókai Mór. Diese Umstellung findet sich, jedoch nur wenn man zu oder von bekannten Personen spricht, auch im Italienischen und in einigen Gegenden Deutschlands.

Als etwas höchst eigentümliches auf syntaktischem Gebiete ist ferner zu erwähnen, daß das zielende Zeitwort, wenn es ein Objekt regiert, eine andre Endung annimmt als ohne ein solches; ich schlage heißt alleinstehend verek, mit einem Zusatze aber, also etwa den Hund, verem. Beide Zeitwortsformen werden durch alle Zeiten und Personenformen verschieden abgewandelt. Das ziellose Zeitwort hat selbstverständlich die erstere Endung.

Die eigentümliche Wortstellung tritt im Ungarischen besonders im Vergleich mit den Sprachen hervor, die das abhängige Wort stets dem regierenden nachsetzen (z. B. das Französische), und bei denen auch, was im Ungarischen nicht der Fall ist, das Eigenschaftswort seinem Hauptworte meistens folgt. So heißt ihr vor Spionenaugen versteckter Inhalt kémszem elöl elrejtett tartalma, franz. son contenu caché devant des yeux d'espion, nur daß die französischen Wörter den ungarischen in der umgekehrten Reihenfolge entsprechen. Dieselbe Erscheinung haben wir sogar in folgendem, aus sieben Wörtern bestehenden Beispiele:

Ungarisch: a kérédeses uradalom bukott haszonbérloje által okozott hiány
 Franz. wörtl.: respectif domaine insolvent fermier par causé déficit,

während man doch in der That umgekehrt sagt: le déficit causé par le fermier insolvent du domaine respectif, im Deutschen, mit einer zwischen den beiden verglichenen Sprachen die Mitte haltenden Stellung: der von dem zahlungsunfähigen Pächter der betreffenden Herrschaft verursachte Ausfall. Schon im Deutschen können wir uns nicht verhehlen, daß die eigentümlich verschränkte Wortstellung die Klarheit des Gedankens und die Leichtigkeit des mündlichen Ausdrucks, besonders im Vergleich mit dem lichtvollen, logischen französischen Verfahren, nicht unwesentlich erschwert; in erhöhtem Maße aber trifft dies augenscheinlich beim Ungarischen zu. Dafür ist aber auch eine korrekte deutsche oder ungarische Sprechweise weit mehr ein Denktornier, eben wegen der Notwendigkeit, das kommende schon lange vorher im Auge zu haben, als das eins aus dem andern herleitende Französische.

3. Wortschatz und Phraseologie.

In diesem Kapitel wollen wir uns, des Zweckes und der Umgebung unseres Aufsatzes eingedenk, auf das beschränken, was am ehesten geeignet ist, bei ge-

bildeten Laien Interesse zu erwecken. Vorauszuschicken wollen wir nur ein paar Wörter, welche mit den gleiches bedeutenden Wurzeln der indogermanischen Sprachen eine große Ähnlichkeit haben, dabei aber so gewöhnliche Vorkommnisse des Lebens ausdrücken, daß an eine Entlehnung füglich nicht gedacht werden kann. Es sind dies die Zeitwörter *adni*, geben, *enni*, essen, *iuni*, trinken. Noch überraschender ist die Übereinstimmung in dem persönlichen Fürworte *te*, du, in dem Relativum des Relativums *ki* und in der Verneinung *nem*. Noch durchgreifender endlich ist das Vorhandensein des *t* als Endung des Part. Perf. Pass. der Zeitwörter, z. B. *várt*, gewartet; denn dieses *t* ist in dieser Form ein charakteristisches Merkmal der arischen Sprachfamilie. Wenn wir nun auch nicht so weit gehen wollen, das Angeführte für so entscheidend zu halten, daß wir die Frage der Urverwandtschaft der turanischen Sprachfamilie mit den übrigen Sprachen Europas anstandslos bejahen möchten, wodurch wir der Beantwortung der noch offenen Frage nach der Urverwandtschaft aller Sprachen um ein gutes Stück näher kommen würden, so dürfen wir uns doch andererseits der Wichtigkeit der Übereinstimmung in den aufgezählten Fällen nicht verschließen.

In Bezug auf die mit steigender Kultur stets notwendig werdende Vermehrung des ursprünglichen Wortvorrates eines Volkes ist die große Energie und Konsequenz hervorzuheben, mit welcher die Sprache Wörter meist technischer Bedeutung, die ein Gemeingut der Sprachen des zivilisirten Europas geworden sind, magharisirt hat. Ein gleiches Bestreben ist im Deutschen früher nur vereinzelt von Erfolg begleitet gewesen, erst in der Neuzeit haben berufene, einflußreiche Männer bessere Resultate erzielt; öfter schon finden wir ein in diesem Sinne günstiges Resultat in den slawischen Sprachen; noch häufiger im Holländischen, wo Wörter wie *denkbeeld* (Denkbild) für *Idee*, *hoeveelheid* (Wievielheit) für *Quantität*, *lettergrep* (Buchstabengriff) für *Silbe*, *tusschenwerpsel* (Dazwischengeworfenes) für *Interjektion*, *vorweerp* (Vorwurf) für *Objekt* zu allgemeiner Geltung gelangt sind. Das Mittel der Nationalisirung ist bei allen fünf Beispielen, wie wir sehen, die Übersetzung.

Ungleich zahlreicher sind derartige Wörter im Ungarischen. Ich begnüge mich zur Erläuterung mit einem geringen Teile des zu diesem Zwecke gesammelten Materials.

Niveau, szinvonai (d. i. Oberflächenlinie)	Silbe, szótag (Wortglied)
Pol, sark (Angel, Haspe)	System, rondszer (Ordnungsmittel)
Rekrut, újonc (Neuling)	Finanzen, pénzügy (Geldangelegenheit)
Publikum, közönség (Gemeinschaft)	Praxis, gyakorlat (Übung)
Genie, lángész (Flammenvernunft)	Religion, vallás (Bekenntnis)
Universität, egyetem (Allgemeinheit)	Oper, dalmű (Liedwerk)
Musik, zene (Klingen)	Arithmetik, számtan (Zahlenlehre)
Polizei, rendőrség (Ordnungswache)	Offizier, katonatiszt (Soldatenbeamter)
Antipathie, ellenszenv (Gegenseiden)	Archiv, levéltár (Briefniederlage)

isoliren, elszigetelni (verinseln)	Identität, azonosság (Dieselbigkeit)
Artillerist, tüzér (Feurer)	Kadett, hadapród (Heerespage)
Improvisator, hevenyész (Höfvernumst)	Provinz, tartomány (Galtung)
Subjekt, énki (ichwer)	Ideal, lénykép (Wesenbild).
Anapást, lobogó (schwebender)	

Diesem vom nationalungarischen Standpunkte aus gewiß löblichen Bestreben der Sprachreinigung, welches, ebenso wie das jetzige sprachlich-politische Gebahren der Ungarn, sicherlich ein Ausfluß ihrer Furcht ist, allmählich in die mächtigeren und volkreicheren Nationalitäten aufzugehen, ist eine lange Periode der Unselbständigkeit in sprachlicher Neubildung vorausgegangen. Die beiden Nachbarstämme, der deutsche und auch der slawische, waren den Magyaren, welche verhältnismäßig erst spät zur Selbstständigkeit gelangten, in der Kulturentwicklung natürlich voraus; so waren sie es, welche den letztern neue Begriffe, und ihre Sprachen, welche ihnen neue Ausdrücke gaben. Die Zahl der slawischen Wörter im Ungarischen übertrifft vielleicht noch die der deutschen; zu denjenigen unter ihnen, welche den beiden Hauptvertretern der slawischen Sprache, dem Russischen und Polnischen, nicht gemeinsam sind, scheint das Russische das größere Kontingent gestellt zu haben. Ich führe, da ich für deutsche Leser schreibe, aus dem reichen mir zu Gebote stehenden Vorrat nur einiges an. Vitéz, Held, drága, teuer, csuda, Wunder, néma, stumm, patak, Bach, ikra, Roggen sind slawische Wörter. Viele drücken Begriffe aus, welche dem noch nomadisirenden Magyaren durchaus fern lagen, von ihm also erst angenommen worden sind, nachdem er zum Ackerbau und zu festen Wohnsitzen vorgeschritten war. Dahin gehören rozs, Roggen, káposzta, Kohl, répa, Rübe, kalász, Ähre, kasza, Sense, villa, Gabel, borona, Egge, szita, Sieb, udvar, Hof, asztal, Tisch.

Die Wörter deutschen Ursprungs tragen fast durchweg das Gepräge späterer Entlehnung, insofern als sie Gegenstände der industriellen Kulturperiode ausdrücken. Hierzu sind zu rechnen számoli, Schemel, pénz, Geld, láda, Lade, létra, Lajtorja, Leiter, kehely, Kelch, céma, Zwirn, ráma, Rahmen, kalyha, Rachel, zindél, Schindel, ráspoly, Raspel, borosta, Bürste, rokka, Rocken, Spinnrad, drót, Draht, zsinór, Schnur, esőbőr, Zuber, fáklya, Fackel. Viele mit dem Bergbau zusammenhängende Ausdrücke stammen, wie auch in andern Sprachen, aus dem Deutschen, z. B. istaly, Stollen, ére, Erz, salak, Schlacke, cin, Zinn, pléh, Blech, plajbász, Bleiweiß. Dasselbe gilt von Wörtern des Kriegswesens, wie ostrom, Sturm, sánc, Schanze, palánk, Planke (Ballisade), zsold, Sold, von Begriffen des Handelsverkehrs, wie font, Pfund, garas, Groschen, lat, Lot, molter, Malter, fortély, Vorteil, von Standesbezeichnungen, wie pór, Bauer, polgár, Bürger, herceg, Herzog, Fürst. Selbstverständlich sind Wörter, welche etwas dem Deutschen oder sogar dem Oesterreicher eigentümliches ausdrücken, unsrer Sprache entnommen, so krajcár, Kreuzer, farsang, Fasching, klódör, Knödel, kugli, Kugel. Schließ-

lich lassen sich noch viele Wörter aufzählen, welche sich entweder nicht gut in die gemachten Kategorien einstellen lassen oder, da die Wörterbücher sie nicht enthalten, ganz neuen Datums zu sein scheinen und der individuellen Vorliebe des Schriftstellers ihre Anwendung verdanken. Besonders die Romane Tokais sind reich mit Wörtern deutschen Ursprungs gemischt. Als Beispiele einiger Wörter dieser beiden Arten mögen dienen fris, frisch, finom, fein, ispék, Speck, sonka, Schinken, obsit, Abschied (beim Militär), istáb, Stab, rajz, Riß (Zeichnung), bér málni, firmeln, puszpán, Buchsbaum, lónung, Löhnung, staffirung, Ausstattung, midér, Nieder.

Die ungarische Sprache enthält aber noch einen deutlicheren Beweis für das Schuldverhältnis, in welchem sie zum Deutschen steht. Diesen liefern die einzelnen, meist zusammengesetzten Wörter, welche dem Beispiele der entsprechenden deutschen in der Übertragung der Bedeutung gefolgt sind. In Analogien für diesen Gehorsam einem fremden Idiom gegenüber dürfte dem Ungarischen so leicht keine andere Sprache an die Seite zu stellen sein. Als Beleg mögen folgende Wörter dienen, welche den eigentlichen und figürlichen Sinn der deutschen besitzen: beadni, eingeben, bevenni, einnehmen (Arznei), osszetartanti, zusammenhalten, einig sein, részvevő, teilnehmend, palástolni, bemänteln von palást, Mantel, házalni, hausiren von ház, Haus, hangulat, Stimmung von hang, Stimme, tyúkszem, Hühnerauge, felmondani, aussagen, kündigen, olvasni, zählen, lezen, másfél, anderthalb, csodaszép, wunderschön, öltönydarab, Kleidungsstück, féreg, Wurm, Kind, öregem, mein Alter, Vater, szélmenyasszony Windesbraut, (ein besonders auffälliges Beispiel, weil unser Wort bekanntlich mit Braut, sponsa, gar nichts zu thun hat), holdvilág, Mondschein, Glaze, hajnalcsillag, Morgenstern, Streitkolben, leköszönni, ab danken, varázsütés, Zauber Schlag, szélrózsa, Windrose, kamaszévek, Flegeljahre. Eine halbe Analogie zu diesen Wörtern giebt das in Deutschland gebräuchliche abscheuliche Wort Preiskurant, in welchem der französische Ausdruck halb übersetzt, halb geblieben ist.

Den deutlichsten Beweis aber für das, was die ungarische Sprache der unsrigen verdankt, enthalten die zahlreichen Redensarten, zum Teil die krasssten Germanismen, welche im Ungarischen vollständiges Bürgerrecht erlangt haben und so gebraucht werden, als wenn sie in der Denkwerkstätte des eignen Sprachgeistes erfunden worden wären. Wenn sich im Deutschen vereinzelt Beispiele einiger dem Französischen nachgebildeter Wendungen finden, so trifft man sie doch zum Glück nur in der Tagespresse, wo sie durch die Nothwendigkeit, möglichst schnell zu schreiben, einigermaßen entschuldigt werden, obgleich es wünschenswert wäre, dem Sinn derselben, z. B. de longue main und tenir au courant, anders wiederzugeben als: von langer Hand und auf dem Laufenden erhalten. Aber die betreffenden ungarischen Redensarten

finden sich in den besten Werken der besten Schriftsteller in nicht seltener Wiederholung. Hierher gehören die folgenden wörtlichen Nachbildungen deutscher Idiotismen:

hidegen hagyni, kalt lassen
 tartani valakivel, es mit jedem halten
 sujtva érzeni magát, sich getroffen fühlen
 ez és ez napon, an dem und dem Tage
 jól állani, gut stehen (d. i. haften)
 érezem elememben magamat, ich fühle mich in meinem Elemente
 nyílt házat tartani, offenes Haus halten
 igénybe venni, in Anspruch nehmen
 hibát valakire tolni, die Schuld auf jemand schieben
 hozni magával, mit sich bringen (d. i. bewirken)
 sokat adni oder tartani valamire, viel auf etwas geben oder halten
 valakinek szavába esni, jemand ins Wort fallen
 pálcát törni valakinek felette, den Stab über jemand brechen
 valakinek útjában állani, einem im Wege stehen
 valamit szóba hozni, etwas zur Sprache bringen
 fejemet teszem rá, ich setze meinen Kopf daran
 te vagy mindennem, du bist mein alles
 valakit bolondnak tartani, einen zum Narren halten
 vén napjaimra, auf meine alten Tage
 tisztában lenni valami iránt, über etwas im Reinen sein
 napfényre hozni, ans Tageslicht bringen
 emberestül egerestül, mit Mann und Maus
 köszönöm szépen, ich danke schön
 pogány pénzébe körül, es kostet ein Heidengeld
 négy szem közt, unter vier Augen
 igazat adni, Recht geben
 semmi körülmény között, unter keinen Umständen
 nyakra före, über Hals und Kopf
 egyik bámulatból a másikba esni, aus einem Erstaunen in das andre fallen
 bennem egy művész vészett, an mir ist ein Künstler verdorben
 az ötödik évbe lép, er geht ins fünfte Jahr
 vén asszonyok nyarva, alter Weiber Sommer
 egy darabból van öntve, er ist aus einem Stücke gegossen
 bakot löni, einen Bod schießen
 szóhoz jutni, zu Worte kommen
 papucs alatt lenni, unter dem Pantoffel stehen
 halál fia lenni, ein Kind des Todes sein
 előmenni jó példával, mit gutem Beispiel vorangehen
 lelkekre kötve, er hat es mir auf die Seele gebunden
 mintha esuda mit mivelnék, wie wenn ich wunder was gethan hätte.

Daß die Ungarn sich einer Sprache gegenüber so feindselig zeigen, deren eigenste Schöpfungen sie, wie im Vorhergehenden zur Genüge nachgewiesen ist, zur Ausbildung und Verschönerung der ihrigen ausgebeutet haben, braucht vielleicht nicht auffällig zu erscheinen nach dem leider auf die Verderbtheit der

Menschennatur so wohlberechneten Grundsätze, daß man sich zu seinen Wohlthätern im allgemeinen nicht hingezogen fühlt. Aber es mag wenigstens konstatirt werden, da dies meines Wissens in dieser Weise bisher noch nicht geschehen ist.

Was haben dagegen, fragen wir zum Schluß, andre Sprachen dem Ungarischen zu verdanken? Drei, sage drei Wörter sind es, welche Europa den Ungarn entlehnt hat: huszár, Husar, d. i. ein von zwanzig Gehöften gestellter Reiter, szablya, Säbel, d. i. das Schneidende, und koesi, Kutsche, ein nach dem Dorfe Kocs bei Raab benannter Wagen. Die slavischen Sprachen haben sich das ungarische Wort blávány, Statue, Gößenbild angeeignet. Das polnische Wort giermek, Knappe stammt auch aus ungarischer Quelle. In Deutschland sind die drei Wörter Dolman, Tschako und Befesche bekannt geworden. (Und Gulasch? D. Red.) Weitere Spuren ungarischen Einflusses habe ich in den mir bekannten Sprachen nicht entdecken können.

Berlin.

W. Koerner.



Zum Raffael-Jubiläum.



Der vierhundertjährige Geburtstag Raffaels, wie wir der Kürze wegen sagen wollen, obgleich die adjektivische Bezeichnung ernstest Anfechtungen unterliegt, trifft die Kunstwissenschaft in der Situation einer braven Hausfrau, die kurz vor Ostern aus große Reinemachen gegangen ist: die Gardinen sind abgenommen, die Möbel sind von den Wänden gerückt, und das unterste ist zu oberst gefehrt. Man kommt sich vor wie in einem noch fahlen Hause, welches sich gerade zum Empfange eines lieben oder angesehenen Gastes rüstet. Alle Grundfesten, welche bisher die Lebensgeschichte Raffaels stützten, sind verrückt oder doch erschüttert worden. Wenn man bisher glaubte, daß die Unsicherheit unserer kunstgeschichtlichen Kenntnisse sich nur auf die dunkeln Zeiten des Mittelalters und die Vorläufer der Renaissance bezöge, so ist man während der letzten Jahre eines andern belehrt worden. Auch wenn man den Lebensweg Lionardo da Vincis, Raffaels und Michelangelos verfolgt, strauchelt man bei jedem Schritte an einem erraticen Blocke, welchen die Mythenbildung späterer Zeit auf diesen Weg gerollt hat. Vieles ist in den letzten Jahren gethan worden, um dieses Geröll wieder aus dem Wege zu schaffen. Aber gerade jetzt steht man sich ratloser als zuvor

gegenüber. Man weiß nicht, wie man die gerissenen Lücken füllen, was man an die Stelle des fortgefallenen Schuttes setzen soll. Über Michelangelos Leben hat uns die Publication seiner Briefe ein einigermaßen ausreichendes Licht gebreitet. Aber Raffaels Lebensgang liegt so sehr im Dunkeln, daß die Raffaelforscher zur Zeit mehr negative als positive Resultate ihrer Arbeit vor Augen haben. Wir lassen dabei die Haarspaltereien, die kleinlichen Gelehrtenzänkereien und die überflüssigen Disteleien, welche Herman Grimm und die Schwierigkeitsmacher seiner Schule in die Welt schickten, ganz außer Acht und denken nur an die ernsthaften Diskussionen und Untersuchungen, welche von gediegenen Gelehrten wie Springer, Milanese, Eugen Müny, Thausing, Lippmann, Vermoloeff-Morelli, Boermann ausgegangen sind. Auch wenn man nur zugeben wollte, daß jede ihrer Studien, Abhandlungen und Monographien ein echtes Goldkörnchen zu Tage gefördert, so befindet man sich schon auf einem völlig untergrabenem Boden. Wie wenige giebt es, welche sich wie die Wegkundigen der friesischen und emsländischen Moore an Strohwiähen und andern Wahrzeichen auf diesem Boden zurechtfinden!

Ja wenn wir die sorglose Naivität der italienischen Landsleute Raffaels hätten! Da wird unter dem 28. März aus Rom zu uns herübertelegraphirt, daß sich „die Vertreter der Municipalitäten von Rom und Urbino, sowie die Abgeordneten der dortigen, der italienischen und der auswärtigen Kunstinstitute in feierlichem Zuge nach dem Pantheon“ begeben haben, wo die Enthüllung der auf dem Grabe Raffaels aufgestellten Büste vorgenommen wurde. Ob wohl einer der Festteilnehmer bei dieser Gelegenheit einen Blick auf die Grabschrift geworfen hat? Ob sich wohl einer gesagt haben mag: Wir feiern heute den 28. März als den Geburtstag des göttlichen Meisters, und auf diesem Grabsteine ist doch ganz deutlich zu lesen, daß Raffael am 6. April 1483 das Licht der Welt erblickte! Wer erklärt mir diesen Zwiespalt? Sollte niemand auf diesen Gedanken gekommen sein, so wollen wir daraus keinen Vorwand schmieden. Giebt es doch auch in Deutschland einen gelehrten Professor, welcher sich im Besitze des ganzen Rüstzeugs der historischen Kritik befindet und doch, allen Grundsätzen der historischen Kritik zuwider, dem kritiklosen Kompilator Vasari den Vorzug giebt vor dem klaren Wortlaute einer klassischen Inschrift. Oder sollte Professor Springer inzwischen seinen Irrtum, einen lapsus calami im Vergleich zu seinen positiven Leistungen auf dem Gebiete der Raffaelforschung, erkannt und in der zweiten, unter der Presse befindlichen Auflage seiner Doppelbiographie „Raffael und Michelangelo“ korrigirt haben? Mehrere Aufsätze haben uns wenigstens gelehrt, daß er seinen Gegenstand seit 1878 nicht aus den Augen verloren, sondern daß er sich fortwährend auf der Höhe der Forschung erhalten hat.

Sollen wir angesichts der großen Unklarheit, welche über Raffaels Geburtstag herrscht, darüber spötteln, daß die Römer am Abend des 28. März

das Haus der Fornarina, der angeblichen Geliebten Raffaels, illuminirt haben? Die wissenschaftliche Forschung ist an den Veranstaltern der nationalen Feiern in Rom und in Urbino spurlos vorübergegangen. Selbst in Urbino lautet die Inschrift an dem Geburtshause des Meisters: „In diesem kleinen Hause ist der ausgezeichnete Maler Raffael am 6. April 1483 geboren worden“ (Natus est oct. id. apr. an. MCDXXCIII), und doch haben sich die Urbinaten dadurch nicht stören lassen, ebenfalls den 28. März als den Geburtstag Raffaels zu feiern.

An und für sich wird für die Wertschätzung des Meisters und für den Genuß an seinen Werken nichts gewonnen, wenn man den Tag seiner Geburt berichtigt und die „Fornarina,“ die schöne Bäckerin, als eine Erfindung des siebzehnten Jahrhunderts, aus seiner Biographie verweist. Aber an die Entscheidung dieser Fragen knüpfen sich andre, welche von größerer Wichtigkeit sind. Zunächst die Kardinalfrage nach der Zuverlässigkeit Vasaris, auf dessen Autorität allein sich die Verfechter des 28. März stützen. Man braucht nur die Anmerkungen und die Kommentare zur neuesten Vasariausgabe Milanesis flüchtig durchzublätern, und man wird staunen über die Flüchtigkeit und die Unzuverlässigkeit dieses Künstlerbiographen, der fast immer im Unrecht ist, wo sich seine Angaben mit den Urkunden konfrontiren lassen, und der selbst dann, wenn er die Wahrheit sagt, dieselbe Flüchtigkeit und Konfusion zur Schau trägt, welche nun einmal das Verhängnis aller schriftstellernden Künstler bis auf unsre Tage zu sein scheint.

Vasari schreibt über den Todestag Raffaels: „Er beendigte den Lauf seines Lebens an demselben Tage, an welchem er geboren wurde und welcher der Charfreitag war“ und zwei Seiten später teilt er die noch heute im Pantheon am Grabe Raffaels befindliche, vom Kardinal Pietro Bembo verfaßte lateinische Grabinschrift mit, in welcher es heißt: Vixit an. XXXVII. integer integros. Quo die natus est, eo esse desiit VIII. id. April. MDXX (d. h. Er lebte 37 ganze Jahre ganz aus.*) An demselben Tage, an welchem er geboren wurde, hörte er auf zu sein, am 6. April 1520). Raffael starb an einem Charfreitage, und auf Grund dieser Inschrift, deren klarer Wortlaut keine doppelsinnige Interpretation zuläßt, ließ Vasari den Künstler auch an einem Charfreitage geboren werden, ohne an die Beweglichkeit der Osterrechnung zu denken. Wäre

*) Diese (Zhausingsche) Übersetzung trifft schwerlich den Sinn des Verfassers der Inschrift. Integer von der Person gebraucht heißt rein, lauter, makellos (vgl. das allbekannte horazische Integer vitae, an welches Bembo mit seinem integrum vivo offenbar gedacht hat), von der Sache gebraucht ganz, unverfehrt, vollständig. Das Wortspiel, das also in der Inschrift liegt, läßt sich im Deutschen nicht wiedergeben. Der Sinn der Worte aber ist ohne Zweifel: Makellos lebte er genau 37 Jahre.

Raffael wirklich an einem Charfreitage geboren und gestorben, so würde der Kardinal Bembo nicht unterlassen haben, auf dieses Zusammentreffen in der Grabschrift aufmerksam zu machen, das für ihn, den Geistlichen, noch ungleich auffallender und merkwürdiger sein mußte, als wenn nur die Monatsdaten beide male zusammengetroffen wären. Wenn noch Vasari, welcher seine Notizen über Raffael dreißig Jahre nach dessen Tode sammelte, etwas von zwei Charfreitagen erfuhr, so hätte doch auch Bembo, der Freund Raffaels, welcher die Grabschrift unmittelbar nach dem Tode des Künstlers verfaßte, von diesem eigentümlichen Zufall Kunde haben müssen. Angesichts der klaren und bestimmten Angabe der Grabschrift, daß Raffael am 6. April geboren und gestorben ist, würde es, wie schon Thausing bemerkt hat, gegen alle Regeln der historischen Kritik verstoßen, wollte man sich in dieser Frage auf die Seite Vasaris stellen, dessen abweichende Angabe aus einer falschen Interpretation der Grabschrift hervorgegangen ist, indem er statt des 6. April den Charfreitag betonte und infolge dessen auf den unrichtigen Geburtstag verfiel.

Auch sonst ist Vasari in Bezug auf die persönlichen Verhältnisse Raffaels kein zuverlässiger Gewährsmann. Obwohl er, der Freund und Parteigänger Michelangelos, dessen Werk eigentlich in der Glorifikation seines Stadtgenossen gipfelt, sichtlich bestrebt ist, dem großen Rivalen Michelangelo alle Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, hat er kritiklos alles nachgebetet, was ihm die Künstler in Rom erzählten, als er fast dreißig Jahre nach dem Tode Raffaels die Materialien für seine Biographien sammelte. So führt Vasari die plötzliche Erkrankung Raffaels, welche die Ursache seines Todes wurde, auf seine übermäßigen Ausschweifungen in der Liebe zurück. An einer andern Stelle sagt er aber, daß Raffael seiner Geliebten bis zu seinem Tode treu blieb und daß diese Geliebte auch in seinem Hause wohnte. Wir erfahren von ihm ferner, daß er sie kurz vor seinem Tode aus seinem Hause führen ließ, vermutlich in der Absicht, sie vor Unbill und Kränkungen zu schützen, und daß er sie der Sorgfalt seines Lehrlings Baviera anvertraute, nachdem er ihr testamentarisch eine Summe zum anständigen Leben ausgesetzt. Diese Details widersprechen der summarischen Angabe Vasaris, und noch bestimmter widerspricht ihnen die Mitteilung eines am 7. April 1520 geschriebenen Briefes von Alfonso Pauluzzi, in welchem es ohne jede Nebenbemerkung heißt: „Raphael von Urbino ist an einem anhaltenden und heftigen Fieber gestorben, welches ihn schon vor acht Tagen überfallen hatte.“ Aber es kommt hier nicht darauf an, den sittlichen Charakter Raffaels, welcher sich auch in seinen wenigen, uns erhaltenen Briefen kundgibt, gegen Vasari zu verteidigen, sondern zwei Gemälde zu betrachten, die mit den Liebschaften Raffaels in Verbindung gebracht worden sind. Das eine derselben ist die sogenannte „Fornarina,“ welche in mehreren Exemplaren existirt, deren bestes sich in der Galerie des Palazzo Barberini in Rom befindet, das andre die sogenannte „Donna velata,“ die Dame mit dem Schleier, im Palazzo Pitti in Florenz.

Während Burckhardts „Cicerone“ sowohl in der dritten als in der vierten, von Dr. Bode besorgten Ausgabe nicht den geringsten Zweifel an der Echtheit der sogenannten „Fornarina“ erhebt, sondern einerseits die eigenhändige Arbeit Raffaels, andererseits die „außerordentliche Leuchtkraft des Fleisches und selten liebevolle Durchführung“ hervorhebt, urteilt Springer schon kühl über das Bild, welches bekanntlich eine römische Frau mit vollen, kräftigen Formen, aber unedeln Gesichtszügen darstellt, deren Busen entblößt ist. An einem goldenen Reife, welcher den linken Oberarm umspannt, liest man die Inschrift: Raphael Urbinas. Springer tadelt, ganz im Gegensatz zu jenen Bemerkungen im „Cicerone“, „das stumpfe Kolorit, die steife Haltung und das leblose, teilweise sogar formenhäßliche Gesicht.“ Springer, welcher, wie mir scheint, auf dem rechten Wege ist, darf sich hinsichtlich seines Geschmacks auf einen alten Zeugen berufen. Fabio Chigi, der nachmalige Papst Alexander VII. (1655—1667 Papst), urteilt nämlich in seinem lateinischen Kommentar zum Leben des Agostino Chigi über dieses Bild folgendermaßen: „Das nicht gerade sehr schöne, von ihm (Raffael) selbst gemalte Bild seines Liebchens haben wir zu Rom im Hause des Herzogs von Boncompagni gesehen, eine Figur von natürlicher Größe; um den linken Arm ist ein dünnes Band gewunden, und darauf steht mit Goldbuchstaben der Name Raphael Urbinas geschrieben.“ Aus andern Dokumenten steht urkundlich fest, daß dieses Bild im Jahre 1576 in das Haus Boncompagni kam, als die Tochter der Gräfin von Santa Fiora den Giacomo Boncompagni heiratete. Im Jahre 1595 befand es sich wieder im Besitz der Gräfin von Santa Fiora. Damals wurde es einfach in einem Briefe an Kaiser Rudolph II. als „nackte Frau nach dem Leben gemalt in halber Figur von Raffael“ genannt. 1642 befand es sich bereits im Palazzo Barberini und in einer Beschreibung der römischen Galerien vom Jahre 1664 wird es als Raffaels eigenhändiges Porträt seiner „Geliebten“ bezeichnet. Der Name „Fornarina“ wird aber nirgends erwähnt. Die Pose des Modells und die Eigentumsbezeichnung auf dem Goldreif hat vermutlich darauf geführt, daß dieses Bild die Geliebte Raffaels darstellen müsse, und da im Laufe des siebzehnten Jahrhunderts der Name „Fornarina“ auftauchte, stand die Identität fest.

Wie wäre es aber, wenn das Bild gar nicht von der Hand Raffaels herrührte? Thausing hat in einer sehr gehaltvollen Rezension des Springer'schen Buches dem Gefühle, welches schon so manchen von diesem Bilde überkommen hat, Ausdruck gegeben. Er schreibt: „Von Raffaels Hand ist es nicht, das zu glauben verbieten schon die schweren braunen Schatten im Fleische, das verbietet noch mehr die herzlich gemeine Auffassung des halbentblößten Körpers. Nein, Raffael hätte selbst seiner Maitresse nicht seinen Namen so auffallend gleich einem Hundehalsbande auf einen Reif an den nackten Oberarm gemalt. Der Scherz sieht ihm nicht ähnlich.“ Thausing kommt zu dem Schlusse, daß hier die Arbeit eines Fälschers oder eines industriellen Schülers von Raffael vor-

liegt, welcher der Sage von der Geliebten des Meisters eine handgreifliche Basis schaffen wollte. Noch entschiedener und mit noch größerer Schärfe hat sich später, im „Repertorium für Kunstwissenschaft“ (1882), Vermoloeff-Morelli ausgesprochen, dessen feine, ja raffinierte Kennerchaft selbst von denen nicht geleugnet werden kann, welchen sein mit der Miene des gutmütigen Spötters gepaartes revolutionäres Auftreten Mißvergnügen bereitet hat. „Ein größeres Unrecht, sagt er, dürfte wahrlich Raffael kaum zugesügt werden, als ihm diese häßliche, wie eine läuderliche Dirn dreinschauende Fornarina auf den Hals zu laden. Schon die Form und Fingerstellung der einen Hand ist so unrassaellisch, das blaue Armband mit dem Namen so abgeschmackt, daß es mich stets gewundert, wie sonst so feine Kenner an diesem garstigen Bildnis keinen Anstoß genommen haben. Ein Schüler Raffaels — vielleicht Giulio Romano selbst — dürfte vielleicht, nach einer Altzeichnung des Meisters, dies Porträt verfertigt haben — der göttliche Sanzio jedoch nie und nimmermehr.“ Wir haben hier eine Reihe von Urteilen, welche gewissermaßen die aufwärtsführenden Stufen unserer fortschreitenden Erkenntnis bilden, zugleich aber auch eine Probe von dem Gestrüpp, welches uns den Weg zu dem reinen, unverfälichten Bilde des Meisters erschwert.

Wie sich die Fornarina selbst als die Erfindung eines späteren Jahrhunderts herausgestellt hat, so hat auch das Bild, welches ihre Züge überliefert haben soll, vor der ersten ernsthaften Kritik nicht Stich gehalten. Wir haben demnach das Resultat gewonnen, daß die Fornarina aus der Biographie, ihr Bildnis aus dem Werke des Meisters zu streichen ist.*)

Soll nun die sogenannte „Donna velata“ im Palazzo Pitti in Florenz im historischen und im künstlerischen Sinne an ihre Stelle treten? Wenn wir in Bezug auf dieses Bildnis dieselben Autoritäten der Kunstwissenschaft zu Rate ziehen, welche uns eine befriedigende Aufklärung über die Fornarina gegeben haben, so ergibt sich merkwürdigerweise ein umgekehrtes Verhältnis. Während Springer, Thausing und Morelli sich unbedingt und mit Enthusiasmus für die Echtheit und die eigenhändige Ausführung des Gemäldes durch Raffael aussprechen, sagt die vierte Auflage des „Cicerone“ ganz kühl, das Porträt sei „eine spätere, wohl bolognesische Arbeit, vielleicht nach einem Originale von Raffael.“ In der dritten Auflage des „Cicerone“ war dagegen die Ansicht Mündlers, eines auch nicht ganz unverächtlichen Kenners, aufgenommen worden, welcher sein Urtheil dahin resümirte: „Das Porträt ist mir ein unzweifelhaftes, wohl erhaltenes Original von unerreichbarem Adel der Züge; sicher das Vorbild der Magdalena in der heiligen Cäcilia (in Bologna), der siztiniſchen

*) Wir setzen dabei als bekannt voraus, daß die übrigen, unter dem Namen der Fornarina in Florenz und anderswo befindlichen Bildnisse nunmehr endgiltig als Arbeiten des Sebastiano del Piombo festgestellt worden sind.

Madonna und, wie wir wohl vermuten können, die veredelten Züge der wirklichen Fornarina wiedergebend.“

Leider sind wir über die Geschichte der „Donna velata“ bei weitem nicht so gut unterrichtet wie über die der Pseudo-Fornarina im Palazzo Barberini. Wir wissen positiv nur, daß dieses Bild im Jahre 1824 aus der Villa Poggio reale nach dem Pittipalaste übergeführt wurde. Wohl aber hat die Vermutung viel für sich, daß es mit dem von Vasari erwähnten Porträt einer Geliebten Raffael's identisch sei, welches der Florentiner Künstlerbiograph im Hause des Kaufmanns Matteo Botti in Florenz sah und welches sich nach einer andern Nachricht noch im Jahre 1591 im Hause der Botti befand. Die Stelle des Vasari, welche auch in anderer Beziehung interessant ist, lautet: „Es machte ferner Marc Anton (Raimondi) für Raffael eine Anzahl von Stichen, welche Raffael später seinem Burschen Baviera schenkte [nämlich die Platten, um die Abdrücke zu verkaufen], welcher Sorge trug für seine eine Geliebte, die Raffael bis zum Tode liebte und von der er ein sehr schönes Porträt malte, welches lebend, ja lebendig zu sein schien. Dasselbe ist jetzt in Florenz bei dem sehr lebenswürdigen Matteo Botti, einem Florentinischen Kaufmann, dem Freunde und Vertrauten einer jeden kunstbegabten Persönlichkeit und am meisten der Maler. Es wird von ihm gehalten wie eine Reliquie wegen der Liebe, welche er der Kunst entgegenbringt und besonders dem Raffael.“

Wie ganz anders stimmt diese enthusiastische Beschreibung Vasaris mit der „Donna velata“ als mit der Pseudo-Fornarina überein! Und in demselben Sinne sprechen sich auch Springer und Thausing aus. Der erstere sagt: „Ungleich anziehender [als jene], durch die eigne Formenschönheit und durch die Auffassung des Künstlers geadelt, erscheint die Dame mit dem Schleier . . . Ein zierlich gefaltetes Hemd, über dem goldverbrämten Nieder hoch hervorragend, deckt die echt römische, mächtige Büste, den linken Arm verhüllt ein bauschiger Armel von weißlichem Stoffe mit gelbem Besatze, während der rechte unter dem Schleier verborgen ruht, welcher vom Kopfe lang herabwallt. So wird die ganze Gestalt von einem hellen, lichten Glanze umgeben, In einem wunderbar fesselnden matten Schimmer strahlt auch das Gesicht, in gelbem, zart grau schattirtem Tone gehalten. Dadurch blicken die großen dunkeln Augen doppelt feurig, wie wieder auf der andern Seite die Wirkung des meisterhaft modellirten Halses durch das Halsband von schwarzen Steinen erhöht wird. Die Farbe ist leicht und sicher mit breitem Pinsel auf den Leinwandgrund aufgetragen und von einer durchsichtigen Klarheit, wie nur noch in wenigen Gemälden Raffael's. Den Namen des herrlichen Weibes kennen wir nicht, *) wohl

*) Milanesi theilt mit, daß sich in einer Vasariausgabe von 1568 eine handschriftliche Notiz befindet, in welcher gesagt wird, daß die Geliebte Raffael's Margherita geheißt und in Rom in der Straße Santa Dorothea Nr. 20 gewohnt habe.

ahnen wir aber, daß es sich tief in die Phantasie des Künstlers einlenkte. Denn wir entdecken verwandte Züge in der Magdalena auf dem Cäcilienbilde und in der sixtinischen Madonna und nehmen mit gutem Grunde an, daß die Gestalt der „Donna velata“ vor seinen Augen schwebte, als er jene beiden verklärten Frauen schuf.“ Thausing, welcher sich in ähnlichem Sinne ausspricht, hebt den Umstand hervor, daß das Bild unvollendet ist, woraus man doch schließen darf, daß es Raffael für sich und nicht für einen Besteller bestimmt und demnach nicht weiter ausgeführt hat, als es ihm für seine Stimmung nötig schien. „Wer sie auch immer gewesen ist, dieses blühende und doch zarte, von duftiger Blässe angehauchte Mädchen, das munter und schüchtern zugleich aus der prunkenden Gewandung herausblickt, als wäre sie derselben ungewohnt, so kann man sich das Weib wohl vorstellen, das dem Herzen Raffaels nahe gestanden und dessen Erscheinung er zu der Apotheose der sixtinischen Madonna umgedichtet hat . . . Das Bildnis verdankt vielleicht irgend einem Maskenscherze seine Entstehung und dürfte sich unvollendet, wie es ist, im Nachlasse Raffaels vorgefunden haben.“ Damit würde dann auch der Ausdruck „Reliquie,“ den Vasari vielleicht nicht ohne Absicht mit Bezug auf das Bild im Besitze des Matteo Botti gebraucht hat, sehr gut harmoniren. Vermolieff begnügt sich, soviel ich gesehen habe, mit der kurzen Notiz, daß die „Donna velata“ von Raffael selbst ausgeführt sei.

Die zweimalige Übereinstimmung von hervorragenden und gewissenhaften Kunstforschern, die sich sonst nicht scheuen, in streitigen Fragen auf einander loszuschlagen, daß die Stücke fliegen, muß für jeden, der auf die wissenschaftliche Methodik etwas hält, überzeugend sein. Wir haben also als zweiten positiven Gewinn aus diesen Untersuchungen die Thatsache hervorgehen sehen, daß die Dame mit dem Schleier eine eigenhändige Arbeit Raffaels ist. Weiter dürfen wir vor der Hand nicht gehen. Die Annahme, daß die „Donna velata“ uns die von der Sage vollkommen verschleierte Geliebte Raffaels vergegenwärtigt, ist zwar sehr wahrscheinlich, aber wir haben keine Gründe von urkundlicher Beweiskraft, welche diese Annahme über allen Zweifel erheben.

Mit der Hervorhebung dieser beiden Punkte sind aber bei weitem noch nicht alle übrigen erschöpft, über welche wir heute, vierhundert Jahre nach Raffaels Geburt, noch im unklaren sind. Springer betont zwar Vermolieff gegenüber, daß wir nach Beseitigung aller dem Raffael zugeschriebenen Gemälde, auf welchen auch nur der leiseste Schatten eines Zweifels haftet, immer noch genug Material besäßen, um uns seine Künstlergröße daraus zu konstruiren; aber eben so sicher hat Vermolieff recht, wenn er sagt, daß von den „dem Raffael zugeschriebenen Bildern wohl mehr als ein Drittel demselben nicht angehören.“ In Bezug auf die ihm zugeschriebenen Porträts dürfte sich das Verhältnis sogar wie 1:4 oder gar 5 stellen. Gerade die Porträts wurden von gleichzeitigen und späteren Kopisten mit besonderer Vorliebe wiederholt, so

daß es in der That in einigen Fällen schwierig ist, die Originale von den Wiederholungen zu unterscheiden, umso mehr, als es feststeht, daß Raffael schon frühzeitig, bereits in den letzten Jahren seines Florentiner Aufenthalts, seinen Gehilfen die Vorarbeit und die Ausführung gewisser Teile an seinen Gemälden überließ. In einem Briefe an Francia, dem er sein eigenhändig gemaltes Bildnis versprochen hatte, vom 5. September 1508 entschuldigt er die entstandene Verzögerung mit „seinen wichtigen und ununterbrochenen Beschäftigungen.“ „Wohl hätte ich es Euch von einem meiner Schüler gemacht und von mir übergangen schicken können, allein das ziemt sich nicht.“ In einem Alter von fünfundzwanzig Jahren hatte Raffael also schon eine so große Berühmtheit erlangt, daß er zur Bewältigung der ihm gemachten Bestellungen die Hilfe von Schülern in Anspruch nehmen mußte. Und in der That hat man an einigen der während der Jahre 1506 bis 1508 entstandenen Bilder Raffaels fremde Mitwirkung erkannt, so z. B. an der herrlichen Madonna Colonna im Berliner Museum, welche obendrein unvollendet geblieben ist. Man muß annehmen, daß während seiner römischen Zeit in Raffaels Atelier eine ähnliche Thätigkeit herrschte wie bei Rubens in Antwerpen. Die Schüler legten die Bildnisse nach den Zeichnungen des Meisters an, förderten sie bis zu einem gewissen Stadium und dann übergab sie Raffael. So erklärt es sich, daß von manchen Madonnen Raffaels, z. B. von der Madonna mit den Mandelabern, zwei oder drei fast gleichwertige Exemplare vorkommen, von denen jedes vor dem andern bestimmte Vorzüge hat. Vasari erzählt z. B., daß an dem berühmten Bildnis der schönen Johanna von Arragonien, der Gemahlin des Comnetable von Neapel, Ascanio Colonna, nur der Kopf von Raffael, alles übrige von Giulio Romano gemalt sei. Nach urkundlichen Zeugnissen scheint aber auch dieses nicht einmal festzustehen. Raffael hat die Fürstin garnicht gesehen, sondern einen seiner Schüler nach Neapel geschickt, welcher dieselbe zeichnete. Nach dieser Zeichnung wurde dann das Porträt, wie sich denken läßt, ziemlich handwerksmäßig ausgeführt, und dem widerspricht auch nicht der Charakter des Bildes, an welchem das rotbraune Sammetkleid und die Hände eigentlich das schönste sind. Und diese Hände scheinen nicht einmal Porträt zu sein, da dieselben, wie Springer hervorhebt, in der Form an jene der Donna velata erinnern, also vermutlich jener Persönlichkeit, die zu Raffael in engen Beziehungen stand und in seinem Hause lebte.

Das Werk Raffaels kann von allen fremden Zuthaten auf dem schnellsten Wege nur durch eine Konfrontation aller ihm zugeschriebenen Gemälde und Zeichnungen gereinigt werden. Eine solche Konfrontation ist aber nur ein schöner Traum, da dieselbe nur in Rom stattfinden könnte und kein Besitzer eines Raffael sein kostbares Gut den Zufälligkeiten eines Eisenbahntransportes anvertrauen würde, umso weniger, als die durch seine Bereitwilligkeit bewerkstelligte Konfrontation eine Enttäuschung für ihn mit sich bringen könnte. Durch eine Ausstellung von Photographien nach den wirklichen und vermeintlichen

Originalen kann nichts endgiltiges erreicht werden, weil die Photographie und die mit ihr im Bündnis stehende Heliogravüre nicht einmal bei Handzeichnungen das Original ersetzen kann, wie man bisher vielfach geglaubt hat. Wir haben kürzlich in Berlin bei der Reproduktion der Handzeichnungen des Sandro Botticelli zu der mit der Hamiltonschen Sammlung erworbenen Dantehandschrift eine ausgiebige Erfahrung nach dieser Richtung gemacht. Unter drei verschiedenen Reproduktionsversuchen durch Holzschnitt, Lithographie und Heliogravüre blieb die letztere den Originalen das meiste schuldig.

Wir sind also für die nächste Zukunft allein auf den Scharfsinn von Männern wie Morelli, Springer und Thausing, denen wir nach einem gründlichen Überblick über den gegenwärtigen Stand der Raffaelforschung unbedingt die Superiorität über alle Rivalen vindiziren müssen, angewiesen, um eine gereinigte Biographie des Meisters erwarten zu dürfen. Wir sind dabei weit entfernt, die vorbereitenden Arbeiten eines Robinson und Kuland, eines Münz und Milanesi zu unterschätzen. Die beiden ersten haben sich in der kritischen Sichtung des spezifisch künstlerischen Materials sogar große und bleibende Verdienste erworben. Münz hat eine Menge Urkunden herbeigeschafft; aber er hat in der Bilderkritik und in der Wertschätzung der Dokumente eine bedauerliche Unsicherheit bekundet. Milanesi endlich ist wie von Gott verlassen, sowie er die Nase aus den Fenstern der Bibliotheken und Archive in die freie Natur hinaussteckt. Es ist vollkommen unbegreiflich, daß ein Mann, der im Lande der Sonne lebt, nur in der staubigen Atmosphäre der Bücherstuben atmen kann. Man sollte meinen, daß er sich über seiner höchst verdienstvollen Goldgräberarbeit nicht die Zeit nehme, in Florenz über die Straße zu gehen und in den Uffizien und im Palazzo Pitti nachzusehen, was Raffael über sich selber sagt.

Indessen haben auch die literarischen Forscher noch genug zu thun, um Aufklärungen über dunkle Punkte zu schaffen. Über Raffaels Verhältnis zu Michelangelo hat Münz nichts neues beigebracht. Auch heute steht noch nicht fest, ob die beiden Männer jemals im Leben in nähere Berührung miteinander gekommen sind. Über Raffael den Archäologen, den Ruinenforscher und Restaurator des modernen Roms hat Münz trotz seiner Verteidigung des bekannten Berichtes über die antiken Baudenkmäler Roms zu Gunsten Raffaels als des vermeintlichen Autors ebenfalls keine zwingende Beweiskraft an den Tag gelegt. Außer Herman Grimm hat, soviel mir bekannt geworden, die Münchner Handschrift dieses Berichtes niemand so genau untersucht wie ich. (S. die zweite, von mir besorgte Auflage der Guhlschen Künstlerbriefe.) Aus dem Vergleich der Münchner, um ein Jahr jüngern Redaktion dieses Berichtes mit der ältern römischen geht unzweifelhaft hervor, daß sein Verfasser nur ein Philologe sein kann. Nimmermehr ist anzunehmen, daß, wenn wir auch alle chronologischen Bedenken von Münz gelten lassen, ein soviel beschäftigter Maler wie Raffael die Zeit gehabt haben könne, sich mit so spitzfindigen antiquarischen, historischen

und topographischen Untersuchungen zu befassen, wie sie der Autor dieses Berichtes zu wiederholten malen — das beweist die doppelte, in verschiedenen Punkten stark differirende Redaktion des Berichts — anstellt hat.

Auch über Raffael den Architekten ist nach Geymüller noch vieles zu sagen. Er wird eigentlich nur Zeichner gewesen sein, der gelegentlich einmal einen Entwurf auf den besondern Wunsch seiner Freunde machte. Tiefer darf man seine Beschäftigung auf diesem Gebiete kaum fassen. Er war Maler und Maler, fürwahr genug, um die Ewigkeit seines Ruhmes zu begründen. Der Palazzo Uguccioni in Florenz, welcher Jahrhunderte lang auf seinen Namen ging, ist durch Milanesis Forschungen seinem wahren Urheber, dem Mariotto di Zanobi Folfi, genannt Ammogliato (1521—1600) zurückgegeben worden.

Wir stehen also in dem Augenblicke, wo wir das vierhundertjährige Jubiläum Raffaels feiern, vor einem nichts weniger als reinen Tische. Werden wir ihn in naher Zukunft reiner sehen? Ich hoffe es zuversichtlich. Denn gerade jetzt, wo ich diese Zeilen beendige, wird die zweite Auflage von Springers „Raffael und Michelangelo“ angekündigt. Es ist daher Zeit, zu schließen. Wenn ich wieder an dieser Stelle über Raffael schreiben sollte, darf ich, wie vor hundert- undsiebzehn Jahren ein anderer, mit den Worten beginnen: „Des Herrn Springers Geschichte »Raffaels und Michelangelos« ist erschienen.“

Berlin.

Adolf Rosenberg.



Ein Bildnis des jungen Schiller.



Im Verlag der Chr. Hoffmannschen Buch- und Kunsthandlung in Kassel ist vor einigen Wochen ein Bildnis des jungen Schiller erschienen — Photographie in Kabinetgröße, direkt nach dem in Öl gemalten Original hergestellt —, welches, soviel wir wissen, bisher gänzlich unbekannt war und bei allen Verehrern des Dichters große Freude erregen wird. Das Bild zeigt den Kopf Schillers im Dreiviertelprofil nach links, leise gehoben, den Blick geradeaus gerichtet. Von der Brust ist nur ein kleines Stück sichtbar, da in der Photographie nur ein oval umrissener Teil aus dem Originalbilde ausgespart ist; der breite Hemdenkragen ist vorn auseinandergelegt, sodaß er den Hals frei läßt.

Wie die Verlagshandlung uns freundlichst mitteilt, ist das Bild bald nach der Veröffentlichung der „Räuber“ von Johann Heinrich Tischbein, dem

Kasseler Akademiedirektor († 1789 in Kassel), gemalt worden. Tischbein wurde, als der Auf der „Räuber“ nach Kassel gedrungen war, von dem Landgrafen Friedrich II. († 1785) nach Stuttgart gesandt, um ein Porträt des zu so schneller Berühmtheit gelangten jugendlichen Dichters anzufertigen. In Kassel fand das Bild seinen Platz in der Porträtgalerie des landgräflichen Schlosses. Bei einem später im Schlosse ausgebrochenen Brande wurde es mit andern Bildern zum Fenster hinausgeworfen und gelangte, als es darauf unter den beschädigten Gemälden mit verauktionirt wurde, in die Hände eines niedern Hofbeamten. In dessen Familie entdeckte es bei Gelegenheit eines Krankenbesuchs der Geh. Sanitätsrat Dr. Schmidt in Kassel, der gegenwärtige Besitzer, welcher der Verlags-handlung auf ihre Bitte die photographische Vervielfältigung des Bildes gestattete.

Sind die Angaben über die Entstehung des Bildes richtig — und es liegt kein Grund vor, dies zu bezweifeln, wiewohl es auffällig ist, daß wir von der merkwürdigen Thatsache, daß ein Fürst nach dem Bildnis des Dichters der „Räuber“ verlangte, sonst keine Kunde haben —, so würde das Bild etwa Ende 1781 oder Anfang 1782 entstanden sein. Die „Räuber“ erschienen im Juni 1781 im Druck, am 13. Januar 1782 fand in Mannheim die erste Aufführung statt, am 22. September 1782 floh Schiller aus Stuttgart. Hiermit sind die Grenzen der mutmaßlichen Entstehungszeit des Bildes gegeben. Das Bild zeigt also den Dichter im Alter von etwa 22 Jahren.

Was für die Betrachtung und Beurteilung des Bildes von größter Wichtigkeit ist, das ist der Umstand, daß wir es mit zwei Schilderungen von Schillers äußerer Erscheinung vergleichen können, die von zwei Jugendfreunden des Dichters, Scharffenstein und Streicher, herrühren und Eindrücke wiedergeben, welche genau aus derselben Zeit stammen wie das Tischbeinsche Porträt. In der sehr eingehenden Beschreibung Scharffensteins sind es folgende Züge, die für unser Porträt von Bedeutung sind: „Sein Hals war sehr lang, seine Stirn breit, seine Nase dünn, knorpelig, weiß von Farbe, in einem merklich scharfen Winkel hervorspringend, sehr gebogen auf Papageienart und spitzig. Die roten Augenbrauen über den tiefliegenden dunkelgrauen Augen neigten sich bei der Nasenwurzel nahe zusammen. Diese Partie hatte viel Ausdruck; die Lippen waren dünn, die untere etwas vorragend; es schien aber, wenn Schiller mit Gefühl sprach, als wenn die Begeisterung ihr diese Richtung gegeben hätte, und sie drückte sehr viel Energie aus. Das Kinn war stark, die Wangen waren blaß, eher eingefallen als voll, die Augen meistens entzündet. Das buschige Haupthaar war rot, von der dunkleren Art. Der ganze Kopf, der eher geistmässig als männlich war, hatte viel Bedeutendes, Energisches, auch in der Ruhe, und war ganz affektvolle Sprache, wenn Schiller deklamirte.“ Viehoff stellt nun zwar in seiner Biographie Schillers diesem Scharffensteinschen Bilde, welches ihm etwas karikirt erscheint, als „das edlere und vielleicht auch treuere“ das von Streicher entworfenen gegenüber, in welchem unter andern „die schön geformte Nase und der

tiefe, kühne Adlerblick, der unter einer breitgewölbten Stirne hervorleuchtete, das anfänglich blasse Aussehen, das im Verlauf des Gesprächs in hohe Röthe überging, die kranken Augen, die kunstlos zurückgelegten Haare, der entblößte blendend weiße Hals“ Erwähnung finden. Angesichts des Tischbeinschen Bildes jedoch nötigt uns die detaillirte Schilderung Scharffensteins den höchsten Respekt ab; sie stimmt in solchem Grade mit unserm Bilde überein, daß man, wenn man eine sorgfältige Beschreibung des letztern geben wollte, kaum etwas andres sagen könnte, als was Scharffenstein sagt. Daß diese wunderbare Übereinstimmung umgekehrt auch wieder ein vorzügliches Zeugnis für die Treue von Tischbeins Arbeit ist, ist selbstverständlich.

Nur einige wenige Bemerkungen möchten wir zu den Schilderungen der beiden Jugendfreunde Schillers hinzufügen. Der erstere spricht von einer breiten, der letztere von einer breitgewölbten, keiner von beiden von einer hohen Stirn. Die Breite wird nun an unserm Bilde wegen der Profilstellung des Kopfes nicht sichtbar; auffällig ist aber die verhältnismäßig niedrige Stirn, die an manchen schönen Kopf der antiken Plastik erinnert und die von dem vollen, halblangen, buschigen Haar, welches wie mit dem Fingerring nach beiden Seiten zurückgestrichen erscheint, in ihrem obern Teile beschattet ist. Das Auge — nur das rechte kommt in Frage, das linke scheint mißlungen — liegt tief, der Backenknochen tritt etwas über die schmale Wange vor, sodaß der Kopf den Eindruck vorausgegangener angespannter Geistesarbeit macht. Fein modellirt ist das Ohr, der lange Hals geschickt dadurch maskirt, daß der geöffnete Kragen des Hemdes am Nacken fast bis hinauf an das Haar reicht. Den ganzen Ausdruck des Kopfes aber kann man nicht besser bezeichnen als mit den Worten Streichers, der von dem „seelenvollsten, anspruchslosesten Gesicht“ des Freundes spricht und rühmt, daß er „den Jahren nach Jüngling, dem Geiste nach ein reifer Mann“ gewesen sei. Es liegt eine wunderbare Verschmelzung von jugendlichem Feuer und männlicher Reife in diesen Zügen, und mit der geistigen Hoheit verbindet sich eine Wärme und Innerlichkeit des seelischen Ausdrucks, die um so unwiderstehlicher fesselt, je länger man sich ihrem Anschauen überläßt. Die Frage, ob Schiller „schön“ oder „häßlich“ gewesen sei, erscheint diesem Bilde gegenüber in ihrer ganzen Müßigkeit. Wenn dies Gesicht nicht schön ist, welches Gesicht wäre dann schön?

Tischbeins Bildnis des jungen Schiller wird fortan in der kleinen Reihe authentischer Schillerporträts, die überhaupt vorhanden sind — Phantasiebilder giebt es in Hülle und Fülle — einen hervorragenden Platz einnehmen, umso mehr, da es den Dichter auf derjenigen Stufe seines Lebens zeigt, auf der er zum erstenmale vor die Nation trat. Während wir von Goethe vor seiner Weimarer Zeit kein zuverlässiges Bild haben und für den Dichter des „Götz,“ des „Clavigo,“ des „Werther,“ des „Egmont“ und des ersten „Faust“ — wie F. Barncke in dem eben erschienenen vierten Bande des Goethejahrbuches des näheren nachweist — fast nur auf unbedeutende Zeichnungen und Silhouetten an-

gewiesen sind, ist uns von dem Dichter der „Räuber“ in Tischbeins Gemälde ein sorgfältig ausgeführtes, treues und lebensvolles Abbild erhalten, dessen Vielfältigkeit wir als eine hochwillkommene nachträgliche Festgabe zur Säcularfeier der ersten Räuberaufführung bezeichnen dürfen.

Wir schließen diese kurze Anzeige mit einer Bitte an den Besitzer des Originales und an die Verlagshandlung der vorliegenden Photographie: Möchten sie sich nicht entschließen, für Sammler und intimere Schillerfreunde gelegentlich eine photographische Aufnahme des ganzen Bildes zu veranstalten? So dankbar wir für die Mitteilung des interessanten Kopfes sein müssen, so wünschenswert ist es doch, daß wir auch von den übrigen Partien des Bildes eine Vorstellung erhalten.

* * *



Bemerkungen über das medizinische Studium.

1.



s sind nahezu acht Jahre vergangen, seitdem alle medizinischen Fakultäten Deutschlands aufgefordert wurden, sich über den Entwurf einer neuen Prüfungsordnung zu äußern. Hierbei mußte natürlich auch die Frage über die erforderliche Dauer des Studiums erörtert werden. Da wurde denn allgemein die Ansicht ausgesprochen, daß vier Jahre, also acht Semester, zu einer gründlichen Kenntniss der medizinischen Wissenschaft nicht ausreichend seien, nachdem dieselbe seit dem ersten Drittel dieses Jahrhunderts eine so außerordentliche Erweiterung und fast gänzliche Umgestaltung erfahren habe. Zehn, mindestens neun Semester seien erforderlich. Aber trotzdem, daß dieser Gegenstand wiederholt in diesem Sinne durch die Presse angeregt worden ist, sind die Regierungen auf die Forderung nicht eingegangen. Der Ausführung müssen mithin wichtige Bedenken und Hindernisse entgegenstehen, welche zu erraten nicht in meiner Absicht liegt. Jedenfalls erscheint es nicht rationell, wenn sogar noch von den vorgeschriebenen acht Semestern einige wenig beachtete Abzüge gemacht werden, und geboten, diese womöglich einzustellen. Ehe man der Verlängerung der Zeitdauer des medizinischen Studiums sich zuwendet, wird man suchen müssen, die fast allgemein geübte Verkürzung abzuschaffen. Ich denke dabei nicht an Abstriche der Ferienzeit, bin vielmehr der Meinung, man sollte daran im Interesse der Wissenschaft nicht rühren, und glaube, daß diejenigen, welche gegen die langen Universitäts-

ferien eifern, wohl nicht die Ansprüche kennen, welche medizinische und naturwissenschaftliche Forschungen und das medizinische Studium überhaupt machen. Ich denke auch nicht daran, eine Art von Polizei zu empfehlen, um die Studenten zum Besuche der Auditorien zu drillen. Etwas ganz anderes ist es, wenn gewissermaßen offiziell Kulissen gelassen werden, hinter welche sich das Gewissen verbergen kann. Ich kenne mehrere solche aus einer langen Erfahrung als Universitätsprofessor und bringe sie hier zur Sprache in der Hoffnung auf Abhilfe.

Das erste Examen, dem sich die jungen Mediziner zu unterwerfen haben, das sogenannte *tentamen physicum*, wird meistens am Ende des vierten Semesters gemacht. Jedenfalls soll es vor dem sechsten Semester abgelegt sein, oder vielmehr, nachdem dasselbe bestanden ist, muß noch eine Studienzzeit von drei Semestern nachgewiesen werden, ehe der Kandidat zur Staatsprüfung zugelassen wird. Die Anforderungen für das *tentamen physicum* sind nicht gering. Sie erstrecken sich auf genügende Kenntnisse in der Physik, der Chemie, den beschreibenden Naturwissenschaften, der Anatomie und Physiologie. Auch der Fleißige bedarf einer umfassenden Wiederholung, und diese nimmt natürlich eine gute Zeit in Anspruch. Fällt nun diese Vorbereitung in das Semester, so leidet darunter der Besuch der Vorlesungen oder wenigstens die Aufmerksamkeit. Der Ideencreis der Kandidaten ist zum guten Teil von ihrem Vorhaben erfüllt. Mehr oder weniger geht das Semester für das Studium verloren. Aber es zählt doch. Denn dem Abgangszeugnisse sieht man das nicht an. Der statistische Beleg für die acht Semester ist erbracht.

Es giebt indessen ein sehr leichtes Mittel, diesem Übelstande abzuhelpen. Es braucht nämlich nur angeordnet zu werden, daß jene Prüfung zu keiner andern Zeit als in der ersten oder, wenn die Zahl der Examinanden zu groß ist, in den zwei ersten Wochen des Semesters abgehalten werden soll. Es wird leicht zu bewerkstelligen sein, daß dieselben pünktlich am 15. April und am 15. Oktober beginnen, und jeder Kandidat, der sich nicht vor dieser Zeit beim Dekan gemeldet hat, nicht zugelassen wird. So wird das Semester nicht zu den halb oder ganz verlorenen gehören. Eine solche Einrichtung würde auch wahrscheinlich den Examinatoren willkommen sein, da dieselben gewöhnlich keine andern Examina abzuhalten haben und in der ersten Woche doch nicht recht zum Besen kommen.

Ein anderes Semester geht den Medizinstudirenden so gut wie ganz verloren, wenigstens für den Besuch der Vorlesungen und die praktischen Übungen, wenn sie während der vier Studienjahre ein halbes Jahr mit der Waffe dienen. Sie belegen dann gewöhnlich ein Privatkolleg auf der Quästur und mehrere öffentliche, können sie aber sehr wenig besuchen, und wenn sie sich auch ab und zu sehen lassen, so fehlen doch Aufmerksamkeit und Interesse. Der Strebsame wird freilich die freie Zeit zum Selbststudium benutzen, und wo eine Kontrolle,

wie in der Pepiniere besteht, stellt sich die Sache anders. Für die größte Zahl der Mediziner hat jedoch, wie schon gesagt, ein solches Semester keinen Wert. Es steht aber im Abgangszeugnis verzeichnet und wird im Quadriennium vollgiltig mitgezählt. Das dürfte meines Erachtens nicht geschehen.

Eine dritte beachtenswerte Verkürzung der Studienzeit liegt in der verspäteten Ankunft vieler Studenten. Hierdurch geht der Zusammenhang verloren, das Verständnis bleibt ein halbes, das Interesse erlahmt, und die bei allen Naturwissenschaften unerlässlichlichen Demonstrationen sind verkümmert. Dieser Mangel ist in neuerer Zeit viel empfindlicher geworden als früher. Als man sich noch darin gefiel, zu verallgemeinern, durfte eine ziemlich ausgedehnte Einleitung nicht fehlen, in welcher allerlei blinkende Reden zu Tage kamen, bei der der Zuhörer oft wünschte, more matter with less art. Heute hat ein Satz, eine Lehre, ein Prinzip keinen Zuspruch ohne Thatsachen. Sonst brachte jeder Student sein Heft und Tintensfaß mit ins Kolleg, heute kennt kein Mediziner solche Einrichtung. Die Einleitungen sind kurz und gedrängt, die Masse von Stoff hat sie comprimirt.

Eine ministerielle Verordnung vom 1. Oktober 1879 schreibt in § 12 vor: „Die Annahme von Vorlesungen soll innerhalb der ersten vier (in Berlin sechs) Wochen nach dem vorgeschriebenen Anfang des Semesters erfolgen.“ In vielen Fällen wird dadurch die Ankunft, noch mehr der Besuch hinausgeschoben und ein Teil des Semesters abgestrichen. Die Vorschrift ist wahrscheinlich dadurch entstanden, daß die nötigen Formalitäten auf der Quästur zeitraubend sind und noch andre Formalien erledigt werden müssen. Wenn man indessen bedenkt, wie andre ähnliche Geschäfte heutigen Tages so außerordentlich rasch abgewickelt werden, so meine ich, könnten auch diese innerhalb von acht bis zehn Tagen nach dem gesetzlichen Anfange des Semesters erledigt werden, wenn ein findiger Kopf die möglichen Abkürzungen ersinnt. Dann aber würde es nur zweckmäßig erscheinen, daß einem Studenten der Medizin, welcher während dieser Zeit seine Vorlesungen nicht angenommen hat, das Semester nicht gerechnet würde, und daß verspätete Meldungen nur unter ganz besonders gerechtfertigten und bestimmt nachzuweisenden Veranlassungen zulässig wären.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



«Statten mir Eure Excellenz eine Frage, sagte Graf Dietrich. Wenn Sie den Pitaval lesen, der nur Verbrechen erzählt und genaue Darstellungen der Vorgänge in Verbrecherseelen, werden Sie da schließen, daß der Darsteller und Erzähler selbst eine verbrecherische Seele habe?»

«Wäre der Pitaval eine Dichtung und namentlich eine dramatische Dichtung, so würde ich das allerdings. So aber enthält er nur astenmäßige Erzählungen. Unterscheiden wir wohl! Auch in den Dichtungen selbst! Es giebt erstlich solche Dichtungen, in denen der Dichter zu uns spricht ohne sich in das Gewand einer andern Person zu hüllen. Das sind die lyrischen Gedichte und die reinen Erzählungen. Hier erkennen wir den Wert des Dichters unmittelbar aus der Reinheit und Stärke der Empfindungen und daraus, daß er den Sieg des Guten als Abbild der göttlichen Gerechtigkeit zur Anschauung bringt. Denn er kann hierin die größten Schlechtigkeiten erzählen, ohne daß man ihn selbst für schlecht halten darf, sobald er nur merken läßt, daß er das Schlechte wirklich für schlecht hält. Dann giebt es solche Dichtungen, in welcher der Dichter gar nicht selber spricht, sondern nur andern Personen nachahmt. Das sind die Trauerspiele, Lustspiele und Schauspiele, von denen wir schon gesprochen haben. Endlich giebt es die gemischten Gattungen, das Epos, den Roman und die Novelle, in denen teils der Dichter spricht, teils wie im Drama Nachahmung stattfindet. Und in diesen wird wohl ein Dichter von edler Gesinnung vorzüglich edle Personen vorführen und diese gern im Dialog ausführlich reden lassen, den schlechten aber nur wenig Worte in den Mund legen und lieber das, was sie thun, einfach erzählen, weil es ihm widersteht, sich in elende Seelen hineinzudenken. Wo er sich aber genötigt sieht, sich viel mit Schlechten zu beschäftigen und sie in ihrer Bosheit genau zu schildern, da wird er zur Satire

greifen, um sich bei Betrachtung von Dingen, die unter seiner Würde sind, stets den tröstlichen Anblick des wahrhaft Guten und Großen gegenwärtig zu halten und den Leser auf einer diamantenen Brücke über den Sumpf zu leiten. Sicherlich aber wird der Mann, der imstande ist, wie Sie sagten, die edelsten und tugendhaftesten Leute zu schildern und die herrlichsten Thaten zu erzählen, sodaß seine Dichtung einem Hymnus auf die Tugend gleicht, sicherlich wird er selbst ein tugendhafter und herrlicher Geist sein, und Sie dürfen mir glauben, Graf Altenschwerdt, daß ein großer Dichter immer ein hoher und edler Mensch ist, ein Auserlesener unter vielen hundert Millionen.

Der Baron sah seinen Gastfreund mißtrauisch an und dachte darüber nach, weshalb derselbe sich wohl ihm gegenüber niemals über solche Gegenstände ausgelassen habe. Graf Dietrich aber war tief betroffen und machte auch kein Gehl aus seinen Gedanken.

Es ist wahr, sagte er, Eure Excellenz haben Recht, und es fällt mir wie Schuppen von den Augen. Ich habe nachgesprochen, was alle Welt sagt, ohne daß ich mir Rechenschaft ablegte, warum es mir doch im Innern widerstand. Denn immer ist es mir heimlich als falsch erschienen, wenn ich las und hörte, daß ein Goethe zum Beispiel zwar als Dichter groß, aber als Mensch klein gewesen sei. Ist es doch um das Dichten etwas andres als um das Feilhalten von Brezeln!

Indem er so sprach, dachte er an seine eignen Gedichte und durchging sie im Geiste mit der ängstlichen Prüfung, ob sie wohl dem General gefallen würden. Er erschrak ein wenig bei der Idee, sie dem klaren und durchdringenden Auge des alten Herrn zu unterbreiten, aber er tröstete sich gleich darauf mit der Meinung, daß es mit der Lyrik doch noch etwas andres auf sich haben müsse, indem hier auch die süßesten und schmelzendsten Empfindungen der Liebe ihre Berechtigung hätten, und in der Erinnerung an die zweite Auflage seiner Schöpfungen, sowie an seine Vorbilder Anakreon, Horaz und Ludwig de la Sale, die doch gewiß große Dichter waren, schwellte ein stolzes Gefühl seine Brust.

Es trat eine kleine Pause im Gespräch ein, nachdem Graf Dietrich dem General seine Zustimmung zu erkennen gegeben hatte. In diesen Augenblick öffnete sich die Thür, und mit einer ernsten Verbeugung trat Eberhardt an den Tisch.

Achtzehntes Kapitel.

Als die hohe Gestalt des jungen Mannes so unerwartet in dem kleinen Kreise erschien und sein ruhiger Blick die Tafel überflog, während Baron Sextus ihm ein fröhliches: Siehe da, Herr Eschenburg! entgegenrief, war ein leiser Ausruf aus dem Munde der Gräfin Sibylle zu vernehmen, und zugleich ertönte

das Klirren eines zerbrechenden Glases. Gräfin Sibylle hatte mit auffallender Ungeschicklichkeit den zarten Kelch, den sie soeben erhoben, in den Fingern zerdrückt, sodaß der dunkle Wein sich über das weiße Tuch ergoß.

Es entstand eine kleine Bewegung, weil sie von diesem Ereignis ungewöhnlich erregt zu werden schien, dann stellte der Baron Herrn Eschenburg seinen neuen Freunden vor. Mit einem seltsamen Blick, traurig und forschend, wie es Dorothea erschien, betrachtete Eberhardt die Gräfin und ihren Sohn, dann nahm er an der rechten Seite Dorotheens Platz, wo ihm der Baron zwischen seiner Tochter und dem General einen Stuhl hatte hinsetzen lassen.

Dorotheens Gesicht ward von einem brennenden Rot überzogen, indem alle ihre widerstreitenden Gefühle mit einemmale zu einer Krisis zu kommen schienen und ihr das Blut in einer einzigen mächtigen Welle durch die Adern trieben.

Es gab einen schönen Sonnenuntergang, Herr Eschenburg, sagte der Baron, und ich vermute, irgend eine Klippe am Meere hat Sie festgehalten und uns Ihre angenehme Gesellschaft entzogen.

Es war in der That eine Klippe, entgegnete er, und ich muß sehr um Entschuldigung bitten, daß ich es wage, so spät noch zu erscheinen. Doch die liebenswürdige Gastfreundschaft Ihres Hauses hat mich verwöhnt und anspruchsvoll gemacht.

Dorothea betrachtete ihn aufmerksam. Der Klang seiner Stimme hatte etwas fremdes, und in seinen Zügen lag ein Ausdruck, der ihr neu war. Empfund er mit demselben Instinkt wie sie die Anwesenheit der Altenswerdts als eine Gefahr?

Herr Eschenburg würdigt unsre Gegend seines Besuchs, um sie in Ölfarben zu verherrlichen, sagte der Baron erklärend zu Gräfin Sibylle. Wir sind ihm, meine Tochter und ich, zu großer Dankbarkeit verbunden für die Aufopferung, mit der er unsre Abgeschiedenheit, zumal während meiner Krankheit, geteilt hat.

Gräfin Sibylle hatte ihre Fassung wiedergewonnen und sagte, daß es unter allen Umständen eine Ehre und ein Vergnügen sei, die Gesellschaft des Herrn Barons und seiner Tochter zu teilen. Sie behielt eine sehr geschlossene Miene bei, einem Ritter gleich, der das Visir zum Kampfe heruntergeschlagen hat, doch ihre Augen sprühten ein Licht, das von innerer Aufregung sprach.

Die Unterhaltung wurde, Dank der Gewandtheit des Generals, ununterbrochen fortgesetzt, doch zeigte sie nicht mehr die frühere Unbefangenheit. Es schien ein eisiger Hauch über die Tafel hingestrichen zu sein, der die leichten Schwingen der Worte lähmte. Die Gräfin war einsilbig und betrachtete mit gespannter Aufmerksamkeit die Gruppe ihr gegenüber, Dorothea mit dem Grafen Dietrich zur Linken und Eberhardt zur Rechten. Dorothea ward durch diesen Zwang in der Unterhaltung in eine wunderliche Empfindung gedrängt. Sie wußte nicht, war es nur das Bewußtsein der Gewalt, welche sie sich selbst anthat, um nicht ihr Entzücken über Eberhardts Gegenwart zu verraten,

oder war es wirklich etwas fremdes, was auf dem Streife laſtete. Es kam ihr ſo vor, als ſchwebten über der Abendtafel ſchwere Wolken, aus denen jeden Augenblick der Blitz in blendender Flamme herabzuden könne. Dietrich empfand die veränderte Stimmung ſeiner Mutter und war durch das vorhergegangene Geſpräch noch in Anſpruch genommen, ſodaß ſeine Unterhaltung eine rein äußerliche blieb, und nur Baron Sextus und der alte General zeigten ſich nicht von der Gewitterſchwüle beeinflusst, die auf der Geſellſchaft lagerte.

Der Baron erzählte von dem kleinen Abenteuer, welches Veranlaſſung zu der Bekanntschaft mit Eberhardt geführt hatte, und Dietrich ſprach in konventioneller Weiſe von der Natürlichkeit und dem wackern Sinn, den man doch im allgemeinen unter der Landbevölkerung dieſer Provinz antreffe.

Da ſagte Eberhardt: Im allgemeinen mag das wohl richtig ſein, aber ich habe, abgesehen von jener Begegnung mit dem dreisten Bauernburschen, noch eine andre Erfahrung machen müſſen, welche mich bezweifeln läßt, ob ſich die ländliche Bevölkerung in Wirklichkeit vor der ſtädtiſchen auszeichnet. Gerade heute machte ich die Erfahrung, und ſie iſt die Urſache meiner Verſpätung geweſen.

Dorothea ſah ihn erwartungsvoll an, und er erzählte, indem er dabei ſeinen Blick mit beharrlicher Feſtigkeit auf der Gräfin Geſicht richtete: Man hat vergangene Nacht den Verſuch gemacht, mich zu berauben. Ein Mann, der mit der Einrichtung meiner Wohnung in dem kleinen, einfachen Gaſthauſe zu Scholldorf genau bekannt ſein muß, iſt dort eingebrochen und hat den Verſuch gemacht, mir einen Gegenſtand, auf den ich bedeutenden Wert lege, zu entwenden. Es iſt mir ſchwer begreiflich, wie er dazu gekommen iſt, denn ſicherlich hätte er, wenn ihm ſein Diebſtahl gelungen wäre, keinen Gebrauch von dem Gegenſtande machen können, ohne entdeckt zu werden.

Was war es? fragte der Baron.

Wertpapiere und Dokumente, entgegnete Eberhardt. Zum Glück gelang dem Einbrecher ſein Plan nicht. Der alte Diener, den ich bei mir habe und der mir, in langer Zeit erprobt, mehr Freund als Diener iſt, hatte das Geräuſch des Einſteigens vernommen und den Dieb verſcheucht. Ich fürchte, der Mann iſt dabei übel weggekommen, denn mein ſchwarzer Freund hat eine eiserne Fauſt und ſcheint den Eindringling, der ſich bereits im Beſitz der betreffenden Kaſſette befand, mit unſanftem Griff erfaßt zu haben, wie die Blutſpuren unter dem Fenſter vermuten laſſen.

Und warum hat er den Kerl nicht feſtgehalten? fragte der Baron.

Es ſtecken eigentümliche Rechtsanſchauungen in dem alten, guten Andrew, die er wohl aus Amerika oder vielleicht noch aus Afrika mitgebracht hat, eine Vorliebe für die Praxis des Richters Lynch. Er ließ den Dieb nichts mitnehmen als ein paar derbe Püſſe und beruhigte ſich dann dabei. Ja er hat mich nicht einmal geweckt, und ſagte, als ich ihm darüber Vorwürfe machte, daß

der Schlaf seines Herrn ihm heilig sei. Was sollte ich sagen? Der Mann ist eben ein Original, und zwar eins aus gediegenem Golde.

Und darüber wird der freche Bursche entwischt sein, sagte der Baron. Hoffentlich haben Sie Anzeige gemacht!

Ich habe mich vorläufig damit beschäftigt, ihn selbst zu suchen, indem ich mich an die Indizien hielt, die Andrew mir gab. Das scheint mir sicherer zu sein als die Hilfe der Hermandad von Schollendorf. Aber es ist mir trotzdem nicht gelungen, den Einbrecher zu finden, nur habe ich beim Nachforschen schöne Zeit versäumt, die ich angenehmer hätte verbringen können.

Run, rief der Baron, das ist ein Fall, den wir nicht auf sich beruhen lassen dürfen. Wir wollen den Staatsanwalt in Holzfurt benachrichtigen, und ich werde eine Belohnung von fünfhundert Mark für Entdeckung des Thäters aussetzen. Das böse Beispiel möchte anstecken, und unser Kreis möchte noch unsicherer werden, als er schon ist!

Gräfin Sibyllens Augen boten während dieser Erzählung Eberhardts einen so wunderbaren Anblick, daß Dorothea, so eigentümlich sie selbst durch das dem Geliebten widerfahrene Abenteuer berührt ward, sich nicht enthalten konnte, gespannt hinüber zu sehen. Welch ein Wechsel von Empfindungen in diesen unheimlichen Augen bei solcher Unveränderlichkeit der Züge und der Farben des Gesichts!

Die Anschauungen Ihres wackern Regers haben übrigens etwas, was mir imponirt, fuhr Baron Sextus fort. Seit dem famosen Edikt vom 9. Oktober 1807 über die persönlichen Verhältnisse der Landbewohner, das wir den Staatskünsteleien gewisser von revolutionären Gleichheitsideen angefaulten Philosophen verdanken, ist die Schrankenlosigkeit bei uns so mächtig und das Gesetz so schwach geworden, daß eine Anlehnung an Richter Lynch sich sehr empfiehlt. Das ist so recht eine Frucht der Losreißung der unterthänigen Bauern von ihrer natürlichen Obrigkeit, dem Gutsherrn! Sobald jetzt die Einsegnung vorüber ist, also womöglich schon mit dem vierzehnten Jahre, haben Erziehung, Zucht und Ordnung ein Ende, und der freie Mensch ist fertig. Es ist gerade so, als ob der Staat es sich zur Aufgabe gesetzt hätte, ein möglichst großes Proletariat heranzuziehen. Wie in den Ortschaften die Gesellen den Herrn über den Meister spielen, seitdem das Gewerk nicht mehr existirt, so ist auf dem Lande der Dienstherr Sklave seines Gesindes. Wo die wenigste Arbeit und die meiste Niederlichkeit zu finden sind, da ziehen sich die Burschen und die Mägde hin, und es ist nicht zu verwundern, daß bei solcher Wirtschaft die Verbrechen reißend zunehmen. Und die Gerichte! Von Natur scheint ein jeder Richter liberal zu sein, und der starre Buchstabe des Gesetzes, das Außerliche am Recht, ist ihm die Richtschnur in Aburteilung der Fälle. Ich glaube, wenn man heutzutage an einen Richter das Unsinnen stellte, er sollte sich für die Prozesse interessieren, die ihm vorkommen, und sollte mit seinem Gewissen bei der Sache sein, da

lachte er einem ins Gesicht! Es ist schon ein Verberb, daß überhaupt alles gerichtlich gemacht wird. Wenn früher ein unnützer Bengel Kartoffeln gestohlen oder ein grober Knecht seinen Bauern geschimpft oder gestoßen hatte, so wurden sie vor den Herrn gebracht, gestanden in der ersten Bestürzung, erhielten alsbald fünf Peitschenhiebe und thaten dergleichen alsbald nicht wieder. Jetzt werden sie verhört, bekommen Fristen, um sich auf Lügen zu besinnen, und das Ende vom Liede ist, daß sie freigesprochen werden und morgen wieder stehlen oder schimpfen und schlagen. Dazu sind ja Gefängnis und Zuchthaus, was unsre einzigen Strafen sind, gar keine Schande mehr! Mein Wirtschaftsinspektor hatte kürzlich eine Magd mit guten Zeugnissen auf Michaelis gemietet. Vorgestern kommt sie und erzählt mit der größten Seelenruhe, sie könne nicht anziehen, weil Vater und Mutter auf ein halbes Jahr ins Zuchthaus kämen und sie das Haus verwahren müsse. Es war gerade so, als ob die braven Eltern eine Erholungsreise machen wollten. Ich würde nicht aufhören, wenn ich alle die heillosen Geschichten erzählen wollte, die jetzt infolge der liberalen Wirtschaft allein auf meinen Besitzungen in diesem Jahre allein vorgekommen sind. Da hatte mir vorigen Winter ein Lämmel fünfzig junge tragbare Pflaumenbäume abgehauen und gestohlen. Alle Welt kannte den Dieb, und endlich erwißte ihn Schmidt. Er kam ins Gefängnis zu Holzfurt, und die Untersuchung fing an. Um aber den Wert der Bäume zu taxiren, zog das weise Gericht nicht etwa einen Gärtner, sondern einen Zimmermann zu, und der erklärte, die Bäume hätten eigentlich gar keinen Wert und seien nur als Brennholz zu betrachten. Der Dieb kam infolge dessen mit Unrechnung der Untersuchungshaft davon und hatte also noch den Vorteil einer gratis genossenen Verpflegung.

Gräfin Sibylle mußte sich während dieser langen Rede des Barons von ihrer eigentümlichen Befangenheit wieder vollständig erholt haben, denn sie ergriff jetzt mit großer Ruhe das Wort, um zu erklären, daß sie die Ansichten ihres verehrten Wirtes in allen Punkten theile. Obwohl sie nicht die staatswissenschaftlichen Kenntnisse des Barons Sextus besitze, sagte sie mit einer leichten Verbeugung gegen den alten Herrn, und obwohl sie also nicht imstande sei, das Übel so wie er an der Wurzel zu erkennen, so sei sie doch schon durch die Erfahrungen bei ihren Domestiken zu demselben Schlusse gekommen, und denke sehnsüchtig an frühere Zeiten zurück, von denen ihre Eltern ihr erzählt hätten. Sie ergriff bei diesen Worten ihr Champagnerglas, hob es empor mit der energisch geschnittenen Hand, an deren Gelenk eine dreimal gewundene goldene Schlange mit Rubin-Augen und Diamantkronen glänzte, und sagte, den Baron mit einem verbindlichen Lächeln fixirend: Meine Meinung, freilich nur die Ansicht einer unwissenden Frau, ist die, daß die Wurzel alles Übels das Unrecht ist, welches man dem Adel that, indem man ihm seine ihm von Gott gegebene Stellung nahm. Wenn ich daher jetzt unserm liebenswürdigen und gütigen Wirt meinen Dank für freundliche Aufnahme ausspreche, so verbinde ich damit den

aus tiefstem Herzen kommenden Wunsch, daß es den wenigen Geschlechtern, welche sich noch in alter Reinheit der Gesinnung erhalten haben, vergönnt sein möge, den Tag zu erblicken, wo das alte Unrecht gesühnt wird!

Baron Sextus war sehr erfreut über diese Aufmerksamkeit und dachte, er habe noch nie eine so verständige Dame getroffen. Die Frau nannte sich unwissend! Er hätte gewünscht, daß im Landtage und Parlament eine solche gediegne Anschauung zur Geltung gebracht würde. Gräfin Sibylle hatte ihm aus der Seele gesprochen. Er leerte sein Glas zugleich mit ihr, und er empfand dabei fast eine Art von Dankbarkeit gegen den Mann, der bei Eberhardt eingebrochen war, gleich als ob derselbe die Verderbnis der gegenwärtigen Zustände und die Richtigkeit der Anschauung des Barons durch ein Beispiel deutlich hätte zeigen wollen.

Als die Tafel aufgehoben ward, bot er der Gräfin den Arm und führte sie in das anstoßende Musikzimmer, dort geleitete er sie zu einem der kleinen zweisitzigen Divans und setzte ein für ihn so angenehmes Gespräch mit großem Eifer fort.

Dorothea fühlte währenddessen die glühendste Sehnsucht, ein unbelauschtes Wort mit Eberhardt auszutauschen, und wußte es auch, nachdem sie höflicherweise an des Generals Arm dem ersten Paare gefolgt war, so einzurichten, daß dies möglich wurde. Sie verflocht den jungen Grafen in eine Unterhaltung mit dem General und begab sich darauf, Eberhardt einen Wink mit den Augen gebend, in die Ecke des großen Gemachs, wo neben dem Flügel eine große Auswahl von Noten aufgeschichtet war.

Helfen Sie mir doch, sagte sie, die Lieder wiederfinden, die ich am Montag sang. Ich suche sie ganz vergeblich.

In Eberhardts blauen Augen brannte eine zärtliche Flamme, als er, über die Noten gebeugt, zu ihr hinübersah, die, halb hinter dem seidnen Vorhang des Fensters verborgen, seinen Blick suchte.

Sie haben mich sehr beunruhigt, flüsterte sie. Welch ein Ereignis ist dies, von dem Sie erzählten?

Aber er schüttelte mit lächelnder Miene den Kopf. O meine geliebte Dorothea, sagte er, sollte die junge Dame, von der Sie schrieben, wohl glauben, ihre Absicht erreicht zu haben? Mich dünkt, ich habe sie niemals so sehr geeignet gesehen, die Fassung jenes Herrn zu stören. Mich dünkt, ich hätte meine Dorothea noch niemals so reizend gesehen wie heute.

Haben Sie Zeit, so ungereimte Bemerkungen zu machen? sagte Dorothea mit scherzendem Tadel. O mein Freund, ich zittere, und Sie machen mir Komplimente!

Ein Blick, der stolze Zuversicht verkündigte, antwortete ihr. Es ist mir eine solche Seligkeit, Sie zu sehen, Dorothea, sagte er mit innigem Tone, daß ich in dieser glücklichen Minute nichts andres zu empfinden vermag als Ihre

Gegenwart. Ich fühle Ihr Wesen mich ganz durchdringen, und es ist mir kein Raum zu einem Gedanken, der nicht der Liebe angehörte.

Er hatte jenem Plaze, wo Gräfin Sibylle und der Baron saßen, den Rücken zugekehrt, aber Dorothea vergaß nicht, diesen bedrohlichen Punkt im Auge zu behalten, und legte jetzt den Zeigefinger bedeutsam auf die Lippen. Sie erhalten morgen einen Brief, sagte sie schnell und leise, und fuhr dann mit gewöhnlicher Stimme fort: Dies ist das gesuchte Fest von Schumann.

Mit diesen Worten trat sie an den Flügel und legte die Noten auf das Pult. Graf Dietrich kam herbei, rückte ihr den Sitz vor dem Instrument zu recht und sprach seine Freude darüber aus, daß sie musiziren wolle. Auch der General und Eberhardt traten zu ihr, und sie begann nach kurzer Unterhaltung über das zu wählende Lied mit einer Stimme, die zu Anfang nicht ganz so sicher war wie sonst, den Vortrag des „Nußbaum.“

Die Unterhaltung auf dem Divan, welche sich bis jetzt um das gespannte Verhältnis zwischen den Sextus von Eichhausen und der hessischen Linie gedreht hatte, stockte in diesem Augenblick, und Gräfin Sibylle wandte ihre Aufmerksamkeit ganz der Gruppe am Flügel zu.

Eichenburg! sagte sie nach einer Weile mit gedehntem Tone. Nicht wahr, lieber Baron, Eichenburg nennen Sie den Herrn!

Baron Sextus sah sie verwundert an. Es lag ein Accent von Mißachtung in der Weise, wie sie den Namen aussprach, und eine Art von mitleidigem Herabsehen in ihrem Blick, wodurch er frappirt wurde.

Wie meinen Sie, gnädigste Gräfin? fragte er.

O, sagte sie, die Fingerspitzen der linken Hand wie im Nachsinnen der Stirn nähernd, es kommt mir so vor, als hätte ich den Namen schon irgendwo, wenn ich nicht irre — ja, ganz recht, mir schwebt doch etwas vor —

Wie meinen Sie? Ist Herr Eichenburg Ihnen bekannt?

Bekannt? O nein! sagte sie.

Baron Sextus biß sich auf die Lippe. Gräfin Sibylle mußte es nicht für eine Ehre halten, seinen Hausfreund zu kennen.

Von wem ist Herr — Eichenburg bei Ihnen eingeführt? fragte sie. Es schien ihr einige Mühe zu machen, den Namen auszusprechen.

Die Wahrheit zu gestehen, erwiederte der Baron, es hat ihn niemand eingeführt. Er hat meiner Tochter einen Dienst erwiesen, und ich habe es für eine Pflicht gehalten, ihm dafür zu danken.

Der Baron erzählte die kleine Geschichte, welche zu der Bekanntschaft mit Eberhardt geführt hatte.

Gräfin Sibylle hörte aufmerksam zu, und es erschien ein Lächeln um ihren Mund, welches von merkwürdiger Wirkung auf den Baron war. Er fing an, indem er dies Lächeln beobachtete, sein bisheriges Benehmen gegen Eberhardt in einem neuen Lichte zu sehen. Die Warnungen des Grafen, deren er sich

jetzt erinnerte, hatten nur vermocht, ihn in seinem Vertrauen auf den fremden Maler und das eigne unfehlbare Urtheil zu bestärken, aber dies Lächeln machte ihn denken, daß er vielleicht doch unvorsichtig gewesen sein könne, indem er diesen Mann von völlig unbekannter Herkunft zu einem nähern Umgange herangezogen habe.

Er ist Maler, nicht wahr? fragte Gräfin Sibylle.

Ich bitte Sie, gnädigste Gräfin, sagte Baron Sertus, wenn Sie irgend etwas über diesen Herrn wissen, der mir immer als ein vollkommener Gentleman erschienen ist, so halten Sie nicht aus irgend einer zarten Rücksicht damit zurück.

Ah, lieber Baron, entgegnete sie, man sollte heutzutage nicht allzu skrupulös sein. Mein Himmel, wie bunt ist die Gesellschaft gemischt! Nur freilich überrascht es mich etwas, gerade hier, auf Schloß Eichhausen, einem Herrn — Eschenburg zu begegnen.

Baron Sertus fühlte etwas eiskaltes über seinen Rücken kriechen.

Guter Gott! sagte er leise, aber dringend, Sie wissen etwas nachtheiliges über diesen Mann. Ich bitte Sie, halten Sie nicht damit zurück!

Gräfin Sibylle legte ihre Hand auf die des Barons und rückte ihm noch etwas näher, wobei sie vorsichtig nach dem Flügel hinübersah. Das Lied erfüllte mit seinen herrlichen Tönen den Saal und verschlang jede Unterhaltung. Eberhardt war gleich den beiden andern Herren ganz in Zuhören versunken.

Es war mir auffällig, sagte Gräfin Sibylle, den Baron aus nächster Nähe mit ihren dämonischen Augen fixirend, daß der Herr heute beim Souper eine Geschichte von einer Kassette zum besten gab. Ich habe ein leidlich gutes Gedächtniß, und mir fiel plötzlich ein, daß ich ganz eben diese Geschichte schon einmal gehört hatte.

Baron Sertus verfärbte sich.

Es war, wenn ich nicht irre, in Baden-Baden, kann aber möglicherweise auch anderswo gewesen sein. Auch der Name Eschenburg kam bei jener Gelegenheit in Frage, und, soviel ich mich erinnere, hatte die Geschichte bedeutenden pekuniären Nachtheil für einen begüterten Magnaten zur Folge, der sich in Nationalkostüm von einem Maler Eschenburg hatte porträtiren lassen.

Obwohl sich dem Baron Sertus bei diesen Worten die Haare auf dem Kopfe zu sträuben anfingen, atmete er doch zuletzt auf, als von Porträtiren die Rede war.

Es muß eine Verwechslung sein, sagte er rasch, Herr Eschenburg malt nur Landschaften.

Ah, das freut mich, sagte Gräfin Sibylle. Das bedenklich machende Lächeln fing wieder an, um ihre Mundwinkel zu spielen.

Freilich, sagte der Baron in sich gefehrt, wer Landschaften malt, bringt am Ende auch ein Gesicht fertig.

Gräfin Sibyllens Hand übte einen Druck auf die seinige aus. Sie haben Recht, lieber Baron, sagte sie milde, man soll immer das beste von den Menschen denken.

Das ist noch die Frage, entgegnete er finster. Aber nein, meine gnädigste Gräfin, fuhr er nach einer Pause mit hellerm Gesicht fort, ich baue auf einen festern Grund, als Sie denken. Es ist ein untrügliches Gefühl, welches einen Ehrenmann den andern erkennen läßt. Unmöglich kann sich mein erfahrener Blick in diesem Manne täuschen!

Gräfin Sibylle zog ihre Hand zurück und sah den wackern Herrn mit einem nachdenklichen Wiegen des Hauptes an. Das Bewußtsein eines echten Edelmannes! jagte sie. Ach aber, lieber Baron, noch tönt mir das herrliche Wort dieses vortrefflichen Grafen im Ohr, daß es nämlich einem edelsinnigen Manne garnicht möglich sei, sich in die Schliche einer niedrigen Natur hineinzudenken!

Sie seufzte und blickte zu Boden.

Baron Sextus runzelte die Brauen und richtete sich steif in die Höhe. Die Sache muß sich aufklären, sagte er. Ich werde sogleich —

Seine Hand ward von neuem von den kühlen Fingern der Dame ergriffen, und ihr Blick fesselte ihn an seinem Siege.

Prenez garde! sagte sie eindringlich.

Dann stand sie selbst vom Divan auf. Es ist spät, sagte sie, wieder die Miene holdester Freundlichkeit zeigend, und wir haben noch eine gute Strecke zu fahren. Ich will mich verabschieden, lieber Baron. Und was unsre Verabredungen betrifft, rechnen Sie auf meine Unterstützung.

In kurzen Worten wurde noch einmal des wichtigsten Zwecks der Zusammenkunft gedacht, welche sowohl der Gräfin als dem Baron von guter Vorbedeutung zu sein schien, da Dietrich und Dorothea ja auf bestem Fuße seien, und dann wußte die weltgewohnte Dame inmitten des Saales unter dem Kronleuchter, mit der Schleppe rauschend und die Stimme lauter erhebend, eine Stellung zu nehmen, welche alsbald die übrige Gesellschaft nötigte, sich um sie zu versammeln.

Ich habe einen reizenden Gesang unterbrochen, sagte sie, zu Dorothea gewandt. Meine süße Nachtigall möge mir verzeihen, aber die Stunde des Abschieds hat geschlagen.

Sie breitete ihre Arme aus, indem sie einen Schritt vorwärts that, umfing das junge Mädchen und küßte sie, wie bei ihrem Kommen, auf die Stirn.

Gute Nacht, teurer Engel! hauchten ihre Lippen.

Gute Nacht, mein lieber Graf, sagte sie, dem alten General die Hand entgegenreichend. Ihre schönen Worte von heute werden mir für immer unvergeßlich sein.

Sie wandte sich um, und ihre Augen streiften über Eberhardts Gesicht hin, der sich mit einer eifrigen Höflichkeit verneigte. Ein kaum merkliches Nicken des Kopfes ward ihm zugebacht. Dann legte sie wieder ihren Arm um Dorotheens Schulter und schritt, indem sie noch einmal mit graziöser Handbewegung einen für die Herren giltigen Abschiedsgruß verteilte und das junge Mädchen mit sich führte, hinaus nach dem Ankleidezimmer.

Ah, meine teuerste Baronesse, sagte sie, in dieser schweesterlichen Umschlingung mit Dorothea langsam den Korridor durchmessend, welch ein entzückender Abend war dies! Ich wüßte mich weniger so genussreichen in meinem ganzen Leben zu entsinnen. Ihr Vater — welch ein Mann! Welch ein Geschenk vom Himmel ist ein solcher Vater!

Sie blieb in der Begeisterung über diese Betrachtung stehen und hielt Dorothea auf Armeslänge von sich ab, wobei sie ihr beide Hände auf die Achseln legte und ihr schwärmerisch in die Augen sah.

Aber gerade diese Redewendung war wenig geeignet, Dorotheens Herz zu schmelzen, wenn überhaupt irgend etwas von der Gräfin gedachtes dazu imstande war. Denn in schmerzlicher Weise wurde gerade die empfindlichste Saite in ihrem Gemüte berührt, und es schien ihr mit rauher Hand die nie heilende, wenn auch oft verharzte Wunde ihres Innersten aufgerissen zu werden. Gräfin Sibylle hatte nicht glücklich gewählt, als sie an ein Glück erinnerte, das für Dorothea niemals existirt hatte und doch stets so sehulich herbeigewünscht ward.

So begegnete denn ihr Blick einem Paar von Augensternen, die so kalt und undurchdringlich wie polirter Stahl ihr entgegenblitzten, und sie zog alsbald ihre Hände zurück und trat vor den großen Spiegel des Toilettezimmers. Sie erblickte sich hier in ganzer Figur und in der hellsten Beleuchtung, und eine schnelle Prüfung ihres Außern befriedigte sie. Seit einer Stunde fühlte sie einen stechenden Schmerz in der linken obern Kopfhälfte, aber ihr argwöhnischer Blick zeigte ihr, daß das Aussehen ihres Gesichts keine Angegriffenheit verriet.

Eine sehr angenehme Erscheinung, dieser geniale Maler, sagte sie, sich plötzlich wieder zu Dorothea wendend.

Aber Dorothea zeigte sich ihr gewachsen. Sie geriet nicht außer Fassung. So, gefällt er Ihnen? fragte sie kühl.

Ich habe ein Faible für die Kunst, sagte Gräfin Sibylle, was sich denn wohl unter Umständen in ein Faible für die Künstler verwandeln kann. Ah, Sie müssen Dietrich darüber hören. Er ist ganz Künstler. Sie können ihn mit einer schön exekutirten Gesangspiece, mit einem echten Greuze oder Watteau, oder selbst mit dem Bruchstück eines tausendjährigen Marmors um die ganze Erde locken. Selten habe ich noch einen so lebhaften Schönheitsfönn wie bei meinem Sohne gefunden. Ich beobachtete ihn, als Sie sangen. Er war in Ekstase.

Dorothea antwortete nur mit einem artigen Lächeln. Je mehr und je besser die Gräfin sprach und je freundlicher sie wurde, desto mehr zog sich Dorotheens Seele vor ihr zusammen. Das von Liebe erfüllte Herz war nicht zu täuschen.

Während die Damen sich dergestalt im Ankleidezimmer unterhielten und die Gräfin in ihrem Bemühen, dem spröden jungen Mädchen näher zu kommen, den Zeitpunkt des Fertigwerdens verzögerte und immer wieder bald an ihrem Haar, bald am Anzuge etwas zu ordnen fand, standen die Herren noch im Musikzimmer zusammen. Eberhardt lehnte am Flügel und unterhielt sich mit Graf Dietrich. Es war ein forschender und beinahe zärtlicher Blick, mit dem er jetzt, wo er sich unbeachtet von der Gräfin wußte, den jüngern Bruder, dem er unbekannt war, betrachtete. Aber Dietrich widmete ihm nur eine geringe, nur eben den Formen der Höflichkeit angemessene Aufmerksamkeit. Er fühlte sich abgespannt, nachdem er sich viele Stunden lang unter den Augen seiner Mutter hatte liebenswürdig zeigen müssen, und er unterdrückte nur halb eine wiederholte Anwandlung zum Gähnen. Er hatte die ihm vom Baron angebotene Cigarette angenommen und rauchte hastig mit tiefen Zügen, um zu Ende zu kommen, ehe er zu seiner Mutter in den Wagen steigen mußte. Er antwortete auf die Fragen Eberhardts, welche wohl eingehende Antworten verdient hätten, in oberflächlicher Weise, mit dem sichern Gefühl, daß es für den Maler schon eine Ehre sei, überhaupt mit ihm zu reden. Graf Dietrich kam an Höhe und Breite des Wuchses dem ältern Bruder nicht gleich. Er reichte ihm etwa bis zur Höhe des Mundes. Seine Figur zeichnete sich mehr durch Eleganz als Kraft aus, wie auch seine Gesichtszüge nicht die ruhige Klarheit besaßen, welche Eberhardts Miene befeelte.

Der Baron stand in einiger Entfernung neben dem General und blickte, häufig den grauen Schnurrbart drehend, mit argwöhnischem Auge nach Eberhardt. Er hatte den Gedanken aufgegeben, ihn zur Rede zu stellen, weil er fürchtete, die Gräfin in Angelegenheit zu bringen, und immer wieder stiegen Bedenken in ihm auf, ob ihre Mitteilung zuverlässig sei, doch hatte das Gift des Mißtrauens schon so weit in seinem Gemüt um sich gefressen, daß er sich auch nicht entschließen konnte, ein freundliches Wort mit ihm zu sprechen. Er war so unruhig und mißgestimmt durch den in ihn hineingetragenen Verdacht geworden, daß er darüber fast die Freude vergaß, welche ihm der Besuch machte, eine Freude, die in der hohen Befriedigung über die Persönlichkeit der Gräfin ihren Gipfelpunkt hatte.

So war nur der General ganz gelassen, kühl und unbefangen. Er sah die Ereignisse, welche sich hier im Schlosse seines Freundes vorbereiteten, gleich einer drohenden Gewitterwand am Horizont aufsteigen, mußte sich jedoch sagen, daß er nichts thun könne, sie abzuwenden, daß eine Warnung die Gegensätze nur verschärfen und das Hereinbrechen einer Katastrophe nur beschleunigen würde.

Es lag ein Schatten auf seinem edeln, vornehmen Gesicht, als er dem Baron die Hand drückte und zu seinem Wagen ging, in dem Augenblick, wo Gräfin Sibylle ihren Sohn abrufen ließ. Eberhardt folgte ihm. Als er, der letzte der Gäste, durch den Korridor schritt, stand Dorothea in der Thür des Ankleidezimmers und gab ihm noch einen freundlichen Gruß mit bedeutungsvollem Winken auf den Weg.

Sie sah heiter aus, um den Geliebten nicht zu betrüben, aber auf ihrem Gemüthe lastete die Sorge. Unablässig dachte sie an Gräfin Sibylle, und sie würde über deren Gesichtsausdruck noch unruhiger gewesen sein, wenn sie ihn hätte sehen können, als die Dunkelheit des Wagens und des Waldweges jede Verstellung unnötig machte und die scharfgeschnittenen Züge sich von der Anstrengung der Freundlichkeit erholen durften.

Ohne ein Wort zu sprechen, lehnte sich die Gräfin in die gepolsterte Ecke und verfolgte mit düsterm Auge die in dem roten Lichte der Wagenlaternen zurückweichenden Bäume.

Zu verschiedenen malen versuchte Dietrich eine Unterhaltung anzuknüpfen, ohne daß es ihm gelang.

Ein sehr netter alter Herr, der General, sagte er. Ich hätte nicht gedacht, bei einem Manne, der sich bis zum General der Kavallerie hinaufgedient hat, so viel Verständnis für geistige Interessen zu finden.

Die Gräfin schwieg.

Dietrich gähnte. Ein merkwürdiger alter Bau, das Schloß Eichhausen, sagte er dann. Mich wundert, daß es die Erde da, wo es steht, noch nicht eingedrückt hat.

Die Gräfin antwortete nicht.

Dietrich räusperte sich. Bist du denn sicher, Mama, fragte er, daß Dorothea das einzige Kind ist und nicht etwa noch ein Sohn irgendwo die kavalleristischen Traditionen des Vaters fortsetzt?

Ich möchte wünschen, mein lieber Dietrich, antwortete die Gräfin jetzt mit einer Stimme, deren Ton den jungen Mann seltsam berührte, ich möchte wünschen, daß du in etwas weniger frivoler Weise die ernstesten Interessen deines Lebens behandeltest.

Friivol? fragte er.

Friivol! rief sie zornig. Wie kannst du so über einen Gegenstand fragen, der deine ganze Zukunft in sich schließt? Habe ich dir nicht ausführlich dargelegt, wie es sich mit der Erbschaft von Eichhausen verhält?

Sei doch nur nicht gleich so gereizt, Mama! Ist es denn nötig, beständig gefattelt und gespornt in der Konversation zu halten?

Für kluge Männer allerdings, und ich wundere mich, daß ein angehender Diplomat so fragt. Aber freilich gehst du ja durchs Leben, als ob du täglich von neuem Rosen in das Haar gestreut bekommen müßtest. Ich fürchte, du

wirft noch einmal eine böse Stunde durchzumachen haben, wenn du mit derselben Leichtfertigkeit fortfährst.

Da du so dafür eingenommen bist, liebe Mama, es in der Unterhaltung streng zu nehmen, möchte ich dich darauf aufmerksam machen, daß deine Auffassung des Wortes frivol, welches du auf mich anzuwenden beliebtest, sich wohl nicht ganz mit der von den Akademien angenommenen Bedeutung deckt. Man versteht unter frivol, wenn ich nicht irre, die spöttische Behandlung sittlich ernster Dinge, und ich glaube, daß man die Verfolgung einer sogenannten Vernunftheirat zu egoistischen Zwecken kaum ein sittlich ernstes Ding nennen darf. Aber lassen wir dies Thema fallen, welches kaum zu unsrer Erheiterung beitragen möchte. Wie gefiel dir der Maler? Es schien mir, als wäre er keine üble Persönlichkeit, und ich muß gestehen, daß er etwas Sympathisches für mich hat, obwohl ich seinen Vortrag über die ersten Prinzipien der Kunst, den er mir zuletzt noch gewissermaßen als Steigbügeltrunk offerirte, nicht recht zu schätzen wußte.

Die Gräfin verfiel wieder in ihr früheres Schweigen, und ihr Sohn war darüber erstaunt, denn er hatte geglaubt, glücklich eine Klippe umschiffen und in das Fahrwasser einer ruhigen Stimmung gelenkt zu haben.

Endlich hob Gräfin Sibylle von neuem an. Ich denke mir, Dietrich, sagte sie, du mußt überzeugt davon sein, daß alle Schritte, welche ich thue, lediglich in deinem eignen Interesse geschehen, und ich bitte dich, mir auch zu glauben, daß die Vorwürfe, die ich dir machen muß, wie die Ratschläge, welche ich dir aus meiner mütterlichen Erfahrung gebe, zu deinem besten sind. Ich kann dir nicht verhehlen, daß ich dich zu weich, zu nachgiebig, zu schmiegsam finde. Glaube mir, mein lieber Sohn, daß es vor allem der Härte und Schärfe bedarf, um im Leben durchzubringen. Die Konkurrenz ist groß, mein lieber Dietrich, alle drängen nach dem Erfolg, und nur eiserne Ellenbogen haben in diesem Gewühl günstige Chancen. Es fiel mir heute Abend schon unangenehm auf, daß du dem geschwägigen alten Herrn, der uns mit einer Vorlesung über Gut und Böse erbauen wollte, so schnell Recht gabst. Jetzt ist dir wieder dieser Maler, ein hergelaufener Habenichtes, sympathisch. Was aber für dich heute die Hauptsache sein mußte, die Befreundung mit dem Baron Sextus und seiner Tochter, das triebst du nur ganz nebensächlich. Ich sage dir, Dietrich, ein Mann, der nicht unverwandt auf sein Ziel sieht, hat keine Aussicht, es zu erreichen.

Aber meine beste Mutter, entgegnete Dietrich, du sprichst wahrhaftig so, als ob ich ein Ertrinkender wäre, der notgedrungen nach dem ihm hingeworfenen Seile greifen müßte. Ich denke doch, daß, die Schönheit der holden Dorothea und den Reichtum ihres Vaters in allen Ehren, ein Graf Altenschwerdt immer eine gleichwertige Partie für eine Baronesse Sextus ist.

Die Gräfin machte eine Geberde der Ungeduld, welche so lebhaft war, daß Dietrich sie trotz der Dunkelheit bemerkte.

Du bist nicht dieser Meinung, sagte er. Ich möchte aber wohl wissen, warum nicht. Es ist sehr möglich, wenn auch meine Bescheidenheit mir verbietet, es als ganz gewiß anzunehmen, daß ich eine gute Karriere mache. Ich bin heute Attaché, ich kann in drei Jahren Sekretär sein, und in fünfzehn Jahren, wenn mir einigermaßen das Glück lächelt, Gesandter. Wer seine Frau auf dem Quirinal oder in Barskoje Selo vorstellen kann, hat keine schlechten Heiratschancen.

Ich vermute, mein lieber Dietrich, entgegnete sie in sarkastischem Tone, daß du, um wirklich eine so glänzende Karriere zu machen, ein wenig mehr als bis jetzt die Eigenschaften entfalten müßtest, die ich dir empfahl. Aber wir wollen einmal ernsthaft sprechen: Du wirst nicht imstande sein, auch nur noch drei Jahre lang den bisherigen Luxus in deinen Ausgaben fortzusetzen, wenn du dich nicht vorteilhaft verheiratest.

Was? rief er.

Ich habe mir die erdenklichste Mühe gegeben, den Rest des großen Vermögens, welches dein Vater zu verschwenden gewußt hat, in deinem Interesse gut zu verwalten, und ich habe auf deine weibliche Empfindung soviel Rücksicht genommen, daß ich nicht einmal das allmähliche Zusammenschmelzen des Kapitals, welches allein durch deine großen Ausgaben entstand, dich habe wissen lassen. Jetzt besitzen wir gerade noch zwanzigtausend Thaler, und wenn ich dir davon jährlich fünftausend auszahle und den Rest für mich selber rechne, so werden wir im Zeitraum von drei Jahren vis à vis du rien sein.

Alle Wetter! rief ihr Sohn erschrocken, das hättest du eher sagen sollen!

Wenn du also nicht eine Partie machst, und zwar bald machst, fuhr die Gräfin mit eisiger Kälte fort, eine Partie, welche dir für deine Karriere ein neues Fundament giebt, so kannst du dich nach einem Sekretär- und Gesandtenposten in Bolivia oder Venezuela oder in sonst einer jener angenehmen Gegenden umthun, wo dir die Naturwüchsigkeit der Verhältnisse erlaubt, von deinem Gehalt zu leben.

Das ist allerdings eine desperate Situation! rief Dietrich in äußerster Bestürzung.

Sie ist solange nicht desperat, wie du ein Mann bist! sagte Gräfin Sibylle in strengem Tone.

Graf Dietrich stöhnte laut und gab in vielfachen Klagen seine Enttäuschung kund. Er war so sehr daran gewöhnt, daß gütige Genien selbst die Falten in den Rosenblättern seines Lagers glätteten, daß ihm die Notwendigkeit, das Leben ernst zu nehmen, entsetzlich bitter erschien. Für einen Augenblick durchzuckte ihn der tröstliche Gedanke, sein bedeutendes dichterisches Talent könne ihm einen neuen glänzenden Weg eröffnen, aber die Hoffnungen auf den Vorber Apollon hielten nicht Stand vor den Befürchtungen, welche sich für ihn an den Gedanken eines Aufgebens der diplomatischen Laufbahn knüpften. Er wollte

wohl tändeln mit den Mäusen, aber seine Liebe zu der in der Welt angesehenen Stellung des Beamten war doch stärker als seine übrigen Neigungen. Er steckte in ererbten Anschauungen wie in einem kostbaren Sammetkleide, das nur im Salon ohne Beschädigung getragen werden kann.

So hörte er denn bald mit gehorjamer Aufmerksamkeit seiner Mutter zu, welche ihm von neuem die Nothwendigkeit und die unermesslichen Vorteile seiner Verbindung mit Dorothea darlegte und ihm sagte, daß sie mit dem Baron einen längern Besuch in Schloß Eichhausen verabredet habe. Baron Sextus, so erzählte sie, wollte in den nächsten Tagen eine förmliche Einladung an sie ergehen lassen und fortfahren, Dorothea gegenüber die anzuknüpfende Freundschaft als eine vom Zufall geleitete hinzustellen. Sie schloß hieran die Ermahnung, Dietrich möge alles daran setzen, vollständig ihrem Plan gemäß zu handeln, und Dietrich war wirklich hierzu entschlossen.

So kamen sie in völliger Einigkeit wieder in Fischbeck an, aber Dietrich stieg mit Kopfschmerzen aus, in großer Sehnsucht, sich in Annas lebenswürdiger Gesellschaft von dieser angreifenden Partie zu erholen.

Neunzehntes Kapitel.

Baron Sextus verlebte keine sehr angenehme Nacht. Zunächst konnte er nicht einschlafen, weil ihm die Bilder der heutigen Gesellschaft zu lebhaft vorschwebten, und dann wachte er schon vor Tagesgrauen wieder auf, weil ihm die fatale Enthüllung der Gräfin hinsichtlich Eberhardts auf den Nerven lag. Der ritterliche alte Herr war geneigt, die Gastfreundschaft im Sinne der vielbelobten Araberscheiß aufzufassen. Die Ehre des Hausfreundes war ihm heilig. Aber wie wurde die Sache, wenn zwei Gastfreunde einander feindselig gegenüberstanden? Und sollte eine Frau wie Gräfin Sibylle, eine so große Dame, eine so scharfsinnige und geistreiche Persönlichkeit, sich vollständig irren oder ohne ganz triftigen Grund jemanden verdächtigen, der ihr doch offenbar nichts zu Leide gethan hatte?

Dazu kam noch die andre Aufgabe, welche ihm bevorstand. Er mußte in einer unverjünglichen Weise seiner Tochter gegenüber seine Absicht zu erkennen geben, Altenswerdts auf Wochen in das Schloß zu bitten.

Baron Sextus liebte die Umschweife nicht. Er hatte nicht die Natur, um einen heißen Brei vorsichtig herumgehen. Das fühlte er deutlich, als er sich heute Morgen zum zweiten Frühstück begab, wo er mit seiner Tochter zusammentreffen pflegte und wo er die obschwebenden Angelegenheiten zur Besprechung bringen wollte.

Freilich, was Eberhardt betraf, so gab es da wohl kaum eine Schwierigkeit. Im Gegentheil, Dorothea würde ganz die Person sein, dachte er, die ihm

helfen könnte, in einer zarten Weise diese delikate Sache zu ordnen und dem Maler in einer so geschickten Manier den Stuhl vor die Thür zu setzen, daß er dadurch nicht gekränkt werden könnte. Aber der andre Fall, die Sache der Einladung! Sollte Dorothea mit ihrer feinen Nase nicht etwas wittern? Das sollte sie aber nicht.

Der Neigung des Barons Sextus hätte es natürlich am meisten entsprochen, das Projekt der Vermählung in der Art eines Eskadronsbefehls kundzugeben und etwa in folgender Weise zu sprechen: Die Baroness Dorothea von Sextus tritt im Paradeanzuge in der Halle ihrer Väter an, um die Hand des Grafen Dietrich von Altenschwerdt zu fassen. Aber das ging nicht. Gräfin Sibylle, die so etwas am besten verstehen mußte, hatte ihm ganz besonders auf die Seele gebunden, Dorothea nicht mit diesem fertigen Plane zu erschrecken. Sie kennen ja die Herzen der Frauen, hatte sie gestern Abend mit einem Seufzer zu dem guten alten Herrn gesagt, Sie wissen, daß man einem Mädchen die schönste Idee dadurch verleiden kann, daß man die Absicht fühlen und einen Zwang vermuten läßt.

Baron Sextus war, mit solchen Überlegungen beschäftigt, sehr schweigsam beim Frühstück in dem Speisezimmer, wo gestern Abend der kleine Kreis versammelt gewesen war, und welches nun anstatt von dem Lampenlicht, das die Edelsteine der Gräfin Sibylle hatte funkeln lassen, von der hellen Mittagssonne erleuchtet war. Er aß sein Hammelfotelette und trank seinen Portwein, nahm dann die Kreuzzeitung zur Hand und bemühte sich zu lesen. Dorothea saß ihm mit großen, gedankenvollen Augen gegenüber, die nichts einladendes zu einer Unterhaltung hatten.

Was meinst du, Kind, sagte er plötzlich, ohne die Zeitung, welche sein Gesicht verdeckte, bei Seite zu legen, was meinst du, wenn wir Altenschwerdts einladen, ein paar Wochen bei uns zuzubringen? Die Jagd wird jetzt eröffnet, und der junge Herr könnte sich in meinem Revier recht austummeln.

Es erfolgte keine Antwort, sodaß der Baron sich endlich genötigt sah, über die Zeitung wegzuschielen, um zu sehen, ob Dorothea seine Worte gehört habe. Der Anblick war nicht ermutigend für ihn. Dorothea saß, die Theetasse in der Hand, wie ein Bild aus Stein vor ihm und sah ihn mit solchen Augen an, daß er sich selbst im Lichte eines ausgefeimten Intriganten erschien. Er hob die Zeitung schnell wieder in die Höhe.

Altenschwerdts scheinen dir sehr gut gefallen zu haben, Papa, sagte Dorothea.

Ihr Ton war ganz ruhig und unbefangen, aber er wälzte vor dem Vater einen ganzen Berg von Schwierigkeiten auf. Was sollte er darauf eigentlich erwidern?

(Fortsetzung folgt.)





Alexandros Kumunduros.



Die Parzen sind der griechischen Nation in den letzten Jahren ungünstig und ihren Staatsmännern verderblich gewesen.*) Wie ein unbarmherziger Schnitter hat der Tod binnen vier Jahren vier politische Größen, den willenskräftigen Bulgaris, den beredten Deligeorgis, den besonnenen Zaimis und zuletzt den neuen Odysseus des Hellenismus, Kumunduros, der in seinen Tugenden und Fehlern das griechische Volk repräsentirte, hinweggemäht. Es war, als ob der eine den andern in die Gruft nach sich zöge. Mit den ersten drei sind auch ihre Parteien gestorben; kein Nachfolger erschien, der ihre Erbschaft hätte antreten können. Ob die Partei des Kumunduros, wie wir im Interesse Griechenlands wünschen, seinen Tod überleben und in ihrem Bestande sich erhalten wird, wird und muß die nächste Zukunft lehren.

Es ist eine traurige Thatsache, daß die ältere Generation der griechischen Nation, die Kinder der Männer, die im Jahre 1821 ihr Vaterland befreit haben, sich energischer und begabter, aufklärter und besonnener zeigte als das jetzige Geschlecht. Jene Männer ließen es sich schwer werden im Dienste der Ideen, sie hatten eine ideale Richtung und waren doch durch die noch frische Erinnerung an die Zeit des Befreiungskampfes, an seine mörderischen Zerstörungen soweit gewarnt, um die nötige Besonnenheit und Bescheidenheit mit der Liebe zum gemeinsamen Vaterlande und ihrem eignen Ruhme zu verbinden, während die jüngere Generation leichtlebig ist, raschen Erfolgen nachjagt, glänzen und herrschen will, den Patriotismus mit Chauvinismus verwechselt und ideenlos sich

*) Zur richtigen Auffassung des vorliegenden Artikels bemerken wir, daß derselbe aus der Feder eines zur Zeit in Leipzig lebenden Griechen stammt.

dem Tanze um das goldne Kalb hingiebt. Lurus und Scheinbildung, viele fremden und zwar nicht immer die besten Einflüsse der Zivilisation dringen in das Herz des Hellenentums ein und verbreiten sich von der Hauptstadt aus in immer weitere Kreise. Indes hoffen wir, daß diese Symptome vorübergehend sein werden, daß die griechische Jugend sich ihrer Abstammung und ihrer Pflichten wieder mehr bewußt und in Wahrheit wieder das belebende geistige Ferment und die Seele des Orients werden wird. „Jeder fremde Beobachter, schreibt Wendelssohn-Bartholdy, muß sein Urteil nicht von der eleganten Welt Athens abstrahiren, von jener Jeunesse dorée, welche sich „Studirens halber“ in den großen Städten Europas aufgehalten und von dort alle Laster der Zivilisation mitgebracht hat, ohne sich deren Vorzüge angeeignet zu haben. Diese zierlich ausgeputzten Modeaffen, die des Abends mit blasirter Miene auf der Aeolusstraße flaniren oder im Kaffee „Zum schönen Griechenland“ beschäftigt sind, unendliche Cigaretten zu dampfen und dabei die Geschieke Europas diskutiren, mögen vielleicht in jenen klassischen Nichtsthuern ein Vorbild haben, die sich einst, einzig und allein auf Wettrennen und Wachtelzucht bedacht, um Alkibiades drängten; das griechische Volk repräsentiren sie nicht. Man muß im Innern des Landes umherstreifen, dies Volk selbst bei seiner Arbeit am Pflug, im Weinberg kennen lernen, dann wird man mit Erstaunen gewahr werden, daß das alte Griechenland im neuen wieder auflebt, daß das griechische Volk in Sitten und Gebräuchen das gleiche ist, wie es uns einst seine Dichter und Denker geschildert haben.“

Zu diesen Betrachtungen veranlaßt uns der Verlust, den Griechenland durch den Tod des Alexandros Kumunduros, eines Kindes jener ältern Generation, erlitten hat.

Wenn der Reisende am Tánaron vorüberfährt, so sieht er heutzutage die schwefelgelben Felsabhänge vom Taygetos wie besäet mit zweistöckigen kleinen Thürmen; das sind die Pyrgi, die Citadellen, hinter denen die Maniaten dem innern wie dem äußern Feinde getrozt haben. Nicht umsonst rühmte sich der Maniate, der in seinem Dialekt manche altertümlichen Sprachformen bewahrt hat, seiner Abstammung von den Lakedämoniern. Er zeigt wohl noch jetzt den Pyrgos auf dem wilden Felsen am Tánaron, wo sein Ahn, der König Lylurgos, gestorben sein soll. Und so ist ihm auch von der spartanischen Rauheit und der Strenge der Lylurgischen Sitten ein tüchtiges Erbstück geblieben. Im politischen Katechismus der Maniaten lautet auf die Frage: Wer bist du? die Antwort: Ein freier Mann! — Worauf gründet sich deine Freiheit? Auf die Erinnerung an meine Vorfahren. — Wer waren sie? Spartaner. — Welches sind die Pflichten des Maniaten? Greife und Frauen achten, Eltern unterstützen, langsam im Versprechen und treu im Halten sein, Beleidigungen rächen, die Freiheit als das höchste Gut bis in den Tod lieben. — Die Maniatin Theresaris erinnert uns an die spartanische Devise: „Mit ihm oder auf ihm!“,

indem sie, im Kampfgetümmel nach den Waffen ihres fallenden Sohnes greifend, sagte: „Schlafe, Kind, ich bin auf deinem Posten.“

Unter solchem Volle wurde Alexandros Kumunduros im Jahre 1814 geboren. Was wunder, daß der Sinn für Freiheit ihm tief eingepflanzt war, und daß seine langjährige politische Laufbahn ein steter Kampf für die Erhaltung der errungenen Freiheit und für die Befreiung der noch unterdrückten Brüder war?

Die Familie Kumunduros war ein Zweig der Familie Trubalides. Ihr Name stammt von einem Schiffsherrn (commendatore). Zur Zeit, als Türken und Venetianer um den Besitz der Peloponnes stritten, war einer der Ahnen des Alexandros Häuptling von Mani, welches, vor dem Befreiungskampfe Griechenlands in acht Bezirke geteilt, unter acht erblichen Stammeshäuptlingen oder Kapitani stand. Ein Blitz tötete jenen Häuptling aus der Familie Kumunduros. Der Urgroßvater unsers Alexandros, Konstantinos, wurde zur Zeit des griechischen Aufstandes in Konstantinopel von den Türken als Geißel gefangen genommen und erhenkt. Erst sein Vater Spyridon ließ sich, aus Mani kommend, in Messenien nieder. Im Jahre 1833 besuchte der junge Alexandros in Athen das Gymnasion und bewarb sich dort, um seinen Unterhalt zu verdienen, um kleinere Schreiberstellen. Seine Armut zwang ihn oftmals seine Studien zu unterbrechen und verhinderte ihn sogar, seine Universitätsstudien zu vollenden. Als im Jahre 1841 der kretische Aufstand ausbrach, war er einer der ersten, der mit einer kleinen Schaar Maniaten nach Kreta eilte. Die Erhebung wurde blutig niedergeschlagen, und es fehlte wenig, daß unser Held gefangen genommen worden wäre; als Holzhauer verkleidet, entkam er glücklich. Während des Septemberaufstandes im Jahre 1843, dem Griechenland seine erste Verfassung verdankte, diente er als Privatsekretär des gefürchteten Generals Theodor Grivas. Im Jahre 1844 sehen wir ihn wieder als Studenten der Rechte auf der Universität, die er jedoch nach kurzer Zeit abermals verließ, um zunächst als Advokat zu arbeiten. Obgleich er aber seine juristischen Studien nicht vernachlässigte, wandte er sich doch zumeist encyclopädischen Studien und der Lektüre der alten Redner und besonders des Demosthenes zu. Daraus erklärt es sich, daß in seiner spätern Laufbahn sich seine Reden so durch Kraft und Klarheit auszeichneten. Der Drang zur politischen Thätigkeit führte ihn 1845 nach Kalamas, der Hauptstadt Messeniens, wo er sich mit einer Tochter aus dem Geschlechte der MauroMichalis verheiratete. Aus dieser Ehe entsprossen zwei Kinder, eine im Jahre 1863 verstorbene Tochter, Marie, und ein Sohn, zur Zeit Offizier und Abgeordneter von Messenien.

In Messenien übte damals der im vorigen Jahre verstorbene Abgeordnete Perrotis den bedeutendsten Einfluß auf den Gang der öffentlichen Angelegenheiten aus. Als Anhänger des Maurokordatos, der nach der Septemberrevolution den Ministerpräsidenten Colettis bekämpfte und seine England freundliche Politik

in Kammer und Senat zur Geltung zu bringen suchte, wirkte Perrotis in seiner halbwilden Provinz durch Erregung von Aufständen und Revolten auf denselben Zweck hin. Obwohl ohne großen politischen Einfluß, hatte der junge Kumunduros doch den Mut, sich dem Vorgehen Perrotis' zu widersetzen, und mehr als den Soldaten ist es seinen energischen Bemühungen gelungen, Perrotis aus Messenien zu vertreiben und ihn zu zwingen, in Zante bei den englischen Behörden Schutz zu suchen. Die Regierung belohnte Kumunduros durch den Erlöserorden und durch die Ernennung zum Staatsanwalt von Kalamas. Als solcher erweiterte er den Kreis seiner politischen Thätigkeit und versöhnte zunächst den Friedensstörer Perrotis mit der Regierung; ja als im Jahre 1849 seine erste Frau gestorben war, vermählte er sich nach anderthalb Jahren mit der Tochter Perrotis', der jetzigen ehrwürdigen Wittwe Euthymia. Aus dieser zweiten Ehe leben zwei Kinder, ein Sohn, Sphridon, der in Heidelberg die Rechte studirt hat, ein Erbe vieler Vorzüge des Vaters, und eine blühende Tochter, Olga.

Kumunduros eröffnete sich jetzt eine glänzende politische Laufbahn, indem er 1851 zum erstenmale zum Abgeordneten von Messenien gewählt wurde. Kraft seiner politischen Begabung nahm er in der Kammer sofort eine hervorragende Stellung ein. Im Jahre 1855 wurde er Präsident, und 1856 trat er als Finanzminister in das durch ihn neue Kraft gewinnende Ministerium Bulgaris. Da er aber nach höheren Zielen strebte, schloß er sich bei den nächsten Kammervahlen der Opposition gegen Bulgaris an und wurde abermals Finanzminister unter Miaulis, eine Stellung, aus welcher er nach zwei Jahren wegen Meinungsverschiedenheit mit dem Kriegsminister Bokaris wieder austrat. Hierauf begab er sich auf Reisen nach London und Paris. Er schlug das ihm vom letzten Kabinettspräsidenten Kolokotronis unter König Otto angebotene Portefeuille aus und schloß sich, da er sah, daß die Fortschritte des Aufstandes nicht zu verhindern waren und daß sein liberales Programm vom Könige nicht angenommen wurde, an Zaimis an, der die Seele des Aufstandes gegen den König bildete. Nach der Vertreibung Ottos wurde er 1862 unter Bulgaris und Zaimis Minister der Justiz und beherrschte seitdem fast ausschließlich die Situation.

In der Nationalversammlung (1863), welche nach der Oktoberrevolution einberufen wurde, verteidigte Kumunduros die konservativen Prinzipien, widersetzte sich in manchen Fragen den übermäßig liberalen revolutionären Elementen jener Korporation und erreichte dadurch seinen Zweck, das Vertrauen der konservativen Elemente zu gewinnen, die in ihm den mächtigen Vorkämpfer und das Gegengewicht gegen augenblickliche revolutionäre Übermacht sahen. Nach der Auflösung jener Versammlung wurde er Minister unter Canaris, und bald darauf wurde er als politischer Führer seiner Partei anerkannt. Er übernahm die Bildung einer neuen Regierung, nachdem der alte Admiral zurückgetreten

war. So mitten im parlamentarischen Kampfe stehend und gewöhnlich die zahlreichere und bedeutendere Partei führend, übernahm er zu wiederholten malen die Regierung, in welcher es ihm glückte, länger als seine politischen Gegner, bis zum 15. März vorigen Jahres sich zu erhalten. Es ist keine Übertreibung, wenn man behauptet, daß er während der letzten zwanzig Jahre die Seele der Regierung in Griechenland gewesen sei.

Bei der Beschaffenheit der griechischen Verhältnisse ist das Regieren dort nicht so leicht wie bei andern Völkern. Die südliche Natur der Griechen und der lebhafte und unbeständige Charakter der Nation sowohl, als auch der Mangel an der notwendigen politischen Erziehung und am Verständnis für freie Institutionen erschweren die Arbeit des Staatsmannes. Jener streit- und händellustige, veränderungssüchtige, neidische, strupellose Demos, der im Altertum den Spott der Komödie und die Verzweiflung aller ernstesten Patrioten herausforderte, lebt im heutigen griechischen Volke zu einem guten Teile noch fort. In der Gleichheit der Stände wurzelt die Unfähigkeit der Griechen, den großen Männern, die aus ihrer Mitte hervorgehen, gerecht zu werden. Nur vorübergehend vermochten einzelne Namen, wie Ipsilantis, Maurofordatos, Kapodistrias, die allgemeine Bewunderung zu fesseln und sich über der Menge zu behaupten. Aber rasch genug waren sie verbraucht und traten wieder in das Dunkel der Vergessenheit. Es wäre ungerecht, wenn man die Schuld dieser charakteristischen Thatfache der mangelnden Befähigung und Erfahrung den hervorragenden Männern statt dem Genius der Nation und dem patriotischen Argwohn beimäße, welcher in Demokratien zur Bürgerpflicht zu werden pflegt. Wenn der schadenfrohe Haß der Mittelmäßigkeit gegen das Verdienst nicht schon im alten Hellas seinen Ausdruck gefunden hätte, so würden die jetzigen Hellenen den Ostrakismos erfinden. Auch sie wären imstande, einen Themistokles zu verbannen und einem Sokrates den Giftbecher zu reichen. Es hängt das wie ein natürlicher Mangel allen kleinen Gemeinwesen an; man hat Dinge und Personen allzunah in greifbarer Anschaulichkeit vor Augen, hat sie mit ihren Irrtümern und Schwächen wachsen sehen; nun will man zeigen, daß man die Schwächen sieht, und erkennt darum die Größe nicht an.

Kumunduros besaß von Natur eine große Kenntnis der Menschen und ihrer Schwächen, er wußte sie demgemäß zu behandeln, und dabei besaß er eine bei Staatsmännern seltne Eigenschaft, er war und blieb der Mann des Volkes. Populärer als Kumunduros war, ist niemand gewesen. Jeder kam und ging ungehindert zu ihm und von ihm, und jeder ging zufrieden und getröstet, wenn auch nicht immer mit erfüllter Hoffnung. Das sprichwörtliche Lächeln, das seine Mundwinkel umspielte und das selbst der Tod seinem Antlitz nicht geraubt hatte, kam bei ihm aus tiefstem Innern, und selbst in den schwersten Tagen und kritischen Momenten seines thatenreichen Lebens blieb ihm ein Humor, wie er nur kindlich unschuldigen Gemütern eigen ist.

Kumunduros hatte die Überzeugung, daß Griechenland nicht anders regiert werden könne, als durch freie konstitutionelle Institutionen, und war der warme Fürsprecher für die Rechte des Volkes und das parlamentarische Regime. Von ihm an datiren die ersten freien Wahlen unter der Herrschaft des neuen Königs Georg. Solange er am Ruder stand, hat er niemals auch nur den kleinsten Übergriff gegen die Konstitution und den Parlamentarismus sich zu schulden kommen lassen. Er schöpfte seine Macht nur aus dem Parlamente, dessen Kind er sich einmal nannte. Er war von Natur dazu geschaffen, an der Spitze großer Parteien zu stehen. Er verdankte das seiner ungekünstelten Liebenswürdigkeit, der Biegsamkeit seines Geistes, seinem edeln Herzen, dem unveränderlichen Gleichgewicht der Seele, das ihm treu blieb im Glück wie im Unglück seines politischen Lebens, endlich seinem verträglichen Charakter. Er liebte es mehr, nachzugeben, um etwas zu erreichen, als durch Starrsinn und auf die ungewisse Hoffnung hin, mehr zu erreichen, vielleicht sein Ziel zu verfehlen. Während der letzten zwanzig Jahre war er länger Minister als je ein anderer unter den Staatsmännern Griechenlands; so sah er in den Reihen seiner Gegner die bedeutendsten Männer seiner Zeit. Wenn er sie alle besiegte, so verdankte er dies weder dem Zufall noch der Nachlässigkeit seiner Gegner, sondern allein seiner geistigen Überlegenheit und Gewandtheit.

Kumunduros arbeitete mehr als jeder andre, um der neuen Richtung der Nation gerecht zu werden. Schon vor der Vertreibung des Königs Otto begann durch ihn ein neuer, liberaler Geist im politischen Leben sich zu regen, und nach dem Falle des Königs (1862) suchte er überall neue Ideen zu benutzen und öffnete den Prinzipien eines vernünftigen Fortschrittes Thür und Thor. Er benutzte seine langjährige Verwaltung zu vielen Verbesserungen, er bereicherte die Legislatur des Landes, und er ist, wie mit Recht gesagt wird, der Gründer des Parlamentarismus in Griechenland.

Seinen milden und verträglichen Charakter zeigte Kumunduros auch in der äußern Politik Griechenlands. Hatten bis auf seine Zeit die politischen Parteien Griechenlands sich stets einer der drei Schutzmächte angeschlossen, so sah er zuerst ein, daß Griechenland allen Großmächten zu Dank verpflichtet sei und daß seine Staatsmänner den Ratschlägen derjenigen Mächte zu folgen hätten, welche die Interessen Griechenlands gegen den gemeinsamen Feind, den Panflavisimus, unterstützten. Seit 1870 waren seine Blicke vorzüglich auf Deutschland gerichtet, dessen gewaltige Fortschritte er mit Bewunderung wahrnahm und von dem er einen günstigen Einfluß auf die Entwicklung der griechischen Interessen erhoffte. Mit dem deutschen Gesandten in Athen vonadowitz verband ihn eine ümige Neigung und persönliche Freundschaft. Der Geist des Zusammenwirkens mit den andern christlichen Völkern der Hämoshalbinsel, der Geist der Verträglichkeit mit den großen Mächten Europas, die Rücksichten auf die geringen Mittel des Landes leiteten seine Entschlüsse. Kühnheit in der Auegung äußerer

Fragen, die größte Vorsicht bei folgenreichen Entschlüssen waren die Eigenschaften seines patriotischen Herzens, das voll Unruhe, aber auch voll Hoffnung für die Vergrößerung Griechenlands schlug. Die spartanische Devise „Mit ihm oder auf ihm!“ hat er oftmals seinem Volke entgegengerufen, aber in richtiger Erwägung der unzureichenden Kräfte der Nation wagte er in der letzten Krisis nicht die Würfel fallen zu lassen.

Wenn schon in andern Staaten, wo langjährige politische Erziehung und Erfahrung den Fortbestand der Partei nicht in Frage stellt, der Tod eines Parteiführers stets ein Verlust ist, so ist er es doppelt für Griechenland, wo die Entwicklung des Staatswesens noch in den Windeln liegt. Wenn den Staatsmännern großer Mächte gleich beim Antritt ihrer Stellung eine gewisse Anerkennung bei Ausführung ihres Amtes von den fremden Staaten zu Teil wird, so verbreiten die Staatsmänner kleiner Mächte nur nach langjährigen und erfolgreichen Diensten ihren Namen auch außerhalb der Nation. Zu dieser Höhe gelangte Kumunduros, und der Verlust des Mannes, der in gegebenen Fällen auf das Vertrauen Europas rechnen konnte, damit er seine Nation in schweren Momenten leite, ist ein unberechenbares Unglück für ein Land, das beständig von unvorhergesehenen Ereignissen bedroht wird und genötigt ist, Gefahren entgegenzusehen, welche es nicht nur durch seine eignen materiellen Kräfte besiegen kann. Kumunduros nützte dem Vaterlande ebensosehr, wenn er in der Regierung seinen gewandten Geist und die Früchte seiner langjährigen Erfahrung der Nation zur Verfügung stellte, als wenn er als Führer der Opposition die Sicherheit der Nachfolge in der Regierung garantierte.

Kumunduros hinterläßt aber nicht nur eine unausfüllbare Lücke, sondern auch unsterbliche Thaten, denen die Geschichte Gerechtigkeit wiederfahren lassen wird. Seine letzte That ist nicht die kleinste. Er hat seine Landsleute vor dem Kampfe mit dem stärkern Feinde bewahrt, der leicht zur Vernichtung des Hellenismus hätte führen können und wobei Griechenland keinen Helfer in Europa gefunden hätte. Durch Biegsamkeit, gepaart mit patriotischer Standhaftigkeit, erreichte er die Annektirung von fast ganz Thessalien und eines Theiles von Epirus, d. h. des größten Theiles der vom Berliner Kongreß Griechenland zugetheilten Länder. Trifupis, der dem Kumunduros seine Besonnenheit als Verbrechen vorgeworfen hatte, wurde allerdings sein Nachfolger, konnte aber keine andre Politik treiben als die seines Vorgängers, der heute von allen Freunden und Feinden beweint wird. Die wortreichen Phrasen, welche Trifupis als Führer der Opposition gemacht hatte, waren von ihm vergessen, als er die Regierung übernahm; die kalte Wirklichkeit machte ihm klar, daß es nicht genüge, zu schreien „Krieg gegen die Türken,“ um das byzantinische Reich wiederherzustellen, sondern daß zur Verwirklichung dieser großen That Kraft, Gelegenheit und die Hilfe Europas erforderlich ist. Kumunduros war nicht weniger Anhänger der „großen Idee“ als seine politischen Gegner, welche ihn jürzten.

Als Grieche konnte er nicht das höchste Ziel des griechischen Ehrgeizes vergessen. Aber sein scharfer Blick sah in die Vergangenheit zurück und durchschaute den Schleier der Zukunft; er fühlte, daß die Stunde der Erfüllung aller patriotischen Wünsche noch nicht geschlagen habe. Er erkannte die Hindernisse, und statt an denselben zu zerschellen, versuchte er sie zu umgehen.

Achilleus, der gegen die Mauern von Troja anstürmte, hat die Stadt nicht erobert, die stolze Burg wurde erobert durch das hölzerne Pferd, in dessen Bauche Odysseus verborgen war. Diese traditionelle klassische und dem Geiste und den Kräften des Hellenismus angemessene Politik war die des Kumunduros, und jetzt, da der müde Kämpfer nach so vielen Siegen auf politischem Gebiete ausruht, werden seine Nachfolger seinem Beispiel folgen müssen.



Die Pflichten des Reiches gegen die deutsche Auswanderung.



ie deutsche Auswanderung, welche schon seit einem Jahrhundert von großem Umfang und erheblicher Bedeutung gewesen ist, hat im letzten Jahrzehnt wahrhaft riesige Dimensionen angenommen, welche vom nationalen wie vom sozialpolitischen Standpunkte eingehende Beachtung verlangen. Um nur eine Zahl anzuführen, so möge erwähnt sein, daß sowohl aus Pommern wie aus Westpreußen allein im Jahre 1881 2,7 Prozent der gesamten Bevölkerung ausgewandert sind! Für ganz Deutschland stellt sich in dem angeführten Jahre der Prozentsatz auf 0,57. Und trotzdem ist im Vaterlande nirgends Menschenmangel eingetreten, trotzdem sind alle Erwerbszweige überfüllt!

Die Erklärung hierfür ist leicht. Die Bevölkerungszunahme übertrifft bei weitem noch den Abgang durch die Auswanderung. Im Jahre 1881 z. B. betrug das Bevölkerungszunahmeprozent für Deutschland 1,26, sodaß also noch nicht einmal die Hälfte der Volksvermehrung durch die Auswanderung absorbiert wurde.

Wenn wir die Lebens- und Erwerbsverhältnisse in den verschiedenen Bevölkerungsklassen des Vaterlandes näher ansehen, so gewahren wir — abgesehen von den höheren, durch Geburt, Reichtum u. s. w. von dem Druck der sozialen Faktoren emanzipirten Kreisen und ebenso abgesehen von dem reinen Handarbeiter, der nichts als seine physische Kraft und Existenz besitzt und diese im allgemeinen

immer noch lohnend verwerten kann — überall Überhäufung und ein Angebot von Arbeitskräften, welches zur Nachfrage in keinem normalen Verhältnisse steht.

Um einzelne spezielle Fälle anzuführen, so herrscht in den meisten höheren wie niederen Beamtenkarrieren eine derartige Überfüllung, daß die Aspiranten fast niemals vor dem 30. Lebensjahre, häufig aber noch viel später überhaupt zu einer Stellung gelangen.

Ob das vielleicht noch immer zu ungünstige Pensionsverhältnis, welches viele älteren Beamten oft wider ihre Neigung auch bei kaum noch hinreichender Kraft im Dienste festhält, hieran nicht auch eine gewisse Schuld trägt, soll hier nicht erörtert werden. Jedenfalls muß in einem Lande, wo das Beispiel der größten Leistungsfähigkeit gerade im höheren Lebensalter so häufig ist, dies Moment nur mit der größten Vorsicht behandelt werden. Wer das Leben kennt, welches die sich vorbereitende Jugend in jener langen Zeit bis zu einer bestimmten Stellung, die auch zugleich meist erst die Möglichkeit zur Verheiratung bietet, zu führen gezwungen ist, der wird nicht umhinkönnen, in diesen Zuständen ein bedauernswertes Symptom abnormer Bevölkerungsverhältnisse zu erblicken. Die Lebensperiode der größten Frische, Arbeitsfähigkeit und häufig auch Arbeitslust verfließt, ohne entsprechend für den Einzelnen wie für das Vaterland nutzbar gemacht zu werden; der Überschuß von Lebenskraft, für den es an nützlicher Bethätigung fehlt, wird leider nur zu oft in thörichten Ausschweifungen vergeudet. Gerade die feurigen, am meisten versprechenden Elemente der Jugend leiden am tiefsten unter dieser Stagnation, welche von den Langsameren und Trägern leichter ertragen wird.

Aber nicht nur in den Kreisen des gebundenen Erwerbes macht sich diese Überfüllung fühlbar, auch in den freien Branchen der Kaufleute, der Techniker u. a. herrschen ähnliche Verhältnisse. Es muß hier allerdings ein weiterer, gerade für Deutschland sehr charakteristischer und wichtiger Umstand mit berücksichtigt werden, nämlich die zu den Erwerbsmöglichkeiten in keinem Verhältnis stehende stetig fortschreitende Hebung der allgemeinen wie der besonderen Fachbildung. So hoch das Streben nach Bildung an sich zu schätzen ist, so ist doch die gegenwärtig herrschende Sucht nach immer höherer formaler Bildung auch für die untergeordneten Stufen des Erwerbes und der sozialen Stellung ein verhängnisvoller Fehler, der sich ökonomisch wie psychologisch rächt. Wahre, tiefe Geistesbildung kann freilich niemandem schaden, aber bloße schulmäßig formale, selten harmonisch abgeschlossene Bildung, welche weit über den wirklichen elementaren Bedarf hinausgeht, verwirrt die Geister und stört den Frieden des Herzens, wenn, wie es meist der Fall ist, die Möglichkeit zur entsprechenden Verwertung des Bildungsüberschusses ausbleibt.

Neben dieser Überfüllung, welche — nationalökonomisch ausgedrückt — auf Überproduktion an Bevölkerung beruht, wirkt aber noch eine weitere Auswanderungsbursache, welche vorwiegend materieller Natur ist und sich fast ausschließlich

auf den Grundbesitz erstreckt. Mit dem immer höher steigenden Preise der menschlichen Arbeit, mit der gerade im letzten Jahrzehnt so fühlbar gewesenen Steigerung der Kommunal- und Schulabgaben zc. und der von der Anschauung des Einzelnen fast unabhängigen allgemeinen Erhöhung der Lebensansprüche verschwindet allmählich die Rentabilität und Bebauungsmöglichkeit der leichten und geringen Böden immer mehr. Die Besitzer derselben können die Konkurrenz mit den fruchtbaren Ländereien, welche bei nicht erheblich größerer Arbeit den vier- bis fünffachen Ertrag der ihrigen bringen, nicht mehr aushalten, ganz abgesehen von dem durch Klima und Boden teilweise so viel höher begünstigten Auslande. Demehr überdies die Transportmittel großen Stils vervollkommenet und verallgemeinert werden, desto geringer wird der Einfluß der Entfernung, und desto näher rücken einander die mit ganz ungleichen Mitteln kämpfenden Konkurrenten.

Dem Auslande gegenüber kann nun wenigstens einigermaßen durch Einfuhrzölle ein Ausgleich gefunden werden, wie dies ja zum großen Segen für die deutsche Bodenvirtschaft bereits eingeleitet ist; im Inlande aber kann dem ärmeren Boden der aussichtslose Wettkampf nicht erspart werden. Die Folge davon ist, daß zunächst die Besitzer der ungünstigsten Böden ihre bisherige Wirtschaft aufgeben müssen. Naturgemäß trifft dies den kleinen Besitzer zuerst und am härtesten. Der größere Gutsbesitzer hat namentlich in der Spiritusfabrikation bis jetzt einen Halt und disponirt außerdem über relativ günstigere Kreditmittel als der kleine Bauer, Käthner zc., dessen landschaftliche oder ritterschaftliche Darlehnskasse der unvermeidliche und unerbittliche — Jude ist.

Dieser Gang der Entwicklung ist, so traurig es auch scheinen mag, unabänderlich und unaufhaltbar. Im volkswirtschaftlichen Interesse ist es sogar schließlich nur als ein Vorteil anzusehen, wenn die Besitzer solcher Wirtschaften den unhaltbaren Zustand zwischen Leben und Sterben aufgeben und der Boden zum Holzanbau oder ähnlichen Arten extensiver Wirtschaft übergeführt wird. Hieraus erklärt es sich auch, daß gerade die Landesteile mit den leichtesten Böden das größte Auswanderungskontingent stellen (z. B. Westpreußen und Posen). Daß daneben in andern Landesteilen (z. B. Pommern und Schleswig-Holstein) noch weitere Faktoren, wie die Schwierigkeit, eignen Grundbesitz zu erwerben, spezielle Erbfolgegesetze u. s. w. ähnliche Wirkungen hervorbringen, ist bekannt und bedarf keiner weiteren Ausführung.

Die deutsche Auswanderung ist also ein durchaus naturgemäßer Vorgang, ein Abfluß, der im Interesse des Gesamtorganismus eher befördert als gehemmt werden müßte. Sehen wir nun, wie diese Auswanderung bisher vor sich gegangen ist und namentlich, wie sich der Staat und speziell das Reich diesem wichtigen Gegenstande gegenüber verhalten hat.

So beschämend es ist, es eingestehen zu müssen, so läßt es sich doch nicht leugnen: Bis jetzt hat Deutschland für seine auswandernden Kinder so gut wie nichts gethan; sie sind aufs Geratewohl blind in die Welt hinausge-

zogen, ohne Halt, ohne Belehrung, ohne bleibenden Zusammenhang mit dem Vaterlande. Das einzige, was von einzelnen Staaten geleistet worden ist, sind Polizeimaßregeln in kleinem Stil gewesen, wodurch in den Hafenstädten gewisse Kontrollen geschaffen und die Auswanderungsagenten überwacht wurden. Auch ist, wie für Südbrasilien genugsam bekannt und erörtert ist, die Auswanderung nach einzelnen mit Recht oder Unrecht als gefährlich geltenden Territorien gesetzlich oder polizeilich erschwert und möglichst verhindert worden.

Man darf vielleicht ohne Übertreibung sagen, daß eine solche Vernachlässigung der Auswanderung, eine solche Mißachtung und Preisgebung des eignen Fleisches und Blutes, der eignen auferzogenen Landeskinde, welche größtenteils mit jammerndem Herzen sich von der Heimat losreißen — um dem blinden Ungesähr überantwortet zu werden — in der Geschichte fast unerhört ist. Sehen wir uns in der alten wie in der neuen Geschichte um: überall, wo Völker — und seien es noch so kleine Staaten oder einzelne Städte — ihren Bevölkerungsüberschuß hinausgehen ließen zur Gründung neuer Kolonien oder auch zur einzelnen Niederlassung in fremden Völkern und Ländern, überall leitete und schützte der Mutterstaat seine auswandernden Kinder, bis sie genügend erstarkt waren.

Die Folgen des wilden, plan- und directionslosen Charakters der bisherigen deutschen Auswanderung liegen traurig genug vor Augen. Abgesehen von wenigen rühmlichen Ausnahmen, wie in einzelnen Teilen Nordamerikas, ein zersplittertes, haltloses Zigeunertum ohne festen Zusammenhang unter sich, ohne pietätvolle Verbindung mit dem Mutterlande. Ja wer viel im Auslande gereist ist, wird bestätigen müssen, daß nicht selten von den Ausgewanderten nur mit Groll und Abneigung des Vaterlandes und seiner Verhältnisse gedacht wird. Kann es aber bei der bisherigen Sachlage anders sein? Der Auswanderer, welcher sich ohnehin schon im Herzen als ein Ausgestoßener fühlt und mit Neid auf die Glücklichen blickt, denen ein günstigeres Geschick das Verbleiben in den heimischen Verhältnissen gestattet, er steht, sowie er das Schiffsverdeck betreten hat, abgelöst von allem Halt, aller Hilfe, allem Zusammenhang mit der alten Heimat da, und wenn es ihm gelingt, im neuen Lande sich eine bessere Existenz zu erringen, so hat er jedenfalls dem Vaterlande dafür nicht zu danken.

Vielleicht verliert sich im Laufe der Zeit und zumal bei späterem Wohlergehen dieser Groll gegen das stiefmütterliche Stammland etwas; ganz schwindet er selten, und meist wird aus dem ausgewanderten Deutschen, wenn er nicht der Nationalität des neuen Landes sich anschließt, ein haltloser Kosmopolit kläglichen Stiles.

Daß diese Zersplitterung der deutschen Auswanderung aber auch wirtschaftlich sehr zu beklagen ist, braucht wohl nicht noch hervorgehoben zu werden. Wo größere Massen Deutscher sich niedergelassen haben, würde unter normalen Verhältnissen Handels- und Schiffsverbindung mit dem Mutterlande geschaffen

und erhalten werden; die Produkte beider Länder würden zum Austausch gelangen und so Gewerbe und Industrie belebt werden. Bei zersplitterter Niederlassung, die von einem Aufgehen in die neue, mächtigere Nationalität unzertrennbar ist, wird ein derartiger segensreicher Verkehr unmöglich sein.

Das prägnanteste Beispiel zeigt hierin Nordamerika, wo die Deutschen im Jahre 1880 fast 4 Prozent der gesamten Bevölkerung ausmachten und wo trotzdem niemand von einem festen, fruchtbaren Zusammenhang mit dem Mutterlande reden kann. Unstreitig haben die kleinen, aber kompakteren Häuflein Deutscher in Südbrasilien, Chile zc. in dieser Hinsicht mehr geleistet.

So traurig und unbefriedigend nun diese Zustände der bisherigen deutschen Auswanderung auch sind, so ungerecht würde es sein, dieselben hauptsächlich den Regierungen und ihren Leitern zuzuschreiben. Abgesehen von der früheren nationalen Zerrissenheit und den wichtigen und drängenden Aufgaben, welche des neuen Reiches nach seiner Gründung warteten und die Sicherung nach außen wie die Konsolidirung im Innern als das zunächst erforderliche erscheinen ließen, ferner der unaufschiebbaren innern Zoll-, Steuer- und Wirtschaftsreform ist es wesentlich mit dem kleinlichen, ängstlichen und mißtrauischen Charakter des leider in den Parlamenten nur zu lange einflußreich gewesenen Philistertums zuzuschreiben, daß alle größeren Fortschritte auf diesem Gebiete bisher gehemmt worden sind. Es war, als ob diese würdigen Nachfolger des kannegießernden Spießbürgers richtig geahnt hätten, daß mit der Organisation dieser Verhältnisse im größeren und nationalen Stile, mit der Schaffung eines frischen, gesunden Flusses im ganzen Volkskörper ihrer verbissenen Opposition der Boden unter den Füßen, ihren Bierbankzänkereien und rhetorischen Phrasen jegliches Terrain entzogen sein würde. Denn solche kleinen Oppositionshelden und Phrasenmacher finden unter einem großen Weltvolke keinen Platz mehr.

Als die Regierung in der Samoavorlage mit einem wirklich ernstem und vielversprechenden Plane vor diese Männer trat, die sich stets von allem Ernsten und Positiven ferngehalten haben, da fand der große Moment ein kleines, trauriges Philistergeschlecht! Wer sich damals gerade im Auslande befand, der konnte von dem jüngsten Kommiss in den Hafenstädten ferner Länder treffende und drastische Urteile über die wohlweisen Professoren und Klubredner des deutschen Reichstages hören, welche eins der segensreichsten Projekte der Regierung vereitelten.

Nun, jene Gelegenheit ist dahin, auch manche andre seitdem entschwunden (z. B. Borneo), das Volk der Träumer und Denker hat ruhig gegessen und der Verteilung der Welt zugeschaut, welche das Volk der Krämer und Rechner, sowie die bei aller thörichten Revanchelust und allen inneren Schwierigkeiten doch in diesem Punkte sehr zielbewußten Franzosen vorgenommen haben. Soll dieses unthätige Verhalten ewig währen?

Es fragt sich: Was ist heute noch zu retten, was ist zu thun?

Abgesehen von der afrikanischen Unternehmung des großen Kurfürsten ist weder von Preußen noch von einem andern deutschen Staate jemals mit direkter Staatskolonisation ein Versuch gemacht worden. Im Projekt hat eine Staatsbeteiligung an Kolonialunternehmungen schon mehrfach vorgelegen. Es ist hier u. a. an die Absicht Friedrich Wilhelms IV. zu erinnern, welcher der Gräfin Kostitz das ihr gehörige Territorium auf der Halbinsel Malacca für den Staat ablaufen wollte, ein Plan, der nur an dem Widerstande des Finanzministers Rother scheiterte. In neuerer Zeit ist neben der Samvavorlage gelegentlich von Tunis, später von Borneo gesprochen worden.

Wenn nicht vielleicht in Afrika noch geeignete Gebiete aufgefunden werden oder die Türkei eine größere Abtretung macht, so dürften direkte Staatskolonien schon heute wegen Mangel an Terrain außer Diskussion bleiben. Es kann sich nur noch darum handeln, auf indirektem Wege die deutsche Auswanderung zum besten der Auswanderer und zum Heile des Vaterlandes selbst zu leiten und zu fördern. Zu beklagen ist es sicherlich, daß ein großes, volkreiches Land des Vorteils der direkten Kolonien entbehren muß, welche nicht am wenigsten dazu beigetragen haben, andre viel kleinere und schwächere Staaten zu heben und zu stärken. Auch würde gerade Deutschland den okkupirten Ländern und Völkern eine Segnung in einem weit höhern Maße als jedes andre Land bringen können: eine gerechte und geordnete Verwaltung.

Der erste und wichtigste Schritt, der gethan werden müßte, ist die Schaffung einer offiziellen Zentralstelle für das Auswanderungswesen im auswärtigen Amt, welche einesteils alle geeigneten Nachrichten und Informationen für die deutsche Auswanderung zu sammeln und in geeigneter Form der Bevölkerung mitzuteilen hätte, und bei welcher andernteils alle Fäden der vielfach verzweigten deutschen Auswanderung zusammenliefen. Hier wäre der Punkt, wo die Verbindung der Auswanderer mit dem Mutterlande sich konzentrierte, von wo dieselben sich Rat und Hilfe erholen könnten und von wo mit aufmerksam prüfenden Augen die verschiedenen deutschen Niederlassungen verfolgt würden.

Dem zunächst stünde das Ausfindigmachen und die Erforschung geeigneter Territorien für die deutsche Auswanderung. Es ist dies eine Sache von der größten Bedeutung, denn gerade dem weniger bemittelten und gebildeten Auswanderer stehen bis jetzt fast gar keine zuverlässigen Wege und Quellen zur Information über das Ziel seines Vorhabens zu Gebote, und die hauptsächlich für ihn maßgebenden Agenten der Transportgesellschaften verfolgen, wie bekannt, meist ganz andre Interessen als das dauernde Wohl der Auswanderer.

Es ist allerdings richtig, daß gewisse Territorien, wie die amerikanischen Nordstaaten, schon durch die bisherige ausgedehnte Erfahrung zahlloser Einwanderung ziemlich bekannt sind, aber abgesehen davon, daß auch hier noch genug aufzuklären bliebe, möchten wir die künftige deutsche Auswanderung weit

lieber nach andern Zielen lenken, wo für sie selbst wie für das Mutterland günstigere Erfolge zu hoffen sind. Wir denken in erster Linie an die gemäßigten Regionen und Gegenden Zentral- und Südamerikas, namentlich an Mexiko, Brasilien, Argentinien, Paraguay und Chile. Wie die bisherige Erfahrung schon gelehrt hat, ist der Deutsche gerade unter Mischvölkern lateinischer, namentlich spanischer (weniger vielleicht portugiesischer) Rasse — vorausgesetzt, daß das Klima der germanischen Konstitution zusagt — vorzüglich geeignet, ein wichtiges und vor allem sich ziemlich intakt und rein erhaltendes Kulturelement zu bilden. Alle diese reichen und fruchtbaren Länder sind aber dem deutschen Auswanderer fast gänzlich unbekannt, und ganz besonders fehlt es an Bereisungen und Erforschungen dieser Territorien, welche den Zweck der Kolonisation im Auge gehabt hätten. Hierzu gehört, abgesehen von theoretischer Bildung und praktischer Kenntnis namentlich der Landwirtschaft und ihrer Produktions- und Absatzverhältnisse, vor allem auch reiche eigene Erfahrung und das innige Vertrautsein mit den Bedürfnissen der Einwanderer und den Lebensbedingungen neuer Niederlassungen. Wir möchten behaupten, daß niemand hierin kompetent sein könne, der nicht praktisch mit den Bauern gelebt und gearbeitet und zugleich selbst schon Kolonien in fremden Ländern eingehend kennen gelernt hat. Daß absolute Wahrheitsliebe und Unparteilichkeit und Freisein von der auch bei sonst ehrlichen Deutschen so häufigen Vereingenommenheit gegen fremdes Leben und fremde Sitten Erfordernisse ersten Ranges für solche Berichterstatter sind, braucht nicht erwähnt zu werden.

Wenn geeignete Persönlichkeiten gefunden sind — es genügt eine geringe Zahl derselben, die mit der Verantwortlichkeit des Staatsbeamten auszustatten sein würden —, so würden dieselben, versehen mit geeigneter Instruktion und diplomatischen Empfehlungen, ihre Mission beginnen. Es dürfte sich, falls sonst die Personen zuverlässig und erprobt sind, empfehlen, denselben eventuell die Befugnis wenigstens zu informatorischen Verhandlungen mit der betreffenden Staatsregierung beizulegen, damit möglichst bald aufgeklärt werde, welche Bedingungen von jener Seite deutscher Einwanderung gestellt werden. Nebenbei mag erwähnt werden, daß auch wissenschaftlich diese Reisen, namentlich in volkswirtschaftlicher Hinsicht, sicherlich bedeutende und interessante Ergebnisse liefern würden. Auch für Landwirtschaft, Viehzucht und verwandte Urproduktionen lassen sich mancherlei neue Aufschlüsse und Nachrichten, auch unter Umständen praktische Resultate, wie z. B. Austausch von Kulturgewächsen, erwarten. Um nur ein Beispiel aus dem besondern Fache des Verfassers anzuführen, so würde sich die Akklimatisation mancher wertvollen fremden Holzarten weit aussichtsvoller gestalten, wenn man die betreffenden Sämereien aus einer Gegend, wie z. B. den alpinen Regionen tropischer Länder, vor allem Mexiko, beziehen wollte, wo seit Jahrtausenden diejenigen Pflanzen, welche ursprünglich wärmeren Regionen angehören, sich bereits von selbst einem angrenzenden kältern Klima angepaßt

haben. Gerade dieser weniger theoretische Teil der geographischen Forschung ist bisher von den naturwissenschaftlichen Forschern ganz außer Acht gelassen und von den Touristen nur flüchtig behandelt worden.

Die Erfahrungen und Erhebungen dieser Expeditionen und Untersuchungen müßten nun vor allem an der Zentralstelle gesammelt, gesichtet und dem großen Publikum in geeigneter Form zugänglich gemacht werden. Je nach dem Ausfall der Untersuchungen und der Bereitwilligkeit der betreffenden Landesregierung, die deutsche Einwanderung zu begünstigen und anzuziehen, würde es sich dann darum handeln, auf diplomatischem Wege bestimmte Unterhandlungen anzuknüpfen, um offizielle Garantie für die einwandernden Landesländer zu erhalten. Hier müßte z. B. festgestellt werden: der Naturalisationsmodus, freie Religionsübung u. s. w. Höchst wahrscheinlich würde sich auch erreichen lassen, daß eine eigne Behörde für diese Einwanderung gebildet wird, in welcher deutsche Konsularbeamten die Rechte ihrer Landsleute wahrnehmen. Selbstverständlich kann sich die deutsche Regierung mit der speziellen Unterbringung und Versorgung des Einzelnen nicht abgeben; aber sie muß überwachen, daß allen ihr Recht werde. Hier wird es also eine wichtige Aufgabe sein, den Abschluß nachteiliger Kontrakte möglichst zu verhindern und andererseits strikte Erfüllung eingegangener Verpflichtungen auch von seiten der Eingebornen durch die Regierung derselben durchzusetzen. Mit dieser Fürsorge muß aber auch zugleich eine gewisse Leitung und Überwachung der Einwanderer selbst Hand in Hand gehen, welche meist im fremden Lande wie eine führerlose Herde dastehen und gerade in diesem Zustande so häufig zur Beute fremden Eigennuzes und eigner Schwäche werden. Auch ohne spezielle Versorgung des Einzelnen, ohne unnötige Bevormundung selbständiger und energischer Elemente läßt sich hier durch einen Rat, dort durch einen Wink und eine Empfehlung, im Notfalle bei den Würdigen durch kleine Unterstützung, bei dem Unwürdigen durch ernste Vorhaltung und endliche Ausschließung viel erreichen. Das wesentliche ist, daß die Ausgewanderten fühlen, daß sie nicht ganz jeden Haltes, jeder Hilfe und auch jeder Kontrolle entbehren, daß das Auge des Mutterlandes auch in der Fremde über sie wacht und daß sie die Fühlung mit demselben nicht ganz verlieren. Gerade der Deutsche bedarf aus Gründen, welche zu erörtern hier zu weit führen würde, dieses Haltes, dieser Direktion zunächst vor allen andern Nationen; keinem andern fällt es zuerst so schwer, in fremdem Terrain einen festen Grund zu gewinnen. Natürlich denken wir dabei vor allem an die Angehörigen der ländlichen Bevölkerung, weniger an den einzelnen gebildeten Auswanderer, den Kaufmann, den Techniker u. s. w.

Zur Ausführung dieser mannigfachen schwierigen und verantwortlichen Funktionen bedarf es aber vor allem geeigneter Organe der Reichsregierung. Mit den bisherigen Konsularbeamten, speziell den Berufskonsuln, läßt sich, vielleicht abgesehen von einzelnen Ausnahmen, derartiges nicht erreichen. Ohne diesen

in ihrer Absicht höchst ehrenwerten und tüchtigen Beamten irgendwie zu nahe treten zu wollen, läßt sich doch, wenn man die Verhältnisse im Auslande selbst kennen gelernt hat, nicht in Abrede stellen, daß dieselben meist viel zu sehr Theoretiker und Bürokraten sind. Fast immer nur mit juristischer Bildung ausgestattet, bleibt ihnen häufig das Wirtschafts- und sonstige Leben fremder Völker und Länder in seinen Grundbedingungen fremd. Häufig fehlt ihnen auch die Fähigkeit oder die Lust, sich eingehender, als ihre formellen Pflichten es verlangen, in diese Verhältnisse zu vertiefen. Und nun gar ein wenig praktische Kolonisationspolitik zu treiben würde der Mehrzahl dieser sonst mit Recht allgemein geachteten Herren vollends unmöglich sein.

Es bedarf also neuer Organe zu den gedachten Zwecken wenigstens an den bestimmten Territorien, findiger, energischer und praktischer Agenten, welche am besten aus den Ständen der Land- und Forstwirte gewählt werden würden. Selbstverständlich würden auch die zuerst besprochenen Reisenden hierzu sich vorzüglich eignen. Teils in den Landes- und Provinzialhauptstädten, teils in den Hafenstädten stationirt, würden diese Konsularagenten die doppelte Verbindung der Auswanderer sowohl mit der Landesregierung als mit dem Vaterlande zu vermitteln haben. So schwierig und verantwortlich dies Amt erscheint, so jenseitsreich und bedeutungsvoll könnte es sein, wenn es gelänge, nicht nur tausenden unsrer Landesfinder ein besseres und befriedigenderes Los zu verschaffen, sondern auch dem Vaterlande in andren Weltteilen gewissermaßen neue Provinzen zu erwerben, welche, wenn auch politisch getrennt, doch durch die festesten Bande der Dankbarkeit und Pietät, sowie durch mannigfache materielle Verbindungen an Deutschland gefesselt blieben.

Alles, was im vorstehenden vorgeschlagen ist, beschränkt sich auf eine rein objektive, fast möchten wir sagen passive Thätigkeit des Reiches gegenüber der deutschen Auswanderung. Nichts weiter wird gefordert, als daß das Vaterland seinen mit schwerem Herzen answandernden Kindern, welche es selbst nicht mehr zu erhalten vermag, die Möglichkeit biete, von den bis jetzt so unaufgehell't vor ihnen liegenden Pfaden den richtigen auszuwählen, einzuschlagen und festzuhalten.

Nun könnte man sagen, daß die damit dem Reiche vindizirten Funktionen ebensogut oder noch besser, jedenfalls politisch bequemer, von einer großen Privatgesellschaft ausgeübt werden könnten. Ließe sich in Deutschland eine Gesellschaft bilden, wie einst die ostindische Compagnie war, so würde eine solche allerdings die Initiative des Staates für bestimmte Gebiete unnötig machen. Indessen abgesehen davon, daß solche Gesellschaften stets nur einzelne Länder zu ihrem Objekt wählen können und vorwiegend die Interessen des Handels und weniger die der Kolonisation pflegen werden, so ist zur Zeit noch nicht einmal die Aussicht auf Gründung solcher Unternehmungen vorhanden.

Die beiden in Deutschland bestehenden größeren Vereine für ähnliche Zwecke sind der Berliner „Zentralverein für Handelsgeographie und Förderung deutscher Interessen im Auslande“ und der jüngst in Frankfurt a. M. gegründete „Deutsche Kolonialverein.“ Ersterer hat seine ganze, bis jetzt übrigens lediglich das Handelsinteresse vertretende Thätigkeit fast ausschließlich auf Südbrasilien konzentriert, und der letztere hat bei seiner Gründung in höchst bezeichnender Weise prinzipiell von der Hilfe des Staates absehen zu wollen erklärt; wie er sich freilich die Gründung und Aufrechterhaltung der zunächst projektirten Handelsfaktoreien ohne politischen Schutz des Reiches denkt, das bleibt er zu sagen schuldig. Beide Vereine, welche wahrscheinlich demnächst nach echt deutscher Weise sich gegenseitig bekämpfen werden, sind also einstweilen als Basis größerer Unternehmungen ungeeignet und vermögen das Vorgehen des Reiches nicht zu ersetzen.

In der großen Aufgabe der Förderung der Auswanderung liegt aber auch eine tiefe soziale Verpflichtung des Staates und nur ein weiterer, mehr äußerer Zweig jener großen Sozialpolitik, welche seit Jahren im Innern, allerdings mit schweren Kämpfen gegen das kleinliche, selbstüchtige und mißtrauische fortschrittliche Philistertum, ins Werk gesetzt wird. Die Durchführung dieser äußern Sozialpolitik in dem vorgeschlagenen Umfange würde jedenfalls weit leichter und einfacher sein und dabei auch für das innere Leben des Vaterlandes von der segensreichsten Wirkung. Es bedarf nur relativ geringer Geldmittel. Einige hunderttausend Mark würden zunächst völlig genügen, um einige tüchtige und geeignete Persönlichkeiten für die betreffende Mission zu gewinnen. Wenn man erwägt, wie von seiten des Generalstabes und der Militärverwaltung zahlreiche jüngere Offiziere alljährlich in die verschiedensten Länder zu kriegswissenschaftlichen Studien geschickt werden, so dürfte am Ende ein ähnlicher oder doch nicht erheblich höherer Aufwand für die geschilderten sozialen und handelspolitischen Zwecke sich gewiß auch rechtfertigen lassen.

Wenn übrigens ängstliche Gemüther auf mögliche politische Verwicklungen mit dieser oder jener Kolonialmacht hinweisen, nun, wozu haben wir denn unsere tüchtige Flotte, die sich sehnt, einmal Zeugnis von dem abzulegen, was sie für das Vaterland leisten kann? Und er, der an der Spitze der Regierung des Reiches steht, hat in denkwürdiger Stunde vor allem jenen furchtsamen Vertretern des kleinen Philistertums das stolze Wort zugerufen, daß „der Appell an die Furcht in deutschen Herzen keinen Wiederhall findet.“

Wie schön und trostreich sind die Bilder, welche uns der hoffnungsvolle Blick in eine — Gott gebe es — nicht allzu ferne Zukunft zeigt! Da fahren auf allen Weltmeeren reichbeladene Schiffe unter der stolzen schwarzweißroten Flagge, die überall bekannt und geachtet ist; da feiern in den verschiedensten Ländern deutscher Fleiß und deutsche Intelligenz, unverkümmert durch den Neid andrer Nationen, ihre Triumphe; da wachsen in den fruchtbaren Landstrichen Zentral- und Südamerikas deutsche Kolonien empor als ein verjüngtes Bild

des Mutterlandes! Und überall, von den Inseln Japans bis zum amerikanischen Mittelmeer, am Eismeer wie im Herzen des schwarzen Erdteils, überall bekennt und sagt jeder Sohn des Reiches mit Stolz und Freude: Ich bin ein Deutscher!

Und daheim im Mutterlande, welch frisches Pulsiren in allen Adern des Lebens, welcher Aufschwung von Handel und Gewerbe! Wie hinweggefegt ist die trübe, stickende Atmosphäre des Philistertums, der grundsätzlichen Opposition des Geistes, der stets verneint. Verschwunden oder doch zur völligen Unschädlichkeit gebracht sind Sozialdemokratie und Umsturzpartei; unter den Fittichen des Vaterlandes kann jeder draußen sein Glück versuchen, für den daheim kein Platz vorhanden war.

Gingen diese Hoffnungen in Erfüllung, dann würden deutsche Eltern nicht mehr mit Sorge und Angst auf die Schaar ihrer fähigen Söhne blicken, denen sie außer tüchtiger Bildung nichts mit ins Leben geben können. Nicht mehr würde mit stillem Groll und Neid der lebhafteste, aber für die ruhigen heimischen Verhältnisse nicht passende Teil der deutschen Jugend zu ewigem Warten und Ausharren verurteilt sein und seinem Geschick und denen, die es erkennbar lenken, fluchen. Jeder würde seine Kräfte im Wettbetrieb erproben, ohne sich ein Ausgestoßener zu dünken. Denn „Raum für alle hat die Erde!“



Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung.



in für alle evangelischen Christen Deutschlands höchwichtiges Werk nähert sich gegenwärtig seiner Vollendung: die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung. Seit 1865 sind namhafte Bibelforscher aus verschiedenen deutschen Ländern jährlich zweimal in Halle zusammengekommen, um in der Stille das Werk vorzubereiten. Ein kleiner Teil ihrer gemeinsamen Arbeit, die Revision des neuen Testaments, ist bereits vor fünfzehn Jahren beendet und deren Resultate der Öffentlichkeit übergeben worden. Nachdem nun auch die größere und schwierigere Hälfte der Arbeit, die Revision des alten Testaments, glücklich zu Ende geführt ist, wird in diesem Jahre zunächst eine Probek Bibel erscheinen, um die gesamten Revisionsergebnisse in einem zusammenhängenden Drucke zu veranschaulichen.

Bei der hohen Bedeutung, welche die Revision der Lutherbibel hat, wird es unsern Lesern willkommen sein, wenn wir einen kurzen Überblick über die Geschichte derselben geben. Das Material dazu entnehmen wir zum größern Teile dem Schriftchen eines Mitgliedes der Kommission für die Revision des

alten Testaments, welches den Zweck hat, den weitem Kreis der evangelischen Gemeindeglieder mit dem Werke bekannt zu machen: Die Revision der Lutherischen Bibelübersetzung. Von Lic. theol. Ernst Kühn, Konsistorialassessor und Diakonus in Dresden (Halle, Buchhandlung des Waisenhauses).

Luthers Bibelübersetzung war eine für ihre Zeit eminente Leistung. War Luther auch nicht der Sprachgelehrteste in jener Periode der neuerstehenden klassischen und hebräischen Philologie, so war er doch gelehrt genug, um selbständig über exegetische Fragen urteilen zu können, und was ihm an philologischer Tiefe abging, wurde zum Teil durch sein vorzügliches exegetisches Gefühl und dadurch ersetzt, daß er sich ganz in den biblischen Geist eingelebt hatte. Außerdem standen ihm verschiedene Hilfsmittel zu Gebote, welche einen wertvollen Schatz exegetischer Überlieferung in sich bargen: zunächst die alten Übersetzungen, für beide Testamente die Vulgata, für das alte Testament noch die griechische Übersetzung der Siebzig, ferner die lateinischen Übersetzungen des alten Testaments von Santes Vagninus († 1541) und Sebastian Münster († 1552), welche deshalb von Bedeutung sind, weil beide Gelehrten zu den berühmtesten Hebraisten der damaligen Zeit gehörten. Dazu kamen von Kommentaren besonders zwei, die damals sehr beliebt waren: die *Glossa ordinaria* und die des Nicolaus von Lyra († 1340), von denen die erstere, das Werk des der ersten Hälfte des neunten Jahrhunderts angehörigen Walafried Strabo, eine große exegetische Kompilation ist, welche den Kern der ältern patristischen Exegese nach der Seite der Wort- und Sacherklärung wie nach der der erbaulichen Auslegung enthält und fast fünf Jahrhunderte lang für einen großen Teil des Abendlandes die Fundgrube der ältern Bibelwissenschaft bildete, während die letztere, bekannt unter dem Titel *Postillae perpetuae in V. et N. Testamentum*, durch das zu jener Zeit ganz ungewöhnliche Bestreben, vor allem den Wortsinn zu erfassen, und durch die Benutzung der jüdischen Gelehrsamkeit und ihrer Erklärung des alten Testaments ausgezeichnet war. So war Luther imstande, im ganzen richtig zu übersetzen, wiewohl es bei einem so großartigen Werke nicht ohne Fehler abgehen konnte.

Fast noch größere Bewunderung aber verdient Luthers Werk in Bezug auf seine Handhabung der deutschen Sprache. Wie scharf er seine Aufgabe nach dieser Seite hin erfaßte, mit welchem rastlosen Eifer er für die Erfüllung dieser Aufgabe thätig war, darüber giebt er selbst in seinem Sendschreiben „vom Dolmetschen“ Auskunft. „Ich hab deutsch, nicht lateinisch noch griechisch reden wollen, da ich deutsch zu reden im Dolmetschen vorgenommen hatte. Man muß aber nicht die Buchstaben in der lateinischen Sprache fragen, wie man soll deutsch reden, sondern man muß die Mutter im Hause, die Kinder auf den Gassen, den gemeinen Mann auf dem Markte drum fragen, und denselben auf das Maul sehen, wie sie reden, und darnach dolmetschen, so verstehen sie es denn, und merken, daß man deutsch mit ihnen redt.“ Anfangs hatte Luther den Stil der sächsischen Kanzlei sich

zum Muster genommen, aber bald erkannte er, daß dies nur ein Nothbehelf sei. Wollte er allgemeine Verständlichkeit erreichen, so mußte er die Sprache des gemeinen Mannes zu Grunde legen, nachdem er sie in eine bestimmte Form gebracht hatte. Als ein durch und durch deutscher Mann, aus dem Volke gekommen und im Volke stehend, beherrschte er wie keiner seiner Zeit den vorliegenden Sprachstoff und konnte so auch getrost seinem schöpferischen Genius nachgeben. Die Gefahr ängstlicher Wörtlichkeit lag ihm, der kein „Buchstabilist“ sein wollte, nicht nahe, eher die Gefahr, zu frei seinen Genius walten zu lassen, doch bewahrte ihn die tiefe Ehrfurcht vor dem gegebenen Schriftworte und seine Vertrautheit mit der biblischen Anschauungsweise, bisweilen wohl auch sein Freund Melanchthon, der immer darauf drang, dem Originaltext 'gerecht zu werden, vor Mißgriffen und Übergriffen, und so sehen wir ihn, wie er mit der größten Vorsicht, ganz allmählich, in den neuen Ausgaben seiner Übersetzung die dem Deutschen widersprechenden Formen des Originals beseitigte. Immer aufs neue war er bemüht zu bessern und zu feilen, und die zehn Originalausgaben, die er erlebte, zeigen, wie seine Sprache von Jahr zu Jahr an Reinheit, Ausdrucksfähigkeit und Gelenkigkeit gewann.

Wir geben ein paar Beispiele. Psalm 6, 10 z. B. lautet in der Ausgabe von 1524: „Got erhöret hat mein geheet, Got hat auffgenommen mein bitten,“ in der vom Jahre 1531: „Der Herr hat meyn flehen gehöret, meyn gebet hat der Herr angenommen,“ 1545: „Der Herr höret mein flehen, mein gebet nimpt der Herr an.“ Man sieht, daß Luther recht hat, wenn er sagt, die Ausgabe von 1524 stehe dem Hebräischen, die von 1531 dem Deutschen näher, denn während er sich anfangs durch das Original noch binden ließ, suchte er später mehr der deutschen Sprachart zu entsprechen. Ein andres Beispiel entnehmen wir dem neuen Testament: die Übersetzung von Matth. 12, 34, über welche Luther in seinem Sendschreiben „vom Dolmetschen“ folgendes sagt: „Als wenn Christus spricht: ex abundantia cordis os loquitur. Wenn ich den Eseln soll folgen, die werden mir die Buchstaben vorlegen, und also dolmetschen: aus dem Überfluß des Herzens redet der Mund. Sag mir, ist das deutsch geredt? Welcher Deutscher versteht solches? Was ist Überfluß des Herzens vor ein Deutsch? Das kann kein Deutscher sagen, es sei, daß einer ein allzu groß Herz hab, oder zu viel Herzens hab. Biewohl das auch noch nicht recht ist. Denn Überfluß des Herzens ist kein deutsch; so wenig als das deutsch ist, Überfluß des Hauses, Überfluß des Rachelofens, Überfluß der Bant: sondern also redt die Mutter im Hause und der gemeine Mann: Weß das Herz voll ist, deß geht der Mund über. Das heißt gut deutsch geredt; deß ich mich geflossen, und leider nicht alle Wege erreicht noch getroffen hab. Denn die lateinischen Buchstaben hindern aus der Maßen sehr, gut deutsch zu reden.“

Trotz solcher Vorzüge ist Luthers Bibelübersetzung vielfach der Verbesserung fähig und bedürftig. In den drei Jahrhunderten, die seit der Reformation

vergangen sind, hat die Schriftauslegung große Fortschritte gemacht, und zumal in unserm Jahrhundert hat die gesamte Philologie durch tieferes Erfassen des psychologischen Momentes der Sprache auch zu einem tiefern Eindringen in den Geist und die Ausdrucksmittel der einzelnen Sprachen und der einzelnen Schriftsteller geführt. So ist man auch in das Verständnis der Grundsprachen und des Textes der Bibel immer weiter eingedrungen, sodaß wir jetzt vieles einzelne besser und richtiger verstehen, als wie es Luther vermochte. Wenn man trotzdem nicht früher schon zu einer durchgreifenden Revision von Luthers Übersetzung geschritten ist, so hat dies seinen Grund theils in der Ehrfurcht vor dem Namen Luthers, theils darin, daß bei uns die Theologie allzulange zu sehr für die Theologen, zu wenig für die Gemeinde gearbeitet hat, daß man sich deshalb nicht genug bemühte, die Ergebnisse theologischer Forschung gemeinverständlich zu bearbeiten.

Aber auch nach der Seite des deutschen Ausdrucks bedarf vieles in der lutherischen Übersetzung einer Berichtigung. Die deutsche Sprache hat seit Luther nicht stillgestanden in ihrer natürlichen Entwicklung. Manche Ausdrücke sind uns unverständlich geworden, andre Wörter werden in einem andern Sinne gebraucht als zu Luthers Zeiten; auch die Formbildung und die Konstruktion der Nennwörter und der Zeitwörter hat sich vielfach geändert. Da galt es denn zunächst den Text der Lutherischen Bibel von den Fehlern zu reinigen, welche im Laufe der Zeit durch Mißverständnis der Sprache Luthers eingedrungen sind. Bei Luther lautet z. B. der Plural vieler Wörter wie der Singular, und umgekehrt bildet er den Genetiv, Dativ und Accusativ gewisser weiblichen Nennwörter im Singular auf en, was in unsrer Sprachweise der Plural ist. So heißt es in unsern Bibeln Richter 4, 5, daß Debora unter den Palmen Debora wohnte; Luther hatte richtig übersetzt: unter der Palmen Debora, da der Grundtext nur von einer Palme redet; spätere Herausgeber aber vertauschten dies aus Unkenntniß mit: „unter den Palmen.“ Ferner braucht Luther nach Zeitwörtern öfter andere Kasus als wir. Wenn es 1. Mose 3, 24 bei ihm heißt: Gott lagerte vor den Garten Eden den Cherubim, so hat er damit richtig den Plural gemeint, da er lagern (ein Lager bereiten) mit dem Dativ konstruirt; nach unsrer Sprache muß es also „die Cherubim“ heißen. So hat man auch für den Lutherischen Ausdruck „reich Arabien“ (= Arabia felix) irrthümlich „Reich Arabien“ (z. B. 1. Könige, 10, 1) eingesetzt. Weiter sind manche Ausdrücke für uns mißverständlich geworden, da sie in dem Sinne, in welchem Luther sie gebrauchte, in der lebenden Sprache nicht mehr vorhanden sind. So braucht Luther das Adverbium „lieber“ im Sinne von „doch,“ während wir es in Stellen wie 1. Mose* 13, 8: Lieber, laß nicht Zank sein zwischen mir und dir, irrthümlich für den Vocativ halten; daß es Luther nicht so faßte, geht aus Stellen wie Richter 4, 19, Psalm 137, 3 hervor, wo eine Frau oder mehrere angeredet werden. Instruktiv ist auch die Stelle Matth. 26, 8, welche

Luther gleichfalls in dem mehrfach erwähnten Sendschreiben „vom Dolmetschen“ behandelt. Er sagt da, daß man Matth. 26, Mark. 14 den Satz: *Ut quid perditio ista unguenti facta est?* nicht mit den Buchstablistern übersetzen dürfe: Warum ist die Verlierung der Salbe geschehen? In gutem Deutsch müsse das heißen: Was soll doch solcher Unrat? d. h., wie er es selbst erläutert, daß Magdalena mit der verschütteten Salbe unrätlich umgegangen sei, weshalb er auch übersetzt: Es ist Schab um die Salbe. Heutzutage wird das Wort Unrat kaum mehr richtig verstanden werden; es wäre also etwa mit „Vergeudung“ zu vertauschen.

Aber es fehlt auch nicht an Stellen, wo Luther den Urtext nicht richtig aufgefaßt hat. Er giebt z. B. den hebräischen Ausdruck *ben-jemini* wieder durch „der Sohn Jemini,“ während es „der Benjaminit“ bedeutet; im neuen Testamente übersetzt er z. B. Markus 16, 2, „an einem Sabbath,“ wo es „am ersten Tage der Woche“ heißen muß, da der Plural *sabbata* hier die Woche bezeichnet. 1. Mose 27, 39 in dem Segen Isaaks über Esau muß es heißen: „Siehe, du wirst eine Wohnung haben ohne Fettigkeit der Erde und ohne Thau“; Luther übersetzte hier das Gegenteil: „eine fette Wohnung auf Erden, und vom Thau des Himmels von oben her,“ weil er nicht wußte, daß die unserm Deutschen „von“ entsprechende hebräische Präposition *min* außer der gewöhnlichen partitiven Bedeutung auch privative Bedeutung haben kann. In manchen Stellen spielt auch Luthers allegorische Auffassung hinein, die er zumeist der *Glossa ordinaria* entnahm. Im Segen Jakobs über Joseph 1. Mose 49, 22 heißt es nach richtiger Übersetzung: „Joseph wird wachsen, er wird wachsen wie ein Baum an der Quelle, daß die Zweige emporsteigen über die Mauer.“ Luther aber übersetzte den letzten Satz: „Die Töchter treten einher im Regimente,“ weil man den Satz allegorisch auf die wohlregierten Städte im Lande bezog, während im Urtext mit den Töchtern (des Baumes) nach der bildlichen Ausdrucksweise des Orients die Zweige gemeint sind, sodaß der letzte Satz das Bild weiterführt. Eine bekannte Stelle ähnlicher Art aus dem neuen Testament ist Apostelgeschichte 17, 11, wo Luther übersetzt: „Sie (die Juden zu Beröa) waren aber die edelsten unter denen zu Thessalonich,“ während es heißen muß: „Diese aber waren edler als die zu Thessalonich.“ Auch hier hat Luther die Konstruktion mißverstanden, indem er den vom Komparativ abhängigen Genetiv partitiv faßte.

Der Wunsch nach einer Revision der Lutherbibel ist schon früh aufgetaucht. Der erste, der bei aller Anerkennung der Vortrefflichkeit der Arbeit Luthers auf die Notwendigkeit einer solchen Revision hinwies, war August Hermann Francke, der Gründer des Hallischen Waisenhauses. In einer im Jahre 1695 herausgegebenen Monatschrift *Observationes biblicae* suchte er bescheidenlich nachzuweisen, wie man an nicht wenigen Stellen der Übersetzung Luthers im Interesse des lauterer Verstandes der heiligen Schrift und der Erbauung in der

christlichen Lehre dem eigentlichen Wortverstande näher kommen könnte. Damals erhob sich von seiten der herrschenden Orthodorie ein entschiedner Widerspruch gegen diesen Gedanken, ja der Greifswalder Profanzler Maier nannte sein Unternehmen geradezu ein Teufelswerk, ein Grabgeläute der lutherischen Kirche. Spener, der Vater des Pietismus, trat für Frände ein, aber auch der Begründer der mit den Frändischen Stiftungen in Halle verbundenen Cansteinschen Bibelanstalt, der Freiherr Karl Hildebrand von Canstein, hielt den Grundsatz aufrecht, daß alle erst nach Luthers Tode gemachten Textesänderungen zu verwerfen seien, gestand aber doch zu, daß von den verschiedenen Lesarten der zu Luthers Zeiten erschienenen Originalausgaben diejenigen aufgenommen werden sollten, welche dem Grundtexte am meisten entsprächen. Nach diesem Grundsatz hat man denn auch schon früher stillschweigend die Lutherische Übersetzung verbessert, indem man ältere Übersetzungen Luthers späteren vorzog. In Psalm 16, 6 z. B. hatte er 1524 richtig übersetzt: Mir ist das Los aufs Liebliche (d. h. auf ein liebliches Land) gefallen, wofür man freilich auch die fehlerhafte Veränderung „aufs lieblichste“ in den Text genommen hat. Später aber hat Luther diese richtige Übersetzung verworfen und die Stelle so wiedergegeben: „Mir ist das Los auf Liebliche gefallen,“ indem er unter den Lieblichen die Unterthanen des Messias, die gläubigen Heiden (an Stelle der ungläubigen Juden), verstand. Jedensfalls hat man, trotz mehrfacher Bestrebungen, den Text der Ausgabe von 1545 wiederherzustellen — z. B. von seiten des Kurfürsten August von Sachsen und seiner Theologen, von seiten des Freiherrn von Canstein, der württembergischen Bibelgesellschaft —, schon längst Luthers Übersetzung nur in revidirter Gestalt gehabt.

Diese von Anfang an im stillen fortschreitende Revision hatte aber allmählich einen unhaltbaren Zustand herbeigeführt. Unsere Bibelausgaben wichen so vielfach von einander ab, daß die Befürchtung nahe lag, die Verwirrung werde immer größer werden, wenn der bisherigen Weise, daß alle Bibelgesellschaften und Bibelherausgeber ihren eignen Text drucken, nicht Einhalt geschehe. Das Verdienst, auf diesen unhaltbaren Zustand hingewiesen und die Herstellung einer guten, einheitlichen Textgestalt der Lutherischen Übersetzung mit Nachdruck gefordert zu haben, gebührt dem Hauptpastor und Senior D. Mönckeberg in Hamburg. Seine Anregung fand bei der mit dem Kirchentage zu Stuttgart im Jahre 1857 verbundenen Konferenz deutscher Bibelgesellschaften günstige Aufnahme; man beschloß eine Revision des deutschen Bibeltextes, ersuchte die Cansteinsche Bibelanstalt, dieselbe in die Hand zu nehmen und faßte dabei auf des Propstes D. Nischs Antrag auch dringend nötige Berichtigungen an unzweifelhaft falsch übersetzten Stellen des neuen Testaments ins Auge. Im folgenden Jahre legte die Cansteinsche Anstalt auf dem Kirchentage zu Hamburg den Bibelgesellschaften die leitenden Gesichtspunkte für die Arbeit vor, nach welchen sodann 1861 und 1862 als Vorarbeiten zwei Hefte Vorschläge zur Revision der Bibelübersetzung

veröffentlicht wurden, das eine, über die theologisch-kritische Seite der Aufgabe, von D. Mönckeberg, das andre über die sprachliche und orthographische Seite von dem gründlichen Germanisten und Kenner der Luthersprache Dr. Frommann in Nürnberg, unter Beirat von Rudolf von Raumer verfaßt. Nachdem das erstere von der Cansteinschen Bibelanstalt dem preussischen Oberkirchenrat zur Prüfung vorgelegt worden war, übergab dieser die Angelegenheit mit einem eingehenden Gutachten an die aller zwei Jahre in Eisenach tagende Konferenz der deutschen evangelischen Kirchenregimente, welche im Jahre 1861 davon Kenntniß nahm und nach weiterer Orientirung darüber im Jahre 1863 die Beschlüsse faßte, infolge deren das Revisionswerk wirklich ins Leben trat. Diese Beschlüsse waren vor allem auf die Erstrebung einer einheitlichen Textgestalt gerichtet, und zwar sollte die revidirte Ausgabe der Übersetzung Luthers den gereiften Ertrag des Schriftverständnisses der Gegenwart zum Gemeingut machen; die weiteren Beschlüsse betreffen nur das Verfahren, das für die Erlangung eines solchen revidirten und einheitlichen Textes einzuschlagen sei. Die Durchführung dieser Beschlüsse aber wurde in die Hände des preussischen Oberkirchenrats gelegt, welcher sich mit der Cansteinschen Bibelgesellschaft und mit den Kirchenregimentern anderer protestantischen Länder in Verbindung setzte.

So wurde denn das Unternehmen begonnen und zunächst eine theologische Kommission für das neue Testament gebildet, welche aus folgenden Mitgliedern bestand: für Preußen aus den Professoren Nitsch, Twisten, Benschlag und Niehm, später an Nitsch' Stelle J. Köstlin; für Hannover aus den Oberkonsistorialräten Niemann und Meyer (dem bekannten Erklärer des neuen Testaments); für Sachsen aus Pastor Ahlfeld und Professor Brückner; für Württemberg aus den Pfarrern Frommüller und Schröder. Die Kommissionsitzungen wurden in den Franckischen Stiftungen in Halle in den Jahren 1865 und 1866 gehalten. Darauf wurde der revidirte Text des neuen Testaments als Probe-Druck veröffentlicht, schließlich im Jahre 1868 endgiltig festgestellt und in dieser Gestalt von der Eisenacher Konferenz im wesentlichen und mit Dank gegen die Bearbeiter gebilligt. Alle deutschen Bibelgesellschaften sowie die britische und die große evangelische in Rußland nahmen ihn an. Er wird bis jetzt nur erst in Einzelausgaben des neuen Testaments, noch nicht in den Ausgaben der ganzen Bibel gedruckt.

Nachdem so das neue Testament revidirt war, beschloßen die Bibelgesellschaften im Jahre 1869 auch das alte in Angriff zu nehmen. Diesem Beschlusse stimmte die Eisenacher Konferenz 1870 zu, indem dabei der um die Förderung des Werkes hochverdiente Referent, Oberkonsistorialrat D. Dorner, betonte, daß beim alten Testament keineswegs von verhältnismäßig wenig zu berichtenden Stellen, wie beim neuen, die Rede sein könne. So ward auch für die Revision des alten Testaments eine Kommission gebildet, welche aus folgenden Mitgliedern bestand: für Preußen aus den Professoren Dillmann

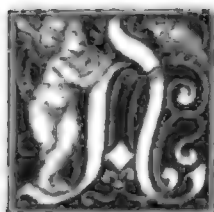
und Kleinert (Berlin), Riehm, Schlottmann und Tholuck (Halle), Bertheau (Göttingen), Kamphausen (Bonn) und Oberkonsistorialrat Dürstendiek (Hannover), (Dillmann und Tholuck, die bald austraten, wurden durch Superintendent Hoffmann aus Frauendorf und Konsistorialrat Clausen aus Brügge bei Kiel ersetzt); für Sachsen aus den Professoren Baur und Delitzsch, Konsistorialrat Thinius, der 1876 starb, und Pastor Ahlfeld, an dessen Stelle 1874 Diakonus Kühn (der Verfasser des obengenannten Schriftchens) trat; für Württemberg aus Dekan Kapff (Balingen), Professor Stübl (Tübingen), den zeitweilig Diakonus Grill ersetzte, und Pfarrer Schröder (Endersbach), jetzt emeritirt; für Sachsen-Weimar aus Professor Grimm (Jena) und Professor Diestel (später in Tübingen, † 1879). Diese Kommission ist von Ostern 1871 bis Michaelis 1881 achtzehnmal zusammengetreten und hat in 173 Sitzungstagen sämtliche Bücher des alten Testaments revidirt; die erste Lesung der Apokryphen war einer besondern Unterkommission übertragen, welche in vier Zusammenkünften und etwa zwanzig Sitzungstagen ihre Aufgabe erledigte. Ehe die von einem Referenten mit seinen zwei Korreferenten für das Plenum festgestellte Vorlage im Plenum beraten wurde, befand sie sich schon zu eingehender Prüfung in den Händen sämtlicher Kommissionsmitglieder; bei der Plenarsitzung durften außer den von den Referenten gestellten Anträgen auf Änderung auch neue gestellt werden; angenommen aber wurden nur die Anträge, für welche zwei Dritteile der Versammlung stimmten. Auf diese Weise fand eine gründliche und besonnene Durcharbeitung des ganzen alten Testaments statt.

Die gesamten Revisionsergebnisse werden in einer zur vierten Säcularfeier von Luthers Geburtstage (oder wenigstens nicht lange darnach) erscheinenden sogenannten Probek Bibel veröffentlicht werden. Der Preis einer solchen, das alte und neue Testament umfassenden Probek Bibel, auf deren Herstellung die größte Sorgfalt verwendet werden soll, wird sechs Mark betragen. In ihr sind die Berichtigungen der Lutherischen Übersetzung und die Rezensionen des Cansteinschen Textes durch halbfette Schrift (bei den Änderungen des Cansteinschen Textes mit Hinzufügung zweier Vertikallinien zur Seite des betreffenden Wortes) hervorgehoben. Natürlich ist es der Wunsch aller Mitarbeiter, daß die Arbeit der Kommission eine recht vielseitige Beachtung und Beurteilung finden möge. Jedes Urteil, nicht bloß von Theologen, sondern auch von andern Gliedern der Gemeinde, wird willkommen sein und ernste Würdigung finden. Zwei Jahre nach Erscheinen des Probedrucks, dessen Herausgabe auf Wunsch der Kommission Pfarrer Schröder — der sein Pfarramt niedergelegt hat und sich ausschließlich diesem Werke widmet — übernommen hat, wird dann unter Berücksichtigung der unterdeß eingegangenen Beurteilungen, Wünsche und Ausstellungen der Text des alten Testaments in einer dritten Lesung von der Kommission endgiltig festgestellt werden. Hoffentlich wird dann dieser revidirte Text zum allgemeinen Gebrauche in den evangelischen Kirchen und Schulen Deutschlands angenommen werden.

Welcher Art die von der Kommission vorgenommenen Änderungen sind, ist schon oben im einzelnen gezeigt worden. Alle die Übersetzungen, welche dort an Stelle des fehlerhaften oder mißverständlichen Lutherischen Textes angegeben werden, sind bereits dem revidirten Texte entnommen. Allen diesen Änderungen, welche von bewährten Bibelforschern vorgeschlagen und gebilligt worden sind, wird man rückhaltlos zustimmen können. Fraglich ist es dagegen, ob die Kommission überall da das Richtige getroffen hat, wo sie von einer Änderung absehen zu müssen meinte, sei es wegen der auch heutzutage noch mangelnden Übereinstimmung der Auslegung, sei es, weil sich einzelne Stellen in Luthers Fassung allzutief in das Gemeindegedächtnis eingeprägt haben. Während im letztern Falle streng genommen stets eine Durchbrechung des Prinzips stattfindet, ist im erstern Falle im allgemeinen die Berechtigung zum Festhalten an Luthers Auffassung zuzugestehen. Vieltach scheint die Kommission jedoch gar zu konservativ gehandelt zu haben. 1. Mose 49, 10 z. B. hat Luther übersetzt: „Es wird das Szepter von Juda nicht entwendet werden, noch ein Meister von seinen Füßen, bis daß der Held komme, und demselben werden die Völker anhangen.“ Schon der Parallelismus der Satzglieder lehrt, daß an Stelle des „Meisters“ die andre Bedeutung des hebräischen Wortes, „Herrscherstab,“ einzusetzen ist, welche daselbe sicher 4. Mose 21, 18, und Ps. 60, 9 hat. Da die Bedeutung „Meister“ heutzutage von niemand, wenigstens nicht von irgend einem maßgebenden Exegeten, mehr festgehalten wird, so ist nicht einzusehen, warum hier nicht Luthers Übersetzung verbessert worden ist. Ebenso verhält es sich aber mit dem Satze: „bis daß der Held komme.“ Die einzig richtige, jetzt auch fast allgemein anerkannte Übersetzung ist: „bis daß er, Juda (gemeint ist der Stamm Juda), nach Silo kommt,“ d. h. nach der Stadt Silo im Stamme Ephraim, welche nach Beendigung der Eroberungskriege unter Josua der Sitz des Gemeindeheiligtums wurde und während der Richterzeit blieb. Früher, als man diese Stelle rein messianisch faßte, sah man in dem Worte *shilo* den Namen des Messias und deutete ihn meist im Sinne von „Friedebringer“ oder „Friedfertiger.“ Ähnliches will auch Luther mit seinem Ausdruck „der Held“ jagen, denn er erklärt: „der dem es glücklich von Statt gehet, der es frei hinausführet.“ Aber abgesehen davon, daß wir in dem Ausdruck „Held“ einen solchen Sinn nicht mehr finden, ist eben diese und alle analogen Auffassungen des Wortes sicher nicht richtig; es war also auch kein Grund vorhanden, hier unter Hinweis auf die Meinungsverschiedenheit der Ausleger von einer Verbesserung abzusehen. Hoffentlich entschließen sich die Mitglieder der Kommission im Interesse der Konsequenz an dieser und ähnlichen Stellen bei der letzten Revision noch zu einer Änderung.



Ein neuer Lessingmythus.



uthentische Beiträge zum Leben Lessings während seines Wolfenbüttler Aufenthalts werden gewiß von jedem Freunde unserer Literatur, zumal wenn sie, wie ein eben erschienenenes Büchlein „Lessing in Wolfenbüttel“ von sich behauptet,*) neues Licht in den letzten Lebensabschnitt des großen Dichters und Denkers bringen sollen, mit aufrichtiger Freude begrüßt werden. Haben sich doch über die Behandlung, welche Lessing von Braunschweigischer Seite erfahren, durch eine oberflächliche, vielleicht gar absichtlich entstellende Geschichtschreibung mancherlei Irrtümer und schiefe Auffassungen verbreitet, die sich sogar in Werken, welche Anspruch auf Wissenschaftlichkeit erheben, zum Teil noch immer erhalten. Es ist das Verdienst F. Sonnenburgs, einige dieser Vorurteile, vor allem die Anklage, Lessing sei in Wolfenbüttel in Bezug auf Gehalt u. s. w. schlecht gestellt gewesen, wohl endgiltig beseitigt zu haben.***) Aber noch manche Fragen dieser Art harren der Erledigung. So wäre es gewiß von Interesse, die in dem Wolfenbüttel und Braunschweig jener Zeit herrschenden Zustände einmal genauer beleuchtet,***) die Personen, welche mit Lessing nachweislich oder vermutlich in Beziehung gestanden haben, näher charakterisirt zu sehen, etwa in der Weise, wie dies von dem Weimar Goethes und Schillers durch Ad. Schöll u. A. geschehen ist.

Der Verfasser des vorliegenden Bändchens Alexander von Seventornen hat offenbar die Absicht, diese Lücke durch kleine, novellenartig angelegte Kulturbilder auszufüllen. Sorgsam verzeichuet er im Anfange seine Quellen, ein anscheinend sehr reiches Material, das mancherlei neue Aufschlüsse zu verheißen scheint, und mehrfach versichert er unter dem Texte, seine Behauptungen seien sicher beglaubigt. So wird der arglose Leser leicht in den Glauben gewiegt, daß alles, was er hier erfährt, auf gründlichen Studien beruhe, daß er ein richtiges Bild des Braunschweig-Wolfenbüttler Lebens aus dem Jahre 1780 empfangen. Das ist aber, wie im nachfolgenden bewiesen werden soll, durchaus nicht der Fall. Das

*) Lessing in Wolfenbüttel. Authentische Beiträge zum Leben Lessings. 1. Bändchen. Ein Nachmittag auf dem Weghause von Alexander von Seventornen. Leipzig, Ed. Wartig's Verlag (Ernst Hoppe), 1883.

**) Gartenlaube 1881, Nr. 7. — Westermanns Monatshefte, Bd. 49, Nr. 293, S. 626 ff.

***) Einen wertvollen Beitrag hierfür lieferte Ludwig Hänselmann in seiner vor etwa zwei Jahren erschienenen Gelegenheitschrift: „Das erste Jahrhundert des Großen Klubs in Braunschweig. Memorabilien auf den 1. November 1880.“ Braunschweig, 1880. — Lessing gehörte zu den Stiftern dieses Großen Klubs.

Buch ist ohne die erforderliche Sachkenntnis geschrieben, ja es stellt sich mit unbestreitbaren Thatsachen in unlöslichen Widerspruch, so daß die Absicht des Verfassers, eine wahrheitsgetreue Schilderung der Zeitverhältnisse zu liefern, als völlig verfehlt bezeichnet werden muß.

Der Name „von Seventornen“ mutet heimatlich an: er ist einem Burgenjengeschlechte der Stadt Braunschweig entlehnt, dessen letzter Sproß, Alexander, nach Ausweis der Stadtbücher in der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts gelebt hat. Mag aber der jetzige redivivus von Geburt vielleicht kein Fremdling unter uns sein: in der Landesgeschichte ist er augenfällig nur sehr mäßig bewandert. Auf Schritt und Tritt stößt man bei ihm auf Fehler und Ungenauigkeiten, wie sie einem Manne, der sich über die Geschichte der Zeit ein Urteil erlauben will, unmöglich nachgesehen werden können.

Schon die Aufführung der benutzten Quellen muß höchlichst überraschen. Er nennt hier zuerst „amtliche Dokumente der Behörden, welche dem Verfasser im Original vorlagen.“ Leider unterläßt er diese Behörden näher zu bezeichnen. Daß er aber die eigentlichen Regierungsakten, welche sich im Landeshauptarchive zu Wolfenbüttel befinden, nicht eingesehen hat, kann der Verfasser dieses Aufsatzes aus sicherer Kenntnis bezeugen. Auch die Akten der herzoglichen Kammer in Braunschweig, die für einzelne hier behandelte Fragen hätten in Betracht kommen können, sind eingezogener Erkundigung zufolge seit Jahrzehnten von niemand benutzt worden. Es werden weiter die Tagebücher von Leisewitz angeführt, aber auch diese hat nach der Versicherung des Vorstandes des Braunschweigischen Stadtarchivs, des Stadtarchivars Hänselmann, außer von Heinemann und dem leider bald darauf verstorbenen Rutschera von Michbergen niemals jemand eingehend durchforscht; ebensowenig sind nach demselben Zeugnis die an dritter Stelle angeführten Briefe Leisewitzens an seine Braut nach Rutschera irgendwem zu erschöpfender Benutzung vorgelegt worden. von Seventornen kann also diese Schriften nur aus den bisher durch von Heinemann, Rutschera und Schiller*) veröffentlichten Bruchstücken kennen gelernt haben. Gleichwohl giebt er sich das Ansehen, als wenn sie ihm eine bisher unbekannte Ausbeute gewährt hätten. Daß man hiernach gegen die vierte Quelle, „gute sichere Tradition alter braunschweigischer Familien,“ etwas Mißtrauen faßt, wird einem kein Billigdenkender verargen können. Endlich fügt der Verfasser noch hinzu: „Wenige kleine Freiheiten, die der Verfasser in nebensächlichen Beziehungen sich mit Ort und Zeit erlaubt hat, wird jeder Unbefangene billigen.“ Will er sich hierdurch im voraus gegen alle Einwürfe und Berichtigungen sicher stellen? Dann ist

*) Zur Erinnerung an Gotthold Ephraim Lessing. Briefe und Aktenstücke etc., herausgegeben von D. v. Heinemann. Leipzig, 1870. — Johann Anton Leisewitz. Ein Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur im XVIII. Jahrhundert. Von Gregor Rutschera von Michbergen. Wien, 1876. — Herrigs Archiv XXXI, S. 353—410.

es nur zu bedauern, daß man bei den meisten Abweichungen schlechterdings nicht einsehen kann, weshalb er dieselben mit Absicht sollte begangen haben. Folgende Beispiele werden das zur Genüge beweisen.

In der Topographie Wolfenbüttels tappt der Verfasser vollkommen im Dunkeln; er hat sich offenbar garnicht die Mühe genommen, einen Plan der Stadt vor Veseitigung der Festungswerke auch nur anzusehen. Er läßt Lessing lauter Phantasiewege schreiten und gebraucht falsche Bezeichnungen für Gebäude und Straßen. Er spricht S. 4 von der „Stadtmühle,“ die noch jetzt die „neue Mühle,“ früher die „neue Fürstliche Mühle“ hieß; ferner S. 5 von dem Rosenwalle, einer ganz neuen, vom Rosenberge abgeleiteten Bezeichnung, der früher die Joachimschanze genannt ward, wie ihn alte Leute noch jetzt nennen. Auch der Ausgang aus der Stadt, das Thor u. s. w. sind falsch geschildert. Vor dem Thore auf dem Wege nach dem Vechlumerholze, das v. S. beharrlich das Vechnumerholz nennt (S. 37, 43, 65, 69, 131), geht Lessing an „bäuerlichen Gehöften“ vorüber, deren Giebelspitzen mit dem „uralten Sachsenzeichen, den beiden aus Holz geschnittenen Pferdeköpfen,“ geziert sind (S. 20). Dort haben aber nachweislich damals nur unbedeutende Gärtnerwohnungen und kleine Gartenhäuser, keine Bauernhöfe gestanden. S. 22 läßt König Jerome von Westfalen das Schloß in Salzdahlum auf Abbruch versteigern, während dies Geschäft in Wirklichkeit die Stadt Braunschweig besorgte. Die Garnison Wolfenbüttels wird (S. 23) sehr übertrieben auf 5000 Soldaten, die Höhe der Gesamtbevölkerung der Stadt „auf kaum das fünffache,“ also etwa 25000 Menschen angegeben, während nach Hassel und Wege (I, S. 321) die Zahl der Personen vom Ziviletat im Jahre 1780 nur 5972 Personen betrug. Die Herzogin Antoinette, richtiger Antoinette Amalie, soll (S. 29) in Wolfenbüttel beerdigt worden sein, während sie in der That in Braunschweig beigelegt wurde. Auch das ist nicht wahr, daß Antoinettenruhe nach ihrem Tode verlassen und fast ohne die notdürftigste Pflege geblieben sei; die Herzogin Philippine Charlotte, die Schwester Friedrichs des Großen, hat in der Folgezeit in dem lieblich gelegenen Schlosse oft und gern ihre Wohnung aufgeschlagen. Der graue Hof in Braunschweig endlich ist nicht 1831 abgebrannt, sondern, wie allbekannt, während des Aufstandes in der Nacht vom 7. zum 8. September 1830.

Schon diese Blumenlese, auf den ersten dreißig Seiten des Buches gepflückt, wird die geschichtlichen Vorstudien des Verfassers in etwas zweifelhaftem Lichte erscheinen lassen. Und doch ist die Zahl der Unrichtigkeiten damit noch keineswegs erschöpft.

Solche nebensächliche Punkte, könnte man nun einwenden, sind nicht des Aufhebens wert, wenn nur der Geist der Zeit richtig erfasst und getreu wiedergegeben ist. Gewiß, wenn dies geschehen wäre! Aber mit großem Fleiße sind eben nur die Schattenseiten der Zeit hervorgesucht, die Lichtseiten dagegen

gänzlich verschwiegen. Und zu welchem Zwecke? Um für die leuchtende Gestalt Lessings einen recht dunkeln Hintergrund zu gewinnen. Als wenn die Persönlichkeit des gewaltigen Mannes solcher kleinlichen Kunstgriffe bedürfte! als wenn sie dadurch gewinnen könnte! Herr von Seventornen scheint dergleichen freilich für nötig zu halten. Denn um die Zeit recht finster erscheinen zu lassen, werden die Ursachen wirklich vorhandener Mißstände soweit als möglich ins Arge gezogen, werden die Thatsachen willkürlich entstellt. Ein harter Ausspruch, der sich aber an der Hand von Druckschriften unwiderleglich beweisen läßt. Wer aber schon diese nicht kennt oder eigenmächtig bei Seite schiebt, soll man von dem glauben, daß er bei Benutzung von Akten, wenn er solche überhaupt eingesehen hat, der Wahrheit allein die Ehre giebt? muß man nicht vielmehr befürchten, daß er hier seiner Phantasie ebenfalls die Zügel schießen läßt?

Besonders auffällig tritt das Bestreben der Schwarzfärberei bei der Beurteilung der sogenannten Subsidienverträge hervor, durch welche bekanntlich mehrere braunschweigische Regimenter an England für den amerikanischen Krieg überlassen wurden. Es wird in unseren Tagen, wo solche Dinge glücklicherweise zur Unmöglichkeit geworden sind, gewiß niemand einfallen, diesen Verträgen das Wort reden zu wollen. Aber die Forderung wird doch wohl gerecht sein, daß man dieselben im Geiste der Zeit beurteile und sie durch Übertreibungen nicht schlimmer erscheinen lasse, als sie in Wirklichkeit waren. Das Herzogthum Braunschweig stand dicht vor dem finanziellen Bankerott. Man kann es Herrn v. S. nicht allzuhoch anrechnen, daß er dafür lediglich die von Zeitgenossen und Späteren arg übertriebene Verschwendung Herzog Karls I. verantwortlich macht, da dieser Irrtum in vielen Geschichtswerken sich findet. In Wahrheit aber kamen viele ungünstige Umstände zusammen, diese böse finanzielle Lage hervorzurufen; so die von den Vorgängern vererbte Schuldenlast, die übermäßigen Kräfteanstrengungen, welche der siebenjährige Krieg dem Lande auferlegt hatte, die Verwüstungen, welche der Krieg hinterließ, das Ausbleiben der von englischer Seite fest erwarteten Entschädigungsgelder, die durch dies alles verursachten wirtschaftlichen Störungen, welche auch die mit großem Sinne errichteten gewerblichen Staatsanlagen aufs empfindlichste schädigten; dazu dann der Unterhalt mehrerer fürstlichen Wittwen, zahlreicher Prinzen und Prinzessinnen u. s. w. — Momente, deren nähere Darlegung hier zu weit führen würde. Das zweifellose Verdienst des damaligen Erbprinzen und spätern Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand ist, daß er das Land aus dieser traurigen Lage durch weise, ihm selbst große Entsayungen auferlegende Maßregeln in geordnete, glückliche Verhältnisse übergeführt hat. Unter den obwaltenden Zeitumständen aber wäre es ohne Hilfe des englischen Geldes die bare Unmöglichkeit gewesen, der drückenden Schuldenlast so schnell, wie es geschehen ist, ledig zu werden. Diesen Gesichtspunkt, den Drang der Landesnot, setzt v. S. vollkommen außer Augen. Voll Entsetzen stellt er die Dinge so dar, als wenn alles nur zum Vorteil

des herzoglichen Hauses geschehen wäre. Auch macht er den Herzog allein für jene Maßregel verantwortlich, während schon in dem verbreiteten Handbuche der Braunschweig-Lüneburgischen Geschichte, bei W. Havemann (III. S. 622), zu lesen steht, daß auch die Landstände der Truppenlieferung zugestimmt haben. Und das war keine leere Form; weiß man doch, daß zeitgemäße Reformversuche auf verschiedenen Gebieten an dem Widerstande der Landstände gescheitert sind.

Aber auch die Art und Weise der Ausführung jener Beschlüsse, die Truppenaushebung, wird durch Herrn von Seventornen (S. 17) grundfalsch dargestellt. Mit roher, rücksichtsloser Gewalt sei verfahren, alle alten gedienten Soldaten seien wieder eingefordert worden. „Wer sich nicht binnen drei Tagen stellt,“ habe es geheißen, „der kommt auf zehn Jahre nach Wolfenbüttel in den Karren,“ und eine Anmerkung zu dieser Kraftstelle — wohl um den Glauben an diese Erzählung zu stärken — belehrt uns, daß „im Zuchthause zu Wolfenbüttel die in Ketten geschmiedeten Insassen schwere Karren ziehen mußten.“ Dies alles sind rein aus der Luft gegriffene Behauptungen. Die Wahrheit ist, daß man mit äußerster Schonung der Landesinteressen wie der Unterthanen vorging. Denn die Mannschaften, durch welche die Regimenter vor dem Auszuge verstärkt werden mußten, waren sämtlich geworben, und in den für die Werber aufgestellten „Regeln“ heißt es unter anderm ausdrücklich, daß die „zu liefernden Rekruten sämtlich Ausländer und freiwillig geworben“ sein müßten. Ferner sollen „die abzuliefernden Rekruten sogleich bey ihrer Ablieferung, und ehe das Werbegeld dafür bezahlt wird, ob bey ihrer Anwerbung etwas gewaltthätiges oder sonst ordnungswidriges vorgegangen, genau examinirt“ werden. Sodann haben sich die Werber „zu gewärtigen, daß, wann sich Landeskinder und Unterthanen, ob sie sich gleich freiwillig haben annehmen lassen, oder unfreiwillige Ausländer, desgleichen unmashaltige oder auch ungesunde und unbrauchbare Leute darunter finden, selbige ohne Rücksicht ausgeschlossen“ werden. Ja man ging noch weiter; man suchte auch die im Dienste befindlichen Landeskinder möglichst aus den Regimentern zu entfernen. Eine Verordnung vom 9. Februar 1776 bestimmte in dieser Beziehung folgendes: „Um sowol eines Theils die zum March bestimmten Regimenter zu completiren, als auch und vornemlich zum Nutzen des Publici die annoch unter Gewehr stehende wirklich oder bald in Hofnung angeessene Landes Kinder austauschen und ohnverrückt hier behalten zu können, haben wir gnädigst resolviret, die sich hier und da auf den Dörfern aufhaltende unnütze oder sonst entbehrliche, zum Kriegsdienst jedoch noch tüchtige und wo nicht völlig maashaltige, doch derselben nahe kommende starke Leute freiwillig und gegen ein Handgeld von 3. 4. 5 bis auf 10 Th. und 2 Th. Douceur anwerben zu lassen. Wobey Wir jedoch nochmals declariren, wie ihr es auch den Leuten kund zu machen habt, daß durchaus keine Gewalt bey dieser Anwerbung statt finden soll.“ Diese Bestimmungen wurden in späteren Verordnungen mehrfach wiederholt.

Daß der Verfasser die Zahl der nach Amerika abgejandten Truppen etwa um 1000 Mann zu hoch angiebt, sei nur im Vorbeigehen erwähnt. Bedenklicher ist wieder die Schilderung vom Abmarsche der Regimenter. Man habe die Thore gesperrt, um die jammernden Angehörigen, Frauen und Kinder der ausziehenden Soldaten, von der Stadt auszuschließen; vor dem Wirtshaus „Prinz Friedrich,“ nicht wie sonst immer vor dem Schloße, seien die Mannschaften angetreten und jogleich abmarschirt; die Trommeln seien fleißig gerührt worden, „daß kein Jammern und kein Fluchen zu hören war.“ Grobe Entstellung! Auf dem Paradeplatze vor der Stadt nahmen die Truppen Aufstellung. Der Herzog selbst richtete eine kernhafte Ansprache an die Soldaten und ermahnte sie, auch in der Ferne der braunschweigischen Waffenehre stets eingedenk zu sein. Ein donnerndes Hurrah war die Antwort der Krieger, mit klingendem Spiel defilirten sie vor dem Herzoge und zogen in musterhafter Haltung den Abenteuern des fremden Welttheils entgegen.*) Ein deutliches Zeichen, daß die Truppen keineswegs zusammengepreßt waren, wird man schon darin erkennen dürfen, daß auf dem langen Marsche bis zur Einschiffung, wie General Riedesel voll Stolz dem Herzoge Ferdinand berichtet, keine einzige Desertion vorfiel.**)

Gewiß ist von unserm heutigen Standpunkte aus der ganze Handel scharf zu verurtheilen. Aber ist man deshalb berechtigt, auf Grund falscher Thatfachen einen Lessing die herben Worte sprechen zu lassen, die ihm Herr von Sevetornen in den Mund legt? Was berechtigt zu der Annahme, daß Lessing über die Vorfälle wirklich so gedacht habe? Gibt es eine Stelle in seinen Werken, auf die man sich dafür berufen kann? Jedenfalls hätte sich der Verfasser hüten sollen, ihn und seinen Begleiter falsche Schlagwörter gebrauchen zu lassen. Lessing ironisirt den angeblich von Riedesel aufgebrauchten Ausdruck „Berufsreise nach Amerika,“ aber wohl nur, weil Herr von Sevetornen nicht weiß, daß diese Bezeichnung erst 1800 von Karl Spener in Berlin erfunden worden ist, und zwar nicht für den Ausmarsch der Truppen, sondern für die Reise der Generalin von Riedesel, die ihren Beruf als Wittin zu erfüllen glaubte, indem sie ihrem Manne nach Amerika folgte.***)

Nach alledem wird füglich niemand zuzumuten sein, die rührende Geschichte von Hennig und Johann Stiebel für mehr als eine tendenziöse Erfindung anzusehen, wenigstens so lange, bis dieselbe aktenmäßig bewiesen ist. Auch dann aber wäre sie nur eine Ausnahme von der Regel. Es sind mir unter den

*) Vergl. unter anderm M. v. Celling, Leben und Wirken des Herzogl. Braunschw. General-Lieutenants Friedrich Adolph Riedesel Freiherrn zu Eisenbach. B. 2, S. 13.

***) N. a. D. S. 17.

***) Die Berufsreise nach Amerika. Briefe der Generalin von Riedesel, auf dieser Reise ic. geschrieben. 2. Auflage, Berlin, 1801. S. VII.

Akten vieler braunschweigischen Hüter auch zahlreiche Militärakten durch die Hände gegangen; ich habe aus ihnen die Überzeugung gewonnen, daß bei Aushebung der Landsoldaten keineswegs mit peinlicher Strenge vorgegangen wurde, daß dringende Familienrücksichten fast immer leicht die Entlassung bewirkten. Aber, wird man sagen, S. 19 lesen wir ja, die Geschichte von Hennig Stiebel sei ein amtlich beglaubigtes Faktum. Na wohl, Hennig Stiebel ist in Amerika gestorben, und der Amtmann aus Lichtenberg hat dies dem Bruder eröffnet. Will aber der Verfasser seine Angabe auf diese nackte Thatsache beschränkt wissen? Oder soll sich etwa die Beglaubigung auch auf das Nachfolgende beziehen? Vielleicht gar die gläubige Einfalt durch diese Verweisung absichtlich getäuscht werden?

Ich würde die Langmut auch der geduldigsten Leser erschöpfen, wollte ich mit gleicher Ausführlichkeit auch die folgenden 116 Seiten des Buches besprechen. Nur einiges sei noch herausgegriffen. In seinem Bestreben, alle Verhältnisse der Zeit zu verschlimmern, nimmt sich der Verfasser auch des Bauernstandes an; leider vergißt er dabei zu bemerken, daß auch auf diesem Gebiete während der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts große und heilsame Reformen durchgeführt worden sind, welche die heutige Blüte unsers reichen Bauernstandes mit begründet haben. Dagegen behauptet er, ungehorsamen Bauern seien zur Strafe Soldaten ins Haus gelegt worden, die bald Hab und Gut des Unglücklichen verwirtschaftet hätten. Ich kann versichern, daß mir, obwohl ich viele auf diese Verhältnisse bezügliche Akten geordnet habe, von derartigen Maßregeln nie auch nur das geringste aufgestoßen ist; ich halte sie daher für eine leichtfertige Erfindung, bis sie aktenmäßig belegt wird.

Auch auf das Beamtentum wird ein schlechtes Licht geworfen. Die Verpachtung des Weghauses soll nicht ordnungsmäßig geschehen sein. Eine Einsicht in die betreffenden Kammerakten hat mich gelehrt, daß nicht der mindeste Grund für eine derartige Annahme vorhanden ist, daß vielmehr die meisten Angaben, die der Verfasser hier macht, vollkommen falsch sind.*)

Vor allem aber wird der Herzog Karl Wilhelm Ferdinand so ungünstig wie möglich dargestellt. Das scheint nun einmal Brauch bei gewissen Lessingbiographen zu sein; denn auch andere als der Verfasser lassen bei der Schilderung dieses Fürsten den gründlichen Forschungsseifer, die unparteiische Gerechtigkeit und die offene Wahrheitsliebe ihres Helden leider nur zu häufig vermissen. Herr von Seventornen zeichnet von dem Herzoge ein reines Herrbild. Kein

*) Das Weghaus ist niemals ein Jagdschloß gewesen, wie der Verfasser (S. 40) annimmt, sondern 1691 zum Zweck der Weggeldentnahme erbaut worden. Der neue Pächter hieß 1780 nicht Th. Baldamus (S. 43), sondern Berger. Herzog Leopold hat sich mit der ganzen Sache nichts zu schaffen gemacht. Herr v. S. hat ihn wohl nur hereingezogen, um uns die überraschende Neuigkeit mitzuteilen, daß Lessing ihn nach Italien begleitete (S. 49).

Wort von den hohen, unbestreitbaren und von Kundigen nie bestrittenen Verdiensten dieses Fürsten um sein Land! Einen äußerlich glatten, stets aus niedrigen Beweggründen handelnden, kalthherzigen Despoten will der Verfasser aus ihm machen. Wohl hatte den Fürsten die Schule des Lebens, die Not des Landes mitunter streng und hart gemacht gegen die Leiden der Mitmenschen, aber sie hat ihn auch gestählt zu strenger Pflichterfüllung in seinem Herrscherberufe, den er nur zum Besten des Landes ausübte. Daß er nicht, wie uns hier glauben gemacht werden soll, seine und seines Hauses Interessen, sondern des Landes Wohl vorzüglich berücksichtigte, beweist, um nur ein Beispiel anzuführen, aufs schlagendste das berühmte Schuldenedikt vom 1. Mai 1794, in dem er aus freien Stücken die Belastung des Kammergutes mit Schulden, sowie die Veräußerung und Verpfändung von Domanalgut an die Zustimmung der Landstände knüpfte, damit „das enge Band zwischen dem Wohlstande des Landesherrn und der Glückseligkeit der Unterthanen nie möge geschwächt oder wohl gar aufgelöst werden.“ Daß er den humanitären Bestrebungen der Zeit sehr zugänglich war, wird unter anderm auch dadurch bezeugt, daß er in seinem Lande den Versuch machte, mit Unterstützung Campes das gesamte Erziehungswesen des Landes nach philanthropischen Grundsätzen umzugestalten, was dann mit Hilfe der Landstände hintertrieben wurde.*) Wie der Herzog für alle Zweige der Staatsverwaltung die größte Sparsamkeit forderte, so übte er sie nicht minder auch für seine Person. In der prunkvollen Weise, wie ihn Herr von Seventornen (S. 132) auf dem Weghause einführt, ist er ohne wichtigen Anlaß wohl niemals in seinem Lande aufgetreten. Auch muß man bezweifeln, daß er sich je in dieser Weise mit dem Fräulein von Hartefeld öffentlich gezeigt habe. Uebrigens war diese nicht Hofdame seiner Gemahlin, wie der Verfasser (S. 135) annimmt, sondern seiner Tante, der Gemahlin Friedrichs des Großen; auch die sonstigen Nachrichten über sie sind höchst unvollständig, zum Teil unrichtig. Wie v. S. das harte Urteil über die Frau von Branconi, die fälschlich zur Gräfin erhoben wird (S. 134), begründen will, ist nicht abzusehen. Die Schilderung, wie Karl Wilhelm Ferdinand seinen alten Erzieher, den Abt Jerusalem, damit beauftragt, die Hartefeld in den Saal zu führen, ist höchst unwahrscheinlich. Erzählte man sich doch, er selbst habe es seiner Zeit hintertrieben, daß der Abt diese Freundin als Stiftsdame in das adelige Stift zu Steterburg einführe, nur damit dem würdigen Geistlichen kein Ärgernis daraus erwachse.**)

*) Ich kann hier nicht eine erschöpfende Charakteristik des Herzogs liefern, sondern berufe mich zum Beweise für meine Behauptungen auf meinen Aufsatz in der Allgemeinen Deutschen Biographie, Bd. 15, S. 272 ff.

***) Nach Aufzeichnungen eines braunschweigischen Hofmanns über das Fräulein von Hartefeld. Hdschr. in Privatbesitz.

Die ganze Geschichte von der Gesellschaft auf dem Weghause ist eine, beiläufig gesagt, recht dürftige Erfindung. Ebert, der sich hier mit Luise Gräse verlobt, ist zu dieser Zeit schon über sieben Jahre mit ihr verheiratet gewesen. Am übelsten erfunden ist von allen den dortigen Erlebnissen die Szene mit Alexander Daveson, da sich der Verfasser hier wiederum zu sichern Schriftstücken in Widerspruch setzt. Er stellt die Sache so dar, als wenn dem Daveson das unzweideutigste Unrecht widerfahren wäre, und zwar allein von seiten des Herzogs Karl Wilhelm Ferdinand. So faßt sein Lessing die Sache auf, den er dem Herzoge darob sehr kräftig den Text lesen läßt. Wie hat aber Lessing in Wirklichkeit von dem Manne, von den Vorgängen, über welche ich, offen gestanden, noch keine volle Klarheit habe gewinnen können, gedacht? Wir erfahren es aus seinem Briefe an Mendelssohn vom 19. (nicht 18.) Dezember, den Herr von Seventornen selbst erwähnt, also doch wohl gelesen hat. Hier schreibt Lessing: „Denn es ist nicht wahr, daß der Unglückliche ganz unschuldig ist. An Klugheit hat er es wohl immer fehlen lassen. Eigentlich heißt er Alexander Daveson, dieser Emigrant; und daß ihm unsre Leute auf Verheßung der Ihrigen sehr häßlich mitgespielt haben, das kann ich ihm bezeugen.“ Lessing hielt also den Mann nicht für ganz unschuldig*) und schrieb den Anlaß zu den unverdient harten Verfolgungen den jüdischen Glaubensgenossen desselben zu. Aber davon sagt Herr v. S. kein Wort, alle Schuldbürdet er auf den Herzog. Mit welchem Recht?

Doch genug, um die gänzliche Unzuverlässigkeit dieser „authentischen Beiträge zum Leben Lessings“ zu erweisen. Trüge das Buch nicht selbst diesen Titel an der Stirn, könnte es nicht durch seine anscheinende Quellenmäßigkeit das Urteil weiterer Kreise, die den behandelten Fragen ferner stehen, in schädlicher Weise verwirren, so würde jedes Wort, das man darüber spricht, ein verschwendetes sein. Denn künstlerisch als Schöpfung der dichterischen Phantasie betrachtet, erhebt es sich in keiner Weise über das Durchschnittsmaß dessen, was heutzutage für geschichtlichen Roman oder Novelle ausgegeben wird. Die Handlung ist zusammengesetzt aus den abgebrauchtesten Lustspielmotiven; den Hauptinhalt bilden philosophisch-politische Reden, wie man sie von einem liberalen Kannegießer unsrer Tage auf jeder Gasse hören kann, daneben allerlei schöne und nützliche Gespräche, z. B. über Brot- und Fleischpreise „nach gleichzeitigen Tabellen“ — übrigens nicht ohne Fehler**) — gegeben.

*) Weß Geistes Kind der Mann war, hat auch das spätere Leben desselben deutlich gezeigt: als französischer Lohnschreiber gab er in Berlin 1806 bis 1808 den „Telegraphen“ heraus.

**) Die Tabellen befinden sich in den Braunschweigischen Anzeigen des Jahres 1780, denen der Verfasser vieles entnommen hat. Aber leider laufen auch bei Wiedergabe dieser Dinge mancherlei Fehler unter, die mindestens große Flüchtigkeit bekunden.

Wenn man nur wenigstens den Namen Lessings aus dem Spiele gelassen hätte! Soll er nur als Lockmittel für das traurige Machwerk dienen? Einem aufrichtigen Verehrer Lessings muß diese Hereinziehung seiner Person geradezu als eine Entweihung erscheinen. Oder wer fühlte sich nicht beleidigt, wenn er den allverehrten Mann wie einen modernen Parteiagitator die billigste Weisheit austramen hört, hier mit dem Bedienten über den Geistlichen spottend (S. 10), dort den Bauern gegen die Herrschaft aufreizend (S. 54), dann wieder den Kellner nach seinem Schäferstündchen fragend (S. 52). Muß nicht zumal bei dem heranwachsenden Geschlechte durch solch ein Buch jedes Gefühl für die seltne Hoheit des großen Mannes im Keime erstickt werden? Und dabei sollen diese Blätter im „Dienste des Glaubens der Humanität“ verfaßt sein!

Wohl hat Herr von Severtornen viele Außerlichkeiten, manche Neigungen und Gewohnheiten Lessings mühsam zusammengelesen und in seinem Buche verwertet; hätte er seines Geistes einen Hauch gespürt, er würde gewiß sein ganzes Buch ungeschrieben gelassen haben.

Wolfenbüttel.

P. Zimmermann.



Ausstellungen in Wien.



seitdem die Schwärmerei für Ausstellungen, die „gern was auf der Erden und in dem Himmel ist,“ umfassen wollten, „die Wissenschaft und die Natur,“ die Kunst und die Industrie, den Ackerbau und die Viehzucht u. s. w., durch wiederholte kalte Sturzbäder ein wenig abgekühlt worden ist, wendet sich die Unternehmungslust mit ungeschwächtem Eifer den Spezialausstellungen zu. Die Gegner der über jede vernünftige Schranke hinausgewachsenen „Weltausstellungen“ sehen sich beim Wort genommen. Denn hatten sie nicht insgesamt anerkannt, daß es sich empfehle, von Zeit zu Zeit einzelnen Ländergebieten oder einzelnen Gruppen der Produktion Gelegenheit zur Überschau und zum Messen der Kräfte zu geben? Nun wohl, die „Welt“ soll jetzt nicht mehr auf einmal, sondern löffelweise verabreicht werden; und wenn man im Aufstöbern von ausstellbaren Besonderheiten recht findig ist und die Zeitabschnitte recht kurz mißt, so darf man hoffen, das gegenwärtig Verpönte unter anderm Namen doch zu erreichen! So verteilt der Reisende, der Cigarren über die Grenze schmuggeln möchte, die einzelnen Päckchen

über den ganzen Koffer und ist unangenehm berührt, wenn der Zollbeamte aus den vielen steuerfreien eine einzige steuerpflichtige Menge herstellt.

Der Vergleich soll nicht auf einen Vorgang der letzten Tage im Wiener Gemeinderat angewandt werden. Die Ähnlichkeit besteht nur darin, daß die Ausstellungsfreunde von Profession sich auch sehr unangenehm berührt zeigen. Und er ist bezeichnend genug, um eine kurze Erwähnung zu verdienen. Für das Jahr 1884 war eine „Städteaustellung“ in Vorschlag gebracht worden, welche die kommunalen Einrichtungen aller zivilisirten Länder zur Anschauung bringen sollte. Ob von einer solchen ein wirklicher Nutzen zu erwarten wäre, ob es nicht zweckmäßiger sei, wenn Sachverständige alles über diese Gegenstände veröffentlichte gründlich studiren und, soweit es erforderlich ist, sich durch den Augenschein unterrichten, mag hier dahingestellt bleiben. Daß aber nur der Sachverständige imstande sein würde, die ausgestellten Pläne, Berechnungen, statistischen Tabellen zc. in ihrer Bedeutung zu beurteilen, daß die Zahl solcher Sachverständigen keine große ist, während für das große Publikum, welches die Kosten von Ausstellungen decken soll, alle diese Dinge eine unverständliche Sprache sprechen und daher auch wenig Anziehungskraft für dasselbe haben würden, das ist wohl unbestreitbar. Zu dieser Ansicht war bei reiflicher Überlegung auch die Mehrheit des Gemeinderats gelangt. Sie hatte es als höchst unwahrscheinlich erkannt, daß der immerhin beträchtliche Aufwand für ein solches Unternehmen unmittelbar durch die Eintrittspreise und mittelbar durch den Fremdenverkehr wieder hereinzubringen sei, und deshalb sprach sie sich für Vertagung der Sache aus. Darin sieht die Minderheit, und gewiß mit Recht, nur eine milde Form der Ablehnung, und sie vermag ihren Zorn nicht zu be- meistern. Gegen die Beweisführung der Mehrheit ist allerdings wenig einzuwenden. Aber angeblich soll die Stadt Wien „blamirt“, „diskreditirt“ sein, weil ihre Vertreter nicht den Mut haben, hunderttausende an ein so zweifelhaftes Unternehmen zu wagen. Wir denken hingegen, der Kredit Wiens könne nur gewinnen, wenn die Welt sieht, daß es haushälterisch wirtschaftet, den Mut hat, einen übereilten Beschluß zurückzunehmen, und daß es die Komplimente, welche seiner Liebenswürdigkeit bei solchen Anlässen gemacht zu werden pflegen, auf den wahren Wert zu schätzen anfängt. Vollends sonderbar ist das Argument, daß die Städteaustellung dazu beitragen werde, den Fremdenzufluß zu vermehren. Das Sinken desselben ist in den letzten zehn Jahren fühlbar geworden, und an Ausstellungen hat es während dieses Zeitraumes wahrlich nicht gemangelt.

Übrigens wird das laufende Jahr für die Entscheidung über diesen letztern Streitpunkt genügendes Material liefern. Wien wird mit Ausstellungen der mannigfachsten Art gesegnet sein. Hunde haben den Reigen eröffnet, Vögel und Blumen folgen, Wohnungseinrichtung steht dann in Sicht, im Hochsommer kommt die Elektrizität an die Reihe, im September und Oktober die graphischen

Künste. Daneben gehen die Ausstellungen der verschiedenen Kunstinstitute einher, im Oesterreichischen Museum sind bereits eine Sammlung gräco-buddhistischer Denkmäler, ferner neue Funde von ägyptischen Geweben und Papyrushandschriften zu sehen, und ebenda steht eine historische Bronzerausstellung von der ältesten Zeit bis auf die Gegenwart bevor. Mehr in irgend einem Sinne zu fordern, wäre unbillig. Die Liste mag aber nicht einmal vollzählig sein.

Verschiedene von diesen Ausstellungen haben in der That vollen Anspruch auf Beachtung. Über die Elektrizität, das Schoßkind unsrer Tage, braucht kein Wort gesagt zu werden; höchstens steigt das Bedenken auf, ob trotz all der Wunder der Beleuchtung, der Tonbeförderung, der Kraftübertragung u. Wien nicht etwas zu rasch auf München folgen werde. Die indischen Gegenstände, welche Dr. G. W. Leitner, ein Oesterreicher, Rektor der Universität zu Lahore, gesammelt und in einem ausführlichen Katalog erläutert hat, gewähren teils schätzenswerte Einblicke in die Technik (z. B. der Shawlweberei), und eröffnen zum andern Teil ganz neue kunstgeschichtliche Perspektiven. Die Sammlung umfaßt nämlich eine große Zahl Gipsabgüsse von Skulpturen, Darstellungen aus der Geschichte Buddhas, welche, gegenständlich höchst anziehend, in stilistischer Beziehung die merkwürdigsten Rätsel aufgeben. Nicht nur der Einfluß des Griechentums und dessen eigentümliche Verschmelzung mit einheimischer Anschauung und Formensprache fallen da auf: es giebt Reliefs, auf denen jede Figur einer andern Zeit und einem andern Lande anzugehören scheint. Manche würde, wenn sie uns einzeln vorkäme, unbedenklich für byzantinisch oder römisch-christlich erklärt werden, manche weist bestimmt auf antike Vorbilder zurück, und dicht daneben stellt sich der Hindutypus. Dürfen wir dabei an den Zug Alexanders denken? In welcher dunkeln Zeit haben die Künstler Vorstellungen aufgenommen, welche uns an Sarkophagreliefs mahnen? Hier findet die Forschung noch ein reiches Feld.

Geradezu epochemachend ist die ägyptische Ausbeute eines hiesigen Kaufmanns, Theodor Graf, der für gewöhnlich von seinen Reisen im Orient Prachtstücke der Teppichwirkerei mitbringt, diesmal aber einen Schatz im vollen Sinne gehoben hat: hunderte von Geweben und Stickereien aus der Zeit vom vierten oder fünften bis in das zehnte Jahrhundert unsrer Zeitrechnung. Darunter befinden sich noch ganze Gewänder für Erwachsene und Kinder, das übrige in mehr oder weniger erhaltenen Bruchstücken, an denen zum Teil gerade der Zustand der Zerstörung von Wert ist, weil er die Technik erkennen läßt. Was beim ersten Blicke besonders befremdet und beim Vergleiche mit den Erzeugnissen der Gegenwart recht niederschlagend wirkt, ist die Erhaltung der Farben. Wir, gewöhnt an die Vergänglichkeit unsrer chemischen Farben, deren Verbleichen und Verschmutzen sich beinahe von einem Tage zum andern beobachten läßt, erblicken hier auf tausendjährigen Stoffen Purpur, Rot, Gelb, Grün, Schwarz in voller Frische und Reinheit. Die Faser ist vielfach verwittert, das Weiß der Leinen-

Baumwollen- und Byssusgewebe ist gebräunt, aber die Pigmente sind unverändert. Dann staunen wir über den Reichtum an Verzierungsmotiven und deren Schönheit. Die Elemente aller Ornamentation herrschen vor, geometrische und Pflanzenformen, aber auch Tiere fehlen nicht, menschliche Köpfe in Kunden, wie nach Gemmen oder Münzen kopirt, Engelsgestalten in meisterhafter Ausführung. Die wohlerhaltenen Stücke klären uns über den *clavus* und die *toga praetexta* auf und beweisen das hohe Alter und die orientalische Herkunft der Gobelintechmik. Diese flüchtigen Andeutungen reichen hin, den hohen Wert des Fundes zu charakterisiren. Dazu ein ganzes Archiv mit Papyrusurkunden in griechischer, koptischer, syrischer, arabischer und hebräischer Sprache!

Die noch in der Vorbereitung begriffene Bronzerausstellung verheißt ebenfalls sehr wichtig zu werden. Durch das Entgegenkommen der kaiserlichen und anderer öffentlichen und Privatsammlungen, Kirchen, Stifter, Kommunen ist es ermöglicht, fast alles bedeutende, was Oesterreich an nicht strengmonumentalen Bronzen besitzt, auf einem Punkte zu vereinigen, auch vom Auslande her findet Beteiligung statt, wiewohl vorzugsweise auf dem Gebiete der heutigen Produktion. Und es leuchtet ein, wie fruchtbar für diesen bedeutenden Industriezweig das vergleichende Studium der Legirungen, der natürlichen und der künstlichen Patinirung, der Formengebung, der Ziselirung, der Art, wie dem praktischen Bedürfnisse gedient wird u. s. w., werden kann.

Endlich soll nicht versäumt werden, auf die graphische Ausstellung aufmerksam zu machen. Sie findet unter dem Protektorate des Erzherzogs Ludwig Viktor statt, ist international und umfaßt alle Zweige der vervielfältigenden Künste, mit Einschluß derjenigen, welchen die Photographie als Grundlage dient, und welche heutzutage nicht mehr umgangen werden können. Ist man mitunter geneigt, diesen einen zu großen Spielraum zu gewähren, so wird gerade ein solches Nebeneinanderstellen der freien künstlerischen und der wesentlich mechanischen Arbeit gewiß dazu beitragen, für das richtige Verhältnis zwischen beiden die Augen zu öffnen. So viel man hört, hat namentlich in Frankreich das Projekt großen Anklang gefunden.

Wien.

B. Bucher.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Sein liebes Kind, sagte Baron Sextus, ich finde allerdings, daß es charmante Leute sind. Dazu sagte mir die Gräfin, daß es ihrem Sohne gut thun würde, noch einige Zeit die Seelust zu genießen, ohne daß es gerade nötig wäre, noch länger dies verfluchte Zeug zu schluden, das der schlaue Bruder deiner Millicent braut.

Die Gräfin scheint es dir also nahe gelegt zu haben, du möchtest sie einladen.

Nahе gelegt — nahe gelegt, liebe Dorothea! sagte der Baron, fortwährend hinter seiner Zeitung versteckt. Ich weiß nicht, was ihr Weiber immer für Spitzfindigkeiten ausheckt. Wie ich dir, glaube ich, schon einmal erzählt habe, ist Blasius Sextus im dreißigjährigen Kriege, wo er ein kursächsisches Kürassierregiment kommandirte . . .

Ja, lieber Papa, das hast du mir schon einmal erzählt, und ich zweifle nicht daran, daß unsre Beziehungen zu den Altenschwerdts im dreißigjährigen Kriege sehr gut gewesen sind.

Du kannst hinzusehen: auch im siebenjährigen Kriege, sagte der Baron, indem er die Zeitung auf den Tisch legte. Der Altenschwerdt in der zweiten Reihe der obern Galerie, gerade dem dritten Fenster gegenüber, welcher Kammerherr der Kaiserin Maria Theresia war, hat Anno . . .

Entschuldige, daß ich dich noch einmal unterbreche, lieber Papa. Hast du der Gräfin schon etwas davon gesagt, daß du sie einladen wolltest?

Nein — das heißt, ja — das heißt, in gewissem Sinne habe ich von weitem angedeutet . . .

Mein guter Papa, sagte Dorothea, indem sie trotz der Beforgnis, die sich in ihr Herz schlich, ein Lächeln auf ihre Lippen zwang, sich erhob und sich auf ihres Vaters Schulter lehnte, mein guter Papa, Blasius Sextus errang sich

einen stolzen Namen im Eisenpanzer mit dem Schwerte, so auch seine Nachkommen. Es waren auch vermutlich seine Vorfahren gewaltig im Sattel und vor dem Feinde. Aber ich wüßte mich keiner Erzählung aus der Familienchronik zu erinnern, wo sie durch Diplomatie gegläntzt hätten. Wenn es dir Vergnügen macht, die Gräfin Altenschwerdt hier zu sehen, so versteht es sich von selbst, daß ich nicht die geringsten Einwendungen dagegen machen kann.

Dorothea hatte große Lust, noch mehr zu sagen und dem Vater den übeln Eindruck mitzuteilen, den sie von der Gräfin empfangen hatte. Aber sie kannte den Widerspruchsgeist des alten Herrn, und sie hatte genug gesehen, um zu wissen, daß ihre Macht zu gering sei, um gegen die der schmeichlerischen Frau in der Waagschale zu gelten. Sie sah, daß die Einladung eine verabredete Sache war, der nur noch mehr Gewicht und Bedeutung durch ihren Widerstand verliehen werden würde.

Der Baron sah indessen seine Tochter halb erfreut und halb ärgerlich an, erfreut über die leichte Erledigung der Sache, ärgerlich darüber, daß er durchschaut war.

Es ist doch eine bodenlose Schlaueit in euch Weibern, sagte er. Was übrigens das Vergnügen betrifft, da bist du doch im Irrtum. Wie kann es mir Vergnügen machen, wochenlang aus meiner Gewohnheit gerissen zu sein und mich nach den Neigungen einer Dame zu richten, die an ein geselliges Leben gewöhnt ist, während wir hier doch beinahe wie die Eremiten leben. Nein, da hast du doch fehlgeschossen. Es ist nichts als die Tradition des alten Freundschaftsverhältnisses zwischen den Vorfahren. Übrigens ist da noch eine dumme Geschichte, die du mir helfen mußt zu arrangiren. Es scheint, wir sind doch ein bißchen unvorsichtig in unsrer Gastfreundschaft gegen Herrn Eschenburg gewesen. Erwinnere dich, daß er uns von niemand empfohlen, sondern so gleichsam hereingeschneit ist. Die Gräfin behauptet, unvorteilhaftes über ihn gehört zu haben. Ich will das dahingestellt sein lassen. Mir ist er immer als ein Gentleman erschienen, und ich irre mich so leicht nicht. Die Gräfin irrt sich möglicherweise im Namen. Jedenfalls müssen wir aber die Rücksicht auf sie nehmen, daß wir sie nicht mit dem Herrn zusammenbringen. Was denkst du? Wie fangen wir das an? Es widerstrebt mir, den Herrn zu verlegen, und doch kann ich, da ich mich auf keine Bürgschaft für ihn berufen kann, der Gräfin auch nicht die Beleidigung zufügen, ihre Warnung zu mißachten und Herrn Eschenburg hier auftreten zu lassen, während sie mein Gast ist.

Dorotheens Herz ward beim Anhören dieser Worte von einem Sturm von Gefühlen geschwellt, die es kaum ertragen konnte. Wäre der Baron ein aufmerksamerer Beobachter gewesen und ein Vater, der im Gesichte seiner Tochter zu lesen verstand, wäre er nicht von der eignen Verlegenheit ganz beschäftigt gewesen, so müßte er in diesem Augenblicke das Geheimnis entdeckt haben, welches in Dorothea verborgen lag. Sie ward zuerst sehr blaß und dann sehr rot,

ihr Atem flog heftig, und ihr Busen hob sich ungestüm. So sehr bewegten Entrüstung und das in allen edeln Naturen lebhafteste Gerechtigkeitsgefühl ihre Pulse, daß sie beim ersten Ansturm der Gefühle im Begriffe stand, ihrem Vater zu entdecken, daß sie Eberhardt liebe. Aber die Klugheit hielt sie doch davon zurück. Sie wußte zu gut, von welchen Ansichten dieser stolze und hartnäckige alte Edelmann beherrscht wurde, als daß sie hätte erwarten sollen, seine Genehmigung einer Mesalliance sei ohne die feinste und überlegteste Politik zu erlangen. Der gegenwärtige Zeitpunkt war zu einer solchen Eröffnung durchaus ungeeignet. Indem Dorothea wahrnahm, daß die Gräfin einen bestimmten Plan verfolgte, sah sie sich selbst in die Lage versetzt, Schritt für Schritt sorgfältig zu berechnen.

Nochte aber auch die Notwendigkeit der Vorsicht ihr noch so gebieterisch vorschweben, eines mußte auf der Stelle geschehen und ohne alle Rücksicht als allein auf die Ehre ausgeführt werden: Sie mußte Eberhardt gegen eine so schändliche Verleumdung verteidigen.

Wie? fragte sie mit zuckendem Munde. So oft hast du Herrn Eschenburg dir gegenüber gesehen, hast seine Hand gedrückt, ihn an deinem Tische willkommen geheißen, und jetzt hat eine Lüge alles verweht, und du hast ihn der Gräfin gegenüber nicht in Schutz genommen?

Der Baron war peinlich überrascht durch diesen Angriff seiner Tochter. Erstaunt nicht nur über den Sinn ihrer Worte, sondern hauptsächlich über den Klang ihrer Stimme, blickte er sie ganz betroffen an. Er fühlte, daß etwas Wahres in dem sei, was sie sagte, und empfand einige Beschämung, daß er eine Lektion erhalte, wo er sie vielleicht verdient habe.

Mein bestes Kind, erwiederte er, wer sagt dir, daß ich Herrn Eschenburg nicht in Schutz genommen habe? Allerdings habe ich es gethan.

Wenn du es in der gehörigen Weise gethan hättest, so würdest du eben nicht so zu mir gesprochen haben.

Ich finde, mein Kind, sagte der alte Herr ärgerlich, daß es nicht deine Sache ist, mich darüber zur Rechenschaft zu ziehen. Ich habe gethan, was meine Pflicht war, aber es ist doch die Thatsache nicht aus der Welt zu schaffen, daß er uns von niemand empfohlen und ein Mann von durchaus unbekannter Herkunft ist. Wenn da eine Dame wie die Gräfin von Altenschwerdt mich warnt, kann ich es nicht in den Wind schlagen.

Und wer ist die Gräfin Altenschwerdt, daß du ihr unbedingt Glauben schenkst?

Eine Dame von uralter Familie! sagte der Baron streng.

Ich bitte um Verzeihung, Papa, wenn ich die Abstammung von uralter Familie nicht für einen unbedingten Beweis dafür halten kann, daß die Gräfin die Wahrheit gesprochen hat.

Baron Sextus ward mehr und mehr von Erstaunen und Unwillen erfüllt. Er hatte seine Tochter noch nie so scharf und so gewissermaßen revolutionär reden hören. Er runzelte die Stirn und sah Dorothea sehr böse an.

Was fällt dir ein? fragte er. Wie kannst du deinem Vater so entgegen-treten? Es scheint, daß die Moden der Neuzeit dich angesteckt haben. Ich hätte mir in meiner Jugend nicht erlauben dürfen, meinen Eltern derart in die Parade zu fahren.

Aber Dorothea ließ sich nicht einschüchtern. Sie war im eigentlichen Kernpunkt ihres Wesens getroffen worden und setzte sich über viele Bedenken hinweg, denen sie bei andern Gelegenheiten wohl nachgab.

Es scheint mir deinen eignen Grundsätzen zu widersprechen, Papa, sagte sie mit glühenden Wangen, daß du ohne Untersuchung dem Bürgerlichen Unrecht giebst gegenüber der Dame von alter Familie. Hast du nicht oft in meiner Gegenwart gesagt, daß du den Menschen schätzt und nicht das Kleid? Und hier weichst du von einem so richtigen Grundsatz ab? Was thut der Name Altenschwerdt in diesem Falle? Kann er eine Verleumdung legitimiren?

Wenn es eine Verleumdung wäre, könnte es der Name allerdings nicht legitimiren, rief der Baron heftig. Aber es ist nicht anzunehmen, daß eine Gräfin Altenschwerdt sich herbeilassen sollte, gegen einen namenlosen, unbekanntem und unbedeutenden Bürgerlichen eine Verleumdung zu begehen!

Ich bezweifle sehr, ob das den Ausschlag geben kann, sagte Dorothea. Ich setze sehr starke Zweifel in die Richtigkeit der Anschauung, daß die gute Familie eine Bürgerschaft des guten Charakters sei. Ich habe Bürgerliche kennen gelernt, die weit achtungswerter waren als die Sprossen der ältesten Geschlechter. Ich denke, daß der stolzeste Name doch einmal einen Anfang genommen hat, und daß der erste Chef des ältesten Hauses doch einen unbekanntem Namen hatte, den er erst durch seine Thaten berühmt machte. Deshalb scheint es mir durchaus nicht erlaubt zu sein, einen unbekanntem bürgerlichen Namen ohne Grund zu beschimpfen. Wenn ich nach der Gegenwart auf die Vergangenheit schlicke, so komme ich sogar zu der Vermutung, daß die meisten alten Geschlechter keinen sehr ehrenvollen Ursprung gehabt haben. Denn ich sehe alle Tage, daß auf zwei oder drei brave Männer hunderte von zweifelhaftem Werte ge-adeln werden.

Das ist stark! rief der Baron, fast ganz ohne Fassung. Mädchen, was sind das für Ideen! Und die wagst du mir ins Gesicht zu schleudern? Beiläufig bemerkt, du hast gar keinen Begriff von dem, worüber du sprichst. Habe ich nicht tausendmal auseinandergesetzt, erklärt und breitgetreten, daß der ernannte Adel gar kein echter Adel ist, sondern nur der erbgefessene?

Das ist in diesem Falle ganz einerlei. Einer ist immer der erste gewesen, der den Besitz gehabt hat, und der muß doch ein Parvenü gewesen sein. Du weißt aber so gut wie ich, daß gerade die Leute, welche zu Vermögen kommen,

nicht die anständigsten sind. Ein wahrhaft rechtlicher Mann wird selten reich. Deshalb vermute ich, daß die Ahnherrn der meisten adelichen Geschlechter ehrgeizige und gewissenlose Streber waren, und ich glaube, daß all dieser schöne Stolz auf alte Abstammung eine hohle Einbildung ist. Und du willst auf einen bloßen alten Namen hin einen Mann beleidigen, der alle jene Gaben, welche Menschen nicht verleihen können, von der Natur empfing, und der ihnen alle Talente hinzugesügt hat, welche zu erwerben ein Verdienst ist!

Dorothea hatte sich in ihrem Eifer für die Verteidigung des guten Namens des geliebten Mannes über die Schranken der Klugheit hinaus fortreißen lassen, welche sie doch zu Anfang des Gesprächs sich vorgenommen hatte innezuhalten. Sie hatte ihren Vater durch ihre heißen Bemerkungen in seinem verwundbarsten Punkte getroffen. Er war so entsetzt und so beleidigt dadurch, daß er solche Ansichten in seinem eignen Schlosse und von seiner eignen Tochter hören mußte, daß er darüber ganz zu bemerken vergaß, was ein andrer Vater jetzt sicher bemerkt hätte: daß nämlich ein tiefes, aus dem Herzen kommendes Interesse Dorothea aufgeregt hatte.

Baron Sextus erhob sich zitternd vor Zorn, und ehe Dorothea wußte, wie ihr geschah, brannte eine Ohrfeige auf ihrer Wange.

Es war der erste Schlag, den sie von ihrem Vater empfangen hatte, und sie war für eine Sekunde ganz betäubt, mehr vom Schreck als vom Schmerz. Sie erhob sich unwillkürlich, um das Zimmer zu verlassen, aber sie war so bestürzt und verwirrt, daß sie einen Fehltritt that, ausglitt und, indem sie sich an der Stuhllehne halten wollte, den Stuhl mit zu Boden riß und mit der Stirne auf dessen harte, eichene Rücklehne schlug, sodaß sie fast ganz die Besinnung verlor.

Baron Sextus, welcher mit zornfunkelnden Augen vor ihr gestanden hatte und keine Worte finden konnte, die scharf genug waren, um seinem Grimm geeigneten Ausdruck zu geben, sah nicht sobald seine Tochter am Boden liegen und Blut in ihrem Gesicht, als er herzustürzte und sie bei ihrem Bemühen, sich zu erheben, unterstützte. Er faßte sie unter die Arme, zog sie in die Höhe und führte sie nach dem Sopha. Dann eilte er an den Tisch, füllte ein Glas mit Wasser und kehrte mit diesem und mit einer benetzten Serviette zum Sopha zurück, um das Blut zu stillen. Das erfrischende Gefühl des kalten Wassers in ihrem Gesicht brachte Dorothea bald wieder zu sich selbst, sie trank einen Schluck und sah ihrem Vater ins Auge. Sie konnte leicht bemerken, daß die tiefste Beschämung seinen Zorn vertrieben hatte, und daß er voll Reue über seine brutale Handlungsweise war. Mit eifriger Geschäftigkeit war er um das junge Mädchen bemüht und suchte offenbar seine Verlegenheit zu verdecken, indem er ihr ein Kissen unter den Kopf schob, ihre Füße auf den Sitz legte und die Serviette häufig frisch anfeuchtete. Es stellte sich heraus, daß das Blut, welches auf das Fichu herabgetröpfelt war, nicht aus einer Wunde quoll,

sondern nur eine Folge des Schlages war, welcher Nasenbluten verursacht hatte, und der Baron fing an, während die Muskeln seines Gesichts vor innerer Bewegung zuckten, seine Weichheit mit polterndem Schelten zu bemänteln.

So etwas komme davon her, sagte er, wenn junge Mädchen über Gegenstände räsonnirten, die sie nicht verstünden. Und in früheren Zeiten wäre es auch nicht Mode gewesen, daß die Töchter gleich zu Boden stürzten, wenn sie von den Eltern nur mit der Fingerspitze berührt würden.

Aber indem er so sprach und brummte, setzte er sich allmählich zu Dorothea auf das Sopha und faßte sie mit dem Arm um den Leib, wobei er zu wiederholten malen fragte, ob ihr auch nichts weh thäte.

Dorothea sah bald, daß er sich in dieser Lage gar unbehaglich fühlte, indem er zwischen seiner durch Reue erweckten Zärtlichkeit und einer gewissen Unbeholfenheit gegenüber dem weiblichen Geschlechte schwankte. Sein Arm lag hart und regungslos in ihrer Seite, und er saß kerzengerade neben ihr. Sie gab einem Antriebe kindlicher Liebe, die so rege in ihr war und nur immer wieder zurückgedrängt wurde, in plötzlicher Aufwallung nach und schlang beide Arme um seinen Hals, während sie ihr Gesicht an seine bärtige Wange drängte. So saßen Vater und Tochter lange Zeit stumm neben einander, wie sie noch niemals vereinigt gesessen hatten, und ein paar vereinzelte Thränen, die langsam über den grauen Bart hinwegrollten, mischten sich mit der Thräne aus Dorotheens Augen.

Wiederum überlegte sie, ob sie in diesem glücklichen Augenblicke dem Vater ihr Herz öffnen sollte. Aber ihre Seligkeit über die jetzige, nie vorher gekannte innige Vereinigung mit ihm war so groß, daß sie nicht Gefahr laufen wollte, sie zu zerstören. Schweigend hing sie an seinem Halse und vergaß alle Schmerzen, die ihr seine gewöhnliche Zurückhaltung gemacht hatten, in der Wonne dieser teuer erkaufte Spanne Zeit.

Höre, du naseweises Ding, sagte der Baron endlich. Was wir über die unangenehme Geschichte da vorhin gesprochen haben — ich habe mir das überlegt und bin entschlossen, die Sache vorläufig ruhen zu lassen, bis ich die Gräfin noch einmal recht gründlich gesprochen habe. Bist du nun zufrieden, du leibhaftiges Pulverfäßchen?

Dorothea antwortete mit einem dankbaren Blick und drückte den Kopf noch fester an den Vater an. Fast fühlte sie jetzt Beschämung, indem sie bedachte, daß sie nicht offen gegen ihren Vater sei, ja daß sie in ihrer Verteidigung Eberhardts wohl eigentlich den Sieg von seiner Gutmütigkeit erschlichen habe, indem es im letzten Grunde wohl mehr ihre heimliche Liebe zu der Person als ihre offen ausgesprochene Liebe zur Gerechtigkeit selbst gewesen war, welche sie geleitet hatte. Aber sie wußte, daß zuviel auf dem Spiele stand, als daß sie unvorsichtig hätte sein dürfen, und obwohl gedemüthigt in dem Bewußtsein, daß ihr argloser Vater die eigentliche Ursache ihrer Parteinahme nicht erraten

habe, hielt sie doch an sich, um nicht seine festgewurzelten Vorurteile auf eine noch härtere Probe zu stellen.

Sie hatte sich jetzt völlig wieder erholt, und nachdem sie ihrem Vater zu verschiedenen malen versichert hatte, daß sie durchaus keine Schmerzen verspüre und daß die Anschwellung auf ihrer Stirn gar nichts zu bedeuten habe, zog sie sich auf ihr Zimmer zurück, um sofort an Eberhardt zu schreiben.

Mein teurer Freund, schrieb sie, wir sind an einem Punkte unsres gemeinsamen Weges angelangt, wo wir uns ganz klar über unsre Lage werden müssen. Nicht als ob ich damit sagen wollte, wir hätten bis jetzt im Dunkeln getappt, denn der helle Stern der Liebe schimmert ja über unserm Haupte, aber es sind Ereignisse eingetreten, die uns ein vorsichtiges und zielbewußtes Handeln näher legen als vorher. Wir haben einen Feind, einen klugen und mächtigen Feind, und ich muß sagen, daß ich ihm nicht ohne Sorge entgegensetze, wenn ich bedenke, wie sehr die äußern Umstände seine Intriguen begünstigen. Ich denke mit einem gewissen Bangen an den Stolz meines Vaters, eines Edelmannes, dem das Blut seiner Familie kostbarer erscheint als alles andre. Welche Pläne die Gräfin von Altenschwerdt verfolgt, läßt sich noch nicht vollständig übersehen. Nur soviel steht fest, daß sie in Ihnen eine unbequeme, gefährliche Persönlichkeit erblickt. Mein Vater hat mir heute seine Absicht erklärt, die Gräfin mit ihrem Sohne auf mehrere Wochen in das Schloß einzuladen. Das ist eine Zeit, welche von der Dame nicht unbenutzt bleiben wird. Mein Vater, welcher die Güte und Ritterlichkeit selbst ist, wird, wie ich fürchte, von ihr nur zu sehr umstrickt werden. Werden Sie es nicht falsch verstehen, mein teurer Freund, wenn ich Sie bitte, der Gräfin ihr Spiel nicht zu erleichtern? Werden Sie mir nicht zürnen, wenn ich Sie bitte, ihre Besuche vorläufig auf solche Gelegenheiten zu beschränken, welche ich selbst Ihnen jedesmal vorher anzeigen werde? Ich bin überzeugt, Sie wissen zu gut, was mir Ihre Gegenwart wert ist, um in dieser Bitte etwas andres zu sehen als das Mittel, uns die Zukunft zu sichern. So lange die Gräfin bei uns sein wird, können wir uns öffentlich nicht ohne Qual sehen, denn ist es nicht eine Qual, sich zu sehen und sich Zwang anthun zu müssen? Wir haben es am gestrigen Abend schon erfahren, daß dies Zusammensein in Gesellschaft, welches solche Achtbarkeit auferlegt und so wenig Freude verleiht, nicht für uns taugt. Solche Rendezvous unter den Augen dritter Personen mögen gut sein für Leute, die ein Verhältnis mit einander haben ohne Liebe zu fühlen oder des Geheimnisses zu bedürfen, aber was uns betrifft, so ist meine Unruhe zu groß und erscheint mir der Verrat zu gefährlich, als daß ich Genuß an einer so künstlichen Situation finden könnte. Habe ich noch nötig zu sagen, daß die Pläne der Gräfin, soweit sie meine Person betreffen könnten, durchaus wirkungslos sein werden? Daß nichts Vergblicheres unternommen werden könnte als der Versuch, mich von meinen Grundsätzen abwendig zu machen? Es ist keiner Macht auf Erden gegeben, mich von dem Worte ab-

wendig zu machen, das ich Ihnen gegeben habe, teurer Freund, und wenn ich mir klar mache, daß der Widerstand, den mein Vater ganz gewiß meiner Neigung entgegensetzen wird, sobald er davon weiß, gegenwärtig schon eine positive Gestalt annehmen kann, indem er mir eine standesgemäße Partie aussucht, so ist diese Einsicht nur geeignet, mich in meiner Treue zu befestigen. Ich spreche Ihnen dies nur deshalb aus, weil ich Sie auf die Notwendigkeit der Vorsicht aufmerksam machen will. Ach, warum bedarf es doch der Klugheit, wo es sich um das erste und heiligste Gesetz der Natur handelt! Ach, warum machen sich die Menschen die Erfüllung ihrer ersten Pflichten so schwer! Ach, wie groß sind doch die Hindernisse des Glückes, die wir uns selbst durch unsere Vorurteile bereiten! Ihre Antwort, mein teurer Freund, richten Sie an Degenhard in drei Umschlägen, deren zweiter an Millicent adressirt ist.

Zwanzigstes Kapitel.

Als Dorothea diesen Brief den Händen der vertrauten Millicent übergeben hatte, setzte sie sich auf ihren Lieblingsplatz in der Fensternische und versenkte sich in Nachdenken über die Aufnahme, welche ihre Zeilen bei Eberhardt finden würden. Sie sah ihn erschrocken und traurig, indem er las, daß seinem unbefangenen Kommen und Gehen in Eichhausen ein Ziel gesetzt würde, und sah ihn unruhig die drohenden Gefahren überdenken. Dann wandte sie ihr Nachdenken der Szene zu, die sie mit ihrem Vater gehabt hatte, und überlegte, welche Mittel wohl die Gräfin angewendet haben könne, um Eberhardt zu verdächtigen. Waren es vage Aussprüche, Verleumdungen von ungreifbarer Form, die sie in des Vaters Ohr hatte fallen lassen, oder hatte sie einen bestimmten Punkt hervorgehoben, indem sie irgend eine Thatsache zu ihren Zwecken verdrehte?

Bei diesem Nachdenken fiel ihr ein, was Eberhardt hinsichtlich seiner Mutter und seiner in Amerika verlebten Jugend mitgeteilt hatte, und gewisse Bemerkungen über die eigentümlichen Sitten der Shafer, welche sie ohne nähere Beziehungen zu seiner Mutter aufgefaßt hatte, erhielten nunmehr eine besondere Bedeutung. Es tauchte die Erinnerung in ihr auf, daß Eberhardt niemals von seinem Vater und seiner Familie gesprochen habe, daß er überhaupt so äußerst sparsam in seinen Mitteilungen über seine Herkunft und Vergangenheit sei.

Dorotheens Herz schwoll von Mitgefühl, indem sie überlegte, daß ein so hoher Sinn wie der Eberhardts vielleicht von einer Schuld bedrückt werde, die seine Eltern auf sich geladen hätten, und sie empfand eine stolze Verachtung gegen die Gräfin, welche etwa diese Schuld kenne und zu einer Verdächtigung benutze. Sie empfand in ihrer kühnen Sinnesart eine stolze Verachtung solcher Vorurteile, welche imstande wären, in der Meinung der Welt einer so männ-

lichen Erscheinung, einem so untadligen Charakter, wie sie sich in diesem idealgesinnnten Künstler aussprachen, einen Makel anzuhängen.

Aber sie, Dorothea, wollte sich in Spinnweben nicht fangen lassen. Die Verachtung stählte ihr Gemüt, und ihre blassen Wangen röteten sich bei dem festen Entschlusse, sich durch nichts schrecken zu lassen, sondern den feindseligen Verhältnissen mutig entgegenzugehen. Er ist nicht reich und vornehm, sagte sich Dorothea, und er wird verachtet. Aber ich kenne seinen Wert, und je mehr er von euch verkannt wird, desto höher soll ihn meine Liebe heben.

Während sie so dem Schicksal ihres Briefes und dem Schicksal ihrer Liebe nachsann, während ihr Brief selbst in der Tasche eines schnellfüßigen Boten seiner Bestimmung entgegeneilte, hatte Eberhardt seinerseits einen Entschluß gefaßt und war schon im Begriff, ihn auszuführen. Die Ahnungslosigkeit, welche er am vergangenen Abend Dorothea gegenüber gezeigt hatte, war nur eine äußerliche gewesen, und er hatte schon gestern klar gesehen in Dingen, die dem jungen Mädchen notwendigerweise unverständlich bleiben mußten.

Er begab sich um die Mittagsstunde nach Fischbeck und ließ sich bei Gräfin Sibylle anmelden.

Das Zimmer, worin er empfangen wurde, war in halbe Dämmerung gehüllt. Die Gräfin hatte die Vorhänge vorgezogen, um den Sonnenstrahlen den Eintritt zu verschließen, die für ihren noch immer schmerzenden Kopf peinlich waren. Das gedämpfte, rötliche Licht, welches hierdurch entstand, war nicht allein für ihr Befinden angenehm, sondern ließ auch ihr Gesicht vorteilhaft erscheinen. Nach einer schlaflosen Nacht, deren Spuren sich in bläulichen Ringen unter ihren Augen zeigten, war ihr dies sehr wünschenswert.

Sie erhob sich vom Sopha, als Eberhardt eintrat, und ging ihm einige Schritte entgegen. Der Geruch von Valerianaäther, der sie umgab, verriet ihm, daß ihre Nerven angegriffen genug waren, um ihr den Gebrauch belebender Mittel notwendig zu machen. Sie war in einen weichen Schlafrock gehüllt, der in seinen großen Palmetten das rötliche Grau der echten indischen Shawls zeigte, und trug auf dem schwarzen Haar eine rahmfarbene Spitzenhaube. Mit leiser Stimme, welche ihrem leidenden Zustande Ausdruck geben sollte, lud sie Eberhardt ein, neben dem Sopha Platz zu nehmen, und sie setzte sich ihrer Gewohnheit nach so, daß sie das Licht im Rücken hatte, während das Gesicht ihres Gegenüber beleuchtet ward.

In höflicher Weise entschuldigte sie den Zustand ihrer Toilette und des Zimmers mit ihrem übeln Befinden und bat ihren Besucher, daraus, daß sie ihn doch angenommen habe, zu erkennen, wie sehr ihr daran liege, ihn bei sich zu sehen. Dieser Ton war so sehr von der geringschätzigen Art verschieden, mit der sie ihn am Abend vorher in Schloß Eichhausen behandelt hatte, daß es Eberhardt auffallen mußte, und er sah darin einen deutlichen Beweis ihres intriganten Charakters.

Als diese beiden Leute nun, die sich durch Familienbände so nahe standen und durch das eigentümliche Spiel des Schicksals in widerstreitenden Interessen mit einander verknüpft waren, sich einander allein gegenüber befanden und sich gegenseitig prüfend betrachteten, da entstand nach den ersten Worten der Höflichkeit ein erwartungsvolles Schweigen. Die Gräfin, welche am vergangenen Abend in ihrer Aufregung über die unerwartete Erscheinung Eberhardts und in ihrer Bemühung, diese Aufregung zu verbergen, nicht zu einer genauen Betrachtung des jungen Mannes gekommen war, studirte jetzt in seinen Zügen die Ähnlichkeit mit ihrem verstorbenen Gemahl und forschte zugleich in ihnen nach dem Abbild jenes andern Gesichts, das so oft in frühern Zeiten den Gegenstand ihrer Eifersucht gebildet hatte. Denn obwohl es nicht Liebe gewesen war, was sie zu der Verbindung mit dem Grafen von Altenschwerdt getrieben hatte, war sie oft in dem Zwiespalt der Gefühle, den sie in ihrer Ehe empfinden mußte, voll Groll gegen jene andre gewesen, die wohl von dem wankelmütigen Manne verlassen worden war, aber doch sein Herz mit den unzerreißbaren Banden einer ersten Liebe gefesselt hielt. Jenes Weib, das aus weiter Entfernung und über das Gelübde eines neuen Bundes hinweg den Einfluß einer edeln Persönlichkeit geltend zu machen wußte, war ein stiller, gefährlicher Feind geblieben, der, wie sie meinte, ihrer Herrschaft über das Gemüt des Grafen den zähesten Widerstand entgegensetzte und mit ihrem Schatten allein den Glanz ihrer Person zu verdunkeln imstande war. Mehr aber noch als solche Gedanken bewegte ihr Gemüt die gespannte Erwartung, welche Absichten dieser Sohn jener Frau bei seinem Besuche verfolge. Mit einem Blick, der glühend und zaghaft zugleich war, durchforschte sie das edel geschnittene Gesicht mit den tiefen, blauen Augen, diese von blondem Haar und Bart umrahmten Züge voll Kraft und Sanftmut, und sie verweilte mit einem Gefühl des Neides bei Betrachtung dieser ebenmäßig gebauten und hohen Gestalt, die an Männlichkeit der Bildung die Figur ihres Sohnes ebenso sehr übertraf wie an Energie im Ausdruck des Antlitzes. Mit bitterer Empfindung glaubte sie die idealisirte Erscheinung ihres Gatten und zugleich jene andre Erscheinung vor sich aufstauen zu sehen.

Und auf der andern Seite ward Eberhardt, indem er die Frau vor sich sah, welche seiner Mutter den Todesstoß versetzt hatte, von einem Tumult von Gefühlen erfaßt, der es ihm schwierig machte, Worte zu finden. Seitdem er erwachsen war und um das Verhältniß wußte, welches seinem Schicksal wie dem seiner Mutter eine verhängnisvolle Wendung gegeben, hatte diese Frau seine Phantasie beschäftigt, und nun er sie persönlich kannte, fühlte er jene Ahnung in sich bestätigt, welche ihm eine Dame vorgestellt hatte, wie diese da, voll Reiz der äußern Erscheinung und voller Weltlust, glänzend, formgewandt, leidenschaftlich, mit dämonischem Blick.

Was verschafft mir das Vergnügen Ihres Besuches, Herr Eschenburg? fragte die Gräfin.

Ich kann es mit wenig Worten sagen, erwiderte Eberhardt mit tiefer, klangvoller Stimme. Schon durch meinen Diener hatte ich von Ihrer Anwesenheit in dieser Gegend vernommen. Es ist ein wunderliches Spiel des Zufalls, wenn es überhaupt erlaubt ist, von Zufall zu reden, daß wir, die soviel Grund haben, uns zu vermeiden, auf der weiten Erde diesen kleinen Punkt aussuchen mußten, uns zu begegnen —

Ein Zufall! warf die Gräfin ein. So bezeichnen Sie dies Zusammentreffen also als einen Zufall! Ich muß gestehen, daß ich wenig Glauben an das Zufällige habe, und schon geneigt war, anzunehmen, daß von Ihrer Seite eine Absicht vorliege.

Und welche Absicht?

Ich habe Sie unterbrochen. Bitte, fahren Sie fort, sagte Gräfin Sibylle, welcher mehr daran lag, die Gedanken Ihres Gegners zu erfahren als die eignen auszusprechen.

Die tragischen Ereignisse der Vergangenheit, sagte Eberhardt, ihrer Aufforderung folgend, werfen ihr trübes Licht bis in die Gegenwart herüber und müssen für immer das Hindernis eines unbefangenen und freundschaftlichen Verhältnisses zwischen uns sein. Aber ich glaube, daß es darum nicht nötig ist, daß wir einander feindlich sind und uns schaden. Mein Besuch bei Ihnen hat den Zweck, Ihnen dies vorzustellen und Sie zu bitten, in unser beider Interesse den Frieden bewahren zu wollen.

Die Gräfin zeigte den Ausdruck des Erstaunens, als begriffe sie nicht, was er meine, und sah ihn fragend an.

Daß ich den Namen meiner Mutter führe, sagte Eberhardt eindringlich, beweist Ihnen meine Friedfertigkeit, deshalb darf ich wohl auch auf Friedfertigkeit von Ihrer Seite rechnen.

Und haben Sie irgend welche Gründe, das Gegenteil davon annehmen zu dürfen? fragte sie.

Ein bitteres Lächeln erschien auf Eberhardts Gesicht. Wir wollen geschehen sein lassen, was geschehen ist, sagte er, und nur von dem reden, was von nun an geschehen soll. Es ist nicht meine Absicht, mein Recht zur Geltung zu bringen, so lange Sie mich unangefochten lassen, aber hüten Sie sich, Frau Gräfin, meinen gerechten Zorn herauszufordern!

Es lag ein Ton von Energie und ruhiger Kraft in seiner Stimme und Haltung, der seine Wirkung auf sie nicht verfehlte. Sie antwortete mit einem haßerfüllten Blick, bei dem ihre dunkeln Augen Feuer zu sprühen schienen, und brach in ein kurzes, scharfes Lachen aus.

Sie sprechen kühn, mein Herr, kühn und drohend. Sie scheinen Ihrer Sache sehr sicher zu sein. Aber wenn Sie auch nur eine Frau vor sich haben, welche Sie glauben einschüchtern zu können, so ist es doch eine Frau, die sich

ihren gefunden Menschenverstand bewahrt hat. Was ist es denn nur, worauf Sie pochen und womit Sie mich bedrohen?

Es scheint mir kaum nötig zu sein, darauf hinzuweisen, da Sie selbst schon mit solcher Genauigkeit Ihre Aufmerksamkeit auf den richtigen Punkt gelenkt haben, entgegnete er mit bezeichnendem Blick. Lassen Sie mich Ihnen sagen, daß ich erstaunt bin über die grenzenlose Unbesonnenheit, die Sie sich haben zu Schulden kommen lassen.

Sie schlug verwirrt die Augen nieder, indem sie in seinem Blicke las, daß er mehr von der Geschichte des bei ihm versuchten Einbruchs wußte, als er gestern Abend vor der Gesellschaft zu verraten für gut befunden hatte.

Wenn Sie wünschen, den Inhalt der Kassette kennen zu lernen, der Sie so sehr interessirt, wie mir Andrew erzählte, so bin ich gern bereit, Ihnen denselben zu zeigen, fuhr er fort. Sie werden darin ein Dokument finden, welches beweist, daß der Graf Eberhardt von Altenschwerdt, mein Vater, sich am 27. August 1844 in der Christchurch zu Bradford in New-Hampshire mit Marie Eschenburg, meiner seligen Mutter, vermählte.

Gräfin Sibylle hatte ihre Fassung wiedergewonnen. Wenn dieses Dokument echt ist, sagte sie, was ich ja, wie Sie wohl einsehen werden, niemals zugeben kann, so würde daraus nur hervorgehen, daß mir eine ungeheure und unsühnbare Beleidigung zugefügt worden wäre, indem Graf Altenschwerdt sich am 3. Januar 1847 mit mir vermählte. Ich denke, daß Sie nicht im Ernste dem Andenken eines Mannes, den Sie für Ihren Vater erklären, eine solche Schmach aufbürden wollen.

Er errötete. Die Unbill, welche der geliebten Mutter widerfahren war, lebte in diesem Augenblick bei der Entgegnung der Gräfin mit voller Schärfe der Erinnerung wieder in ihm auf und zog sein Herz krampfhaft zusammen. Doch er bezwang sich.

Sie haben Recht, ich will es nicht, sagte er ernst. Ich will es nicht, obwohl mir der Gedanke nahe liegen könnte, das Andenken meiner Mutter, deren Leben durch diese zweite Heirat vergiftet wurde, von einer Schmach zu befreien, die an Gewicht jener, die Sie erwähnen, vielleicht gleichkommt.

Die Gräfin atmete auf. Sie verstand sich gut genug auf menschliche Natur, um zu sehen, daß sie sich einem Manne gegenüber befand, dessen Lauterkeit und Rechtlichkeit rein war wie Gold. Sie, die von dieser Reinheit soweit entfernt und so voll Mißtrauen gegen andre war, die ihr ähnelten, fand in seinem einfachen Wort eine Sicherheit, wie kein Eid und kein Schriftstück eines andern Mannes ihr hätten gewähren können.

Dagegen stelle ich eine Bitte, sagte er nach einer Pause. Ich könnte die Erfüllung dieser Bitte auch wohl eine Bedingung nennen.

Nun?

Wir begegneten uns gestern in Schloß Eichhausen. Ich bin dort ein häufiger Gast und war dort früher als Sie. Es kann für uns nur ein unbehagliches Gefühl sein, uns zu begegnen. Darum bitte ich Sie, nehmen Sie die Rücksicht auf mich, das Schloß zu meiden.

Wenn es irgend etwas gab, was Gräfin Sibylle in dem Argwohn bestärken konnte, den sie schon hinsichtlich Eberhardts und Dorotheens gefaßt hatte, so war es diese Bitte. Sie antwortete nicht sofort, sondern überlegte, was sie thun sollte. Es stand für sie außer Zweifel, daß sie dieser Bitte nicht nachkommen wollte, aber sie erwog, ob sie den Schein der Bereitwilligkeit annehmen sollte. Indem sie jedoch bedachte, daß sie nur für kurze Zeit den Schein zu behaupten imstande sein würde, kam sie von dieser Idee wieder ab.

Ich bin überrascht, sagte sie. Legen Sie soviel Wert darauf, einer unbehaglichen Begegnung, wie Sie sagen, zu entgehen, daß Sie daraus eine so gewichtig betonte Bedingung machen?

Allerdings.

Nun, das bedauere ich wirklich sehr, entgegnete sie. Ich kann unmöglich einer solchen Marotte zu Gefallen — entschuldigen Sie den Ausdruck, ich finde keinen passenderen — die Rücksichten der Höflichkeit gegen Baron Sextus aus den Augen setzen.

Sie wollen nicht? fragte er heftig. Sie wollen für das große Opfer, welches ich bringe, nicht dieses kleine zum Entgelt bieten?

In Gräfin Sibyllens Augen flammte ein Blick auf. Die Lust zu gewagtem Spiel durchzuckte ihr leidenschaftliches Gemüt. Mein Herr, sagte sie, ich habe bis jetzt mit großer Geduld der Entwicklung Ihrer Ideen zugehört und auf Behauptungen Rede gestanden, die ich vielleicht besser in anderer Weise beantwortet hätte. Aber auch die größte Langmut hat schließlich ihr Ende. Sie reden von Opfern, die Sie bringen. Ich verstehe Sie nicht. Sie bestehen auf Gegenopfern. Ich halte dies für eine Spekulation auf meine Gutmütigkeit. Es ist mir unbegreiflich, wie Sie sich fortdauernd und ernstlich solchen Illusionen hingeben können. Wenn Sie wirklich daran gedacht haben, einen Prozeß anzufangen, so muß ich Ihnen sagen, daß die Geschichte, welche Sie mir von einer ersten Verheiratung meines Gemahls erzählten, allerdings sehr romantisch klingt, aber darum noch keine Gnade vor den Augen eines Gerichtshofes finden wird. Ich und mein Sohn werden einem solchen Prozeß sehr ruhig entgegensehen. Was aber mein Verhältnis zu Schloß Eichhausen betrifft, so bitte ich Sie, völlig überzeugt zu sein, daß ich keiner Vorschrift von Ihrer Seite bedarf, auch keiner Bitte oder Bedingung Gehör geben oder zustimmen werde, die meine Schritte nach dieser Richtung hin binden könnte.

Eberhardt hatte sich erhoben und maß die Gräfin mit finstern Blick.

Ich sehe wohl, es ist alles vergeblich, sagte er. Sie stoßen die Ihnen gebotene Hand zurück. Hüten Sie sich, daß nicht dereinst die Stunde kommt, wo Sie bereuen, auf altes Unrecht neues gehäuft zu haben.

Sie kreuzte die Arme über der Brust und sah ihm trotzig ins Auge.

Er verbeugte sich und verließ sie.

Sie starrte ihm nach, und ihre Miene verdüsterte sich. Ein leises Beben fing an, ihre Glieder zu erschüttern. Sie streckte sich auf dem Sopha aus und hüllte sich fester in ihr weiches Gewand. Ruhelos irrte ihr Blick noch lange im Zimmer umher.

(Fortsetzung folgt.)

Notiz.

Das Pentagramm im Faust. Zur Erklärung des auf Fausts Thürschwelle befindlichen, dem Teufel den Ausgang wehrenden Drudensfußes oder Pentagramms erinnern die Kommentare an die schwanenfüßigen Druden der nordischen Mythologie und an das Pentalpha der Pythagoräer. Die schützende und abwehrende Bedeutung dieses Zeichens wurde aber im siebzehnten und achtzehnten Jahrhundert auch noch aus einem dritten Grunde hergeleitet. Im zweiten Bande der *Miscellanea Lipsiensia* (Leipzig, 1716) S. 573 ff. steht ein lateinisch geschriebener Aufsatz eines Dresdner Theologen, P. Chr. Hilscher, der über das mystische Dreieck, Biered, Fünfeck und Sechseck handelt. Der Abschnitt über das Pentagonon gedenkt nun zunächst auch des Pentalpha und des Drudensfußes, auch des Quincunx beim Aufstellen der Schlachtreihen und beim Pflanzen der Bäume, erwähnt aber schließlich, daß das Pentagramm auch mit den fünf Wunden Christi am Kreuze in Zusammenhang gebracht worden sei, und die dem Aufsatze beigegebene Kupfertafel zeigt wirklich in der Mitte als Hauptbild einen Christus mit ausgebreiteten Armen und gespreizten Beinen, dessen fünf Wundmale durch ein Pentagramm mit einander in Verbindung gesetzt sind. In den Anmerkungen, in denen sich der Verfasser auf allerhand ältere Quellen beruft, führt er auch einige Stellen aus Kirchentiedern an, in denen die geheimnisvolle Kraft der fünf Wunden Christi besungen wird, wie: Die heiligen fünff Wunden dein / laß mir rechte Felslöcher seyn, u. a.

Es würde nun sehr gewagt sein, anzunehmen, daß Goethe von diesem Wilde in den *Miscellanea Lipsiensia* gewußt habe. Aber die Beziehung des Pentagramms auf den Gekreuzigten kann ihm recht gut auch aus anderer Quelle bekannt gewesen sein. Jedenfalls ist es merkwürdig, daß dieses Zeichen, welches im Faust zur Bannung des Teufels dient, mit dem sonst zur Abwehr des Bösen verwendeten Kreuz oder Crucifix nach dem angeführten Glauben beinahe identisch ist.

Literatur.

Sergius Panin. Roman von Georges Ohnet. Autorisirte Übersetzung. Basel, W. Bernheim.

Die neueste französische Romanliteratur scheint sich im allgemeinen in zwei Gruppen zu teilen, von denen die eine dem Panier Daudets, die andre demjenigen Zolas folgt. Naturalismus mit Moderation und Naturalismus sans phrase, beidemal mit der stillschweigenden Voraussetzung, daß die betreffende Natur nur in Paris zu suchen und zu finden sei, wechseln mit einander ab. Auch die *Revue des deux mondes*, welche, solange es irgend anging, Romane anderer Richtung begünstigte, beginnt neuerdings ihre Spalten den Produkten der reinen literarischen Photographie zu öffnen und setzt dabei selbst jenen freilich nur konventionellen Anstand außer Augen, den sie sonst bewahrte. Nach dem vorliegenden, von der französischen Akademie preisgekrönten Roman „Sergius Panin“ von Georges Ohnet, ist nunmehr auch das altehrwürdige „Institut“ zur Sanktion der besondern Lebensauffassung und Lebensdarstellung verschritten, die der Romandichtung Frankreichs einen gemeinschaftlichen Typus ausdrückt.

Wir sind weit davon entfernt, die pharisäischen Mienen zu billigen, mit denen ein gewisser Teil der deutschen Kritik aus mißverstandenen Nationalgefühl dem französischen Roman und Drama der Gegenwart gegenübersteht. Wir wissen recht wohl, daß die stärksten innern Mängel, die wir an der schönen Literatur unsrer westlichen Nachbarn wahrnehmen, in der entsprechenden vaterländischen Li-

teratur weit verbreitet sind. Und wir verkennen nicht, daß bei alledem die gute literarische Tradition, die den Schriftsteller zur Achtsamkeit auf seinen Stil, zum Gleichmaß der Ausführung, zur Prüfung seiner Erfindung unter dem Lichte gesunden Menschenverstandes zwingt, in Frankreich noch immer weit mächtiger ist als bei uns. Dennoch lohnt es der Mühe diesen neuesten, durch die Preiskrönung von seiten der französischen Akademie besonders ausgezeichneten Roman auf seinen Gang, seine Charakteristik und seine poetische Absicht hin zu prüfen. Nach Rosenkranz stellt die Dichtung vielweniger das reale Dasein als die Ideale der Völker dar, und selbst in den unbarmherzigen Naturalismus der neuesten französischen Erzähler schleichen sich die Ideale wenigstens der Million Normalfranzosen von Paris ein. Es fragt sich nur, welcher Gestalt diese Ideale sind.

Fürst Sergius Panin, der Held des Ohnetschen Romans, ist der letzte Sprößling einer edeln polnischen Familie. Die engere Heimat derselben haben wir allerdings in Posen zu suchen, aber da er in Paris erzogen ist, so braucht es uns nicht weiter zu befremden, daß er auf Befehl seines Onkels während des Krieges von 1866 in ein österreichisches Kavallerieregiment eingetreten ist und bei Königgrätz Wunder der Tapferkeit gegen die verhaßten Preußen verrichtet hat. Dem Interesse des französischen Publikums empfiehlt ihn dergleichen immer. Für den Roman ist Sergius' Erscheinung im Jahre 1879 wichtiger als seine Tapferkeit von 1866. „Er war wirklich wunderhübsch, dieser Fürst Panin mit seinen blauen Augen, die so unschuldvoll strahlten wie die einer jungen Heiligen, und dem langen, blonden Schnurrbart, der zu beiden Seiten des roten Mundes niederhing. Dabei eine wirklich königliche Haltung, die den Edelmann aus altem Geschlechte nicht verkennen ließ. Eine reizende Hand, ein leicht gewölbter, zierlicher Fuß, der alle Frauen in Entzücken versetzen konnte. Dazu sanft und einschmeichelnd, mit seiner weichen Stimme und der herzbestrickenden Sprachweise des Slawen.“ Leider hat der junge Polenfürst nötig, seine vorteilhafte Erscheinung in einer Heiratspekulation zu verwenden. Mit heißen Leidenschaften, mit brennendem Durst nach Genuß und mit einer armseligen Rente von zweitausend Franken hat Sergius Panin das „Elend in weißen Handschuhen“ gründlich durchzukosten. Schlau, herzlos-egoistisch und skrupellos in der Wahl seiner Mittel, geht er direkt auf die Verbindung mit einer Erbin von Millionen los. In London hat er die Bekanntschaft der schönen Jeanne von Cernay, der Pflegetochter der Madame Desvarennes, gemacht und eine Liebschaft mit ihr angeknüpft. Fräulein von Cernay gefällt ihm sehr wohl, aber da sie nichts zu erwarten hat als eine Mitgift von der Güte ihrer Pflegemutter, so wird das arme Mädchen nur die Brücke, über welche Fürst Sergius ins Haus Desvarennes gelangt. Der Chef dieses Hauses, Madame Desvarennes, ist zwar nur eine ehemalige Bäckerin. Aber durch Klugheit, eisernen Fleiß und viel Glück hat sie es zu Millionen, einem aristokratischen Hotel in der Rue Saint Dominique, einem prachtvollen Landschloß, großen Kunstschätzen und allem Zubehör einer Pariser Idealexistenz gebracht. Nach fünfzehnjähriger Ehe und nachdem sie in ihrer trübseligen Kinderlosigkeit schon die kleine Jeanne von Cernay, die natürliche Tochter des letzten aristokratischen Besitzers von Cernay und einer Sängerin, als Pflegekind angenommen hat, ist ihr auch noch eine Tochter erblüht, kurze Zeit darauf ist sie — auch wieder eines der eigentümlichen französischen Ideale — Witwe geworden. Die junge Micheline, blond, liebreizend, aufs äußerste verzogen und mit ihrem anders gearteten Naturell die willensstarke, thatkräftige Mutter beherrschend, scheint für einen polnischen oder sonstigen Prinzen wie geschaffen. Aber die Desvarennes sind vom Schlage jener großen Pariser Handelsherren, die Daudet in „Fromont und Risler“ geschildert, sie legen kein

Gewicht auf den Erwerb eines Wappens und haben eine wohlbegründete Furcht, ihre „sauer“ erworbenen Millionen in der Hand von Glückrittern und Glücksjägern zersplittern zu sehen. Wenigstens Madame Desvarennes denkt so, hat als Bräutigam für Micheline einen jungen Ingenieur Pierre Delarue ausgesucht, der als zweiter die Ecole polytechnique verlassen hat, also nach französischer Auffassung eine sichere Größe der Zukunft ist. Unglücklicherweise kommt es Monsieur Pierre bei, daß er mit seinem „Ruhm“ die Millionenerbschaft Michelinens aufwiegen müsse. Während er dem roten Bande mit staunenswerten Unternehmungen an der Nordküste von Afrika nachjagt, erscheint Fürst Sergius Panin im Gesichtskreise von Micheline Desvarennes, kommt, spricht (mit weichem polnischen Accent) und siegt. Der arme Pierre, von Madame Desvarennes eilig herzuggerufen, wagt nicht den Kampf um dies Mädchenherz mit dem polnischen Edelmann zu bestehen. „Das Übel kommt daher,“ setzt er der Millionärin auseinander, „daß wir in einer fieberhaft aufgeregten Zeit leben und unsre Fähigkeiten nicht ausreichen, alles zu gleicher Zeit zu umfassen, was das Leben uns bietet: Freude und Arbeit. Wir sind gezwungen zu wählen, mit Zeit und Kräften hauszuhalten und ungeteilt das Gehirn oder das Herz arbeiten zu lassen. Daraus folgt, daß das vernachlässigte Organ verkümmert und daß die Menschen, welche dem Vergnügen leben, erbärmliche Arbeiter sind, während diejenigen, welche ihr Dasein der Arbeit weihen, eine traurige Rolle als Liebhaber spielen. Die einen haben geopfert, was dem Leben seine Würde, die andern, was ihm seinen Reiz verleiht.“ Dank dieser Logik räumt Pierre Delarue dem Fürsten Panin das Feld, hilft den Widerstand der Madame Desvarennes gegen die hochadliche Verbindung besiegen. Madame Desvarennes fügt sich, wiegt sich kurze Zeit in dem Glauben, daß die Dinge gut gehen werden, erfährt aber am Tage der Hochzeit ihrer Tochter mit Prinz Sergius, daß der letztere Jeanne zuvor „geliebt“ und sie um der reichen Pflegechwester willen aufgegeben hat. Jeanne in ihrer Verzweiflung hat sogar auf Zureden des Treulosen den plumpen Bankier Cayrol, einen gleichfalls Millionär gewordenen Auvergnaten, geheiratet. Madame Desvarennes übersieht mit dem unbarmherzigen Scharfblick einer französischen Frau, welche Gefahr ihrer Tochter Micheline aus dieser Sachlage droht. Und sie ist nun zwischen zwei Empfindungen geteilt. Sie weiß zunächst, daß man Feuer und Pulver auseinanderhalten muß und beweist Jeanne, daß es ihre Pflicht sei, nicht nur Monsieur Cayrol ein getreues Weib zu sein, sondern auch jede Begegnung mit dem Fürsten Panin zu meiden. Sie sinnt alsdann grollend darauf, wie es wohl möglich sei, die kaum vermählte Micheline dem verhassten fürstlichen Schwiegersohne wieder von der Seite zu reißen. Kein Zweifel, die energische Frau haßt Panin und durchschaut mit dem Instinkt des Hasses die innerliche Hohlheit des einschmeichelnden Slaven. Sergius Panin trägt sich binnen wenigen Monaten so, daß seine Schwiegermutter nur zu guten Grund hat, ihn zu hassen — allein wenn dies auch nicht der Fall wäre, Madame Desvarennes würde ihm keinen Pardon geben. Ihre Lebensaufgabe ist fortan, Micheline wieder zu erhalten. Ginge es gut, so würde die junge Frau nach ihrer Berechnung ein Kind erhalten und dann von selbst die Liebe zu dem Vater dieses Kindes fahren lassen. Ginge es schlimm — wie es denn in der That geht —, so möchte sich ja wohl ein andres Mittel finden. Schade nur, daß Madame Desvarennes an Fürst Panin einen Gegner hat, der ihr beinahe gewachsen ist. Auch der leichtsinnige, herzlose Pole durchschaut seine teure Schwiegermutter vollkommen und weiß nur zu gut, daß, so lange Michelinens Herz ihm gehört, er jedem Zug im Spiel der Millionärin mit einem Gegenzug begegnen kann. Er verschwendet die Witt- güt seiner Frau, er überläßt sich bei der ersten Wiederbegegnung mit Jeanne Cayrol

rüchhaltlos seiner Leidenschaft für diese und macht den armen auvergnaatischen Bankier, indem er ihn gleichzeitig kräftig auborgt, zum Hörnerträger, er läßt seinen alten Namen durch den Roth schwindelhafter Gründungen und Börsenspiele schleifen — Madame Desvareennes steht immer bereit, immer auf dem Sprunge, ihn bei einer Station dieser Entwicklung zu verderben. Aber immer wieder schlagen die Karten in dem Spiel gegen sie, noch im letzten Augenblick, als der Fürst durch seine Verbindung mit dem Gründer Herzog und durch die von Madame Desvareennes aufgestachelte Wut des betrogenen Cahrol an den Rand des Abgrundes gedrängt ist, hat der Fürst die arme Micheline durch eine Neue- und Zärtlichkeitszene wieder für sich gewonnen. Sie vereinigt sich mit ihrer ehemaligen Schwester und jetzigen Nebenbuhlerin Jeanne, um Cahrol durch Bitten zu entwaffnen. Madame Desvareennes sucht inzwischen den bedrängten Schwiegersohn zum Selbstmord zu treiben, Fürst Sergius ist aber nicht der Mann für solche heroische Thaten. Er stopft sich die Taschen voll Gold und Banknoten und will entfliehen. Da rafft sich der Haß der Madame Desvareennes zu einer entscheidenden That auf. „Der Schwiegersohn der Madame Desvareennes erscheint nicht vor dem Schwurgericht, selbst nicht um freigesprochen zu werden.“ Und da Panin fliehen will, schießt sie ihn nieder, läßt den eintretenden Polizeikommissär glauben, daß der Fürst aus Besorgnis, entehrt zu werden, sich selbst erschossen habe. Micheline, die zu spät hineinstürzt, bricht auf der Leiche des ermordeten Gatten ohnmächtig zusammen, Madame Desvareennes aber „erhob sich und ohne unter der Last zu wanken, trug sie die wiedergewonnene Tochter in ihren Armen hinweg.“

Die letzten Worte eröffnen eine eigentümliche Perspektive. Was Georges Ohnet nicht ausspricht, soll jeder Leser denken. Fürst Panin ist beseitigt wie ein schädliches Reptil, Micheline wird nach einem Trauerjahr die Gattin des vorzüglichen Pierre Delarue werden, und alles wird in Erfüllung gehen, was Herr Maréchal, der Sekretär der Madame Desvareennes, von vornherein prophezeit hat. Die heroische Mutter aber selbst, welche die Tochter wiedergewonnen hat, sicher genug, daß weder Micheline noch die Polizei je erfahren werden, wer den tödtlichen Schuß auf den Fürsten Panin abgefeuert, wird ohne Gewissensbisse mit alter Energie weiterleben.

So ist es denn ein überaus häßlicher Zug in diesem preisgekrönten Roman, der sehr ethisch und pathetisch sein will, daß er wiederum nur erfüllt ist von der Bewunderung des Geldes, des Erfolgs, des Luxus. Der Heroismus der Madame Desvareennes hat einen Beigeschmack, dem ein deutscher Leser schwerlich Beifall zollen wird. Die Idealfiguren des Pierre Delarue und des treuen Sekretärs Maréchal werden weit weniger lebendig als der Gründer Herzog, als der Bankier Cahrol, als Jeanne und Micheline. Es ist ein Hauch von Hyperkultur, ein Mangel von Einfachheit der Empfindung, eine Neigung zum Theatralischen in dem sonst feingeschriebenen Buche, die erkältend wirkt. Und wunderbarlich genug, diese scharfen Psychologen, diese unbarmherzigen Naturalisten, welche die Erscheinungen in der französischen Gesellschaft so gut beobachten, so treu wiedergeben, kommen nie auf den Einfall, daß in der Organisation dieser Gesellschaft selbst, in der Basis, welche uns gleich zu Eingang in der Ehe der Madame Desvareennes mit ihrem überflüssigen Gatten vor Augen gestellt wird, ein bedenklicher Bruch vorhanden sein könne, aus dem sich alles andre naturgemäß ergibt. Wir glauben nicht, daß der Menschheit viel geholfen sein wird, wenn sich die Müßiggänger à la Fürst Panin zu Grunde gerichtet und den „Klugen und Arbeitsamen“ à la Madame Desvareennes auf der Erde Platz gemacht haben!



Die Tripelallianz.



Als die Grenzboten vor einigen Monaten bei Gelegenheit des Gierſchen Besuches in Barzin ganz beiläufig in drei Zeilen die Bemerkung machten, das Bündnis zwischen Deutschland und Österreich-Ungarn sei „ein regelrecht und in aller Form abgeschlossenes, in Dokumenten niedergelegtes,“ ging das durch die gesamte europäische Presse und wurde der Gegenstand einer großen Menge von Kommentaren, bis die „*Kölnische Zeitung*“ näheres brachte, was dann wieder tausend erläuternde, vermutende, zweifelnde und widersprechende Federn in Bewegung setzte. Ziemlich lange tröpfelte der Segen nach, dann hörte er auf und wurde von den meisten unzweifelhaft vergessen, sodaß die Sache in einiger Zeit wieder einmal neu sein und Sensation machen kann, während sie Scharfblickenden und Leuten mit nicht durchlassendem Gedächtnis, als diese Blätter auf sie hinwiesen, nicht unbekannt war und sie deshalb nicht erschauerte.

Jetzt wiederholt sich das infolge einer in der italienischen Deputirtenkammer gehaltenen Rede des Ministers des Auswärtigen, Mancini, der das Reutersche Bureau ein Telegramm auf dem Fuße folgen ließ, welches die sensationelle Nachricht enthielt, es bestehe zwischen Deutschland, Österreich-Ungarn und Italien ein förmliches Schutz- und Trugbündnis, das seine Spitze gegen Frankreich richte. Wieder gab es eine geräuschvolle und eifrige Diskussion, bei der namentlich einige Pressstimmen interessirten, welche sich aus Österreich und England vernehmen ließen und für offiziös gelten, und in deren Äußerungen u. a. die Meinung vertreten war, wenn an der Sache etwas wahres wäre, so würde man in Wien den Wünschen des deutschen Reichskanzlers ein Opfer gebracht haben. Andre bezweifelten die Existenz eines solchen Bündnisses und verbanden damit Klagen über die bisherige Haltung Italiens. So der Standard und der Daily

Telegraph, deren Wiener Korrespondenten sich notorisch einen Teil ihrer politischen Gedanken aus dem literarischen Bureau des k. k. auswärtigen Amtes holen und infolge dessen „wohlunterrichtete“ Korrespondenten sind. Das erstgenannte Blatt war überzeugt, daß Europa nicht zu befürchten habe, Deutschland und Oesterreich-Ungarn würden den Versuch machen, Italien zu einer feindseligen Politik gegen die Franzosen zu veranlassen. Es meinte ferner, jene beiden Mächte hätten kein Bedürfnis nach Beistand von seiten einer dritten, und der deutsche Kanzler sei ein zu kluger Politiker, um auf Bildung von Koalitionen gegen Frankreich bedacht zu sein, so lange dieses sich friedlich verhalte. Auch die deutsche und die österreichische Politik sei bisher friedlicher Natur gewesen und habe sich deshalb des Wohlwollens aller Welt erfreut. Nicht dasselbe lasse sich von Italien behaupten, welches geraume Zeit ein unruhiges Wesen an den Tag gelegt habe. Jetzt indeß scheine es andern Sinnes geworden, es nähere sich Deutschland und Oesterreich und gebe dadurch Bürgschaft, daß es in eine friedfertige und konservative Politik einlenken werde. Zuletzt sprach der betreffende Artikel die Ansicht aus, daß die in Paris am Ruder stehenden Staatsmänner alles Urtheil über auswärtige Angelegenheiten eingebüßt haben müßten, falls sie Oesterreich und Italien zu einer Haltung Anlaß geben wollten, welche die französische Republik bedrohe.

In diesem Raisonnement war viel wahres, aber der Kernpunkt der Frage, ob die von Reuters Telegraphendraht angekündigte Tripelallianz bestehe, wurde darin nur gestreift und dabei mehr geleugnet als bejaht. Deutlicher sprach sich die „Norddeutsche Allgemeine Zeitung“ in einem augenscheinlich aus hochliegender Quelle geflossenen Artikel über die Sache aus. Sie erklärte, daß weder Deutschland noch Oesterreich-Ungarn noch Italien Neigung haben könne, Bündnisse zu feindseligen Zwecken gegen irgendeine Macht abzuschließen, da nach allen begründeten Vermuthungen die Politik jener drei Staaten nur die Erhaltung des Friedens im Auge habe. Am wenigsten sei die Meinung berechtigt, daß einer von den dreien das Bedürfnis empfinde, für sich allein oder im Verein mit andern eine Frankreich feindliche Richtung zu verfolgen, und somit seien alle Nachrichten über Verabredungen jener drei Mächte in das Bereich der Fabeln zu verweisen. Dieselben hätten nur den Wert von Vermuthungen, abgeleitet aus den offen zu Tage liegenden Interessen jedes einzelnen dieser Staaten, die auf Wahrung des europäischen Friedens hinwiesen, und denen zufolge es möglich, ja vielleicht wahrscheinlich sei, daß sie sich gegen einen willkürlichen Friedensbruch, komme er von der oder jener Seite, gemeinsam zur Wehre setzen würden. Sehe man von diesem Bindemittel ab, so liege für keine von den drei Mächten Anlaß vor, gegen Frankreich üble Absichten zu hegen, und ebensowenig sei für eine derselben Grund vorhanden, zu vermuten, daß ihr Friede durch Frankreich bedroht sei. Wenn, fuhr der Artikel fort, und darin liegt zum großen Theile seine Bedeutung, wenn Gerüchte auftauchen, die zu der

Annahme neigen, die gemeinsame Absicht der drei Mächte, den Frieden zu wahren, sei mit irgendeinem Hintergedanken an Frankreich verbunden, so kann da nur die Besorgnis obwalten, daß infolge eines etwaigen Wechsels der Regierung in Frankreich von dort eine Störung des Friedens erfolgen könnte. Wir finden eine derartige Befürchtung nur für den Fall gerechtfertigt, wo durch Umwälzungen, die außerhalb des gegenwärtigen französischen Staatsrechtes [nach welchem Frankreich eine demokratische Republik ist] sich vollzögen, eine Persönlichkeit [ein Orleans oder ein Napoleonide, auch an einen kriegerischen Präsidenten kann dabei gedacht sein] oder ein Prinzip [das monarchische] zur Regierung gelangte, welche durch Aufruf der kriegerischen Neigungen der Nation eine im Innern augenblicklich gewonnene unsichere Herrschaft zu befestigen versuchten. Träte ein solcher Fall ein, so würde man sich die Frage vorzulegen haben, ob jede der drei Mächte, von deren Bündnis die Rede ist, nach einem Siege Frankreichs über eine derselben noch des gleichen Maßes von Unabhängigkeit und Sicherheit gewiß wäre, welches die gegenwärtigen Zustände gewähren. Angenommen, daß Frankreich, infolge einer innern Umwälzung zum Kriege getrieben, zunächst das deutsche Reich angriffe, so würde sich Österreich und Italien die Frage aufdrängen, in welche Lage diese Staaten geraten würden, wenn Frankreich mit oder ohne Bundesgenossen Deutschland überwunden und das neubegründete Reich zum Zerfall oder zur Ohnmacht gebracht hätte. Dann müßte die Lage Österreichs und Italiens zunächst eine diplomatisch beeugte und bald vielleicht eine militärisch bedrohte werden. Nehmen wir den zweiten Fall an, daß von einer kriegsbedürftigen französischen Regierung zunächst Italien angegriffen würde, so hätte sich der deutsche oder österreichische Politiker zu fragen, ob es für sein Vaterland annehmbar sei, wenn Frankreich seine Grenzen direkt oder in der Form einer cisalpinischen Republik in Italien weiter nach Osten rücken oder Italien durch einen unglücklichen Krieg in Abhängigkeit von Frankreich geraten würde. Beide Fälle würden für Österreich und Deutschland eine im Vergleiche mit ihrer jetzigen Lage sehr ungünstige Veränderung herbeiführen. Ein direkter Angriff Österreichs von seiten Frankreichs ist nach den heutigen Grenzverhältnissen nur im Vereine mit Italien möglich; aber Österreich hat kein Interesse, einer solchen Eventualität, die in der Vergangenheit (1859) eingetreten ist, nochmals Spielraum zu verschaffen. Auch für Deutschland könnte es nicht gleichgiltig sein, die Sicherheit der österreichischen Westgrenze durch die Annäherung der französischen Nachbarschaft in Italien vermindert zu sehen. Die Stärke und Sicherheit Österreichs ist für Deutschland ein Bedürfnis, ja kein einsichtsvoller deutscher Politiker könnte sich mit der Lage befremden, welche entstünde, wenn Österreich gelähmt oder uns feindlich wäre, weil von Deutschland im Stiche gelassen. „Wir sind überzeugt, so schließt der Artikel, und in diesen Worten liegt sein Hauptgewicht und die Moral der ganzen Betrachtung, daß die Logik der Geschichte an sich stark genug ist, um jede dieser friedliebenden

Mächte zu überzeugen, daß sie wohlthut, nicht abzuwarten, bis die Reihe an sie kommt, und darauf Bedacht zu nehmen, daß sie nicht durch Preisgebung ihrer Mitinteressenten in der Friedensfrage isolirt wird.“

Wir sind nach diesem Schlusse überzeugt, daß eine Tripelallianz zu Friedenszwecken, also ein Defensiv-Bündnis, zwischen Italien, Oesterreich-Ungarn und dem deutschen Reiche für bestimmte Möglichkeiten der Zukunft abgeschlossen, besteht, und wir möchten annehmen, daß es schon einige Monate alt ist. Wäre das nicht der Fall, so sollte es sobald als möglich abgeschlossen werden und nicht bloß für kurze Frist; denn die Lage, die es den Italienern vielleicht noch weit mehr empfiehlt als uns und unsern Allirten an der Donau, wird in der Folgezeit schwerlich eine erhebliche Veränderung erleiden.

In jener Überzeugung beirren uns auch Dementis nicht, wie das des Wiener Korrespondenten des Daily Telegraph, der am 9. April seinem Blatte schrieb: „In politischen Kreisen hier wird der schwebenden Streitfrage über die angebliche Tripelallianz gar keine Wichtigkeit beigemessen. Man weiß, daß das ursprüngliche Telegramm, welches die Erörterung anregte, in Wirklichkeit von Paris ausging, wo man vermutlich den Verdacht hegte, daß eine Entente zwischen Italien und den beiden deutschen Mächten entweder ins Auge gefaßt oder nahe daran sei, zustande zu kommen. Die leitenden Geister der „Norddeutschen Allgemeinen Zeitung“ hielten die Gelegenheit für günstig zu einer freundschaftlichen Ermahnung an Frankreich, aber es würde, um es gelind auszudrücken, gewagt sein, wollte man die Angabe unsers Berliner Zeitgenossen für mehr bedeutend ansehen. Ich kann zuversichtlich behaupten, daß zwischen den drei in Rede stehenden Mächten keinerlei Einverständnis in Betreff der Eventualität eines Krieges existirt. Es giebt keinen Schatten einer Tripelallianz.“

Wir wundern uns umsoweniger darüber, daß der Verfasser sich hier täuscht, als er auch vor kurzem noch nicht an das deutsch-österreichische Bündnis glaubte. Lesen wir zwischen den Zeilen des Berliner offiziellen Blattes, so spricht es mindestens die Überzeugung aus, daß jeder Versuch Frankreichs, den Frieden Europas zu stören, drei Großmächte zum Schutze desselben vereint sehen wird. Unzweideutig wird anerkannt, daß man von der jetzigen französischen Regierung keinen Angriff befürchtet, ebenso deutlich aber tritt die Besorgnis hervor, daß ein Sieg der Monarchie über die gegenwärtige Verfassung Frankreichs das anders gestalten könnte, und diese Stelle des Artikels hat die französische Presse, nicht bloß die der Opposition, ganz über die Maßen verdrossen. Auch die Republikaner haben es sehr übel genommen, daß die Republik als die einzige Regierungsform dargestellt wird, welche in Europa den Frieden sicherstelle; die Herren können es nicht vertragen, daß man ihnen freundlich auf den Rücken klopft, sie wissen, daß es ihnen zu Hause Spott zuzieht, wenn Fürst Bismarck sie zu patronisiren scheint, und es ist sehr ergötzlich, die Ausbrüche ihres Verdrusses zu verfolgen. Der Temps, der für hochoffiziös gilt, rief am 8. April aus:

„Barmherziger Himmel, was für plumpe Gesellen diese Deutschen doch sind, und wie wenig nationale Würde sie besitzen! Wahrscheinlich bildete sich die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« ein, es werde den Freunden unsrer Einrichtungen gefallen, wenn sie ihnen ihre Unterstützung anböte. Die Reichskanzlei, von der man glaubt, sie inspirire ihre Artikel, mag gedacht haben, daß diese drohenden Winke der Republik gegen die monarchischen Prätendenten nützlich sein könnten, aber es würde schwer fallen, wenn man den Mangel an Takt weiter treiben wollte. Versteht sich denn etwa von selbst, daß Frankreich Deutschland um Rat fragt, ehe es sich darüber entscheidet, was es zu Hause thun soll, daß seine Parteien sich erkundigen, wie weit sie gehen dürfen, ohne sich Bemerkungen von seiten der deutschen Reichskanzlei auf den Hals zu ziehen? Die »Norddeutsche Allgemeine Zeitung« der wir antworten, hat vollkommen recht, wenn sie sagt, daß Frankreich niemals auf jemand den Eindruck gemacht hat, es wolle den Frieden stören, sie befindet sich aber in einem bedauerlichen Irrthume, wenn sie meint, daß in Frankreich nicht alle Parteien in dem Entschlusse einig seien, Herren im eignen Lande zu sein und die Unabhängigkeit der Nation aufrecht zu erhalten.“

Au demselben Tage klagte Paul de Cassagnac im Pays bitterlich: „Der Fremde ist's jetzt, der in Frankreich die Republik bewacht und stützt. Was für eine Schande für die Republik, die ihre Fortexistenz einzig und allein den Fremden dankt! Wenn es weiterer Beweise bedürfte, um zu zeigen, wie verhängnisvoll die Republik für uns ist, so würden wir sie in diesem deutschen Artikel finden, der so treu die Beweggründe zu dieser gegen unser unglückliches Vaterland gerichteten Tripelallianz ausdrückt.“

Ganz außer sich geberdete sich das Blatt der Gambettisten, die République Française; sie wurde vor Verdruß sarkastisch und bedauernswert persönlich und spreizte schließlich ihr Gefieder wie ein ratschlagender Puter. Es hieß da u. a.: „Herr von Bismarck hat sich den schmerzhaften Kniffen seiner Neuralgie oder Gicht entrissen, um der Norddeutschen einen Artikel zu diktiren. Er geruht, uns eine Thatsache mitzuteilen, die uns nie unbekannt gewesen ist, nämlich daß Deutschland, Oesterreich und Italien keinen Offensivallianz-Vertrag gegen uns abgeschlossen haben. Er hat die Güte anzuerkennen, daß keine dieser Mächte ihren Frieden als von uns bedroht ansieht. Ist es wohl möglich, gnädiger zu sein? Es ist also gewiß, daß unsre Geschichtsbücher keine achte Koalition zu verzeichnen haben werden, und daß die Berliner und Wiener Fräulein und die Signorine in Rom nicht fürchten, General Galliffet werde nächstens an der Maas oder am War zum Satteln blasen lassen. Der Frühling von 1883 wird seine Stirne nicht über Kriegsgerüchte zu runzeln haben. Ruhm dem Fürsten Bismarck und dem Redakteur der Norddeutschen Zeitung, seinem Propheten, daß sie dem ganzen Universum diese Botschaft verkündigt haben!“ Dann ist geschmackvoll vom „Barziner Neuralgiker“ die Rede, und der Artikel fährt fort:

„Unsre Verfassungsgesetze werden als oberste Bürgschaft für den Frieden Europas hingestellt, und es wird die Meinung ausgesprochen, nur eine Umwälzung könne unsre kriegerischen Neigungen wieder aufleben lassen, indem sie einen Mann oder ein Prinzip ans Ruder brächte, die ihre Stellung dadurch stärkten, daß sie die Aufmerksamkeit der Nation nach auswärts lenkten. Wir sind so glücklich, Herrn von Bismarck und seinen Sekretär benachrichtigen zu können, daß kein Mensch in der Welt imstande sein wird, unsre Nation zu einem Eroberungskriege fortzureißen. [Fuchs vor zu hoch hängenden Trauben!] Die Epoche dynastischer Kriegszüge ist für immer vorüber. [Aber Wiedereroberungs-, Rachekriege, wie stehts damit?] Wenn andererseits Herr von Bismarck sich einbildet, daß unsre jetzigen Institutionen uns bewegen würden, im mindesten zu zögern, wenn es gälte, unser Recht und unsre Ehre zu verteidigen, so ist er ganz ungeheuer schlecht unterrichtet. [Kampf mit Windmühlen! Wer hatte vermutet, was hier emphatisch widerlegt wird?]. . . Die Republik wird niemand angreifen, aber sich bei allen geachtet zu machen wissen. Unsre Regierungsform dem Wohlwollen Europas zu empfehlen als das einzige Schutzmittel gegen die angeblichen kriegerischen Instinkte der Nation, heißt sowohl die Nation als die Republik beleidigen. Es giebt keinen Franzosen, sei er Republikaner oder Monarchist, der die Beleidigung nicht fühlte. Wir sind nicht gewohnt, die Einrichtungen unsrer Nachbarn zu tadeln oder zu loben. Wir nehmen weder für Herrn von Bismarck noch für Herrn Richter Partei, und wir lassen die Deutschen, die Österreicher und die Italiener sich so regieren, wie es ihnen passend scheint. Beobachtet uns, wenn es beliebt, schließt Defensivbündnisse gegen uns ab, wenn ihr euer Sicherheitsgefühl dadurch verstärkt. Uns ist's gleichgiltig, denn wir werden keines Verbündeten bedürfen, wenn wir aufgerufen werden, uns zu verteidigen. Aber um des Himmels willen, verschont uns mit euren Rat schlägen in Betreff der Verfassung, die für uns am besten paßt. Unter einer Republik wie unter einer Monarchie ist Frankreich für Fremde nur Frankreich, ohne Beiwort.“

Wir lassen uns die Freude an der überaus friedfertigen Gesinnung des gambettistischen Blattes nicht durch das Großthun desselben vor der nicht vorhandenen Gefahr eines Angriffs der Nachbarn auf Frankreich verbittern, auch nicht durch die Erinnerung, daß es früher anders dachte und mit der Revanche liebäugelte, oder durch die Betrachtung, daß man Frieden zu halten gezwungen ist. Aber ein paar Worte über diese Notwendigkeit und ihre Gründe werden am Orte sein. Es gab eine Zeit, wo Thiers in Wahrheit sagen konnte, die Republik sei das Programm, welches die Franzosen am wenigsten trenne. Es war die Epoche der konservativen Republik, wo der Regierung jeder recht war, der Frankreich seine Dienste weihen wollte, wo ehemalige Orleanisten wichtige Stellen in der Verwaltung bekleideten, Herzöge mit legitimistischem Anfluge Frankreich im Auslande vertraten, die Söhne Ludwig Philipps hohe Posten in der

Armee innehatten, und die Ordnung und das Eigentum so gut gesichert waren als unter irgendeiner monarchischen Regierung. Die demokratische, die radikale Republik, die darauf folgte, hat das anders werden lassen, sie hat namentlich die Franzosen mehr getrennt als irgendein anderes Regime, sie ist ganz und gar unfähig, Verbündete zu gewinnen, da keine fremde Macht daran denken kann, mit einem Ministerium sich zu verständigen, das morgen schon einem andern Platz zu machen gezwungen werden kann, welches ganz verschiedene Grundsätze vertritt. Das muß den Gambettisten allerdings als unerfreuliche Folge ihres Strebens, als verdrießliche Beigabe zu der Republik erscheinen, die sie geschaffen haben; denn sie geberdeten sich Jahre hindurch als Partei der Zukunft und der Rache an Deutschland. Uns und ganz Europa ist das durch ihre Thätigkeit vorzüglich zum zahm gewordenen Frankreich eine willkommene Bereicherung der europäischen Menagerie. Versprache diese notwendig friedliche, wegen innerer Streitigkeiten schwache Republik Dauer, so wären Vorsichtsmaßregeln gegen sie kaum von nöten. Wir hegen aber gegründete Zweifel an dieser Dauer, einmal wegen des Charakters der Franzosen an sich, der den Wechsel liebt, dann wegen des Wesens der demokratischen Republik, die wenigstens unter romanischen Völkern immer über kurz oder lang zu Übertreibungen des Prinzips und durch diese zur Reaktion, zur Säbelherrschaft und zur mehr oder minder despotischen Monarchie führte. Jetzt ist dafür gesorgt, daß für das Eintreten dieses Falles, der mit derselben Notwendigkeit mit Kriegen gegen die Nachbarn endigen muß, solchen Ausschreitungen eine tüchtige Schranke gesetzt ist. Frankreich würde sich dann im Süden und Osten einer gewaltigen Tripelallianz gegenüber sehen. Vielleicht existirt kein schriftlicher Vertrag zu diesem Zwecke, ganz unzweifelhaft aber ist es nach der offiziellen deutschen Presse und nach den neuesten Erklärungen Mancinis im italienischen Senate zu einem klaren Einverständnis der drei Mächte gekommen, dem zufolge Frankreich keine einzelne derselben angreifen darf, ohne die beiden andern sich in Waffen gegenüberzusehen. Das ist das Gegenteil von dem Zustande Europas unter Napoleon III. Er griff Rußland in der Krim an, während Oesterreich und Preußen unthätig blieben. Er führte Krieg mit Oesterreich, während Preußen und Rußland Gewehr beim Fuß dabei standen. Er war 1870 auf dem Wege, Deutschland allein anzufallen. Die Republik wird das alte Spiel nicht wiederholen, und ein aus ihr etwa hervorgehender König oder Kaiser der Franzosen auch nicht. Frankreich muß es jetzt, wenn es durchaus mit einem der Nachbarn anbinden will, mit dreien aufnehmen, und dieser Aufgabe ist es nicht gewachsen und wird es niemals gewachsen sein. Es wird daher nicht so unsinnig sein, mit dem Kopfe gegen die Mauer einer neuen Koalition zu rennen, die, ungleich den früheren, eine rein defensive ist und vermutlich bleiben wird.

Daß die Allianz der drei Mächte, oder wie man die Übereinkunft derselben sonst nennen will, in der That nur friedliche Zwecke verfolgt, geht deutlich aus

der Erklärung Mancinis hervor, die er nach seiner Rede in der Deputirtenkammer im italienischen Senate abgab. Er stand hier außer Freunden seiner Politik auch Gegnern derselben, Anhängern Frankreichs, wie dem Senator Alfieri, gegenüber. Seine Äußerungen wurden von dem Berichterstatter Carraciolo vorbereitet, der den Wunsch aussprach, daß die jetzt zwischen Italien und Frankreich obwaltenden Meinungsverschiedenheiten beseitigt werden möchten, wobei er in Bezug auf Tunis auf die Möglichkeit einer Verständigung betreffs der Kapitulationen hinwies und unter Betonung des Umstandes, daß die Regierung von keinerlei feindseligen Gesinnungen gegen Frankreich beseelt sei, die Erwartung aussprach, die guten Beziehungen Italiens zu Deutschland und Osterreich-Ungarn würden viel zum Erfolge einer konservativen und friedlichen Politik beitragen. Mancini dankte ihm für die Anerkennung seiner Bemühungen um Hebung des Ansehens Italiens beim Auslande und insbesondre für die Billigung seines Bestrebens, die Beziehungen des letztern zu den beiden verbündeten Mächten Mitteleuropas besser und intimer zu gestalten. Der Erfolg dieses Bestrebens habe sich bereits in dem Einverständnis der drei Regierungen über wichtige Fragen, sowie in dem Wachsen des Einflusses Italiens im europäischen Areopag kundgegeben. Weitere Erklärungen über dieses Thema, so fuhr er fort, müsse er ablehnen, da Vorsicht geboten sei. In der Deputirtenkammer habe er nur die in der Delegation zu Pest abgegebenen Äußerungen des österreichisch-ungarischen Ministers des Auswärtigen wiederholt, welcher (am 31. Oktober v. J.) dort gesagt hatte: „Des Königs [Humbert] Besuch [in Wien] wurde durch zwei Beweggründe veranlaßt. Es sollte erstens der freundschaftlichen Gesinnung des königlichen Paares gegen unser kaiserliches Haus Ausdruck gegeben werden, und die Welt sollte zweitens wissen, daß Italien sich der konservativen und friedfertigen Politik des österreichisch-ungarischen Cabinets anzuschließen wünsche.“ Etwas später (am 9. November) fügte Graf Stalnoky dem hinzu: „Die auswärtigen Beziehungen der Monarchie sind höchst befriedigend. Das innige Verhältnis zwischen den beiden Kaiserermächten bildet eine von den andern Mächten anerkannte Bürgschaft für den Frieden. Auch der Kaiser von Rußland giebt trotz mancher Vorfälle sein Verlangen nach Frieden kund. Italien hat im letztverflossenen Jahre den Wunsch ausgesprochen, sich unsrer Politik anzuschließen. Unsere freundschaftlichen Beziehungen zu England sind durch Ereignisse im Osten gestärkt worden. Soweit menschliche Voraussicht die Zukunft erraten kann, ist der Friede gesichert.“

Mancini fuhr darauf fort, er bleibe bei dem, was er in der Deputirtenkammer erklärt habe, sage aber auch nicht mehr. Italien sei nicht mehr isolirt, es arbeite in Übereinstimmung mit den andern Mächten auf die Ruhe Europas und das friedliche Fortschreiten der Zivilisation hin, wobei es seine eigne Unabhängigkeit, seine Initiative und seine Würde wahre. Das Einvernehmen mit jenen Mächten werde den großen Vorteil haben, daß es jede aggressive Politik

verhindere. Den Namen und die Form dieses Einvernehmens anzugeben, sei nutzlos. Carraciolo habe recht, wenn er sage, daß Italien bei seiner Annäherung an die mitteleuropäischen Mächte niemals einen feindseligen Gedanken gegen Frankreich gehegt habe. Das einmütige Bestreben der Mitglieder des Cabinets sei auf Beseitigung jedes Anlasses zu Mißverständnissen mit Frankreich und darauf gerichtet, die Beziehungen zu letzterm immer besser zu gestalten (was von der Berliner Politik gleichfalls zu gelten hat). Die aufrichtigen Gefühle des Wohlwollens gegen Frankreich seien aber nicht unvereinbar mit einem wachsamem Schutze der Interessen Italiens. Derselbe wolle verhindern, daß vollendete Thatsachen (die Annexion von Tunis) noch größere Mißverhältnisse hervorriefen, und werde nicht gleichgiltig bleiben können, wenn eine Nation eine auf Eroberungen ausgehende Kolonialpolitik betreiben sollte, indem sie Besitzungen am Mittelmeere zu gewinnen trachte. Jede große Seemacht würde, wenn sie derartigem Beginnen nicht entgegenträte, einen Selbstmord begehen.

Was die letzterwähnte Erklärung betrifft, so hat wenigstens die tunesische Sache mit dem Zwecke der Tripelallianz gewiß nichts zu schaffen. Hier wird dieselbe an dem, was geschehen ist, nichts ändern. Italien müßte sich hier selbst helfen, und vielleicht gestaltet sich die Zukunft einmal so, daß es dies versuchen kann. Daß es im italienischen Parlamente Leute giebt, die zu solchem Wagnis drängen, ist Thatsache. Am 7. April rief der Abgeordnete Pantaleoni aus: „Die Gegenwart Frankreichs in Tunis ist eine Bedrohung Sardinien's; wir müssen an die Verteidigung dieser Insel denken. Frankreich wird die Beute seiner krankhaften Begierde.“ Vor sechs Monaten hätte er das wohl nicht zu sagen gewagt. Man hatte sich damals, wie es schien, über den tunesischen Zwischenfall beruhigt, und als die Frage wegen Besetzung des italienischen Botschafterpostens in Paris zwischen dem dortigen und dem römischen Cabinet erörtert wurde, schien sich ein recht freundschaftliches Verhältnis zwischen beiden anbahnen zu wollen. Jetzt hat sich das geändert. Italien, damals isolirt und deshalb Frankreich gegenüber schwach, hat seitdem an Selbstgefühl gewonnen. Es sieht Frankreich durch die Folgen der demokratischen innern Politik geschwächt und ohne Aussicht auf Allianzen. Es hat sich selbst in seinen innern Verhältnissen gehoben, seine Finanzlage hat sich gebessert, es kann den Zwangskurs des Papiergeldes aufheben, es vermag trotz Verzichts der Regierung auf die Mahlsteuer das Gleichgewicht im Staatshaushalte herzustellen. Nicht weniger wichtig aber ist, daß sich das Verhältnis Italiens zu Oesterreich-Ungarn, unserm Bundesgenossen, seit einiger Zeit freundlicher gestaltet hat, weshalb wir nicht recht begreifen, warum die Aufnahme Italiens in das deutsch-österreichische Bündnis von gewissen Blättern als ein vom Wiener Cabinet dem deutschen Reichskanzler gebrachtes Opfer dargestellt worden ist. Gewiß gab es eine Zeit, und sie ist noch nicht lange vorbei, wo Italien sich wenig zum Dritten im Bunde zu eignen schien, die Zeit, wo die Irredenta auf der Halbinsel fast ungehindert Angriffe

auf Österreich predigen und vorbereiten konnte, und wo ministerielle Rundgebungen die Absicht verrieten, zwar für jetzt Frieden zu halten, aber sich nicht für die Zukunft zu binden. Das ist jetzt aber anders geworden. Die Regierung hat die Irredenta zunächst desavouirt, ihr Bestreben nach Eroberung des Trentino und Triests öffentlich als dieselbe Thorheit bezeichnet wie ein etwaiges Zurückfordern Nizzas und Savoyens von Frankreich oder das Verlangen, England solle Malta herausgeben, und sie ist dann thatsächlich gegen die Irredentisten eingeschritten, soweit sich das mit den Landesgesetzen vertrug. Es war wohl bald nach der Besetzung von Tunis durch die Franzosen, daß man sich in Rom entschloß, Anlehnung an das österreichisch-deutsche Bündnis zu suchen, um der Isolirung Italiens ein Ende zu machen. Italien scheint damals Beistand der Verbündeten zu einer aggressiven Politik gegen Frankreich im Auge gehabt zu haben. War dies der Fall, so wurde es abgewiesen, denn deren Bündnis war eben nur zu Defensivzwecken abgeschlossen. Die italienischen Staatsmänner versuchten es dann auf andre Weise, sie bemühten sich, eine Annäherung an die beiden Mächte auf der Basis der Erhaltung des Friedens und des Statusquo zustande zu bringen. König Humberts Besuch in Wien sollte gleichsam ein Pfand dafür sein, daß das offizielle Italien in seiner Geschichte ein andres Blatt aufgeschlagen und alle selbstsüchtigen Pläne Österreich gegenüber aufgegeben habe. In Österreichs Interesse lag es nicht, dieses Entgegenkommen abzulehnen, es war vielmehr eine gute Gelegenheit, einen unruhigen Nachbar, der unter Umständen gefährlich werden konnte, zum Freunde zu gewinnen, und so wurde auf das Anerbieten eingegangen. Wir denken, die Italiener werden sich dabei gut stehen; denn sie bedürfen mindestens so sehr des Friedens wie Österreich und wir Deutschen, und der ist ihnen nur dann voll und ganz gesichert, wenn sie starke Verbündete haben.



Zur Beleuchtung der Gefängnisfrage.



n dem großen, von Albrecht Dürer mit Wandgemälden geschmückten Saale des Nürnberger Rathhauses bildete ehemals am westlichen Ende das kunstvolle, von Peter Vischer gegossene, in der Zeit des Überganges der Stadt an Baiern um den bloßen Metallwert verkaufte und seitdem spurlos verschwundene Gitter eine gesonderte Abteilung. Hier tagte das peinliche Hals- und Inzichtsgericht der seit dem

vierzehnten Jahrhundert mit dem Blutbann belehnten Stadt, das Stadtgericht, welches unter dem Vorsitz des Stadt- und Bannrichters aus vier rechtskundigen Konsulenten und dreizehn Schöffen, der sogenannten schweigenden Bank, bestand und Jahrhunderte hindurch der oberste Gerichtshof für peinliche Rechtsfälle war.

Die steinerne Treppe, welche an der mittellsten Thür des großen Saales abwärts führt, spaltet sich nach sechs Stufen in zwei Teile, von denen der eine ostwärts in einen kleinen gepflasterten Hof und direkt an eine von der Zeit geschwärzte schmale, aber hohe und schwere, mit mächtigem Schloß und Riegel versehene Thür führt. Hier ist der Eingang zum alten Kriminalgefängnis der Stadt Nürnberg, dem sogenannten Lochgefängnis,*) dessen Geschichte den gewaltigen Zeitraum von ungefähr fünf Jahrhunderten umfaßt und den düstern Annalen der berühmtesten Gefängnisse in vergangener Zeit nicht nachsteht. Eine schmale, im Winkel gebrochene steinerne Treppe führt hinab in jene Räume, durch welche sich in lange und längst vergangenen Zeiten unablässig der dicke Zug verlornen und unbekannter Menschenlinder drängte, die dem Spruche der Justiz verfielen: Bettler, Vaganten, lüderliche Dirnen, Diebe, Räuber und Mörder, auch die beklagenswerten Opfer menschlicher Verblendung und religiösen Wahns: Ketzer und Hexen.

In diesen jetzt verödeten, früher oft überfüllten Räumen harrten im Laufe der Jahrhunderte tausende auf das Urtheil einer Justiz, die, je weiter wir in vergangene Zeiten zurückblicken, desto unheimlicher und blutiger uns entgegensieht. Schuldige wie Unschuldige haben hier den Jammer und das Elend des Gefängnisses empfunden, das auch in unsern Tagen noch genug des Unglücks in sich verschließt, aber keinen Vergleich aushält mit den Schrecken des mittelalterlichen Kerkers.

Das Lochgefängnis bildete einen Teil des Kellerraumes des alten, in den Jahren 1332—1340 gebauten Rathhauses. In den Winkeln und dem modrigen Luftraume des gewaltigen Grundmauerwerks befinden sich zwölf mit teilweise noch erhaltenen Nummern und kleinen Figuren (schwarze Katze, roter Hahn) gezeichnete Kerker, jeder zwei Meter im Quadrat und zwei Meter hoch, in die kein weiteres Licht dringt als der Schein der Laterne des Schließers. Jeder dieser Kerker hat eine schwere, festgemachte hölzerne Britsche mit niedrigen Seitenwänden und Kopfbrett, Wandverkleidung aus Holzbohlen, giebelförmiger Bedeckung und vierfachem Verschuß durch doppelte Thüren, die den schmalen Korridor von den Kerkern trennen und diese selbst versperren. In einzelnen Kerkern ist die hölzerne Britsche mit der bekannten Vorrichtung versehen, Hände und Füße in den Hock zu spannen. Jede Britsche war für drei Personen bestimmt, die hart neben einander saßen, während Füße und Hände durch eine schwere,

*) Streng, Das Zellengefängnis Nürnbergs. Stuttgart, Ente, 1879.

zum Aufheben eingerichtete, mit Einschnitten versehene eichene Diele festgehalten wurden. Welche Unreinlichkeit und welche entsetzlich verpestete Luft muß bei dem Mangel jeglicher Ventilation und den primitiven Aborten dort geherrscht haben! Im Winter boten gegen die eisige Kälte schwachen Schutz eiserne Kohlenpfannen, in Steinen befestigt, die auf dem Boden lagen, und die sich in einzelnen Kerkern noch befinden. Die kleinen Nischen in der Mauer des Korridors, in welchen früher ruhige Öllichter brannten, stehen heute leer; dichte Finsternis herrscht überall und weicht nur auf die nächste Entfernung vor dem Lichtschein der Laterne des Führers. Die zahlreichen Thüren mit den schweren Riegeln und Schlössern, die den Korridor von den einzelnen Kerkern abschlossen, und die Thüren der Kerker selbst sind entfernt oder hängen lose in den Angeln. Tiefe Stille herrscht, wo früher so viele Flüche, Gotteslästerungen und unflätige Reden von den Wänden hallten oder Gebete emporstiegen um Abkürzung unerträglicher Leiden. In einem früher gleichfalls durch Doppelthüren abgesperrten engen und finstern Gange trägt eine schmale, niedrige Thür die beim Schein der Laterne kaum noch lesbare Aufschrift: Folterkammer 1511. Die Thüreinfassung von Eichenholz ist durch die Zeit geschwärzt, die Thüren sind entfernt; steinerne Stufen führen hinab in ein schmales, längliches, vom Tageslicht wie die übrigen Räume abgesperrtes Gemach, spitz gewölbt, von ansehnlicher Höhe, in alten Versen, den räumlichen Verhältnissen ganz entsprechend, die „Kappelle“ genannt. Dem Eingange gegenüber ist ein Podium von Holz, über demselben in der Mauer eingelassen eine starke eichene Welle, oben im Gewölbe eine Balkenvorrichtung mit Rolle, auf der das Seil lief, womit die Gefolterten in die Höhe gezogen wurden. Wie viele mögen, die vorschriftsmäßigen weißen Socken an den Füßen, durch diese niedrige Thür getreten und zitternd, den Angstschweiß auf der Stirn, die steinernen Stufen herab gekommen sein, den trostlosen Blick auf die furchtbare Vorrichtung und die finstern Gestalten gehesdet, die, von Fackellicht unheimlich beleuchtet, aus dem dunkeln Raum hervortraten! Jetzt ist der schauerliche Ort wieder in Finsternis versunken, und tiefe Stille herrscht auch hier, wo die nackten Mauern so oft wiederhallten von dem markerschütternden Schrei des peinlich Befragten, wenn der „Löw,“ der erste Gehilfe des Richters, die mächtige Welle drehte, die schweren Gewichte an den Füßen dem langsam in die Höhe Gewundenen die Glieder dehnten, Bänder und Sehnen zerrissen, bis die stärksten Nerven und eiserner Wille zuletzt der sinnreichen Grausamkeit erlagen, womit man die peinliche Frage zu verlängern und die furchtbarsten Schmerzen zu steigern wußte. Unlösbares Rätsel: Oben der herrliche Saal, geschmückt mit den unerreichten Werken einer zur vollen Blüte entfalteten, edeln, freien, zartfühlenden Kunst, ein glänzender Rahmen zu dem furchtbaren Bilde der unter der Erde arbeitenden Justiz, die den Scharfsinn und die Kombinationsgabe des Untersuchungsrichters durch die Faust des Henkers und die Folter ersetzte, ohne daß eine harte, unbarmherige Zeit, sei es

aus weltlichem oder geistlichem Munde, ein Wort des Zweifels oder des Abscheus dagegen zu äußern wußte!

Um das Jahr 1800 schlossen sich für immer die schauerlichen Räume dieses „Lochgefängnisses,“ welches typisch ist für das alte Gefängnis vom jüdischen Nürnberg bis hinauf zum Kerker des nordischen Edinburg.

Lassen wir uns nun an der Hand des Gefängnisdirektors Adolf Streng, der uns auch durch das Lochgefängnis geführt hat, in ein modernes Gefängnis geleiten! Das heutige Gefängnis hat seiner Alltäglichkeit wegen jeden romantischen Reiz verloren. Man denke sich Diebe und Gauner oder einen Staatsverräter oder gar eine Maria Stuart in einer nach modernem Muster wie in Bruchsal oder Moabit konstruirten Zelle! Um wieviel gesünder, reinlicher und heller sind diese Räume, in denen sich an Stelle des schrecklichen „Löw“ mit seinen Marterinstrumenten der Zuchthausdirektor, der Arbeitsinspektor, der Hausarzt, der Lehrer und der Gefängnisgeistliche mit einer aus sanftem Wohlwollen und sittlicher Entrüstung kunstvoll geordneten Physiognomie einstellen, um Betrüger und Fälscher, renitente Geistliche, respektwidrig verfahrenende Schriftsteller, ahnungslose Staatsverräter nach einem und demselben Rezept zu behandeln!*)

An der Staatsstraße zwischen Nürnberg und Fürth, zwanzig Minuten von dem nächsten Thore Nürnbergs, dreiviertel Stunden von Fürth entfernt, liegt ein Zellengefängnis, dessen Erbauung im Jahre 1864 begonnen und das im Jahre 1868 eröffnet worden ist. Von einem mächtigen, innen hohlen Kuppelbau laufen zwei Flügel in der Richtung von Osten nach Westen, die Hauptfront gegen Süden der Staatsstraße zulehrend. Die beiden nördlich auslaufenden Flügel sind, um nicht in zu spitzem Winkel an den Hauptbau zu stoßen, durch Zwischenmauern mit demselben verbunden. Gegen Süden erstreckt sich der Verwaltungsbau, an welchen sich ein in zwei Flügel geteilter niedriger Vorbau anschließt, der das Spital und die Aufnahmezellen enthält. Von der Fürther Staatsstraße hinweg führt ein breiter, mit Kastanienbäumen besetzter Fahrweg zu dem in die Ringmauer eingebauten Eingangsbau. Die mit mächtigem Gewölbe versehene Thorhalle hat zwei schmiedeeiserne Thore, von welchen das zweite stets unter doppeltem Verschuß liegt. Rechts ist der Eingang zum Portier- und Wartezimmer, an welches die Leichenkammer stößt; links befindet sich das geräumige Wachtlokal für die Militärmannschaft mit dem Aufgange zur Ringmauer. Dieselbe hat die Form eines Zehnecks, eine Länge von 710 und von der Hoffläche aus eine Höhe von 5,8 Metern. Auf der Mauer stehen vier vorspringende Thürmchen aus Sandstein, die als Wachthäuschen für die Militärposten dienen. Die Baukosten dieser Mauer betragen 131 450 Mark. Von der Thorhalle gelangt man in den sogenannten Fremdenhof, der durch Mauern

*) Vgl. v. Volkendorff, Schottische Reiseskizzen. Breslau, Schottländer, 1882.

und eiserne Thore von den weitläufigen Gärten und Hofräumen der Ringmauer getrennt ist. Von hier führt eine Freitreppe in den Verwaltungsbau und an den Büreaus der Beamten vorüber in die Zentralthalle. Diese hat ein Kuppeldach von Eisen mit einem runden Oberlicht und drei großen Bogenfenstern, die den vollständig leeren Raum mit einer Fülle von Luft und Licht ausstatten. An die Zentralthalle schließen sich in der vollen Gangbreite von 4,4 Metern die vier gewölbten Zellenflügel, die durch sechs Oberlichter und ein in der Giebelmauer befindliches Bogenfenster beleuchtet werden. Die Zentralthalle steht mit dem Erdgeschosß und den obern Stockwerken der Flügel durch zwei eiserne, in Mauernischen laufende Wendeltreppen und durch eiserne Galerien in Verbindung. Die eisernen Galerien im zweiten Stock der Flügel laufen in der Zentralthalle zu einem auf drei eisernen Säulen ruhenden Podium zusammen, auf dem für gewöhnlich der Oberaufseher der Hauspolizei seinen Platz hat. Von diesem Podium hat man den vollen, ungehinderten Einblick in die vier Flügel, in welchen sich keine Thür öffnen kann, ohne von hier aus bemerkt zu werden.

Die weiten, hohen Räume, die Fülle von Licht, das durch die großen Fenster und Oberlichter fällt, die leichten Treppen und Galerien, welche die verschiedenen Stockwerke verbinden, geben dem Innern des Gefängnisses ein gefälliges Aussehen, verhindern, da sie stets von der Luft durchzogen sind, in Verbindung mit der freien Lage die Ansammlung schlechter Dünste auch in den Zellen und machen besondere Ventilationsvorrichtungen überflüssig. Von der Zentralthalle aus führen vom zweiten und dritten Stockwerke aus je zwei Thüren in die durch zwei Stockwerke des Verwaltungsbaues sich hinziehende Kirche. Die beiden Schulzimmer befinden sich im zweiten Stock, der den östlichen und westlichen Flügel mit dem Verwaltungsbau verbindenden Zwischenbauten. Die Kirche enthält 248, jedes Schulzimmer 32 Stühle, welche, von einem aufsteigenden Gerüste getragen, jedem Zuhörer gestatten, den Geistlichen oder Lehrer zu sehen, aber als hölzerne, auch oben gedeckte Einzelzellen jeden Sträfling von dem andern vollkommen isoliren. -

Die Anlage und Einrichtung der Zellen ersetzt den Schlaf-, Speise- und Arbeitsaal der Strafanstalt mit Gemeinschaftshaft. Der Sträfling verweilt darin 22—24 Stunden täglich und muß dort alles thun, was zum Leben gehört. Die Zellen unsers Gefängnisses sind 4,03 Meter lang, 2,34 Meter breit und 3,06 Meter hoch. Unter Berücksichtigung der schwach gewölbten Decke und Abtrittsnische kann der räumliche Inhalt rund auf 28 Kubikmeter berechnet werden, ein Raum, der den bescheidenen Ansprüchen eines deutschen Universitätsprofessors an eine Studirstube genügt und in dem nur zu oft eine ganze Arbeiterfamilie notgedrungen Platz finden muß. Die Zellen sind mit einem elektrischen Läutewerk versehen, das, mittelst Taster in Bewegung gesetzt, einen blechernen Nummerzeiger aus der äußern Wand gegen den Korridor zu herausfallen läßt. Diese Anlage kostete allein 3652 Mark. Gleich einem Gaste in

einem grand hôtel kann hier der Sträfling zu jeder Zeit den Beamten telegraphisch herbeirufen. Im Winter werden die Zellen durch Heißwasserheizung erwärmt. Die Anlagekosten hierfür beliefen sich auf 69 933 Mark. Natürlich ist auch Gasbeleuchtung im Gefängnis eingerichtet.

Das Inventar einer Zelle bilden Tisch und Stuhl von weichem Holz, eine eiserne Bettstelle, welche, in der Mauer befestigt, während des Tages mit einem Haken an die Wand gehängt wird, ein an der Wand befestigtes, offenes, aus zwei Fächern bestehendes Kästchen zur Aufstellung der Bücher, Schreibmaterialien u. s. w., ein Spucknapf, ein Wasserkrug, eine Eßschüssel, eine Waschschüssel, ein eisernes Eßbesteck, Schippe, Handbesen und Putzbürste. Übrigens befinden sich im Gefängnis neun Badzellen, zwei davon mit Brause und Douche versehen. Ein in der Begniß eingerichtetes Flußbad wird von den im Freien beschäftigten Gefangenen ebenfalls benutzt.

Wohl die bedeutendste Errungenschaft der Neuzeit ist, daß jeder Sträfling arbeiten muß und arbeitet, und es ist eine der wichtigsten Fragen der Gefängniswissenschaft, wie diese Arbeit zweckentsprechend einzurichten sei. Die Frage der Gefangenearbeit und der dadurch der freien Arbeit bereiteten Konkurrenz ist eine brennende. Jedenfalls sind überall Einrichtungen getroffen, daß der Gefangene in der Zelle seinen Fähigkeiten entsprechend arbeiten muß, daß er auch in kleineren Gefängnissen teils in der Anstalt, teils außerhalb derselben beschäftigt wird.

Wir schließen, ehe wir uns zu unserer Hauptfrage wenden, an die Beschreibung eines modernen deutschen Zellengefängnisses noch die Schilderung einer englischen Besserungsanstalt, die von Holtendorff in seinen schottischen Reise-Notizen giebt. In der Nähe von Penicuik in Schottland, erzählt er, liegt die Besserungsanstalt Wellington Reformatory. Diese Besserungsanstalt beruht in der Hauptsache auf Landarbeit. Ihre Gründung wurde vor 21 Jahren unternommen. Mit 18 Knaben wurde sie eröffnet, während gegenwärtig deren 110 Aufnahme gefunden haben. Von den 600 Knaben, die auf Grund richterlichen Urteils wegen verschiedener Verbrechen bisher in Behandlung standen, können 86 Prozent als endgiltig gebessert betrachtet werden. Ihr gegenwärtiger Vorsteher bezeugt, daß Disziplinarstrafen schwerer Art fast garnicht angewendet zu werden brauchen. Die auf Grund der bestehenden Vorschriften erforderlichen Strafzellen sind sogar entbehrlich. Im allgemeinen ist es bei dem lebhaftesten Naturell der Knaben eine ausreichende Disziplinarstrafe, wenn man im Notfalle Ordnungswidrigkeiten damit bestraft, daß der Delinquent einige Stunden bei Tageszeit im Bette liegen bleiben muß. Ich muß bekennen, daß ich bisher von dieser Methode der Bestrafung nichts gehört habe, glaube aber, daß man in geeigneten Fällen bei lebhaften Kindern damit befriedigende Resultate erzielen kann. Die Erfahrung, daß Kinder auch in Krankheitsfällen schwer zu bewegen sind, ins Bett zu gehen, ist ziemlich allgemein. Knüpft sich an die

Verbannung ins Bett noch die Vorstellung einer Strafe, so glaube ich wohl, daß die Abneigung gegen das Stillliegen noch erhöht werden kann.

Wie ist nun die Menschheit von der peinlichen Frage auf der Folter durch den „Löw“ bis zu der gemüthlichen Strafe des Stillliegens im warmen Bett gekommen?

Die Verbüßung von Freiheitsstrafen in besonders dazu eingerichteten Straf- anstalten wie bei uns kannte man in alter Zeit nicht. *) Als solche ist die Freiheitsstrafe wahrscheinlich von der Kirche ausgegangen und zunächst in den Klöstern zur Anwendung gebracht worden; Papst Bonifacius VIII. († 1303) hat die Gefängnisstrafe ausdrücklich für zulässig erklärt. Von dort ging sie wohl erst in das weltliche Recht über. Das erste Zuchthaus wurde 1552 in London, ein andres in Amsterdam 1595 erbaut. Mit Errichtung ähnlicher Anstalten ging es aber langsam; je mehr sie zunahmen, desto mehr gestalteten sie sich bei dem Zusammenleben der Verbrecher als Stätten sittlicher Verwilderung, als Gesellschaftslokale des Auswurfs der Menschheit, als Tummelplätze der Gauner und Diebe. Erst mit Howard in England beginnt eine neue Epoche des Gefängniswesens. Er bestimmte sich zuletzt für die Isolirung jedes einzelnen Gefangenen. Die Hauptreformbewegung aber ging von Nordamerika aus. 1786 bildete sich in Philadelphia ein Verein unter dem Namen: „Philadelphischer Verein zur Milderung des Elends in den öffentlichen Gefängnissen.“ Seine Wirksamkeit war sehr bedeutend und einflußreich. Für das neue Zuchthausystem, welches die Gesellschaft aufstellte, war es besonders maßgebend, daß Pennsylvanien vorzugsweise von Quäkern bewohnt wird. In der religiösen Anschauung der Quäker spielt das Dogma von der Selbstbeschauung, von dem In-sichgehen in der Einsamkeit eine Hauptrolle. Sie halten nicht viel von der Bedeutung des in der Kirche eingesetzten Lehramts und nehmen an, daß der Geist Gottes sich unmittelbar auf den einzelnen Menschen niederlassen könne und müsse. Die Gefängnisse sind ihnen daher nicht Straf-, sondern Bußhäuser. Arbeit halten sie für zerstreuend und empfehlen nur Lesen in der Bibel, Einsamkeit, gänzliche Abgeschlossenheit. Die Philadelphische Gesellschaft setzte bei der Legislatur des Staates von Pennsylvanien im Jahre 1818 ein Gesetz für Errichtung von zwei großen Staatsgefängnissen durch. Ohne Auswahl und ohne Rücksicht auf Charakter, Temperament oder Geistesbildung wurden die Sträflinge vereinzelt in Zellen gebracht und bekamen nicht einmal den Wärter zu sehen, da ihnen die tägliche Nahrung durch Klappen in den Thüren zugereicht wurde. Arbeit erhielten sie fast gar nicht. Die Ergebnisse waren höchst abschreckender Art und führten schon nach zehn Jahren zu einer gemilderten Zellenhaft. So entwickelte sich das Auburnsche System, so genannt nach der

*) Fulda, Die Gefängnisverbesserung. Marburg, Elwert, 1880.

Stadt Auburn im Staate Newyork, wo das erste Zuchthaus nach dieser neuen Methode gebaut wurde, welche folgendes vorschrieb: Die Sträflinge sollen nicht nur nach dem Geschlecht, sondern auch nach ihrer Arbeitsfähigkeit klassifizirt werden, nachts vereinzelt in den Zellen schlafen, bei Tage aber truppweise zu gemeinsamer Arbeit geführt und unter strengster Aufsicht gehalten werden. Es ist ihnen bei Züchtigung untersagt, während der gemeinsamen Arbeit mit einander zu sprechen oder sich durch Winke, Geberden oder auf andre Weise mit einander zu verständigen. Zwischen den Anhängern beider Systeme wurde in Amerika der heftigste Kampf geführt.

In Europa, namentlich auch in Deutschland, sind beide Systeme angewendet worden. Von den deutschen Gefängnisverwaltungen wurde die Wirksamkeit und Nützlichkeit der Isolirzellen, besonders in Bezug auf Disziplin, zwar allgemein anerkannt, weil dieselben Gelegenheit boten, die unruhigsten und böseartigsten Gefangenen abzusperren; aber für das Besserungswerk wurde durch diese zeitweilige Trennung der Gefangenen wenig gewonnen. Es war eine Gefängnisreform nötig, durch welche einerseits der schädliche Verkehr der Gefangenen unter einander, andererseits die bei völliger Isolirung den Geisteskräften der Gefangenen drohende Gefahr aufgehoben wurde.

In Deutschland nahm zuerst die badiſche Regierung diese Gefängnisreform in die Hand und führte im Jahre 1845 die Einzelhaft in Bruchsal ein. Im Herbst 1856 folgte Preußen unter Friedrich Wilhelm IV. und führte nach den Vorschlägen von Dr. Julius, Dr. Wichern u. a. die Einzelhaft in der für dieses System erbauten Strafanstalt Moabit ein. Das in Bruchsal und Moabit eingeführte System, welches eine weitere gleiche Anwendung in vielen andern Strafanstalten, namentlich zu Plözenſee in Berlin, in den Zellengefängnissen zu Hamburg, Bremen, Nürnberg, Bechta, Heilbronn u. s. w. gefunden hat, stellt sich zur Aufgabe, die Gefangenen einerseits von jedem Umgange mit ihren Genossen auszuschließen, um sie vor Verschlechterung zu bewahren, andererseits dagegen ihnen durch zweckmäßige gewerbliche Beschäftigung, durch Gottesdienst, geistig anregenden Schulunterricht, Lektüre und häufige Besuche von Personen, die auf ihr Wohl bedacht sind, nämlich von Beamten, Geistlichen und Lehrern der Anstalt, alles zu bieten, was zur Erhaltung und Förderung der geistigen und körperlichen Gesundheit nötig erscheint.

Der Mensch begeht Verbrechen aus Leichtſinn, mit Vorbedacht, aus Bosheit und Frevel. Der Leichtſinn aber eröffnet den Reigen auf dem weiten Gebiete menschlicher Verirrungen, jener Leichtſinn, den Schiller in „Wallensteins Lager“ durch den Jäger schildern läßt:

Flott will ich leben und müßig gehn,
Alle Tage was neues sehn,
Mich dem Augenblick frisch vertraun,
Nicht vorwärts und nicht rückwärts schaun.

So denkt die wahre Bagabundennatur, die, von Genuß zu Begierde taumelnd, sich gegen den Ernst des kurzen, flüchtigen Erdenlebens abstumpft und dabei allmählich auf den Gipfel aller Frevel gelangt. Nach diesem wüsten Leben, das der Sträfling geführt, empfängt plötzlich Einsamkeit den Verbrecher in den kalten Wänden seiner Zelle!

Indeß auch die Anwendung der Einzelhaft darf über eine gewisse Zeitgrenze hinaus nicht ausgedehnt werden, wenn man nicht die unleugbar guten und heilsamen Wirkungen dieser Strafart auf den Besserungsprozeß wieder in Frage stellen und außerdem große Gefahren für die geistige und leibliche Gesundheit des Gefangenen heraufbeschwören will. Das Verdienst, ein Straffsystem zum Abschluß gebracht zu haben, welches darauf Bedacht nimmt, die Vorzüge der Einzelhaft zu verwerten und ihre Nachteile zu vermeiden, gebührt dem Kapitan Walter Crofton, Mitgliede und Präsidenten des im Jahre 1853 für die Leitung des Gefängniswesens in Irland errichteten Direktorenhofs. Was andre an guten Ideen hie und da auf englischem Boden vor ihm entwickelt oder thatsächlich ausgeführt haben, verband er mit kundigem Blick und mit fester Hand zu einem einheitlichen System. Die traurigen Notstände in Irland, der über alle Beschreibung trostlose Zustand der irischen Gefängnisse, welche bis zur Mitte unsers Jahrhunderts als wahre Brutstätten verbrecherischen Lebens, sittlicher Verpestung und physischen Verderbens sich charakterisirten, worin Krankheit und Tod reiche Ernte hielten, erheischten schleunige Abhilfe. In dem Kopfe des edeln Mannes, den die Königin von England in Anerkennung seiner Verdienste zum Baronet ernannte, reifte der grundlegende Gedanke, die Sträflinge in geordnetem Stufengange allmählich von der straffsten Zucht zu äußerlicher Ungebundenheit überzuleiten und mit jedem Stadium die innern Kräfte des Widerstandes gegen das Böse zu stärken. (Schluß folgt.)



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

1.



So viel auch schon über Pompeji gesagt worden, so bleibt doch immer noch viel darüber zu sagen übrig. Die Ausgrabungen dauern fort und sind ergiebig nach wie vor. Seit 1863 stehen sie unter der Leitung Fiorelli's, eines der hervorragendsten Archäologen Italiens — ein seltenes Glück, das die erfreulichsten Ergebnisse gehabt hat. Wer Pompeji seit achtzehn Jahren nicht wiedergesehen hat, den wird

das neue Aussehen, das die alte Stadt gewonnen, überraschen. Nicht bloß, daß jetzt offenbar alles besser geordnet und die Führung der Arbeiten geregelter ist; wandert man einsam durch die stillen Gassen, tritt man durch die offenen Thüren in die Häuser ein und macht so um ein völlig freigelegtes Quartier die Runde, so hat man auch den Eindruck, als sei die Illusion leichter und vollständiger, das Eindringen in das antike Leben noch bequemer geworden als früher. Diesen Fortschritt verdanken wir zum großen Teil Fiorelli und seinem Entschlusse, mit dem alten Schlendrian zu brechen und neue Methoden anzuwenden. Nicht oft genug kann betont werden, daß man sich bei diesen Ausgrabungen heute nicht mehr dasselbe Ziel setzt wie früher. Die Leute, die am 1. April 1748 die Asche, welche fast seit sieben Jahrhunderten Pompeji bedeckte, zum erstenmal von der Stelle bewegten, hatten nur eine einzige Absicht: sie wollten Kunstwerke finden, um das Museum des Königs zu bereichern. Somit kann man sich leicht denken, wie bei den damaligen Arbeiten verfahren wurde. Man grub aufs geratewohl und gleichzeitig an mehreren Stellen, wie eben die Hoffnung auf einen Glücksfall es eingab. Wurde nach oberflächlichem Suchen nichts gefunden, so gab man die angefangene Ausgrabung auf und fing irgend wo anders von vorn an. Wurde der Schutt unbequem, so warf man ihn ohne Umstände auf die schon freigelegten Häuser, die so in das Dunkel, aus welchem sie kaum erst emporgetaucht waren, wieder zurück sanken. Für die Erhaltung derjenigen Häuser aber, die etwa noch offen liegen blieben, geschah nicht das mindeste. Die Fresken, die der Übertragung in die Museen von Portici oder Neapel nicht für würdig befunden worden waren, blieben allen Unbilden des Wetters, dem Winde und der Sonne ausgesetzt, die dann gar schnell ihre Farben auslöschten. Die Mosaiken gingen unter den Schritten der Reisenden und der Arbeiter vollends zu Grunde; die Mauern bekamen Risse, barstten und stürzten zuletzt ganz ein. Wohl erhoben einige einsichtige und kenntnisreiche Männer Klage über die traurige Methode bei den Ausgrabungen; da aber diese füglich einen Ertrag von Meisterwerken gewährten, da dank ihnen das Museum von Neapel unstreitig eines der reichsten der Welt geworden war, so ließ man die Unzufriedenen reden, und ihre Proteste verhallten ungehört. Dieses barbarische System hat, obschon mit der Zeit etwas mehr Schonung Platz griff, doch im wesentlichen unverändert bis auf unsre Tage bestanden.

Mit Fiorelli ist dies anders geworden; immer von neuem hat er es in seinen Berichten ausgesprochen, daß das Hauptinteresse der Ausgrabungen von Pompeji eben Pompeji selbst sei, daß die Entdeckung von Kunstwerken erst in zweiter Linie stehe, daß es vor allem darauf ankomme, eine römische Stadt von den Toten aufzuwecken, auf daß sie uns ein Bild des antiken Lebens gebe, daß es gelte, sie ganz und gar und in ihrem geringsten Gemäuer freizulegen, wenn anders die Belehrung, die wir davon erwarten, vollständig sein soll,

daß man nicht bloß die Häuser der Reichen im Schmuck ihrer zierlichen Fresken, in ihrem köstlichen Marmorleide, sondern auch die Wohnungen der Armen mit ihrem Alltagsgerät, ihren groben Karikaturen kennen lernen wolle. In einem solchen Plane gewann alles Bedeutung; geradezu nichts war mehr gering zu achten. So entschloß sich denn Fiorelli auch, ehe er überhaupt an die eigentliche Fortsetzung der Arbeiten ging, zu einer Revision dessen, was seine Vorgänger gethan. Überall folgte er noch einmal ihren Spuren, ließ die Mauern, die den Einsturz drohten, absteifen und stützen, richtete die schon gefallen wieder auf, schützte die Fresken und die Mosaiken; gleichzeitig beschäftigte er sich mit der endgiltigen Freilegung alles dessen, was von neuem mit Schutt bedeckt oder überhaupt noch nicht völlig ausgegraben worden war. Ein mühevolleres und dem Anschein nach wenig nutzbringendes Unternehmen! Mußte man doch darauf gefaßt sein, in einem schon einmal durchsuchten Boden nicht mehr viel neues von Wert zu finden. Um aber das Ganze der Stadt klar zu erkennen, war es notwendig, alles einzelne zu entwirren und ans Licht zu bringen. Fiorelli verzichtete demnach lange Zeit darauf, die öffentliche Meinung durch den Lärm und das Aufsehen unerwarteter Entdeckungen zu blenden.*) Er beschied sich und betrieb unentwegt und in der Stille ein mehr nützlich als glänzendes Werk. Zwölf Jahre brauchte er bis zum Abschluß der anscheinend so undankbaren Arbeit; als sie aber beendet war, lag ihre Wichtigkeit vor aller Augen. Der frühere Besucher von Pompeji wurde in jedem Augenblick durch Berge von Asche und durch ganze Schuttinseln aufgehalten, durch welche die freie Bewegung gehindert, die Straßen abgeschnitten, die Spaziergänge in der Stadt unterbrochen wurden. Selbst in der Nähe des Forums und ganz dicht bei den Theatern waren noch unausgegrabene Häuser übrig. Heute sind diese Lücken verschwunden. Der freigelegte Teil von Pompeji ist es völlig; wir haben ihn ganz, mit seinen geringsten Gäßchen, seinen mittelmäßigsten Häusern, seinen bescheidensten Läden vor Augen und sind so, wenn wir ihn durchwandern, imstande, uns von dem antiken Leben eine wahrere und vollständigere Vorstellung zu machen. Wir müssen anerkennen, daß dieses Ergebnis es wohl verdiente, durch ein paar Jahre hartnäckiger Arbeit erkauft zu werden.

*) Es darf indessen nicht vergessen werden, daß die Idee, die hohlen Räume, welche die Leichen der Pompejaner bei ihrer Befreiung zurückließen, mit Gips auszugießen, Fiorelli verdankt wird. Gelingt die Operation, so giebt der Gips genau das Abbild des Toten. Die auf Pompeji gefallene heiße Asche hat nach ihrem Erkalten die Umrisse aller von ihr eingehüllten Gegenstände wie eine Gußform konservirt. So war es möglich, in dem kleinen Museum am Eingange der Stadt eine Reihe von Personen zu sammeln, die so wiedergegeben sind, wie sie waren, als der Tod sie überraschte: die einen kämpfen vergebens gegen ihn an, die andern ergeben sich ohne Widerstand. Es ist ein ergreifender Anblick und eine der größten Merkwürdigkeiten Pompejis.

Durch dieses geduldige und peinlich sorgfältige Vorgehen ist nun Fiorelli zu einigen merkwürdigen Entdeckungen geführt worden, von denen hier ein Wort gesagt werden mag. Pompeji macht auf den ersten Anblick den Eindruck einer neuen und improvisirten Stadt. Alles erscheint gleichartig und gleichartig. Bekanntlich schritt man nach dem Erdbeben des Jahres 63, durch welches die Stadt schweren Schaden litt, zu ihrem Wiederaufbau, und diese Arbeit war weit vorgeschritten, als sechzehn Jahre später der Vesuv sie begrub. Es war die Zeit des Nero, eines Kunstfreundes von schrecklicher Art, der von rasender Lust am Bauen erfüllt war, alles erneuern wollte und — so hieß es — Rom in Brand steckte, nur um das Vergnügen zu haben, es in modernem Stil wieder aufzubauen. Die Tollheiten des Herrschers, auch wenn dieser Herrscher Nero hieß, waren im ganzen Reiche maßgebend wie Gesetze: als die Pompejaner ihre Stadt herzustellen hatten, benutzten sie diese Gelegenheit zu völliger Veränderung und Verjüngung. Die Tempel wurden vergrößert, die alten Gebäude mit neuen Fassaden geschmückt, die Wände mit Stuck bekleidet und mit Marmor ausgelegt, die Tuffpfeiler durch Säulen aus Travertin ersetzt. Diese Neubauten sind es vor allem, die heute ins Auge fallen; schnell schreiten die Besucher vorüber, und so bemerken sie nur die Bekleidung aus Stuck oder Marmor, nur die feierlichen, zu Neros Zeit hastig errichteten Fassaden; daß aber die neuen Bauten alte Fundamente bedeckt haben, ohne dieselben zu zerstören, dies zu sehen haben sie keine Zeit. Fiorelli, der überhaupt alles genauer betrachtet hat, ist auch bis zu diesen festen Unterschichten vorgeedrungen, die das Erdbeben überlebt und dem Ausbruch des Vesuvs widerstanden haben. Unter der Stadt des ersten Jahrhunderts findet er wenigstens zwei ältere Niederlassungen wieder, deren Geschichte er uns in ihren Umrissen entwirft. Die älteste geht auf das sechste Jahrhundert vor Christo zurück: damals ergriffen einige Familien, die, man weiß nicht woher gekommen waren, Besitz von dem Boden zwischen Sarnus und Meer. Dieses Gebiet umschlossen sie mit Mauern aus gewaltigen Blöcken, welche sie aus den nahen Bergen holten und ohne Mörtel aufeinanderstichteten. In diesem Raume, der für sie zu groß war, ließen sich die neuen Einwohner bequem nieder. Ihre Häuser, deren Grundmauern noch vorhanden sind, bestanden nur aus einem offenen Hofe, um welchen ringsum die Gemächer angeordnet waren. Jedes Haus lag inmitten eines kleinen, von der Familie bewirtschafteten Erbgrundes (*heredium*). Die Stadt war also damals keine bloße Anhäufung von dicht bei einander stehenden Häusern, sondern eine Gemeinde von Familien, die im Schutze einer gemeinsamen Mauer auf ihren Landsitzen lebten. *) Zwei Jahrhunderte später kamen die Samniten, ein begabtes, gesittetes

*) Fiorelli hat seine Ansichten über die Anfänge und die Geschichte Pompejis in der Einleitung zu seiner *Descrizione di Pompei* (Napoli, 1875) niedergelegt. Hierauf bezügliche Erörterungen und Ergänzungen finden sich bei Nissen (*Pompejanische Studien zur Städtekunde des Altertums*, Leipzig 1877) und bei Mau (*Pompejanische Beiträge*, Berlin 1879).

Volk, welches sich schnell für die Künste Griechenlands gewinnen ließ. Sie erbauten eine wirkliche Stadt mit sehr schönen Monumenten; einzelne von ihnen sind noch vorhanden und zeigen die Inschriften, welche die Behörden darauf anbringen ließen. Zu jener Zeit erstieg Pompeji eine hohe Stufe des Reichthums und der Kultur. Viel eifriger, als Rom es damals wagte, ahmte Pompeji den Griechen nach. So besaß es eine Ringschule, in welcher sich die jungen Männer wie in Sparta oder Athen zu gymnastischen Übungen versammelten; zu einer Zeit, wo die Römer erst noch bloße Bretterbühnen bauten, welche die darauf gegebenen Schauspiele nicht überlebten, hatte Pompeji bereits ein steinernes Theater; der Isis, die in Rom offiziell erst unter den Flavierern Eingang fand, errichtete es ganz offen einen Tempel. Damals also und lange, ehe sie römisch geworden, hat dort griechische Gesittung so tiefe Wurzel geschlagen. Der Umstand, daß die kleine Stadt so gern vom Auslande mancherlei entlehnte, hinderte sie durchaus nicht, eifrig über ihre Unabhängigkeit zu wachen. Im Bundesgenossen- kriege verteidigte sie dieselbe mutig gegen die Römer, und Sulla bezwang sie nur mit großer Mühe. Nach ihrer Unterwerfung sandte er drei Veteranenkohorten mit ihren Familien hin und machte aus der Stadt eine Kolonie, die seinen Namen trug (Colonia Cornelia). Ihr Gedeihen hatte unter der neuen Herrschaft, in die sie sich gutwillig fügte, nicht zu leiden. Wenig später sagt Cicero in seinem Lobe Campaniens, die Städte seien dort so schön, so reich, so gut gebaut, daß ihre Bewohner ein Recht hätten, über die armen alten Gemeinden von Latium zu spotten, und unter diesen schönen Städten, auf welche die Latiner eifersüchtig sein müßten, nennt er Pompeji.*)

Seitdem Fiorellis einleitende Arbeiten beendigt sind und seit wir einen genauern und vollständign Plan der bisher ausgegrabenen Quartiere besitzen, können wir besser als früher erkennen, daß die Stadt regelmäßig angelegt ist, daß die Straßen im allgemeinen geradlinig sind und sich rechtwinklig schneiden. Es ist nicht anzunehmen, daß die Architekten, welche Pompeji nach seinem ersten Mißgeschick wieder aufbauten, diese Regelmäßigkeit neu einführten. Fiorelli glaubt, daß dieselbe schon in der ursprünglichen Ansiedelung vorhanden gewesen sei. Die alten Italiker, die sich zuerst an den Ufern des Sarnus niederließen, hatten eine besondere Art ihre Städte anzulegen und erbauten sie in der Regel nach demselben Grundplane. Nach Errichtung der Ringmauer zogen sie zwei lothrecht einander schneidende Linien, die eine von Nord nach Süd, *cardo* genannt, die andere von Ost nach West, der *decumanus*. Dies waren die beiden Hauptstraßen, von welchen sich dann später alle übrigen abzweigten. Der *decumanus* und der *cardo* sind in Pompeji noch sichtbar. Da wir ihre Richtung sehen und da es feststeht, daß diese in den freigelegten Stadtvierteln beobachtete Regelmäßigkeit sich auch in den übrigen wiederfand, sind wir imstande, uns nach

*) Cicero, *De lege agrar.* II, 85. *Herculaneum* wird hier nicht genannt.

dem Teile, den wir kennen, auch von dem Reste, den wir noch nicht kennen, eine Vorstellung zu machen. So konnte Fiorelli es dreist wagen, eine Art Plan der ganzen Stadt zu entwerfen. Er teilte sie nach Maßgabe der Terrinausdehnung und der Richtung der Straßen in neun Quartiere oder, wie die Römer sich ausdrückten, in neun Regionen. Von diesen neun Regionen sind drei völlig aufgedeckt, drei noch völlig unberührt, die übrigen drei nur zu einem geringen Teile bekannt. Demnach bleibt also etwas mehr als die Hälfte von Pompeji noch freizulegen. Dieses Gebiet auszugraben ist man zur Zeit aufs eifrigste beschäftigt.*)

Thut man aber überhaupt recht daran? War es nicht, statt hier neue Ausgrabungen zu unternehmen, besser, haltzumachen und einen so bedeutenden Kraftaufwand mühevoller Nachforschung lieber an ein neueres und reicheres Terrain zu wenden? Diese Frage hat einst der französische Alttertumsforscher Beulé in einem seiner besten Bücher**) mit großem Nachdruck bejaht. Aber Beulé war noch mehr Kunstfreund als Archäolog. Dunkle Funde, die nur dazu beitragen, ein geschichtliches Problem zu lösen und die Vergangenheit mehr zu beleben, machten ihm weit weniger Freude als die Entdeckung jener Bildsäulen, Mosaiken, Friese, die seinen feinen Geschmack entzückten. Nun erinnerte er sich, daß man jedesmal bei Nachgrabungen unterhalb Porticis in den Tiefen, wo Herculaneum versteckt liegt, bewundernswerte Kunstwerke gefunden hatte. „Dort also, sagte er, muß man suchen: auf diese unberührten Ruinen, welche so große Schätze versprechen, muß man alle Anstrengungen und Mittel konzentriren.“ Und mit dem glühenden Eifer, mit welchem er stets für seine Ansichten Propaganda machte, forderte er alle Freunde der Kunst, alle reichen Liebhaber Europas auf, sich zu vereinigen, um die Kosten dieser fruchtbaren Ausgrabungen zu bestreiten.

Wenn dieser Aufruf einmal Gehör findet, wenn die Bankiers und die Antiquare Fiorelli zur Wiederaufnahme der kostspieligen Arbeiten in Herculaneum in den Stand setzen, so wird er, glaube ich, diese großmütige Spende sehr gern annehmen und sich glücklich schätzen, einen Teil seiner Arbeiter dorthin dirigiren zu können.***) Aber auch in diesem Falle ist stark zu bezweifeln, daß er des-

*) Nach Ruggiero betrug die Gesamtoberfläche von Pompeji etwa 662 000 Qu.-Meter; davon waren bis 1880 264 424 Qu.-Meter ausgegraben.

**) *Lo Dramo du Vesuvo*, Paris 1872, S. 243.

***) Vor kaum vier Jahren wurde die öffentliche Aufmerksamkeit wieder einmal ziemlich unerwartet auf die Ausgrabungen von Herculaneum gelenkt. Im September 1879 feierte man in Pompeji eine Art Jahrestag der Katastrophe, welche im Jahre 79, achtzehnhundert Jahre früher, sich ereignet hatte. Bei dieser Gelegenheit veröffentlichte die Direktion der Ausgrabungen einen Band Abhandlungen und Notizen unter dem Titel: *Pompei o la regione sotterrata dal Vesuvio nell' anno LXXIX*. Unter diesen Abhandlungen befindet sich auch eine sehr interessante von Comparetti über die Villa in Herculaneum, in welcher die berühmten lateinischen und griechischen Papyrus entdeckt wurden. Ihr Eigentümer war nach C. der reiche L. Piso Caesoninus, der Schwiegervater des Caesar. Bekannt ist, daß diese Villa

halb Pompeji, das heißt den vielleicht bescheidenen, aber sichern und leichten Erfolg, gänzlich aufgeben und sich dafür neuen Schwierigkeiten und Zufällen aussetzen sollte. Weshalb auch sollte er sich dazu verstehen? Welcher Grund könnte eine solche Preisgebung rechtfertigen? Pompeji, meint Beulé, hat so ziemlich alles hergegeben, was man von ihm erwarten darf. In dieser neuen, in sechzehn Jahren von denselben Künstlern wieder aufgebauten und ausgeschmückten Stadt ist alles einander ähnlich. Selbst wenn man annimmt, daß die Ausgrabungen in Zukunft ebenso glücklich sind wie in der Vergangenheit, wird man hier doch immer nur dasselbe, aus den gleichen Materialien errichtete, auf die gleiche Art disponirte Häuser finden: mit seinem Atrium und seinem Peristyl, seinen Räumen für die Herren und für die Sklaven, seinen theils für die Intimität des Familienlebens, theils für den Empfang der Gäste bestimmten Gemächern. Überdies wird man nach Beulé dieses so oft studirte, kunstreiche Haus, wo man immer irgend ein kostbares Stück zu entdecken hoffen durfte, garnicht einmal mehr finden. Die reichen Quartiere, die das Forum und das Theater umgaben, sind ausgegraben; wir müssen darauf gefaßt sein, kaum noch auf etwas andres zu stoßen als auf die Wohnungen der Armen: lohnt es der Mühe, sich um solcher Hütten willen in Kosten zu stürzen?

Fiorelli konnte darauf antworten, daß diese Hütten denn doch auch ihr Interesse haben. Die reichen Klassen des Altertums sind uns genügend bekannt: von ihnen vornehmlich erzählt uns die Literatur, von ihrem Denken, ihrem Leben berichtet sie uns. Um die Armen dagegen haben sich weder Dichter noch Geschichtschreiber viel bekümmert. Welchen Dienst würde uns Pompeji leisten, wenn es uns eine Art lebendes Bild der Volksklassen des römischen Kaiserreichs vor Augen führte! Wenn man also auch sicher wäre, daß nur noch Wohnungen der Armen übrig sind, so wäre dies noch lange kein Grund, die Ausgrabungen einzustellen. Aber diese Vorhersagung Beulé's hat sich nicht einmal bewahrheitet. Nach wie vor sind in den neuen Quartieren von Pompeji ebenso viele geichmackolle Häuser gefunden worden wie in den alten, und in den wenigen Jahren hat man ebenso merkwürdige Entdeckungen gemacht wie früher. Denen, die sich der Meinung zuneigen, daß Pompeji ein erschöpftes Bergwerk sei, und die zu fürchten scheinen, es möchte die darauf verwendete Mühe nicht

eine Fülle der prächtigsten Kunstwerke barg; auch die schönsten Bronzestatuen, heute die Zierden des Museums von Neapel, wurden hier gefunden. In einer andern Abhandlung, gleich hinter Comparettis Aufsatz, prüft de Petra die Berichte der Ingenieure, welche im Jahre 1750 die dortigen Ausgrabungen leiteten, und weist nach, daß damals nur ein Theil der Villa freigelegt wurde, sodaß man also, wenn man heute die Arbeiten fortsetzte, einige Aussichten auf eine ebenso schöne Ernte hätte. Die Hoffnung, eine Statue von Marmor oder Bronze wie den Nechines oder den trunkenen Faun zu finden, ist — das muß man gestehen — verführerisch genug, um die Wiederaufnahme der höchst bedauerlicher Weise abgebrochenen Ausgrabungen wünschenswert zu machen.

mehr belohnen, kann man gar nicht besser antworten als durch den mit ein paar Beispielen leicht zu führenden Nachweis, daß die letzten Ausgrabungen nicht minder glücklich gewesen sind als die ältern.

Zunächst fanden sich immer von neuem interessante Malereien; fast kein Haus giebt es, worin nicht irgend eine solche vorhanden wäre. Schon das Verzeichniß, welches Sogliano von allen während der zwölf Jahre von 1867—1879 entdeckten Wandgemälden anfertigte, zählt über 800 Nummern, darunter eine ganze Reihe höchst wertvoller Stücke.*) Ich muß mich hier auf das wesentlichste beschränken und nenne deshalb nur das Orpheusfresko, nicht weil es merkwürdiger ist als andres, sondern weil man in einer der Christenkatakomben zu Rom ein ganz ähnliches gefunden hat. Die beiden Bilder unterscheiden sich von einander fast nur durch ihre Größe. Das Gemälde aus Pompeji mißt fast $2\frac{1}{2}$ Meter. So ist hier alles einzelne mehr ausgeführt und besser sichtbar als in dem kleineren, von der Zeit stark mitgenommenen Katakombenbilde; aber im ganzen stimmen sie überein. Orpheus ist sitzend dargestellt; ein leichter Mantel fällt ihm von den Schultern auf die Kniee nieder, mit dem Plectrum rührt er die neun-saitige Leier. Ihm zu Füßen hat der Maler von Pompeji Tiere von mannig-facher Art versammelt: einen Löwen, einen Panther, einen Tiger, einen Eber, einen Hirsch und einen Hasen; weiterhin sind Bäume und Felsen, die der Zauber seiner Stimme herbeizieht, und ein Bach, der, um ihm länger zuzuhören, seinen Lauf unterbricht. Der christliche Künstler hat alle diese Tiere weggelassen und sie durch zwei Schafe ersetzt; unzweifelhaft wollte er an den Guten Hirten erinnern, der in den ersten Zeiten der Kirche das gewöhnliche, sozusagen offizielle Abbild Christi war. Im ganzen aber hat er das heidnische Fresko reproduziert. Er konnte dies unbedenklich thun: diese schöne, ernste und sanfte Gestalt, die nur mit dem Thema ihrer Gesänge beschäftigt scheint, ohne die sonderbaren Wirkungen derselben zu bemerken, hat schon an sich etwas Religiöses. Das Christentum brauchte nichts daran zu ändern, um sie seinem Gottesdienst und seinen Glaubenssätzen anzupassen; so hat es denn nicht gezögert, Christus in der Gestalt darzustellen, welche die Heiden dem thrakischen Sänger gegeben hatten. Die Vergleichung des Orpheus von Pompeji mit dem der Katakomben zeigt uns ganz handgreiflich, mit welcher Leichtigkeit von der werdenden Kirche die antiken Typen entlehnt wurden, und eine wie große Rolle in der Frühzeit der christlichen Kunst die Nachahmung der griechischen Vorbilder spielte.

Etwas länger müssen wir bei einer sehr merkwürdigen und ganz un-verhofften Entdeckung verweilen, welche im Hause des Bankiers L. Caecilius Ju-cundus gemacht wurde. Auf den ersten Anblick unterscheidet sich dieses Haus nicht sehr bedeutend von den übrigen, vielmehr liegt es in einer ziemlich engen

*) Soglianos Arbeit befindet sich gleichfalls in dem oben angeführten, zum Jahrestage der Zerstörung von Pompeji herausgegebenen Werke.

Strasse und sieht von dort bescheiden genug aus. Auf Außerlichkeiten gab Lucundus nicht viel; vielleicht war es ihm, als einem vorsichtigen Manne, sogar lieb, daß er sein Vermögen nicht allzusehr zur Schau stellte. Treten wir aber in das Haus ein, so merken wir bald, daß wir bei einem reichen Manne sind. Den Empfangssaal schmückten mythologische Gemälde; im Peristyl ist eine große Jagd dargestellt. Diese Malerei ist jedoch nicht das merkwürdigste, was das Peristyl barg: beim Nachgraben über einer Thüröffnung, an ganz gut versteckter Stelle, fand man die Rechnungsbücher des pompejanischen Bankiers.

Das war eine große Neuigkeit; denn Bücher scheinen in Pompeji sehr selten gewesen zu sein. Während in Herculaneum, von welcher Stadt wir doch nur wenige Häuser kennen, fast auf den ersten Schlag eine Bibliothek entdeckt wurde, war in Pompeji in der ganzen langen Ausgrabungszeit von über hundert Jahren noch kein Wachstäfelchen, keine Papyrusrolle, kein Buch auf Pergament, keine Bibliothek, kein Archiv irgend welcher Art gefunden worden. Dieser Umstand ist nicht leicht zu erklären.*) Gewiß war Pompeji kein Ort zum Studiren, und viele Gelehrte wird es dort kaum gegeben haben; aber selbst in Vergnügungstädten sind doch auch gewisse Bücher am Platze. Wenn heutzutage eine unsrer herrlichen Stationen an der See oder einer unsrer schönen Thermalbadeorte, die man gleichfalls nicht aussucht, um sich zu langweilen, von einer plötzlichen Sturmflut verschlungen würde — ich glaube, man fände, nachdem sich die Wasser verlaufen hätten, zwar nicht viele wissenschaftliche Bücher, aber doch eine ganz hübsche Sammlung von Romanen oder Zeitungen. Auch wenn wir annehmen, daß es in Pompeji keine philosophischen Werke gab wie in Herculaneum, so müssen doch wenigstens die Dichter, welche die Liebe besangen, dort gelesen worden sein; finden sich doch ihre Verse überall auf die Wände gekritzelt. So scheint es, daß man längst ein paar Exemplare der Elegien des Propertius oder der Liebeskunst des Ovid hätte entdecken müssen; aber es ist alles verloren gegangen. Das einzige Anzeichen, welches darauf schließen läßt, daß die Pompejaner manchmal Bücher kauften und daß sie demnach auch bei sich zu Hause solche besaßen, ist das Aushängeschild eines Buchladens nahe bei dem Stabianer Thore. An dem Geschäft scheinen vier Associates beteiligt gewesen zu sein. Wenn aber der Laden erhalten ist, so sind die Bücher leider verschwunden. Man kann sich also leicht die Freude der Entdecker vorstellen, als sie sich am 3. Juli 1875 überzeugten, daß sie, wenn es auch keine wirkliche Bibliothek war, doch einen Fund gemacht hatten, den man das Portefeuille des Bankiers Lucundus nennen kann.

Es war eine ziemlich große Kiste. Sie stand in einer Art Nische oberhalb

*) Die wahrscheinlichste Erklärung ist noch, daß die heiße Asche, welche Pompeji begrub, die Papyrus verzehrt hat, während sie von dem Schlammstrom, der sich über Herculaneum ergoß und sich dort bis zu 20 Meter Höhe aufstaute, gerade konservirt wurden.

einer Thür und enthielt eine große Anzahl jener Täfelchen (*tabulae*), auf welchen die Römer das Konzept ihrer Geschäftspapiere, kleine unwichtige Billets, den ersten Entwurf der Werke, die sie verfaßten, kurz alle ihre laufenden Schreibereien verzeichneten, während Pergament und Papyrus denjenigen Schriften vorbehalten blieb, welche sie dauernd aufbewahren wollten. Diese Täfelchen bestanden in der Regel aus zwei bis drei dünnen hölzernen Brettchen, die wie die Deckel eines Buches miteinander verbunden und innen mit einer leichten Schicht von Wachs überzogen waren; auf diesem Wachs wurde mit einem kleinen eisernen Griffel geschrieben. Ein so schwacher, so zarter, so wenig für lange Dauer geschaffener Stoff hat hier alle möglichen Unfälle, denen Marmor und Eisen kaum zu widerstehen vermochten, glücklich überlebt! Wir fragen uns, durch welches Wunder mitten in einer plötzlich erstickten und verschlungenen Stadt, unter dem alle Häuser bedeckenden Stein- und Aschenregen, dieses Holz und dieses Wachs der Vernichtung entgehen konnten, und noch größer ist unser Staunen darüber, daß diese Stoffe nach der schrecklichen Katastrophe achtzehn Jahrhunderte der Finsternis und Feuchtigkeit zu überstehen vermochten, ohne völlig zu Grunde zu gehen. Als man sie fand, bildeten sie nur noch ein Gefüge calcinirter Kohle, und kaum wurden sie von den Strahlen der Sonne berührt, die sie seit achtzehnhundert Jahren nicht gesehen, da bekamen sie zusehends überall Risse und zerfielen an der Luft in kleine Stücke. Es bedurfte unendlicher Vorsicht, um diese kostbaren Überreste nach Neapel zu schaffen; dort, wo in eigens dazu bestimmten Ateliers das Aufrollen und Lesen der Papyrus von Herculaneum mit bewundernswerter Geduld ausgeführt wird, ging man daran, die Täfelchen von einander zu trennen, die zerstreuten Stücke zusammenzufügen, sie zu öffnen, endlich, falls glücklicherweise das Wachs nicht geschmolzen war, die von dem eisernen Griffel darauf zurückgelassenen Spuren zu entziffern. Im ganzen war der Erfolg größer als man gehofft hatte — dank dem Geschick und der Gelehrsamkeit de Petras, des Direktors des Museums zu Neapel, welcher die Arbeit überwachte und nach ihrer Beendigung zuerst ihre Ergebnisse veröffentlichte.*)

Entsprechen diese Ergebnisse der Mühe, die sie gekostet haben? — Es muß bemerkt werden, daß auf Entdeckungen dieser Art fast immer eine Enttäuschung gefolgt ist. Man erwartet von vornherein zu viel; so ist es natürlich, daß die Wirklichkeit nicht auf der Höhe der Hoffnungen steht. Die Kiste des Lucundus enthielt 132 für ihn ausgestellte Quittungen; davon sind 127 ganz oder teilweise entziffert worden. Fast alle diese Quittungen (116 von 127) beziehen sich auf Versteigerungen und machen uns mit dem Mechanismus dieser Art von

*) De Petras Denkschrift, betitelt *Lo Tavolotto corato di Pompei* erschien zuerst in der Sammlung der Akademie der Lincei. Seitdem hat Rommsen in einer wichtigen Abhandlung im *Hermes* (XII, S. 88) die Täfelchen besonders vom juristischen Standpunkt aus studirt. Vgl. auch Caillemet in der *Revue historique de droit français* (Juli 1877).

Verkäufen vollends bekannt. Die Versteigerung (*auctio*), deren wir uns heute bedienen, um uns unsrer Bücher, Möbel, Bilder zu entledigen, war bei den Römern anfangs nur bei Zwangsverkäufen, das heißt bei denjenigen, welche der Staat mit den Gütern der Verurteilten oder ein Gläubiger mit den Habseligkeiten seines Schuldners vornahm, üblich gewesen, dann aber zuletzt auch bei andern Verkäufen in Anwendung gekommen. Diese Art des Verkaufs war so allgemein geworden, daß die Wörter *auctionari* oder *auctionem facere* als einfache Synonyma von *vendere* galten. In den bedeutenderen Städten gab es große, eigens dafür erbaute Säle mit Höfen und Säulenhallen, die *atria auctionaria*. Der Leiter der Versteigerung — wir würden heute sagen der Auktionskommissar — mußte sich auf Buchhaltung und auf die Abfassung eines ordnungsmäßigen Protokolls verstehen; so versah denn auch häufig ein Bankier von Beruf diese Funktion. In Pompeji war damit *Caecilius Tuncundus* betraut. Der Vorsitz eines Bankiers bot noch einen andern Vorteil: wenn der Käufer, der die Kaufsumme sofort entrichten mußte, dieselbe nicht gleich zu seiner Verfügung hatte, so schoß der Bankier sie ihm vor. Er machte also bei Geschäften dieser Art einen zweifachen Gewinn: erstens an der Provision, die er von der gesamten Verkaufssumme vorweg abzog, um sich für seine Mühe bezahlt zu machen, und dann an den Zinsen, die er für das Darlehen vom Käufer forderte. Unsere Tafelchen sind, abgesehen von ein paar unbedeutenden Abweichungen, sämtlich gleichlautend abgefaßt und enthalten die Quittung des Verkäufers für den Bankier, der das baare Kaufgeld liefert und den wirklichen Käufer als dessen Vermittler vertritt. Diese Stücke sind besonders für Juristen interessant; andre, leider nur gar zu wenige, höchstens zehn, geben uns über die Finanzen der römischen Municipien und über die Art, wie dieselben ihre Besitzungen verwalteten, merkwürdige Aufschlüsse. Sie sind vom Schatzmeister der Stadt unterzeichnet und lassen erkennen, daß sich *Caecilius Tuncundus* mit seinem Gewinn aus den Versteigerungen nicht begnügte, sondern sich auch noch mit der Verwaltung des Gemeindebesitzes befaßte. So hatte er Weideland, ein Feld und eine Walkerkwerkstatt, die dem Municipium gehörten, in Pacht genommen; vielleicht verpachtete er sie weiter oder bewirtschaftete sie auch selbst. Dies sind also die Operationen, durch welche sich damals der Bankier einer kleinen Stadt bereicherte. Die Quittungen des *Junius* stellen uns eine Profession, die wir bisher kaum kannten, lebendig vor Augen. Sie sind folglich nicht ohne Bedeutung; vor allem aber haben sie die fast schon aufgegebene Hoffnung der gelehrten Welt, in den Ruinen von Pompeji doch noch eines Tages eine Bibliothek oder wenigstens ein Archiv zu entdecken, das ein wenig reicher und literarisch wertvoller ist als das des Bankiers *Tuncundus*, neu belebt.

Dem Hause des Bankiers gegenüber hat man eine *fullonica*, das heißt die Werkstatt eines Tuchwalkers, freigelegt. Man kannte bereits mehrere derartige Etablissements, besonders eines, welches deshalb berühmt ist, weil es

interessante Malereien enthielt, in denen alle Berrichtungen dieses Gewerbes sehr geschickt und lebendig dargestellt waren. Dieses letztere war damals von großer Wichtigkeit. Alle römischen Bürger, die sich selbst achteten, in der Hauptstadt wie in den Provinzen, trugen die Toga: sie war das feine Kleid, das offizielle und festliche Gewand; sie charakterisirte und unterschied von den andern die Herren der Welt: Romanos rerum dominos gentemque togatam. Wenn indessen die majestätische Weite der Toga, ihr geschmackvoller Faltenwurf, ihr strahlendes Weiß, besonders wenn dieses noch durch einen Purpursaum gehoben wurde, eines der schönsten Gewandstücke aus ihr machten, die überhaupt jemals von Menschen getragen wurden, so hatte sie dafür den doppelten Nachteil, daß sie unbequem war und leicht schmutzte. Sollte sie sauber sein und ihrem Träger Ehre machen, so schickte man sie zum Walker. Dort warf man sie zuerst in Bottiche, die mit Wasser, Kreide und andern Ingredienzien gefüllt waren. Dann wurde sie gewaschen, und zwar nicht, wie heute geschieht, durch Pressen mit den Händen, sondern durch Walken mit den Füßen. Der hiermit beschäftigte Arbeiter führte in dem Bottich eine Art dreitaktiger Bewegung (tripudium) aus, ähnlich wie der Winzer beim Stampfen der Trauben. Merkwürdigerweise war das tripudium zu dem nationalen und religiösen Tanze der alten Römer geworden; ihn tanzten die Arvalbrüder, indem sie dazu jenes Lied an die Hausgötter, die Laren, sangen, das ein Zufall uns erhalten hat, oder die Salier, wenn sie im Monat März, mit ihrem kurzen Schwerte auf den ehernen Schild schlagend, die Straßen Roms durcheilten. War das Zeug so gewaschen, so hing man es an ein Gestell aus Weidenruten, wo es den Ausdünstungen des Schwefels ausgesetzt war; dann wurde es gestreckt, mit einer langen Bürste gestrichen und endlich unter eine Presse gebracht, die den bei der Weinlese benutzten Keltern ähnlich war. Je mehr es darin zusammengepreßt wurde, umso weißer und glänzender ging es aus derselben hervor.*) Zu diesen mannichfaltigen Berrichtungen war ein geräumiges Lokal und zahlreiches Personal erforderlich. Walker gab es also sehr viele in den antiken Städten. Sie galten für lustige Leute, die an lärmendem Spaß und an heiterer Rede Geschmack fanden; so hat sich denn auch mit ihnen die populäre römische Komödie mit Vorliebe beschäftigt und sie gern auf die Bühne gebracht. Das Schauspiel der müßigen und allerlei Kurzweil treibenden Walker (fullones feriati) erheiterte das Volk ungemein. Die Entdeckung der neuen Fullonica beweist nun, daß die Walker von Pompeji denen von Rom ganz ähnlich waren. Auf der Wand

*) In der neuen Fullonica ist der Raum, der den Arbeitern als Werkstatt diente, wunderbar gut erhalten. Man meint, die Arbeit habe eben erst aufgehört; die Bassins für die Wäsche sind unversehrt, und es scheint, als müßte aus den noch an Ort und Stelle befindlichen eisernen Hähnen gleich wieder das Wasser des Sarnus fließen und sie füllen. In einer Ecke steht ein Thongefäß; darin sahen wir noch die kreidige Masse, die man am Tage der Eruption oder kurz vorher hineingethan hatte.

des Porticus, wo die Wolle gewaschen wurde, fand man die Überreste einer großen Malerei, die leider stark beschädigt ist, aber mit viel komischer Verve angelegt scheint. Sie stellte, so nimmt man an, das Fest der Minerva (quinquatrus) dar, welches zugleich auch das Fest der Valer war. Wir sehen dort Leute abgebildet, die sich dem Vergnügen mit solchem Übermut hingeben, daß ihre Spiele manchmal mit Schlägen enden: ein Mann, den sie bis aufs Blut durchgeprügelt haben, begiebt sich eben zum Richter, um seine Klage anzubringen. Aber die heitern Szenen überwiegen: wir finden Tänze, Feste, in denen die Gäste mit grotesken, selbst mit unanständigen Geberden abgebildet sind. Die Freiheit des Pinsels erinnert uns daran, daß wir hier in dem Lande sind, wo die Atellanen, die römische Volkskomödie, erfunden wurden.

Es ist bemerkenswert, daß die neue Fullonica, das Haus des Lucundus und das andre mit dem Orpheus ganz nahe bei einander liegen. Wenn es möglich gewesen ist, an einer einzigen Stelle der Stadt, fast auf einmal, so viel Interessantes zu finden, ist dann nicht der Schluß berechtigt, daß man wohl daran thut, die Arbeiten fortzusetzen, und daß wir bei regelmäßiger Förderung derselben noch glücklicherer Ergebnisse gewärtig sein dürfen?



Zur Kenntnis des gelehrten Handwerks.



Vor zwei Jahren setzte ein Petersburger Kaufmann namens Julius Gillis einen Preis von tausend Gulden aus für „die beste Popularisierung des wichtigsten Lehrfaches Kants von der Idealität von Zeit und Raum.“ Das Programm wurde im Dezember 1880 durch das Literatur-Institut von E. Lask in Wien ausgegeben. Zu Preisrichtern wurden ernannt: W. Wundt und M. Heinze in Leipzig und E. Laas in Straßburg, o. ö. Professoren der Philosophie, und diese Gelehrten nahmen das Preisrichteramt an. Am 18. Oktober 1882 haben sie den ausgesetzten Preis an Dr. Kurd Laswik in Gotha vergeben für die Schrift: „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit,“ die kürzlich in der Weidmannschen Buchhandlung in Berlin im Druck erschienen ist. Ihr Urteil lautet: „Die Arbeit ist zunächst populär geschrieben. Sodann ist die geforderte Widerlegung des Materialismus in feiner und gründlicher Weise durchgeführt. Ferner hat der Verfasser auch die beiden in 2. und 3. des Preisausschreibens gestellten Aufgaben in zweckentsprechender Weise gelöst. Er hält seine Schrift trotz mancher leicht bemerkbaren Abweichungen von Kant doch im Geiste Kants —

eine populäre Darstellung der reinen Kantischen Lehre ohne alle Umformungen ist vielleicht ein Ding der Unmöglichkeit — sicher für die Gegenwart nicht mehr angebracht. Der Verfasser hat aber wenigstens alles, was er bringt, genau und fein durchdacht und trägt es in wohlüberlegter Weise vor. Wir halten hiernach ohne Bedenken diese Arbeit für würdig, mit dem Preise gekrönt zu werden.“

Im vorigen Jahrgange der Grenzboten (S. 402) behandelten wir in einem Artikel „Zukunftsphilosophie“ die richtige Auffassung der Lehre und Methode Kants, welche so geartet sein müßte, daß sie eine Fortentwicklung der Erkenntnis möglich mache, und schrieben dabei den Satz: „Diesen Weg hat freilich bisher kein Mensch weiter eingeschlagen als allein der von den Fachgenossen hochmütig ignorirte Albrecht Krause in seinen „Gesetzen des menschlichen Herzens.“ Heute sind wir in der Lage, zu zeigen, wie gerecht diese Anklage war; denn das Werk, welches die Fachphilosophen an den Universitäten prämiirt haben, ist in den wichtigsten Popularisirungen nichts anderes als ein Plagiat des Krauseschen Werkes: „Populäre Darstellung der Kritik der reinen Vernunft,“ welches im Dezember 1880 bei Schauenburg in Lahr erschienen ist. Die Preisrichter erklärten ein solches Werk für ein Ding der Unmöglichkeit und in der Gegenwart für sicher nicht mehr angebracht. Aber sie kannten es garnicht. Laßwitz hat seine Sätze fast wörtlich von Krause abgeschrieben, indem er, wenn dieser das Beispiel Schrank oder Sonne nimmt, dafür das Beispiel Haus oder Weilchen einsetzt. Man sehe folgende Proben:

Krause.

S. 136, Z. 12. Unmöglich zu denken ist Nichts; ich kann ja Unsinn denken. Aber Gedanken sind keine Gegenstände, keine Teile der Welt. Also werden die Bedingungen, unter denen Etwas mit uns in Berührung kommen kann, die Gesetze der Möglichkeit und Unmöglichkeit der Dinge in der Welt sein. — S. 137, Z. 5. Geister z. B. wären Wesen, welche, ohne unsre Wahrnehmung zu erregen, Gegenstände des Daseins in der Welt wären. Körperlich wahrnehmbare Geister einer andern Welt wären Substanzen, welche nicht dem Gesetze der Wechselwirkung der Substanzen, z. B. Anziehungskraft, Schwere u. s. w. unterlägen. Empfindende Atome, vierte Dimensionen, Flächenwesen von nur zwei Dimensionen mit Verstand, Aetherhüllen der Atome, welche nicht wiegen, Intelligenzen, welche unsre Kategorien nicht haben!

Laßwitz.

S. 189, Z. 6. Denken können wir freilich, was wir wollen, aber Gedanken sind keine Gegenstände sinnlicher Erfahrung, keine Teile der Natur. Was wir als einen Teil der Natur betrachten sollen, das muß wahrgenommen werden können, es muß mit uns in Berührung kommen können. Wesen z. B., die nicht in unserm Raume sind, Kräfte, die nicht in der Zeit wirken, sind Undinge. Gespenster, die den Naturgesetzen nicht gehorchen, Geister, welche nicht in unsern Kategorien denken, sind unmögliche Dinge.

§. 77, §. 13. Es liegt uns nun an diesen Arten zu urtheilen garnichts, als nur, daß wir aus ihnen den Gesichtspunkt kennen lernen wollen, auf welchen hin die Verknüpfung der Begriffe zu der Einheit des Urtheiles geschehen ist. — §. 78, §. 2 v. u. Wer steht uns nun dafür, daß wir jetzt alle diese verbindenden Thätigkeiten kennen? Es können doch noch mehr sein, oder vielleicht können wir je vier aufeinander reduzieren, ja vielleicht sogar alle Kategorien aus einer einzigen ableiten!? Den letzten Versuch hat Schopenhauer angestellt.

§. 109, §. 10. Der Wunsch, zu wissen, was uns außer dem Gegenstande, welchen wir infolge der Anregung wahrnehmen, beeinflusse zur Wahrnehmung, würde sich in infinitum fortsetzen; denn fände ich, daß x die Ursache davon wäre, so würde ich weiter fragen, was die Ursache von x sei, z . B . y .

§. 110, §. 13 v. u. In der Welt des Raumes und der Zeit und der empfindbaren Gegenstände stößt mich nie das Ding an sich an, sondern immer nur die Gegenstände selbst. ich muß den Gedanken des Dinges an sich entwerfen. Aber dieser Gedanke kann nicht die mindeste Wirksamkeit, weder Schaden noch Nutzen in der Welt der Gegenstände anrichten, weil Gedanken keine Dinge sind und Forderungen meiner Denkart keine Gegenstände, an denen ich mich stoßen oder welche ich sehen kann.

§. 105, §. 6 v. u. Jetzt sagen sie: Sieh, dieser negative Begriff muß doch eine Existenz haben, denn wenn du jetzt den Schrank ansiehst, erscheint er dir rot, drehst du dich um, so siehst du ihn garnicht. Ist er darum nun nicht vorhanden? Er ist doch da, wenn du ihn auch nicht siehst; denn wenn du

§. 98, §. 15. Es kommt uns hier nicht darauf an, die Zahl und Art der von Kant aufgestellten Kategorien näher zu betrachten. Ob alle zwölf Kategorieen gleiche Berechtigung haben, ob einige davon nicht nötig sind oder durch andere ersetzt werden können, oder ob sie gar, wie Schopenhauer wollte, sich alle auf eine einzige zurückführen lassen, das wollen wir nicht untersuchen.

§. 129, §. 5. Wer da streben wollte nach einer Erkenntnis der Noumena, der müßte auch fragen: woher stammen denn die Dinge an sich? Darf man überhaupt nach ihnen forschen? Dann kann die Antwort wieder nur lauten: verursacht sind sie von einem anderen großen unbekanntem Y . Und weiter, woher dieses? Von dem großen unbekanntem Z . Und so fort! Ist die Frage einmal gestellt, so läßt sie sich nicht mehr anhalten. Dann geht es in alle Unendlichkeit fort: woher und warum?

§. 133, §. 8. Was die Sinne affizirt, das ist schon Erscheinung; nur was wir uns denken als den unerforschlichen Grund, daß es überhaupt Erscheinung und Sinnesaffektion giebt, das ist das Ding an sich. Aber dies kommt in der Welt der Erfahrung gar nicht vor. Das Ding an sich stößt nirgends an uns an, es erregt nicht unsere Sehnerven, daß wir Licht empfinden.

§. 116, §. 7. Ja, lautet die Einrede, der Gegenstand ist doch, als Produkt der Kategorie, durch uns selbst geschaffen, mithin ist er nur vorhanden, so lange ich ihn schaffe. Dieses Weilschen hier ist ein Weilschen, weil ich es wahrnehme und gezwungen bin, es als ein Weilschen wahrzunehmen. Aber wenn ich

dich zurückdrehst, siehst du ihn doch wieder rot. Er ist doch aber nicht im zweiten Augenblicke wieder geschaffen, sondern macht nur seine Wirkung auf dein Sehen wieder geltend. Also war er, wenn er auch nicht als roter Gegenstand im Raum gesehen ward, doch da. Ja, ich will sogar noch mehr sagen: während der Zeit, daß ich den Gegenstand nicht sah, hat ihn sogar ein Anderer gesehen, also war er doch gewiß da.

§. 106, §. 13. Was ist also der Gegenstand? Was ist also „das Ding an sich“? Es ist nicht Dasselbe, wie der Gegenstand; denn nicht das „Ding an sich“ macht, daß ich den Schrank rot sehe, sondern der Gegenstand bewirkt das. Das Ding an sich ist der Gedanke von einer Ursache, welche den roten Schrank einen roten Schrank sein läßt, sodaß dieser rote Schrank mich bestimmt, rot und nicht gelb, Schrank und nicht Stuhl zu sehen. — §. 107, §. 9. Warum wir die Sonne als eine Sonne und nicht als einen Mond wahrnehmen, warum wir Menschen uns als Menschen wahrnehmen und nicht als Steine. — §. 4 v. u. sondern sie sind die gedachte Ursache, warum ich einen Stein nicht als Affen sehe und einen Ton nicht als Farbe höre. — §. 110, §. 6. Der Begriff von Dem, was angeschaut werden kann, aber im Augenblicke nicht angeschaut wird, ist ja der Begriff des Gegenstandes.

§. 65, §. 20. Wir haben keine angeborenen Begriffe, aber wohl haben wir eine angeborene Fähigkeit, aus Anschauungen Begriffe und Gedanken zu erzeugen. — §. 14. Diese Begriffe freilich bringt das Kind nicht mit auf die Welt, wohl aber die Fähigkeit, sie auf Grund der Anschauungen zu erzeugen.

Grenzboten II. 1883.

es einmal nicht mehr wahrnehme? Ich drehe mich fort, ich sehe es nicht mehr. . . . Ist es nun nicht mehr vorhanden? Hier können wir zunächst darauf hinweisen, daß das Weilchen ja nicht darum wirklich ist, weil ich es wahrnehme, sondern weil ein Mensch überhaupt es wahrnimmt. Während ich es nicht sehe, sieht es vielleicht ein anderer. . . . So ist doch die Sache nicht gemeint, daß die Objekte unserer Sinne nur da sind, so lange wir gerade hinschauen, aber verschwinden, wenn wir fortsehen; wir drehen uns wieder zurück, und sie sind wieder da.

§. 114, §. 14. Wenn wir nun dagegen fragten, was heißt existiren? — §. 118, §. 1. Das blaue, duftende Weilchen ist nur in mir als empirischer Gegenstand, und es ist als Objekt in jedem Menschen, der dadurch gezwungen wird, blau und nicht rot zu sehen, Weilchenduft zu atmen und nicht Deuchtgas, ein Weilchen in der Hand zu halten und nicht ein Stachelschwein. Der Gegenstand ist dasjenige, was angeschaut werden kann und in bestimmter Weise angeschaut werden muß, wenn es auch gerade in diesem Augenblicke nicht angeschaut zu werden braucht.

§. 91, §. 10 v. u. Weber fertige Anschauungen noch fertige Begriffe bringt das Kind auf die Welt mit, indeß die Fähigkeit bringt es mit, Raum- und Zeitanschauungen zu bekommen und dieselben zu Begriffen zu formen.

§. 72, Z. 18. Dieses Kennzeichen müßte dasjenige sein, was die beiden Anschauungen gemeinschaftlich haben. Es kann also nicht selbst ein Teil der einen oder der andern Anschauung sein; auch könnte es nicht eine dritte Anschauung sein, denn diese würde sich einfach neben die beiden ersten Anschauungen stellen.

§. 65, Z. 4. Es giebt auch eine gezwungene Zusammenstellung von Anschauungen in unmittelbar an einander grenzenden Räumen und Zeiten, z. B. wenn ich rot, grün und blau im Regenbogen neben einander sehe. Aber eine solche Zusammenstellung, welche ich gezwungen sehe, ist noch kein Gedanke. Der Gedanke ist keine sinnliche Zusammenstellung, sondern eine Einheit im Begriff. Erst der Begriff „drei“ oder der Begriff „Farbe,“ welchen ich nicht durch die Anschauung empfangen, sondern infolge der Anschauung bilden kann oder nicht, würde ein Produkt der Spontaneität sein.

§. 45, Z. 9 v. u. Es giebt keine Schranke für die Raumsetzung, denn sie muß der Empfindung gehorchen; sie kann nicht der Empfindung verweigert werden, sie hat keine Grenze.

§. 46, Z. 11 v. u. Für Alles aber, was nicht empfunden, sondern nur gedacht wird, hat keine Mathematik das Recht, ihre Methoden aufzudringen und geltend zu machen. . . Die Grenzen der Mathematik sind gesteckt; . . . wo aber die sinnliche Wahrnehmung aufhört, z. B. bei Freiheit, Gott und Unsterblichkeit, da hat sie kein Recht, mitzureden.

§. 94, Z. 14. Das Vergleichen der Anschauungen mit einander kann aber nur geschehen durch etwas, was den beiden Anschauungen gemeinschaftlich ist. Dieses Gemeinschaftliche kann nicht wieder eine Anschauung sein, denn so kämen wir niemals weiter, die Anschauungen blieben unverbunden neben einander.

§. 89, Z. 13. Die Zusammensetzung der Anschauungen liegt nicht in ihnen selbst; das bloße sinnliche Zusammen im Raume oder in der Zeit ist etwas ganz anderes, als die Einheit im Begriffe. Jenes Zusammen ist erzwungen, es ist uns schon durch die Sinne gegeben; wenn ich z. B. einen preussischen Musketier sehe, so sehe ich einen schmalen roten Streifen, darunter eine blaue Fläche und dies ist ein notwendiges Zusammen aber es ist noch lange kein Gedanke. — §. 90, Z. 8. Und diese Spontaneität besteht darin, daß wir Anschauungen, die wir gehabt haben, zusammensetzen können, sodaß daraus Begriffe entstehen; z. B. aus dem Roten, dem Weißen und dem Blauen, das wir in jenem sinnlichen Zusammen gesehen, bilden wir den Begriff Farbe.

§. 62, Z. 12. Die Unendlichkeit des Raumes besteht darin, daß wir ohne Grenze in unserer Raumanschauung fortgehen können. . . . Der Raum kann nie verweigert werden.

§. 69, Z. 3 v. u. Was auch jemals als Empfindung in uns sich regt, es muß den Raumgesetzen sich anbequemen. — §. 70, Z. 1. Was die Sinne uns zuführen, das gehorcht den Raumgesetzen und ist im Raume; was nicht sinnlich ist, wie Gott, Tugend, Freiheit, das ist auch nicht im Raume.

§. 49, Z. 6. es giebt nur einen und denselben äußeren Sinn und einen und denselben Raum, welcher sich nicht mosaikartig aus Teilräumen zusammensetzt, sondern von dem jeglicher Raum nur eine Einschränkung ist.

§. 59, Z. 15 v. u. Aber auch hierbei höre ich noch den leisen Zweifel durchklingen, daß wir doch eigentlich eine stillschweigende Voraussetzung machten, nämlich daß alle menschlichen Geister in ihren Grundzügen gleich angelegt wären. . . . Geben wir das ganze Argument zu . . . was würde die Folge sein? Erstlich würde Keiner von uns diesen Menschen verstehen können. . . . §. 60, Z. 10. Viertens aber würde ein so organisirtes Kind gar nicht bis zum Sprechen und Mitteilen kommen können. Da es sich in der von uns Menschen in Stufen, Treppen, Stühlen, Tischen für unsere Raumanschauung eingerichteten Welt befände, würde es die Gegenstände falsch auffassen und eher todt sein, ehe es seine Gedanken äußern könnte. Daher ist jener Zweifel in sich falsch, und die Annahme, daß die Geisteswebstühle, sofern sie menschlich, auch alle gleich sind, gerechtfertigt.

§. 72, Z. 9. Nun aber entsteht eine große neue Schwierigkeit. Bin ich denn sicher, daß die zurückgerufene (reproduzirte) Vorstellung dieselbe und ganz gleiche ist, wie die einst erzeugte? Es wäre ja möglich, daß das bloße Zurückrufen eine jede Vorstellung so veränderte, daß sie sich gar nicht mehr ähnlich sähe.

§. 75 bringt Krause als Gleichnis für das Prinzip der Anordnung eine Schleife, eine Öse, einen Knoten, §. 116 die der ausgeschlagenen Karten des Jacquard-Webstuhles. Laßwitz braucht §. 95 als Gleichnis für dies Prinzip eine Schablone.

§. 56, Z. 17 v. u. Man kann sich bloß einen einzigen Raum vorstellen; . . . die Einzelräume entstehen durch Einschränkung der allgemeinen Raumvorstellung. Der Raum setzt sich nicht zusammen aus Räumen, wie eine Mauer aus Steinen.

§. 111, Z. 6. Der Gegner ist hiermit noch nicht befriedigt. Er macht jetzt weiter den Einwand, daß die Übereinstimmung aller Subjekte in ihrer Raum- und Zeitauffassung, in ihren Begriffsformen, ja gar nicht bewiesen sei. Woher seid ihr denn sicher, fragt er daß allen Menschen dieselben Anschauungs- und Denkformen zukommen? — §. 113, Z. 3. Wer in der Beschaffenheit seines Bewußtseins wesentlich von allen andern Menschen abweiche, der würde es überhaupt gar nicht bis zum Menschen . . . bringen. . . . Er würde unentwickelt zurückbleiben, verkommen und vergehen. — §. 112, Z. 3 v. u. Es ist gar nicht zu beweisen, daß die Menschen in den Grundformen ihrer Sinnlichkeit und ihres Denkens übereinstimmen, sondern es ist vielmehr die Voraussetzung der menschlichen Existenz überhaupt.

§. 94, Z. 4. Aber es tritt noch eins hinzu. Die bloße Reproduktion thut es nicht, die Vorstellungen müssen auch mit einander verglichen werden, und dazu ist es notwendig, daß wir sicher sind, ob die reproduzirte Vorstellung dieselbe ist, welche wir vorher gehabt haben. Wenn nun die Reproduktion die Vorstellungen so veränderte, daß sie gar nicht mehr dem ursprünglichen Sinneindrücke gleichen?

Wenn schon diese einzelnen Stellen ein deutliches Bild des Plagiaten geben, so tritt dasselbe doch erst in seiner ganzen Bedeutung hervor, wenn man einmal den Zusammenhang einer Seite bei Krause und dessen Photographie bei Lafwitz verfolgt. Wir wählen zu diesem Zwecke S. 41 bei Krause und S. 53 u. f. bei Lafwitz. Da heißt es:

Solange man meint, daß die Vorstellungen in unserm Kopfe sind, kommt man zu den ungeheuerlichsten Folgerungen. . . .

Da nämlich der rote Schrank 8 Fuß hoch ist, meine Augen aber nur 2 Centimeter breit und mein Sehnerv nur $\frac{1}{4}$ Centimeter dick, entspringt die Frage, woher kommt es, daß ich einen Raum von 8 Fuß sehe, welcher doch nicht durch den $\frac{1}{4}$ Centimeter dicken Sehnerv übergelassen sein kann. Da muß man denn annehmen, daß ein Raumvergrößerungsvermögen dem Gehirn beiwohne. . . .

Oder man sagt, die Vorstellung des 8 Fuß hohen Schranke sieht im Kopfe; nun ist aber der gesehene rote Schrank 20 Fuß entfernt; also heißt es, man projiziert seine Vorstellung in einen Sehraum hinaus, und es ist dann eine lustige Frage, ob der Sehraum sich mit dem wirklichen Raume da draußen auch deckt. . . .

Zum Unglück aber sieht man mit zwei Augen. Jedes Auge hat nun seinen eigenen Sehraum und projiziert ihn in den wirklichen Raum hinaus, und es wird schon fataler, wie die drei Räume sich decken sollen. . . .

Wollte man nun fragen, wo hat diese Vorstellung, wo hat die Empfindung des Hauses in uns ihren Sitz, so käme man zu den ungeheuerlichsten Annahmen. . . .

Wir sehen ein Haus, 20 Meter hoch, 30 Meter lang und ebenso weit von uns entfernt. Dieses Haus stellen wir als außer uns im Raume vor, die Vorstellung des Hauses aber ist doch in uns. . . . Dann wäre der Raum des Hauses, die 20 Meter Höhe und 30 Meter Länge, in uns? . . . Demnach müßte unser Sehorgan die Fähigkeit haben, die räumlichen Gegenstände so umzuwandeln, daß sie durch unsere Sehnerven hindurch gleiten können und im Gehirn Platz finden, und das Gehirn müßte wieder die Fähigkeit haben, die räumlichen Empfindungen zu vergrößern und aus sich hinaus zu werfen wie die Bilder einer Laterna magica. . . .

Und da das Haus 30 Meter entfernt ist, so projizieren wir also das Bild des Hauses wieder hinaus. . . .

Man kann dann zweifeln, ob der Sehraum, d. h. also der Raum, in welchem unser Sehorgan uns die Dinge erscheinen läßt, mit dem wirklichen Raume draußen sich deckt.

Wir haben aber noch dazu nicht bloß einen Sehraum, sondern, da wir mit zwei Augen sehen, so hat jedes Auge seinen besonderen Sehraum, und es ist dann eine erfreuliche Kunst, aus diesen beiden Räumen einen einzigen zu machen.

Der Wirrwarr wird aber noch größer, sobald man bedenkt, daß nun auch das Ohr einen Gehörtraum, die beiden Hände zwei Tasträume entwerfen, und das arme Kind nun diese sieben Räume durch Gewohnheit und Übung identisch machen soll.

Aber damit nicht genug. Wir können die Dinge auch tasten. Wenn nun die Dinge im Raume sind und unsere Sinne die Vorstellung dieses Raumes in uns erst erzeugen und in uns hineinbringen, so müssen auch unsere Tastorgane ihren besonderen Raum hervorbringen. Es giebt also nicht bloß zwei Sehräume, sondern auch einen Tastraum, und es müssen nun höchst feine Theorien erdacht werden, um es zu erklären, daß diese drei Räume von uns als ein und derselbe Raum angesehen werden, und daß sich alle drei untereinander und mit dem wirklichen Raume draußen decken. Und dazu würde sogar ein besondrer Gehörtraum kommen.

Als ob die Natur uns aber geradezu ärgern wollte, stehen alle Bilder der Gegenstände in der Netina auf dem Kopfe gezeichnet, und wir armen Menschen müssen diese Bilder nun umdrehen, um die Gegenstände richtig zu sehen.

Da nun die Bilder auf der Netzhaut alle verkehrt erscheinen, so hat man sich auch noch den Kopf zerbrochen, woher es kommt, daß man die Gegenstände aufrecht sieht.

Wen soll man nun mehr beklagen: den Verfasser, der sich nicht gescheut hat, dieses Plagiat zu begehen, die Preisrichter, welche sich um die Schrift Albrecht Krauses nicht kümmerten, das Preisrichteramt annahmen und dem Abschreiber in ihrer Unkenntnis den Preis zuerkannten, oder den Petersburger Kaufmann, welcher in seinem edeln Streben durch einen Preis die Wissenschaft fördern wollte und nun erfahren muß, daß die von ihm erwählten Preisrichter ihn an einen Plagiator gegeben haben?

Hamburg.

II. Classen.



Unsre Handelskammerberichte.



In frühern Zeiten waren in allen volkswirtschaftlichen Fragen die Berichte der Handelskammern für die Regierung fast ausschließlich maßgeblich. Wenn dies heute nicht mehr in solchem Maße der Fall ist, so können die deutschen Produzenten dafür dem Reichskanzler aus vollstem Herzen danken, denn er hat wiederholt Gelegenheit genommen, die Berichte einzelner Handelskammern daraufhin zu prüfen, wieweit sie das händlerische Interesse und wieweit sie das volkswirtschaftliche Wohl im Auge hatten.

Die Handelskammern, zusammengesetzt aus Personen, die vorzugsweise ihren Erwerb im Handel und durch den Handel suchen, werden über die Lage des internationalen Marktes im eignen Interesse gut orientirt sein und daher in volkswirtschaftlichen Export- und Importfragen wertvolles Material abzugeben imstande sein. Ihr Urtheil wird aber oftmals beeinflusst werden durch kollidirende Interessen, sobald nämlich der inländische Produktenmarkt ins Spiel kommt, weil bei letzterm der Handel sich vielfach ohne Mittelspersonen zwischen Produzenten und Konsumenten vollzieht, also mit Umgehung des Händlers, während der internationale Markt fast ausschließlich durch Mittelspersonen ermöglicht wird. Geht also schon dem Händler für den inländischen Produktenmarkt, soweit er sich zwischen Produzenten und Konsumenten direkt bewegt, die eingehendere Beurteilung ab, so ist es andererseits naturgemäß, daß der Händler für diejenigen Produkte, die der Konsument nur durch seine Hand kaufen kann, ein wärmeres Interesse hegen wird, als für jene Produkte, die sich mehr oder weniger seiner Vermittlung beim Verkauf entziehen, und da die Handelskammern sich bis jetzt fast ausschließlich aus Personen des Handelsstandes rekrutiren, so ist es wohl nicht ungerechtfertigt, wenn der deutsche Produzent in die Objektivität der Handelskammerberichte nicht jene Zuversicht setzt, die sie beanspruchen. Wer auf dem internationalen Markte handelt, wird eben deshalb für Produkte seines Heimatlandes selten nationale Gefühle hegen, oder wenigstens nur soweit, als er dabei verdienen kann.

Uns liegt heute im Auszuge die von dem deutschen Handelstage aus den Berichten der einzelnen Handelskammern verfaßte Zusammenstellung Das Wirtschaftsjahr 1881 vor, mit dem Artikel: Das Vorkommen von Stein- und Braunkohlen in Deutschland. Diese Arbeit ist, soweit sie geognostische Fragen betrifft, rührend, und soweit sie sich mit der deutschen Braunkohle befaßt, vernichtend für dieselbe gehalten. Wenn der Verfasser mit apodiktischer Sicherheit über deutsche Braunkohle dahin urtheilt, dieselbe sei so schlecht und erdig, daß vielfach

der Torf besser sei, bis auf einige kleine Ablagerungen, die jedoch ebenfalls mit der böhmischen Braunkohle nicht im entferntesten konkuriren könnten, so ist doch sehr zu bedauern, daß ein Arbeiter des deutschen Handelstages, doch wahrscheinlich auch ein Deutscher, über eine große nationale Industrie in solcher groben Weise den Stab bricht, und sich in seinem Berichte für diese Industrie erst da wieder zu erwärmen scheint, wo durch Umarbeitung der Braunkohle Produkte für den internationalen Handel fabrizirt werden. Ist der Verfasser des fraglichen Berichts so gut orientirt, wie er sich den Anschein zu geben sucht, oder sind die einzelnen Handelskammern über die deutsche Braunkohlenindustrie so gut unterrichtet gewesen, dann wäre doch wohl zu verlangen, daß man auch folgendes wußte und berichtete: 1. daß die deutsche Braunkohle, soweit sie abbauwürdig ist, im Urzustande hinsichtlich des Heizwertes stets über dem Torf steht; 2. daß in Böhmen teilweise eine Braunkohle produziert wird — z. B. bei Karlsbad und in der Gegend zwischen Karlsbad und Eger — die durchschnittlich kaum mit der deutschen Braunkohle hinsichtlich des Heizwertes sich vergleichen kann; 3. daß unter dem Decknamen „böhmische“ Braunkohle sehr viel schlechte Braunkohle nach Deutschland importirt wird; 4. daß deutsche Braunkohlengruben existiren, die eine der böhmischen Braunkohle durchaus ebenbürtige Kohle produziren, z. B. im Regierungsbezirk Magdeburg, im Braunschweigischen etc.; 5. daß die deutschen Braunkohlenbriquettes, von denen der Verfasser des betreffenden Berichts allerdings in vorübergehender Weise Notiz nimmt („erst seit wenigen Jahren hat die Versendung von Briquettes nicht unbedeutenden Aufschwung genommen“), ein viel wertvolleres und angenehmeres Heizmaterial als böhmische Braunkohlen bilden, sodaß bereits im Jahre 1881 die deutschen Briquettes in Berlin mehr und mehr die böhmische Braunkohle verdrängten und im Jahre 1882 auch im übrigen Deutschland Fuß faßten, obgleich die deutsche Braunkohle heute noch mit einer Steuer auf ihre Produktion belegt ist und die deutsche Braunkohlenindustrie durch den Zoll auf ihre zur Produktion erforderlichen Konsumartikel belastet ist, während die böhmische Braunkohle frei eingeführt wird, ja derselben durch kostspielige Elbregulirungen deutscherseits hierzu nach Möglichkeit die Wege geebnet werden!

Es scheint dem Verfasser jenes Berichtes, beziehentlich den deutschen Handelskammern, durchaus unbekannt zu sein, daß unsre Zuckerindustrie in ihren Hauptproduktionsstellen: Braunschweig, Anhalt, in den Regierungsbezirken Magdeburg, Merseburg, Frankfurt a. O. sich vorzugsweise auf Grund des Braunkohlenbergbaues zu ihrer jetzigen Höhe entwickelt hat. Es scheint den Herren ferner ganz unbekannt zu sein, daß die deutsche Braunkohlenindustrie in ihrer Art die größte der Welt ist.

Von einem als Grundlage dienenden Bericht des deutschen Handelstages dürfen wir wohl die Kenntnis dieser Thatsachen verlangen, umsomehr, als durch diese Berichte Unterlagen geschaffen werden sollen für Maßnahmen der Regie-

zung, als da sind: Zölle, Handelsverträge, Erleichterungen für inländische Produktionen u. s. w.

Ob der Deutsche in seiner Vorliebe für ausländische Produkte, die ja fast stets das Interesse des Händlers deckt, lieber böhmische und englische als deutsche Kohle konsumirt, ebenso wie leider auch heute noch amerikanische bez. englische Nähmaschinen, Mähmaschinen, Dreschmaschinen, französische Konfektionen, Blumen u. dergl. vom deutschen Publikum bevorzugt werden, ist eine Sache für sich, die zu bekämpfen kaum im Interesse der Händler liegt. Wie gesagt, nationale Vorliebe für die heimatliche Produktion suchen wir bei dem Händler nicht; sie wird sich nur zeigen, wenn er dabei verdienen kann. Aber das glauben wir annehmen zu dürfen, daß im Auslande sich niemand gefunden haben würde, der selbst bei voller Berechtigung über eine seiner vaterländischen Produktionen in solcher Weise öffentlich den Stab gebrochen hätte, wie dies der Bericht des deutschen Handelstages in dem Artikel „Das Wirtschaftsjahr 1881“ über den deutschen Braunkohlenbergbau gethan hat.

Wahrscheinlich würden sich aber die Jahresberichte der Handelskammern noch weit wunderlicher gestalten, wenn heute nicht die große Rute aus Berlin winkte, und wenn nicht die Befürchtung nahe läge, daß tendenziös gefärbte Berichte — wir erinnern an Danzig, Grünberg zc. — von oben überwacht und öffentlich berichtigt würden und dadurch das wahre Interesse der Handelskammern schließlich klar dargelegt werden könnte.

Wir sind der Ansicht, daß mit unsrer neuen Wirtschaftspolitik, nachdem unsre Industrien sich lebensfähig etablirt haben und seitdem auch die Land- und Forstwirtschaft internationale Rücksichten verdient, das System der Handelskammern sich überlebt hat und daß uns als Ersatz dafür heute Korporationen von Nutzen sein würden, die, eventuell für die einzelnen Regierungsbezirke, sich zusammensetzen müßten aus Mitgliedern der Land- und Forstwirtschaft, Mitgliedern der Industrie und der Großgewerbe und Mitgliedern des Handelsstandes, um, unter dem Vorsitz eines Regierungsvertreters, die Fragen über Produktion und Konsum objektiv erörtern zu können. Die Berichte solcher Korporationen würden ein möglichst sicheres Urtheil über volkswirtschaftliche Fragen abgeben.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Einundzwanzigstes Kapitel.



ie Stadt Holzfurt befand sich seit einiger Zeit in einer gewissen Aufregung. In den geselligen Vereinigungen, welche sich einerseits um das schäumende Bier an bestimmten ehrwürdigen, durch die Tradition geheiligten Tischen, andererseits um die fleißig kreisende Kaffeekanne versammelten, steckten Männchen und Weibchen die Köpfe zusammen und tauschten lebhafter als gewöhnlich ihre Meinungen aus. Gewichtige Häupter beider Geschlechter neigten sich hin und her mit jener bedeutungsvollen Beugung, welche dem Bedenken und der Mißbilligung Ausdruck giebt.

Das tägliche Labfal vieler wissensdurstigen Seelen, eine der papiernen Verbindungen zwischen Holzfurt und der großen Welt, die „Holzfurter Nachrichten,“ zeigten eine eigentümliche und anstößige Veränderung. Es wurden Gedanken in dieser sonst so sauber redigirten Zeitung ausgesprochen, von denen die gediegensten Politiker und anerkanntesten Denker der Stammtische behaupteten, daß sie nie zuvor in Holzfurt ausgesprochen worden seien und von denen sie gehofft hatten, daß sie hier niemals ausgesprochen werden würden. Dieses sonst so anständige Blatt, welches bis jetzt in jedem Hause hatte gelesen werden können, ohne daß Gefahr vorhanden war, irgend eines Hausgenossen Gemüthszustand zu erschüttern, schien plötzlich von einem Geiste ergriffen zu sein, der auf der bedenklichsten Irrfahrt wandelte. Es ward eine Schärfe des Ausdrucks, eine Entschiedenheit der Ansicht in den Leitartikeln bemerklich, welche nur noch wenigen der Leser erlaubte, über den Sinn derselben in Unklarheit zu bleiben.

Aber schlimmer als das: innerhalb von neun Tagen waren dreimal Artikel im Feuilleton erschienen, welche in nummerirten Abschnitten, unter den römischen Boten II. 1383.

mischen Ziffern I, II und III, eine zusammenhängende Schilderung der sozialen Verhältnisse in deutschen Mittelstädten enthielten. Sie führten den harmlosen Titel: „Gedanken eines Spaziergängers,“ aber sie waren den gebräuchlichen Gedanken eines Holzfurter Spaziergängers so unähnlich, daß man allgemein nicht umhin konnte, darüber in peinliche Verwunderung zu geraten. Wenn einige maßgebenden Persönlichkeiten der Bürgerressource und des adelichen Kasinos Recht hatten, so bezweckten diese Artikel nichts andres als eine zersekende Kritik und boshafte Persiflage der ehrwürdigsten Institutionen Holzfurts. Wenn die Frau Präsidentin von Randow und die Frau Direktorin Feddersen sich nicht irrten, so waren gewisse Wendungen und Bezeichnungen in diesen Artikeln persönliche Beleidigungen der achtbarsten und angesehensten Männer und Frauen der Holzfurter Gesellschaft. Kommerzienrat Knath stand nicht an zu behaupten, daß der Verfasser der Gedanken eines Spaziergängers eine hämische Canaille sein müsse, und der Rittergutsbesitzer Bluhm meinte, daß demselben die nähere Bekanntschaft mit einem Strohbund und einer Großknechtspeitsche gesund sein möchte. Der Apotheker Mertens, dessen zarte Frau bei dem ehrgeizigen Unternehmen, einem zwölften Kinde das Leben zu geben, verschieden war, fand etwas Unsitthliches in der Bloßstellung intimer Verhältnisse von Privatpersonen, und der Notar Stiebensen, welcher sich ein Vermögen in geschickter Vertauschung der Besitztitel von Häusern und Grundstücken erworben hatte, sprach die Ansicht aus, daß die Sache eine Infamie sei und daß man den Spaziergänger wegen Vergehen gegen Paragraph so und so gerichtlich belangen könne. Ein jeder sah ein, daß der Redakteur der Zeitung, Dr. Glock, zunächst zur Verantwortung zu ziehen sei, und niemand begriff, daß ein so sanftmütig aussehender Mensch eine so niederträchtige und schadenfrohe Gesinnung hegen könne, weshalb man denn allgemein vermutete, daß jemand anders dahinterstecke.

Dem Dr. Glock selber war es seit einigen Tagen aufgefallen, daß einige seiner Bekannten, denen er auf der Straße begegnet war, ihn nicht gesehen und seinen Gruß nicht erwidert hatten. Da er aber selbst kurzsichtig und sehr geneigt war, Kurzsichtigkeit bei andern zu entschuldigen, hatte er nicht sehr darauf geachtet. Einen Stammtisch zu besuchen, hatte er nicht die Gewohnheit, da er bis in die tiefe Nacht hinein zu arbeiten hatte. Dazu fühlte sich seine Seele seit der Abreise des Herrn Schmidt so erleichtert, daß in ihr der Gedanke an eine vor Jahren angefangene Tragödie aus der deutschen Geschichte wieder aufgetaucht war und er angefangen hatte, in seinen Mußestunden daran zu arbeiten. So war bei ihm die Angelegenheit des „Spaziergängers,“ welcher ja nun im Stande der Druckreise war und keiner Feile mehr bedurfte, in den Hintergrund getreten, und sein Interesse an der Wirkung desselben hatte nachgelassen, nun es nicht mehr fraglich war, ob derselbe das Licht der Welt erblicken würde. Dr. Glock ließ sich, um ganz ungestört seinen dichterischen Erfindungen nachgehen zu können, sein Essen ins Haus tragen, und war mehr mit dem Streite

zwischen König Heinrich und dem herrschsüchtigen Papst Gregor beschäftigt als mit der ihn umgebenden realen Welt.

So ging er eines Vormittags vom Redaktionszimmer aus gemächlich durch die Straße nach einem in der Vorstadt liegenden kleinen Wirtshause, wo er einen schattigen Winkel im Garten zum Meditiren besonders günstig gefunden hatte, und wo er vor Tisch ein Glas Wermut zu trinken pflegte. Er trat unterwegs in einem Bäckerladen vor, um sich einige Zuckerbrezeln zu kaufen, die er gern zum Wermut knupperte, und schritt, den Kopf voll Versfüßen, sachte dahin. Die Sonne war nicht eben drückend an diesem Morgen. Je weiter er sich vom Mittelpunkte der Stadt entfernte, desto häufiger wurden die Gärten mit dem erfrischenden Grün und freundlichen Blumenschmuck. Die Finken ließen ihren hellen Schlag von den Zweigen der Bäume herab ertönen, noch andres kleines, lustiges geflügeltes Volk huschte im Blätterwerk umher, und Dr. Glock dachte stillvergnügt, die Welt sei doch schön.

Als er in den Garten des kleinen, um diese Zeit wenig besuchten, Wirtshauses trat, fand er ihn zu seiner Freude ganz verlassen, bis auf drei kleine Mädchen, die mit ihren Puppen auf dem Rasen saßen. Er zog sich in seinen gewohnten Winkel unter den Zweigen der Traueresche zurück, ließ sich seinen Wermut auf den grüngestrichenen Tisch setzen, blinzelte durch das Laub nach dem blauen Himmel und befand sich im Geiste im Schloßhose von Kanossa.

Hier muß der Schwerpunkt des Stückes liegen, sagte er sich, indem er eine Brezel verzehrte und in kleinen Schlucken dazu von dem Getränk nippte. Diese großartige Szene muß den vierten Akt beschließen, und dann muß im fünften Akt der notwendige Zusammenbruch des gedemüthigten Fürsten erfolgen. Elend und zerschmettert werde ich ihn in Köln auftreten lassen. Der jetzige Streit mit der übermüthigen Kurie giebt meinem Stücke einen lebendigen Hintergrund, und ich fühle, wie mir neue glühende Empfindungen zuströmen, indem ich sehe, daß der alte Antagonismus zwischen dem deutschen Könige und dem gekrönten Priester noch mit derselben Gewalt tobt wie vor so vielen Jahrhunderten.

Während er so sann, hatte sich eines der kleinen Mädchen, durch den Anblick der Zuckerbrezeln angelockt, dem Tische genähert. Dr. Glock sah das Gesichtchen mit großen blauen Augen über den Rand lugen und nickte ihm zu.

Willst du auch ein Stück? fragte er.

Das Kind nickte.

Dr. Glock gab ihm ab und sah alsbald auch die beiden andern Mädchen herankommen. Er schenkte ihnen allen und lächelte über die vergnügten Mienen der Kinder, die in stummer Dankbarkeit kauten und keinen Blick von ihm abwandten.

Nach und nach kam er mit ihnen ins Gespräch, halb mit der Tragödie, halb mit den kleinen, zutraulichen Dingen beschäftigt, und ließ sich ihre Puppen zeigen. Es war ein Husar, aus Wolle gestrickt, mit sehr roten Backen, und

eine Bäuerin mit goldnem Kopfsputz. Die Kinder gehörten den untern Ständen an, und Dr. Glock erfreute sich an ihrem natürlichen und ungetünstelten Wesen, wie er denn überhaupt die Kinder liebte. Er nahm die Puppen in die Hand, ließ sie zum Ergötzen der Kinder auf seinen Fingern gegen einander agiren, wie es die Leute im Kasperle-Theater machen, und da er ganz von der Szene zu Kanossa erfüllt war, erzählte er ihnen eine Geschichte von einem Könige und einem Papste, die böse mit einander waren, wobei er zur Erläuterung die Puppen selber so sprechen ließ, wie er seine Personen in der Tragödie sprechen lassen wollte. Der Husar stellte Heinrich IV. vor, die Bäuerin, welcher Dr. Glock sein Taschentuch umgebunden hatte, den Papst Gregor VII.

O stolzer König mit der glatten Zunge,
 Vergeblich ist, was schlau du mir erzählst.
 Versprochen hast du stets, doch nie gehalten.
 Mit klugen Worten willst du mich umgarnen,
 Und Demut spricht dein Mund, doch nicht dein Herz.
 Verräterisch, treulos und hinterlistig,
 Wie einst dem Volk der Sachsen, kommst du mir.
 Doch eher nicht wird diese heil'ge Würde,
 Die Petrus selber meinem Haupt verlieh,
 Hinab sich neigen, um mit goldnem Schlüssel
 Die Gnadenpforte vor dir aufzuthun,
 Bevor nicht sichere und strenge Bürgschaft
 Die Hand dir bindet und dein Herz bezähmt.

Soweit hatte die Bäuerin in ihrem langen, weißen Mantel, zuweilen das goldgefrönte Haupt neigend, zum höchsten Entzücken der drei kleinen Mädchen gesprochen und damit eine bewegliche Anrede des Husaren beantwortet, als plötzlich ein ärgerlicher Ausruf, dem ein erzwungenes Lachen folgte, wie ein böser Dämon in das eingebildete Kanossa fuhr.

Dr. Glock runzelte die Stirn bei dem wohlbekanntem Ton dieser unerbetenen Stimme und warf in einer Art von Beschämung die Puppen auf den Tisch, die Kinder stoben beim schnellen Herankommen des lachenden Herrn erschreckt auseinander — Herr Rudolf Schmidt stand unter den Zweigen der Traueresche.

Er stand da in augenscheinlich großer Aufregung, nicht allein erhitzt von schnellem Gange, sondern auch in der Hitze des Zorns, und er starrte Dr. Glock dabei in einer Weise an, wie man etwas wunderbares ansieht. Sein Auftreten und seine Geberden ließen dem Redakteur keinen Zweifel darüber, daß es sich hier um eine für Herrn Schmidt schlimme Sache handle.

Sie sind früher zurückgekommen, als Ihre Absicht war, sagte Dr. Glock, indem er aufstand und dem Besitzer der Zeitung mit erwartungsvoller, doch verschlossener Miene entgegentrat.

Ja, sagte Herr Schmidt, beide Arme in die Seiten stemmend und die Beine spreizend, ja, ich habe eine wichtige Reise unterbrechen müssen, Thretwegen, und nun ich Sie gefunden habe, sehe ich, daß Sie mit Puppen spielen!

Ich muß doch sehr bitten, erwiderte Dr. Glock ärgerlich. Ich wußte nicht, daß unser Kontrakt mir das untersagte!

Das ist wahr, sagte Herr Schmidt nach einer Pause, während deren er seinen Redakteur mit seinem verwunderten Blick zu messen fortfuhr, gleich als suche er in ihm nach versteckten, höchst sonderbaren Eigenschaften. Das ist wahr, Herr Doktor, wir haben das im Kontrakt nicht erwähnt, aber ich glaube, unser Kontrakt hat überhaupt die bedenklichsten Lücken, denn als ich ihn aufsetzte, dachte ich es mit einem gesetzten, überlegten, vernünftigen Manne zu thun zu haben.

Mein Herr! rief Dr. Glock.

Herr Schmidt ließ sich von der Entrüstung, welche durch diesen Ausruf hindurchklang, nicht beirren. Er faltete die hoch erhobenen Hände, ließ sie langsam sinken und fuhr fort, den ganz bestürzten Redakteur wie einen seltsamen, fremdartigen Gegenstand anzustieren.

Unglücksmensch! rief er dann in einem Ausbruch von Wut. Sie haben es darauf abgesehen, mich und sich selbst zu ruiniren!

Bitte, haben Sie endlich die Güte, mir zu sagen, was Sie eigentlich wollen! schrie Dr. Glock.

Er weiß es garnicht, sagte Herr Schmidt, die Augen zum Himmel erhebend. Er weiß es nicht! Er spielt mit Puppen! Gerechter Gott, giebt es etwas, was Menschen wahnsinnig machen kann, und ist es dies nicht?

Dr. Glock hatte an diesem Morgen gelesen, daß auf einem Übungsmarsche in der bairischen Pfalz zwölf Soldaten zusammengebrochen und davon vier am Sonnentich gestorben seien. Er dachte einen Augenblick, Herr Schmidt müsse ebenfalls unter der Hitze der letzten Zeit gelitten haben. Sein Gesicht prägte eine solche Vermutung und dazu die vollkommenste Unschuld so deutlich aus, daß Herr Schmidt in ein Lachen ausbrach, welches der reinsten Verzweiflung entstammte.

Während dessen war auf das Geräusch der lauten Stimmen ein Schenk-mädchen herbeigekommen, Herr Schmidt bestellte ein Glas Bier, wischte sich den Schweiß von der Stirn und setzte sich stöhnend auf die Gartenbank, seinem Redakteur gegenüber, der ebenfalls wieder Platz nahm und den Rest seines Glases mit wütender Miene hinuntergoß.

Ich muß es Ihnen also noch extra mitteilen, sagte Herr Schmidt, nachdem er sich mit einem langen Zuge erquickt hatte. Hören Sie also.

Er erzählte nunmehr in seiner etwas breiten Weise und indem er wiederholt sein Geschick und Glück bei geschäftlichen Unternehmungen betonte, daß er ruhigen Herzens seine Tour bis nach Seeland ausgedehnt und mit den besten Firmen Lieferungskontrakte über Fliesen abgeschlossen habe, als ihn plötzlich wie ein Blitz aus heiterm Himmel der Brief eines Holzfurter Geschäftsfreundes getroffen habe, worin derselbe geschrieben habe, Holzfurt sei außer sich über die

„Holzfurter Nachrichten.“ Die Zeitung bringe geradezu empörende Artikel. Zu gleicher Zeit sei ihm ein Packet der Nummern der letzten vierzehn Tage zugegangen, die ihn auf der schnellen Reise nicht eher gefunden hätten, und da seien ihm denn allerdings beim Lesen derselben die Haare zu Berge gestiegen. Er habe sofort seiner Reise ein Ziel gesteckt und sei mit dem nächsten Schiff und Schnellzuge zurückgekommen, und da habe er denn schon auf dem Wege vom Bahnhof bis hierher genug gehört und gemerkt, um zu wissen, daß es noch viel schlimmer stehe, als er nach dem Bericht seines Freundes erwartet habe.

Und nun frage ich Sie, Mann, um Gottes Barmherzigkeit willen, so schloß er, wie kommen Sie dazu, so etwas zu schreiben?

Dr. Glock folgte der Erzählung mit großer Spannung, und es fielen ihm während derselben sowohl die Leitartikel als die „Gedanken eines Spaziergängers“ ein. Er mußte sich gestehen, daß er von dem, was ihm Herr Schmidt empfohlen hatte, gerade das Gegenteil gethan habe, weniger noch aus Absicht, als in dem Gefühl der Befreiung von einem lästigen Druck und in erleichtertem Aufatmen seiner Seele, obwohl er allerdings auch von vornherein bei Herrn Schmidts Abreise sich vorgenommen hatte, etwas Vortreffliches zu leisten, was gar nicht zu Herrn Schmidts Ideal einer Zeitung paßte. Daß die Sache so böse ausgefallen sein sollte, konnte er sich noch nicht recht denken. Er kannte die Wichtigthuererei des Herrn Schmidt und glaubte vorläufig noch, daß derselbe in gewohnter Weise seiner übertreibenden Geschwähzigkeit freien Lauf ließe. Er sprach diese Meinung in höflicher, aber ziemlich entschiedner Form aus.

Aber Herr Schmidt schüttelte den Kopf.

Niemand, der nicht Ihre Besonderheiten kennt, mein lieber Doktor, sagte er, würde überhaupt begreifen, daß Sie da so ruhig sitzen. Mich wundert nur, daß man der Redaktion noch nicht die Fenster eingeworfen und Sie selbst halb tot geprügelt hat. Ich betrachte das als ein Zeichen der feinen Bildung unsrer Bürgerschaft. Ich übertreibe durchaus nicht. Sie haben das Ärgste gethan, was man überhaupt thun kann. Sie haben die Bevölkerung, zwischen der Sie doch leben wollen, fast in allen ihren Sitten und Anschauungen angegriffen und lächerlich gemacht. Wenn die Leute darüber entrüstet sind, so ist das nur natürlich und gerecht. Ich muß sagen, daß ich ganz auf Seiten derer stehe, welche Sie verurteilen. Und ich möchte wohl wissen, was Sie veranlaßt, so scharfe Ausfälle gegen Leute zu machen, die Ihnen doch, so viel ich weiß, nichts zu Leide gethan haben. Wenn es darunter einige giebt, auf welche Sie einen Bahn haben, konnten Sie es denn nicht in anderer Weise auslassen? Konnten Sie es nicht in einer Form thun, die für Sie selbst nichts nachtheiliges hatte? Mußten Sie alle, alle Menschen beleidigen? Mein Himmel, ich sollte denken, ein geschickter Literat könnte seinen Gegner verächtlich und lächerlich machen, wie er Lust hat, ohne daß man ihm ein Haar darüber krümmen kann. Er

muß es nur so machen, daß er die Menge auf seiner Seite hat. Aber Ihre Art und Weise ist eben so ungeschickt wie malitiös!

Dr. Glock sah sein Gegenüber mit dem Ausdruck größter Verwirrung an. Es begann ihm ein Verständnis aufzugehen, und er durchging in der Erinnerung mit großer Geschwindigkeit seine drei Feuilletonartikel, indem ihm nunmehr manche der darin enthaltenen Stellen und sogar der Ton des Ganzen in einem neuen Licht erschienen.

Aber es ist mir gar nicht eingefallen, irgend jemand angreifen, irgend jemand lächerlich und verächtlich machen zu wollen! rief er, mit der Faust auf den Tisch schlagend.

Herr Schmidt schüttelte wieder den Kopf.

Das reden Sie mir nicht ein, Herr Doktor, sagte er. Ich will Ihnen alles glauben, nur das nicht. Ich denke nicht, daß Sie Ihre Sache damit verbessern können, daß Sie jetzt die Absicht wegleugnen. Nein, das hilft Ihnen nicht, Sie müssen sich auf etwas andres besinnen. Freilich — es wird Ihnen keine Entschuldigung irgend einer Art nützen. Unbegreiflich ist es mir, wie Sie dazu gekommen sind. Guter Gott, was haben Ihnen die Leute gethan, daß Sie sie so vornehmen und durchhecheln? Was wollen denn die Menschen, und worauf ist ihr Streben gerichtet? Sind sie Ihnen im Wege? Sie gehen friedlich ihren Weg, freuen sich, wenn sie das Leben haben und gesund sind, sorgen für sich und ihre Kinder, essen ihr Brot und trinken ihr Bier. Und Sie machen sich ein Vergnügen daraus, sie ironisch zu kritisiren. Und wenn Sie noch über zweifelhafte Existenzen, über die ärmeren Klassen, wenn Sie über solche soziale Mängel und Gebrechen hergezogen wären, in deren Tadel man Ihnen zustimmen könnte! Aber nein, es sind die allerangesehensten, die allerachtbarsten, die vornehmsten Leute. Gerade gegen diese schießen Sie die Pfeile der Satire ab. Ich möchte eine Fliege sein, um an den Wänden hinauf laufen zu können, wenn ich darüber nachdenke. Sie haben der Zeitung und mir einen Schaden zugefügt, der gar nicht wieder gut zu machen ist. Da ist, um nur einen Fall zu nennen, der Geheime Rath Thurrow, ein so gelehrter, allgemein beliebter und verehrter Herr und der zudem in den intimsten Beziehungen zu der Gemahlin des Gerichtspräsidenten steht. Jedes Kind in Holzfurt sagt, daß Sie auf ihn sticheln in Ihren vermaledeiten Spaziergängerartikeln. Dieser Fall allein kann genügen, Ihnen den Hals zu brechen. Da ist —

Aber Herr! Aber Herr! rief Dr. Glock wütend und doch lachend. Ich habe nicht daran gedacht, ihn zu beleidigen. Sehen Sie denn nur nicht ein, wie dies zusammenhängt? Haben Sie denn nur keinen Begriff von dem Wesen der Satire? Die Menschen sind edel, die Menschen sind gut! Sie sind nicht die niedrige Herde, als welche Sie sie darstellen, nur auf die Pflege des Bauches bedacht, sondern sie sind von dem göttlichen Lichte erfüllt, welches das All der Schöpfung belebt, und nur die Unwissenheit verhindert sie, sich dieser

Fackel immer zu bedienen. Wir aber, wir Schriftsteller, die Ritter vom Geiste, haben die Aufgabe, Lehrer des Volkes zu sein und die Unwissenheit zu bekämpfen. Unser schärfstes Schwert aber ist die Satire, sie durchdringt mit schneidender Kraft den Panzer der Vorurteile, in den die Unwissenheit sich hüllt, und ist von Wirkung, wo alle Waffen der Didaktik versagen. Das ist es, was ich gethan habe: ich habe das Schwert der Satire geschwungen im Hinblick auf die größten und edelsten Ziele, aber die Personen und ihre Kleinlichkeit waren mir völlig gleichgiltig und nicht mehr als diese Puppen, welche jetzt Husar und Bäuerin, im nächsten Augenblick König und Papst sein können, je nach der Rolle, die der Geist ihnen zuteilt.

Er warf bei diesen Worten die Puppen den Kindern wieder zu, welche mit offenem Munde dem Streite der beiden Herren zugehauert und sich nicht in die Nähe getraut hatten, nunmehr aber, wieder im Besitz ihres Eigentums, die Flucht nahmen.

Herr Schmidt griff sich an den Kopf, wie in großer Bedrängnis. Ich weiß nicht, sagte er, bin ich verrückt oder sind Sie es?

Sie müssen doch einsehen, fuhr Dr. Glock eifrig fort, daß es mir darum zu thun gewesen ist, gesellschaftliche Mißstände zu geißeln und für die Sache des wahren Fortschritts im Sinne echter Menschlichkeit einzutreten. Um das zu können, mußte ich Typen bestimmter Menschenklassen aufstellen, die ich mit dem Witz durchbohrte und hinsichtlich ihrer Schwächen bloßstellte. Abstrakte Phantasiegebilde konnten mir dazu nichts nützen, es mußten Menschen sein mit Fleisch und Bein. Und das wird Holzfurt auch einsehen. Die Menschen sind nicht so beschränkt, wie Sie denken, und der Witz ist ihnen verständlich. Die Vernünftigen werden lachen, werden die Wahrheit meiner Schilderung einsehen und werden zur Besserung unserer Zustände beitragen.

Ich will Ihnen etwas sagen, entgegnete Herr Schmidt, ich verstehe kein Hebräisch und auch kein Aramäisch. Aber wenn Sie in diesen Sprachen redeten, würde es mir ebenso verständlich sein wie dies. Sind denn alle meine Ausführungen Ihnen gegenüber in den Wind gesprochen? Die Menschen bleiben immer bei ihrer Meinung. Wenn man das Gegenteil davon sagt, nennen sie es dumm. Sagt man es auf wichtige Weise, so nennen sie das böshaft, sagt man es überzeugend, so nennen sie es fanatisch. Außerdem: es muß doch alles seinen Grund haben. Um nichts und wieder nichts thut ein vernünftiger Mensch doch nichts. Wenn ich ein Mädchen liebe, so thue ich es doch, weil es schön ist oder weil es klug ist, oder weil es Geld hat, oder weil der Vater mir zu einer guten Stelle helfen kann. Wenn ich eine Satire schreibe, so thue ich es doch, weil ich Honorar dafür bekomme, oder weil ich meine Feinde lächerlich machen will. Ich verstehe gar nicht, was Sie wollen!

Ich gebe es auf, sagte Dr. Glock. Sprechen Sie, was Sie wollen, ich gebe es auf.

Ja, Sie geben es auf, und damit, denken Sie, wäre die Sache gut. Aber es ist noch etwas andres dabei, und das ist das Ärgste. Kein Mensch in Holzfurt traut Ihnen zu, daß Sie diese Artikel selbst geschrieben haben. Kein Mensch glaubt, daß Sie soviel Bosheit und — wenn Sie es mir nicht übel nehmen wollen — so viel Wiß hätten. Die Leute sagen, ich steckte dahinter. Sie sagen, deshalb wäre ich auch verreist, ich hätte in meiner Abwesenheit diese Bosheiten vom Stapel gelassen. Ich laufe Gefahr, daß mir mein Geschäft ruinirt wird.

Nun, so schlimm wird es doch wohl nicht sein! sagte Dr. Glock.

So schlimm wird es nicht sein? Die Menschen vergeben persönliche Beleidigungen niemals, und hier liegen persönliche Beleidigungen vor. Und nicht allein die Betroffenen sind wütend, sondern alle andern mit. Denn sie sagen: wenn es diesmal den getroffen hat, trifft es ein andres mal mich selbst. In jedem Hause sitzt ein Skelett, und jeder fürchtet, daß das seinige ans Tageslicht gezogen werde. Meine Bank bedarf des Vertrauens, des Credits, wie jede Bank, bedarf dessen noch mehr, da sie jung ist. Man wird mich diese Angriffe entgelten lassen, ich werde es auszubaden haben. Die Suppe, die Sie eingebrockt haben, muß ich ausessen. Schon lange haben unsere Dickköpfe und Geldprogen mich auf dem Striche, und jetzt werden sie die Gelegenheit benutzen.

Er stützte den Kopf in die Hände und brütete finster vor sich hin.

Dem Redakteur fing es an leidzuthun, er sah ein, daß manches wahre in Schmidts Worten enthalten sei, und er versuchte, ihn zu trösten, obwohl er ein Gefühl inniger Verachtung sowohl der Anschauung des Herrn Schmidt als auch derer, welche ihm falsche Intentionen unterlegen sollten, nicht unterdrücken konnte. Er schlug vor, eine Anzeige zu erlassen, worin erklärt würde, daß er, Dr. Glock, die gehässigen Artikel geschrieben habe, und daß der Besitzer der Zeitung der Sache ganz fern stehe. Aber weder dieser Vorschlag noch auch andere Ideen, welche er vorbrachte, gefielen Herrn Schmidt.

Es giebt nur eins, sagte er nach einer langen Pause. Es giebt nur ein Mittel, ein radikales, um die Situation zu wenden und vielleicht sogar Nutzen aus ihr zu ziehen. Das ist: wir müssen die Partei tauschen und Sozialdemokraten werden.

Was? rief Dr. Glock, welcher nicht glaubte seinen Ohren trauen zu dürfen.

Die Sozialdemokraten, fuhr Herr Schmidt kaltblütig fort, fangen an, eine mächtige Partei zu werden und bringen bei jeder Wahl mehr Kandidaten durch. Es kommt mir auch so vor, als würden sie von der Regierung benutzt, den Fortschritt in Schach zu halten. Meine Bank stützt sich ihrer Natur nach hauptsächlich auf die ärmeren Klassen. Vielleicht war es von vornherein ein Fehler, die Zeitung nicht in sozialistischem Fahrwasser zu halten. Es ist nichts mit dem Fortschritt und den Liberalen, es ist keine Logik in ihren Programmen, und sie sind im Grunde die charakterloseste Gesellschaft von allen, welche seit Er-

schaffung der Welt je eine politische Rolle gespielt haben. In Ihren Artikeln, Herr Doktor, haben Sie ja vor allem die höhern Stände angegriffen. Dabei müßten wir bleiben — das müßte fortgesetzt werden, indem zugleich die Tugend der Arbeiter gelobt und deren Ziele als die richtigen hingestellt würden. Wir verlorren dreitausend Abonnenten unter der Bourgeoisie und gewannen sechstausend im vierten Stande.

Herrn Schmidts Gesicht hatte sich unter dem Antrieb der neuen Idee aufgeheitert, und Unternehmungslust blitzte aus seinen Augen, indem er seinen Redakteur fragend ansah.

Aber aus Dr. Glock's Miene sprach die reinste Entrüstung. Schon bei einer früheren Gelegenheit hatte Herr Schmidt ähnliche Ideen, doch nicht in so bestimmter Form, ausgesprochen, und schon damals war der Redakteur drauf und dran gewesen, zu kündigen.

Mein Herr, sagte er in eisigem Tone, ich sehe ein, daß unsre Wege nicht mehr zusammenführen. Ich habe lange Zeit die immer wiederholten Kränkungen von Ihrer Seite geduldig, vielleicht zu geduldig, ertragen und selbst heute Ihre Vorwürfe herunterzuschlucken wollen. Aber es giebt eine Grenze, mein Herr, und sie liegt dort, wo es sich um die Ehre handelt. Ich, mein Herr, gehöre aus innigster Ueberzeugung zu der Partei, welche Sie die charakterloseste Gesellschaft nennen, und ich nenne sie die einzig wahrhaft menschliche, die gerade deshalb von oben wie von unten mit wahnsinnigem Haß angefeindet wird. Niemals werde ich die Fahne verlassen, zu welcher ich, wenn nicht mit Hand und Mund, so doch mit dem Herzen geschworen habe. Ich habe die Ehre, mich Ihnen zu empfehlen.

Er war aufgestanden und entfernte sich nach einer kalten Verbeugung, während Herr Schmidt die Achseln zuckte, die Hände in die Taschen steckte und nachdenklich vor sich hin pfiff.

Dr. Glock ging ruhigen Schrittes nach seiner Wohnung, kümmerte sich nicht um sein Mittagessen, welches bereits auf dem Tische stand und kalt geworden war, zog langsam seine Handschuhe aus, legte den Hut an den gewohnten Platz auf dem Pianino, blickte mit hellem Gelächter über sich selbst und die Komödie der Irrungen, welche ihn umgab, im Zimmer umher, als suche er eine Erklärung für das Unbegreifliche der Welt, und schritt dann finster von einer Ecke zur andern. Er fing an zu denken, daß er zwar richtig gehandelt habe, daß er aber doch wohl dem Manne, der ihn gekränkt, einen bedeutenden Schaden zugefügt haben müsse, da derselbe sonst doch wohl nicht so zornig und aufgereggt gewesen sein würde. Er überlegte, was er geschrieben hatte, nahm die fraglichen Nummern zur Hand und las sie aufmerksam. Er biß sich auf die Lippe. Wenn er die Gedanken des Spaziergängers durch die Schmidtsche Brille las, waren sie allerdings von bedenklicher Natur. Aber wer sollte denn durch ein verkehrt geschliffenes Glas blicken? Er sah düstern Auges auf die in erstarrtem

Fett liegenden Cotelettes und die runzigen Pflaumen in dem Menageporzellan auf dem Sophatisch.

O welch ein hartes Loos ist es doch, Schriftsteller zu sein und nicht verstanden zu werden von den guten Leuten, denen man helfen möchte! Da sieht man das Wahre so deutlich vor sich, und das arme Volk, das man glücklich machen möchte, steinigt den Wohlthäter. Gar nicht zu reden von dem traurigen Schicksal, einem innern Drange zu folgen, der uns unwiderstehlich zur Schönheit der Ideale hinanzieht, und doch dabei mit schweren Ketten vor den Mistwagen der Nützlichkeit gespannt zu sein und die Hiebe des Knechtes zu fühlen, der mit uns seinen Tagelohn verdienen will! Sollte dieser Mann, der die Literatur wie einen Handel mit Käse und Seringen betrachtet, doch am Ende Recht haben? Sollte es wahr sein, daß die Menschen unverbesserlich sind? O nein, es ist nicht wahr! Wenn ich wirklich denken müßte, daß sie niemals empfänglich gemacht werden könnten für die Wahrheit, so würde ich es ganz aufgeben Schriftsteller zu sein und wieder zurückkehren zu meinem Beruf des Lehrers der jungen Leute, bei denen doch wenigstens die Fähigkeit des Enthusiasmus noch nicht abgestorben ist. Aber nein! Ich will die Hand so schnell noch nicht zurückziehen vom Pfluge. Uns Redakteuren ist ein hoher und heiliger Beruf verliehen, und die Mühsal und Undankbarkeit darf uns nicht schrecken. Geduld und Sanftmut muß das Feuer lindern. Wir müssen bedenken, daß es ja eben die große Masse der Unmündigen ist, die uns als den Einsichtigen Wert verleiht, denn was wären wir und welchen Nutzen hätten wir, wenn alle so dächten wie wir und mit solcher Klarheit wie wir hineinblickten in die verschlungenen Fäden der politischen und sozialen Verhältnisse? Ertragen wir also die Prüffe und Schläge, ertragen wir Verkennung, Entrüstung und Haß, wie der edelherzige und liebevolle Moffat und der mutvolle, langmütige Livingstone die Beleidigungen und Verfolgungen der armen Schwarzen ertragen und zuletzt doch mit der Milch ihrer Sanftmut und Geduld besiegt haben! Freilich, es ist eine schwere Aufgabe!

Er blieb vor seinem Bücherpult stehen und las mit melancholischem Lächeln den Namen Goethe. Du freilich, großer Mann, verstandest beides! Du wußtest das Schöne mit dem Nützlichen zu vereinigen! Du warst ein Missionär, den man dekorirte! Zu deiner Größe durfte die Gemeinheit nicht hinansprechen, deine diamantene Härte durfte nicht bekrigelt werden. Du warst nicht nur weise, sondern auch klug. Du bargst deine Gedanken in einer Schale, die für den Geistespöbel nicht zu durchdringen ist. Du warst ein so großer Fabulirer, daß du im vergoldeten Ministerkleide gehen und von eben den Leuten bewundert und gelobt werden konntest, deren innerstes Wesen du mit der Ferse zertratest! Aber wärest du nicht doch deinem Volke und der Welt mehr gewesen, wenn du dich nicht gescheut hättest, dein Kreuz auf dich zu nehmen? Da sagen die Menschen, daß die Erfahrung den Dichter kläre, und sie loben deine spätern Werke als die reifern. Ach ja, es mag wohl wahr sein, aber das

erste jugendliche Feuer der Begeisterung ist nicht mehr darin, und der Zweifel an der Nütlichkeit der Offenbarung hat den Erfahrenen angekränkt. Die blasse Rücksicht erkaltet gar leicht das Feuer der reinen Menschenliebe, wenn wir gesehen haben, daß wir uns selbst zum Opfer dieser Flammen darbringen müssen, und was Reise genannt wird, ist zum großen Teil nur die Kunst der Dissimulation. Ist es doch von alters her Gebrauch, sich an der Fülle der Lebensweisheit und frommen Schönheit des Dichters zu erfreuen, den Ursprung aber, aus welchem diese Gaben quellen, nämlich seine Anschauung Gottes und der Welt, für Wahnsinn zu halten, sodaß der Dichter entmutigt anfängt, das Schönste, was er bieten könnte, die Wahrheit in ihrer vollen Reinheit, sorgfältig zu verstecken!

Er warf sich in seinen Sorgenstuhl, barg das Gesicht in den Händen und grübelte über die Zukunft. Wie würde es ihm am besten gelingen, die Fahne der Freiheit und der Wahrheit auch ferner hochzuhalten, da seine Verbindung mit den „Holzfurter Nachrichten“ gelöst war?

So lag er, tief in das eigene Innere versenkt, lange da, als plötzlich sanfte Töne an sein Ohr schlugen. Das Andante der Sonate Pathétique, sein liebstes Tonstück, regte seine Wellen in der Luft des trauererfüllten Zimmers auf und löste die Starrheit seiner Brust. Thränen der Wehmut und der Freude drangen ihm ins Auge, und durch den Flor dieser erleichternden Flut sah er seine geliebte Schwester Anna, die leise hereingekommen war und ihn verständnisinnig durch den Klang des Instrumentes von ihrer Anwesenheit benachrichtigte.

Er hörte bis zu Ende des Sazes lautlos zu, dann wandte Anna sich um, er schritt auf sie zu, und in langer, zärtlicher Umarmung verschmolz sich das Geschwisterpaar, das allein in der Welt stand.

Du guter Bruder, sagte Anna endlich, sich aus seinen Armen lösend und ihr Tuch abwechselnd auf ihre und seine Wangen pressend, um die Spur der Thränen zu verlöschen, ich fand dich so traurig in dich selbst versunken. Was es auch sein mag, gräme dich nicht! Wir sind schon über viele Not hinweggekommen und werden mit Gottes Hilfe auch über andre hinwegkommen. Und nun laß sehen! Du hast ja noch nicht gegessen! Ach, und alles ist kalt! Komm, Brüderchen, ich räume das beiseite, und wir machen uns ein Täßchen Kaffee.

Doch er ließ ihre Hand noch nicht los, ihr dankbar in die freundlichen, altbekannten Züge blickend.

O du guter Engel! sagte er, sie von neuem in die Arme schließend.

Das junge Mädchen aber machte sich nun geschäftig im Zimmer zu thun, und dies erhielt nun bald ein freundlicheres und wohlicheres Ansehen. Sie schaffte mit Hilfe der herbeigerufenen Magd das Mittagessen, zu welchem Dr. Glock keinen Appetit mehr verspürte, hinaus und holte die Spiritusmaschine herbei, welche in der Junggesellenwirtschaft des Redakteurs eine wichtige Rolle

spielte. Sie ließ Rahm und frisches Gebäck holen, bald summt der Kessel, und nun saßen die Geschwister traulich beisammen im Sopha bei dem belebenden Trank und erzählten sich.

Anna berichtete, daß die Gräfin von Altenschwerdt mit ihrem Sohne am gestrigen Tage nach Schloß Eichhausen gezogen sei und sie bis auf weiteres entlassen habe. Sie wolle aber auf eine derartige Stellung ganz verzichten, nach Leipzig zurückkehren und sich Empfehlungen verschaffen, mit Hilfe deren sie sich irgendwo als Klavierlehrerin niederlassen wolle.

So sehr auch Dr. Glock mit der eignen Angelegenheit beschäftigt war und so sehr ihn außerdem die Zukunftspläne der Schwester beschäftigten, er war doch auch für den Augenblick hellsehend genug, um wahrzunehmen, daß ein eigentümlicher Ausdruck in Annas Miene hervortrat, als sie von Altenschwerdts erzählte, und daß überhaupt eine Veränderung mit ihr vorgegangen war. Sie war, wie ihm schien, weiblicher geworden, die jungfräuliche Heiterkeit hatte einem gereiftern und weichern Wesen Platz gemacht. Er wagte nicht, sie darüber zu befragen, aber diese Veränderung gab ihm viel zu denken, während er mit ihr über die Schritte sprach, welche zunächst von beiden zu thun seien.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Anti-Savarese von Anton Günther. Herausgegeben mit einem Anhang von Peter Knoodt. Wien, Wilh. Braumüller, 1889.

Der o. ö. Professor der Philosophie in Bonn Peter Knoodt wünscht dazu beizutragen, daß die Philosophen Deutschlands dem spekulativen System des verstorbenen Anton Günther eine größere Beachtung schenken, als dies bisher der Fall gewesen ist. Diesem System hatte der Jesuitenpater Savarese, der jetzige Hausprälat des Papstes, den Vorwurf des logischen Anthropomorphismus gemacht, und die zum Teil recht leidenschaftlich gehaltene Entgegnung Günthers, welche einige Jahre zurückgehalten wurde, soll jetzt jenen Vorwurf entkräften, vergoldet mit den schönsten Worten Peter Knoodts. Aber es ist ein eignes Ding mit dem Bau neuer philosophischer Systeme. Wie der Hybris gegen die Gebote der Götter die Strafe der Götter unerbittlich nachfolgte, so lassen sich auch die Gesetze der Erkenntnistheorie nicht ungestraft verletzen. Der Gebrauch der Kategorien, das ist der Funktionen des Verstandes zu Begriffen, giebt nur dann Erkenntnis, wenn sie auf Anschauungen, sei es des innern oder des äußern Sinnes, gerichtet sind. Auf transcendente Dinge kann man sie zwar anwenden, und das pflegt gewöhnlich der Ursprung aller philosophischen Irrwege zu sein, aber es giebt dann keine Er-

kenntnisse mehr, sondern nur noch Phantasien, die ihren anthropomorphischen Charakter niemals verleugnen können. In diesem Falle bewegt sich das vorliegende Buch durchaus, und die Strafe, dem verwerfenden Urteil eines noch dazu verfühlich gesinnten Jesuiten zu verfallen, ist nicht abzuwenden. In dem Buche wird uns nämlich gesagt, daß der Prälat Savarese durchaus zu der friedfertigen Richtung gehöre, welche auf die Aussöhnung zwischen der deutschen Regierung und der Kurie einzuwirken suche. Das System Günthers aber stützt sich wesentlich auf den Gebrauch der Kategorien über das Gebiet menschlicher Erfahrung hinaus und trägt deswegen den Keim des notwendigen Verfalls in sich.

Zur Deutung und Zeitbestimmung des Laokoon von Reinhard Kekulé. Berlin und Stuttgart, W. Spemann, 1883.

Die Laokoongruppe scheint eben so wenig zur Ruhe kommen zu sollen wie die Venus von Milo. Vor etwa drei Jahren veröffentlichte Brunn aus Starcks Nachlaß einen Aufsatz, der hinsichtlich der Deutung der Gruppe wieder an Goethes Auffassung anknüpfte (wonach der eine Knabe gerettet wird) und demgemäß das poetische Vorbild in dem Epos des Arktinos gefunden zu haben meinte, welches erzählte, daß die Schlange den Vater und den einen der beiden Söhne getötet hätte. Kaum war dieser Aufsatz veröffentlicht und zur Diskussion gestellt, so wurde die Frage wegen der Entstehungszeit des Werkes in eine neue und eigentümliche Beleuchtung gerückt durch den Umstand, daß unter den pergamenischen Funden nicht bloß die eine Gruppe, welche einen jugendlichen Giganten im Kampfe mit Athene und deren Schlange darstellt, sondern auch der Kopf eines zweiten, bärtigen Giganten die auffälligste Verwandtschaft mit der Laokoongruppe zeigt.

In der vorliegenden Monographie hat nun Kekulé das gesamte Material, welches für die Frage nach der Entstehungszeit und der Auffassung des Laokoon von Wichtigkeit ist, einer erneuten sorgfältigen Prüfung unterzogen. Er bahnt sich von fünf verschiedenen Seiten aus den Weg zur Lösung der Frage. Zunächst behandelt er eingehend nochmals die Pliniusstelle, in der die Laokoongruppe erwähnt wird, und zeigt, daß aus den vielbesprochenen Worten *de consilii sententia* schlechterdings nichts für die Entstehungszeit des Werkes herausgelesen werden könne, wohl aber aus dem ganzen Zusammenhange der Stelle hervorgehe, daß die Gruppe in augusteischer Zeit in Rom vorhanden war. Das zweite Kapitel stellt alle bis jetzt aufgefundenen Inschriften zusammen, in denen der Name des einen der drei an der Laokoongruppe beteiligten Künstler (Athanosdoros) genannt wird und sucht aus dem Charakter der Buchstaben nachzuweisen, daß Athanosdoros um das Jahr 100 v. Chr. gelebt haben müsse. An dritter Stelle vergleicht der Verfasser mit der Marmorgruppe das in den siebziger Jahren gefundene pompejanische Wandgemälde und kommt zu dem Schlusse, daß dem Verfertiger dieses Bildes das plastische Werk in der Erinnerung gewesen sein müsse. Der vierte Abschnitt ist speziell der Deutung der Gruppe und ihrem Verhältnis zu Virgil und zu sonstigen poetischen Behandlungen des Mythos gewidmet. Hier gelangt Kekulé zu dem Ergebnis: weder Virgil noch Arktinos hatte der Künstler vor Augen, sondern er hatte sich nur eine äußerliche Kenntnis der Sage verschafft; dagegen ist es sehr wahrscheinlich, daß Virgil die Gruppe gekannt hat, ja daß sie gerade damals, als Virgil dichtete, seit kurzem von Rhodos nach Rom übergeführt gewesen ist. Endlich zeigt Kekulé durch eine genaue Vergleichung des Laokoon mit den betreffenden Teilen der pergamenischen Skulpturen, daß der Schöpfer

des Laokoon unzweifelhaft Motive aus dem Gigantenfries entlehnt und weitergebildet hat.

Abgesehen von dem zweiten, die Inschriften betreffenden Kapitel, das auf etwas unsicherem Fuße steht, ist die Darlegung *Rekules* überaus einleuchtend. Namentlich in dem ersten, vierten und fünften Kapitel ist die Untersuchung in methodischer und überzeugendster Weise, im fünften überdies mit feinem künstlerischen Blick geführt. Die Resultate derselben nochmals ausdrücklich zu ziehen ist eigentlich unnützig; sie sind im vorstehenden bereits enthalten. Dennoch wollen wir sie kurz zusammenfassen: Die Laokoongruppe ist weder in der Zeit der rhodischen Kunstblüte noch in der römischen Kaiserzeit entstanden, sondern sie ist wahrscheinlich um das Jahr 100 v. Chr. in Rhodos gefertigt worden. Der erfindende Künstler aber hat nicht eine bestimmte poetische Fassung der Sage im Auge gehabt und illustriert, sondern einfach den Kern der Sage mit den Ausdrucksmitteln seiner Kunst in einem selbständigen Kunstwerke zur Darstellung gebracht.

Dem Texte *Rekules* sind vier Lichtdrucktafeln beigegeben. Auch für eine vornehme typographische Ausstattung der Schrift hat die Verlagshandlung Sorge getragen. Leider ist der Text durch einige auffällige grammatische und stilistische Fehler entstellt, die — wieder die alte Geschichte! — um so ärgerlicher sind, je schöner gedruckt sie sich präsentiren. Freilich muß man bei der immer mehr um sich greifenden Unsicherheit und Hilflosigkeit des deutschen Ausdrucks sich nachgerade daran gewöhnen, dergleichen als eine berechtigte Eigentümlichkeit unsrer Gelehrten hinzunehmen. Wie korrekt und schön schrieb Otto Zahn!

Real-Lexikon der Kunstgewerbe. Von Bruno Bucher. Wien, G. P. Jachy, 1883. Erste Lieferung.

Dieses Buch füllt eine längstgefühlte Lücke aus — der Name des Verfassers bürgt für die Gediegenheit der Arbeit — zwei der abgenutztesten Nebensarten aus Bücheranzeigen, und doch, warum soll man Bedenken tragen, sie da anzuwenden, wo sie wirklich am Platze sind? Der Gedanke, alles Wissenswerte aus dem Gebiete der zahlreichen und mannichfachen Zweige des Kunstgewerbes in die Form eines bequemen Nachschlagewerkes zu bringen, lag bei dem Aufschwunge, den das Kunstgewerbe wieder genommen hat, und bei dem Interesse, das es in allen Kreisen des Publikums wieder erregt, so nahe, daß man sich wundern könnte, warum nicht längst ein solches Buch geschaffen worden ist, wenn man nicht wüßte, wie jung die wissenschaftliche Beschäftigung mit den Kunstgewerben und ihrer Geschichte noch ist, wie wenig verhältnismäßig noch auf diesem Gebiete gearbeitet ist, wie zerstreut das einschlägige Material ist und wie ganz unmöglich es daher für eine jener flinken Dilettantenseberrn sein würde, die sonst in der Regel mit beneidenswerther Eizigkeit derartige Lexika im buchhändlerischen Auftrage fabriziren, hier etwas einigermaßen plausibles herzustellen. Ein brauchbares Reallexikon der Kunstgewerbe kann nur ein Fachmann schreiben, und daß es eine Autorität auf diesem Gebiete wie Bucher nicht verschmäht hat, zur Herstellung eines solchen praktischen Hilfsbuches die Hand zu bieten, ist doppelt erfreulich und dankenswert.

Das mit der vorliegenden Lieferung begonnene Wörterbuch umfaßt alle nur erdenklichen Zweige des Kunstgewerbes und bietet in erster Linie natürlich eine Erklärung aller in den Kunstgewerben vorkommenden technischen Ausdrücke nebst den nötigen geschichtlichen Notizen über die betreffenden Techniken. Hierzu gesellen sich dann kurze biographische Nachrichten über die wichtigsten Meister auf den einzelnen Gebieten, und da das Wörterbuch nicht bloß das Bedürfnis der

Liebhaber und Sammler, sondern vor allem auch das der Künstler, Handwerker und Kunstgewerbeschüler im Auge hat, so sind auch die hohen Künste, die Kunstmythologie, die Heraldik und die Kostümkunde, soweit sie für das gewerbliche Schaffen von Bedeutung werden können, mit berücksichtigt worden.

Das Werk wird in vier bis fünf Lieferungen (à 1,80 Mark) vollständig sein.

Leipzig und die Leipziger. Harmlose Plaudereien. Erstes Bündchen. Leipzig, Licht und Meyer.

Nicht ohne vergnügliche Neugier haben wir nach diesem Heftchen gegriffen. Scheint es doch, als wollte darin eine Art von Literatur wieder aufleben, die seit den vierziger Jahren völlig eingeschlafen ist, und die für ihre Zeit ebenso wichtig war wie für die Nachwelt: die Lokalsatire. Wie kümmerlich wäre es um unsre Kenntnis der gesellschaftlichen Zustände der deutschen Städte in den letzten Jahrzehnten des 18. und den ersten Jahrzehnten unsers Jahrhunderts bestellt, wenn wir nicht die lustig wuchernde, anfangs äußerst scharfe und böshafte, später freilich immer lahmer und matter werdende lokale Pasquillliteratur hätten! Seit der Aufhebung der Zensur ist sie verschwunden; es ist, als hätte die ganze Gattung, die ohnehin sich überlebt zu haben schien, vollends ihren Reiz verloren gehabt, seit ihr keinerlei Hindernisse und Erschwerungen mehr bereitet wurden. Zum Teil hat sich ihr Inhalt in die politische Witzpresse geflüchtet, die ja oft genug auch städtische Einrichtungen, Zustände und Vorkommnisse gegeißelt hat; hie und da hat auch vorübergehend ein lokales Witzblatt bestanden, oder es that sich — wie in Leipzig eine Reihe von Jahren um die Karnevalszeit — eine Anzahl witziger Köpfe zusammen, um in irgend einer literarischen Form — Kalender, Bilderbogen, Zeitung, Kartenspiel — der aufgestauten Satire des Jahres einen Abfluß zu bereiten. Ein Schriftchen aber, das sozusagen eine systematische und erschöpfende Schilderung versucht hätte, wie sie früher in Form von satirischen Wörterbüchern, Fremdenführern, Reiseerlebnissen u. ähnl. nicht selten erschienen, ist seit Menschengedenken nicht dagewesen. Und doch wieviel Stoff für eine solche Schrift bietet allein diejenige Erscheinung Leipzigs, die stets das heitere Erstaunen jedes Fremdlings hervorruft, der sich einige Tage in Leipzig aufhält, und die zugleich die Ursache ist, daß über viele andre nicht minder heitere und erstaunliche Erscheinungen nie ein Sterbenswörtchen gedruckt wird: die sogenannte „öffentliche Meinung“ der berühmten See- und Buchhändlerstadt, das „Leipziger Tageblatt“! Über dieses wunderbare Institut allein ließe sich ja eine ganze Broschüre schreiben.

Leider hat das vorliegende Schriftchen unsre Erwartungen enttäuscht. Es ist zwar nicht ganz ohne Sachkenntnis und Witz geschrieben, aber die Schilderungen bleiben da, wo es wirklich geglitten hätte, Keulenschläge auszuteilen, weit hinter den tatsächlichen Verhältnissen zurück, andererseits übertreiben sie in Dingen, auf die herzlich wenig ankommt. Manches klingt geradezu, als wäre es aus irgend einem Schmöker von Anno 1830 aufgewärmt; dagegen sieht der Verfasser eine Menge von Dingen nicht oder will sie nicht sehen, welche die Satire geradezu herausfordern.



Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. A. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die Kehrseite der Madagaskarfrage.



enes Mannes Rede ist keenes Mannes Rede, man soll sie billig hören heede. Bis jetzt haben wir die malagassische Angelegenheit fast nur nach englischen Quellen besprochen, wenn wir auch die Vorsicht beobachteten, das, was wir aus diesen geschöpft hatten, mit Bemerkungen zu begleiten, welche darauf aufmerksam machten, daß hier wie in der ganzen Auffassung der neuen französischen Kolonialpolitik von seiten der Londoner Presse der englische Eigennuß und Reid in vielen Beziehungen nicht unparteiisch urteilen lasse. Es könnte damit sein Bewenden haben, wenn es nach einer Darstellung, die uns in diesen Tagen zuging, nicht den Anschein hätte, als ob die Eifersucht und Mißgunst der Engländer in ihrem Bestreben, das Vorgehen der Franzosen auf Madagaskar zu bemäkeln, auch falsche Thatsachen behauptet hätte. Zur Verbreitung solcher beigetragen zu haben, können wir nicht wünschen, und so beeilen wir uns, einer andern Stimme in der Sache das Wort zu erstatten, welche jene Behauptungen zu berichtigen versucht. Es geschieht dies in der Schrift eines Amerikaners, die sich Madagascar and the United States nennt und von jemand verfaßt ist, der früher auf der genannten Insel gelebt haben will. Wenn derselbe für Frankreich plaidirt, so werden wir am Schlusse zeigen, daß diese Partie seiner Arbeit teilweise auch mit Vorsicht aufzunehmen ist; im ganzen aber folgen wir seinen Ausführungen umso lieber, als er einerseits neues über die interessante Insel berichtet und andererseits über das Verhältnis der nordamerikanischen Union zu der Hovas-regierung Mitteilungen macht, die unsern Lesern unbekannt sein werden.

Vom kaufmännischen Standpunkte, dem der britischen Politik, betrachtet, bietet Madagaskar noch mehr Veranlassung zu Unternehmungen als Cuba,

Borneo und Sumatra; denn es erzeugt nicht nur alle Pflanzen und Früchte der Tropen, sondern auf den Hochebenen des Innern auch diejenigen der gemäßigten Zone. Es hat von Norden nach Süden eine Länge von etwa 960 und an der breitesten Stelle eine Breite von 360 englischen Meilen. Auf der Ostseite bildet seine Küste eine selten gebrochne gerade Linie, wogegen sie auf der nordwestlichen mit vielen, tief ins Land einschneidenden Buchten gezähnt ist, unter denen einige zu den schönsten Häfen der Welt zu zählen sind. Ungefähr ein Drittel des Innern im Norden und Osten wird von Bergen eingenommen, die sich bis zu 5000 Fuß über die See erheben und aus Granit, Gneis und Basalt bestehen. Rings um die Insel zieht sich ein Gürtel dichter Wälder, zwischen zehn und vierzig englische Meilen breit, der treffliches Bauholz und wertvolle Harzbäume enthält, ein Paradies für Botaniker, die hier seltene Orchideen, prachtvoll blühende Kletterpflanzen und verschiedene anderwärts nicht vorkommende Formen des vegetabilischen Lebens antreffen. Während die Flora der Insel eine überaus reiche ist, beschränkt sich die Fauna auf wenige Arten. Es giebt hier weder die reißenden Tiere noch die Massen von gazellen- und antilopenartigen Kindern der Steppe, welche das benachbarte Südafrika bevölkern. Dagegen wiederhallen die Wälder vom Geschrei vieler Affenarten, und während giftiges Gewürm ganz fehlt, wimmeln die Flüsse von Myriaden von Krokodilen. Wie in allen Tropengegenden bringt das Land Baumwolle, Tabak, Zucker, Reis, Indigo, Cochenille, Kakao, Manjok, Jute in Fülle hervor. In den Wäldern wachsen der Baobab, die Tamariske, die schraubensförmige Fichte, baumartige Farren und verschiedene harte Hölzer, die eine vortreffliche Politur annehmen. Im Gebirge finden sich Steinkohlen, Kupfer, Eisen von vorzüglicher Beschaffenheit, auch Gold, aber diese Schätze sind zum allergrößten Teile noch ungehoben, da die Hovaregierung bis auf die neueste Zeit der Anlegung von Bergwerken nicht günstig gestimmt war. Die Bevölkerung verhält sich träg, lebt meist von der Hand in den Mund und verläßt sich, wo sie wohlhabend ist, auf die Arbeit ihrer Sklaven. „Daraus erklärt sich, sagt unsre Quelle, die Leichtigkeit, mit der es noch vor kurzem der Regierung gelang, den Haß des Volkes gegen Vaudais, den französischen Konsul in Atananarivo, zu entflammen, der nach ihrem Vorgeben sofortige und wirkliche Aufhebung der Sklaverei verlangt hatte.“

Die Bewohner von Madagaskar zerfallen nach den Untersuchungen eines Arztes der Königin Ranovalo, die in der Newyorker Tribune erschienen, in zwei völlig verschiedene Klassen. Die Hovas sind malayischen Ursprungs, haben eine gelbe Haut, langes, glattes Haar, flache Gesichter und Profile, wie sie die Urbevölkerung des malayischen Archipels auszeichnen. Die Hovas nehmen gegenwärtig ungefähr den vierten Teil der Insel ein und erstrecken ihre Herrschaft thatsächlich nicht viel weiter. Sie besitzen kaufmännisches Talent und einen gewissen Unternehmungsgeist, sind aber unzuverlässig und wankelmütig. Die übrigen

Stämme sind unzweifelhaft afrikanischen Ursprunges und weniger thatkräftig, aber ehrlicher und zuverlässiger.

Obwohl es im Innern, abgesehen von Viehherdenwegen, gar keine Straßen giebt und nur selten Dampfer in den malagassischen Buchten erscheinen, kann man die gesamte Ein- und Ausfuhr der Insel doch auf einen Wert von mehr als fünfzehn Millionen Mark veranschlagen. So berechnet sie wenigstens Chesson, der Sekretär des Londoner Madagaskarkomitees, welcher hinzufügt: „Die mit dieser Zahl ausgedrückten Interessen sind nicht unwichtig für die britischen Kaufleute und Fabrikanten, die einen vorteilhaften Handel mit Madagaskar treiben.“ Das erklärt, abgesehen von politischen Beweggründen, genügend die Anstrengungen, welche die Engländer machen, um sich ausschließlichen Einfluß auf die Hovasregierung zu verschaffen und so besser gerüstet zu sein, um der Konkurrenz französischer, deutscher und amerikanischer Kaufleute in der Ausbeutung der noch sehr entwicklungsfähigen Hilfsquellen Madagaskars erfolgreich die Spitze zu bieten.

Die Franzosen waren die ersten und einzigen Kolonisten des Landes, während die Hovas, die von den malayischen Inseln eingewandert waren, langsam einige der Urstämme unterjochten. Daher entstand der jetzige Konflikt. „Die Hovas beanspruchen den Besitz der ganzen Insel, die sie doch noch lange nicht vollständig erobert haben, nach dem Rechte der Eroberung und wollen die Franzosen der Distrikte berauben, welche ihnen freiwillig abgetreten worden sind, und in welchen die Autonomie der Urbevölkerung unter dem Schutze einer europäischen Nation bewahrt werden kann. Diese Nation, der man niemals eine selbststüchtige Kolonialpolitik vorgeworfen hat, ist so augenscheinlich bereit, die Vorteile einer Kolonisierung Madagaskars mit andern Leuten zu teilen, daß der französische Vertrag von 1862 ausdrücklich bestimmt, alle Nationen sollen sich der aus diesem Traktat fließenden Privilegien erfreuen, sobald sie dieselben beanspruchen, und zwar ohne gezwungen zu sein, mit ihrem eignen Namen eine Übereinkunft zu unterzeichnen.“

Die Geschichtschreiber führen die Entdeckung Madagaskars auf Tristan d'Acunha oder auf Fernando Suarez zurück und verlegen sie in das Jahr 1506. Andre behaupten, daß schon 1500 ein französischer Seefahrer, namens Paulmier de Gonneville, auf der Insel gelandet sei. Unbestritten ist jedenfalls, daß 1612 der Franzose Pronis zu Tholagar eine Niederlassung gründete, welche Flacourt besetzte und Fort Dauphin nannte. Dies geschah 1648, und die Franzosen bemühten sich, die Sprache der Malagassen zu lernen und sich das Vertrauen derselben zu gewinnen. Unglücklicherweise aber entsprach das Verhalten ihrer Beamten nicht den Bemühungen Richelieus und Colberts für das Aufblühen der französischen Niederlassungen, die überdies sehr bald von den kurz vorher ins Land gekommenen Hovas angegriffen wurden. Dank einer steten Zuwanderung von den Sunda-Landengen her und geschickt eingefädelten Bündnissen auf

dem Festlande, nahmen die letztern fortwährend an Zahl und Macht zu. Sie waren bereits der Schrecken der kriegerischsten von den Urstämmen und der französischen Kolonisten, die ihnen indeß 1721 an der Antongilbucht eine Niederlage beibrachten. Man hielt die Macht der Hovas hierdurch für gebrochen. Die stärksten Stämme der Urbevölkerung, die Ankantars, Vetsimitsaraks, Bethalemenes und Sakalawas waren den Franzosen für diesen Sieg dankbar und wurden von da ab befreundeter mit ihnen als vorher. Aber den Hovas strömten bald neue Kriegsgenossen aus der malayischen Urheimat zu, sie ließen sich bei Foulepointe nieder, nahmen das Fort mit Sturm und mekelten die Franzosen samt den dortigen Eingebornen nieder. Dies begab sich im Jahre 1754, und von da an datirt der wirkliche Beginn des Emporkommens der Hovas zur Macht und Herrschaft auf Madagaskar. Sie drangen nach dem Innern der Insel vor, vertilgten hier die Urbevölkerung oder machten sie zu Sklaven und gewannen auf dem Hochplateau von Emirina eine Zentralstellung, von der aus sie durch unaufhörliche Kriegszüge allmählich einen Teil der benachbarten Stämme unterwarfen. Mittlerweile begnügte sich die Versailler Regierung unter Ludwig dem Fünfzehnten und dem Sechzehnten damit, daß die französische Flagge noch über ein paar Niederlassungen wehte. Erst die Republik fand Zeit und Lust, in der Person eines Herrn Descahier einen Kommissär nach Madagaskar zu schicken. 1796 empörte sich der Baron Bienowski, indem er seine Pflicht als Beamter verletzte, gegen die französische Regierung und versuchte sich als König von Madagaskar ausrufen zu lassen, kam aber dabei ums Leben. 1810 wurde die Insel Mauritius den Franzosen von den Engländern abgenommen, und zu derselben Zeit legte Andrian Ampoufene den Grund zu dem Reiche der Hovas, da die Franzosen dagegen nicht mehr Einspruch thun konnten. Das von den Hovas gegenwärtig beherrschte Gebiet hat ungefähr dieselbe Ausdehnung wie Ampoufenes Königreich. Die Vetsimitsaraks, die Ankantars, die Bethalemenes und namentlich die Sakalawas weigern sich noch heute energisch, die Herrschaft der Hovas anzuerkennen und sind noch nicht unterworfen.

„Bald nachdem die Engländer Mauritius in Besitz genommen, begannen sie in Madagaskar ihre Intriguen. Die London Contemporary Review gesteht zu, daß die Hovas »durch ihre Freundschaft mit England in den Stand gesetzt wurden, gewisse Stämme der Eingebornen zu unterwerfen.« Sir Robert Farquhart, der englische Gouverneur von Mauritius, versuchte inzwischen 1816 den Franzosen das Recht zur Gründung von Niederlassungen auf Madagaskar abzuspreehen, wurde dabei aber von seiner eignen Regierung verleugnet, welche erklärte, die Ansprüche Frankreichs seien durch den Wiener Vertrag anerkannt worden und es müsse hier in den Besitzstand wieder eingesetzt werden, den es im Januar 1792 gehabt. Die vereitelten Intriguen Farquharts wurden von James Hastie weiter gesponnen, einem englischen Unteroffizier, den jener mit geheimen Befehlen nach Madagaskar sendete. Auf dessen Antrieb proklamirte sich

Radama I. nach einigen Siegen über benachbarte Stämme zum König der ganzen Insel, und nachdem er 1828 bei einem Aufstande des malagassischen Adels ermordet worden, ergriff seine Witwe Ranovalo I. die Zügel der Regierung. Während sie die liberalen Ideen der französischen Revolution, denen ihr Gemahl gefolgt war, verleugnete und einer Reaktion gegen die Gesittung und das Christentum Vorschub leistete, behielt sie den Anspruch, Herrscherin über ganz Madagaskar zu sein, unverändert bei. Während ihrer langen Regierung wurden die Rechte Frankreichs, die niemals aufgegeben, sondern wiederholt, zunächst durch die Expedition des Admirals Madau, 1818, und später durch eine andre, welche die Ortschaften Tamatave, Tintingue und Foulepointe besetzte, geltend gemacht worden waren, von Großbritannien, wenigstens mittelbar, abermals anerkannt. Als 1840 einige Häuptlinge der Hovas sich gegen die Königin auflehnten und die Franzosen um Beistand angegangen hatten, nahmen die Häuptlinge der Sakalawas und Ankantars an dem Aufstande gegen die Eroberer teil. Sie traten in dieser Zeit durch einen 1841 unterzeichneten Vertrag den Küstenstrich im Norden, der bis zur Bucht von Diego Suarez geht, an Frankreich ab, und Lord Granville hat neulich zugegeben, daß Palmerston damals die Gültigkeit dieses Vertrages anerkannt hat. Ferner ersuchte die britische Regierung, weit entfernt, gegen diese Übereinkunft Einspruch zu thun, das Pariser Cabinet, sich an der Expedition beteiligen zu dürfen, die 1845 zur Bestrafung der Mordthaten abging, welche die Hovas an französischen und englischen Kolonisten verübt hatten. Die Regierung Ludwig Philipps ging bereitwillig darauf ein, und die Flaggen des Conway und der Zélée wehten freundschaftlich neben einander, während ihre Kanonen die Schanzen der Hovas beschossen.“

1862 folgte Radama II. seiner Mutter auf dem Throne, und Madagaskar wurde von neuem dem Christentum und der Zivilisation geöffnet. Das Heidentum war in den mittleren Provinzen bald fast ganz verschwunden, und die Gesittung begann durch die von Missionären gegründeten Schulen Fortschritte zu machen. Eine Revolution der Adelspartei unter dem Häuptling Ramboalam wurde unterdrückt, aber bald folgte eine zweite, welcher der König im Mai 1863 zum Opfer fiel. Auch seine Witwe und Nachfolgerin Rasoharina hatte mit einem Aufstande zu kämpfen, der sich gegen die unter ihr einflußreich gewordenen Franzosen richtete, und der wohl nicht ohne Mitwirkung Englands ausgebrochen war. Als sie 1868 starb, folgte ihr die jetzige Königin Ranovalo II., die sich im Februar 1869 taufen ließ. Dieselbe hielt sich anfangs zur katholischen Kirche, die in Madagaskar gegen 60,000 Befenner zählt, ist aber seitdem zum Protestantismus übergetreten und gerirt sich als Haupt einer Staatskirche nach dem Muster der englischen.

„Die gegenwärtige Madagaskarfrage, sagt unser Amerikaner, mit der wir dadurch in Verbindung gekommen sind, daß unser Konsul einen Handelsvertrag

unterzeichnet hat, und daß neuerdings zwei amerikanische Bürger auf der Insel ermordet wurden, ist von den Engländern angerührt und zur Krisis gebracht worden. Das *Contemporary Review*, das Hauptmundstück der Hovas und der Briten, sagt selbst: »Wir, die Engländer, sind in hohem Grade zur Unterstützung der Hovasregierung verpflichtet, und zwar durch die Worte, die unser Spezialgesandter letztes Jahr zur Königin Ranovalo gesprochen hat. Vizeadmiral Gore-Jones wiederholte damals die Versicherung in Betreff des oben erwähnten Abkommens [hinsichtlich der Unabhängigkeit der Insel] und ermutigte die Hovasregierung, ihr Ansehen auf der Westküste zu befestigen, und in der That, seine Sprache regte sie an zu dem Verfahren, welches die Franzosen zum Vorwand ihrer jetzigen Einmischung genommen haben.« Die Insel war seit der Thronbesteigung der jetzigen Königin ruhig. Um fremde Ansiedler für die Nichtausführung des Vertrages, der 1862 unter Radama II. mit den französischen Agenten Lambert und Laborde abgeschlossen worden, zu entschädigen, unterzeichnete sie [nach dem Obigen nicht sie, sondern ihre Vorgängerin Rasoharina] zwei andre Verträge, welche die *Times* am 27. Dezember 1882 erwähnte. Es heißt da: »Der Vertrag zwischen England und Madagaskar, datirt Antananarivo, den 29. Juni 1865 und ratifizirt ebendasselbst, den 5. Juli 1866, enthält den folgenden Artikel: Artikel 5. Britische Unterthanen sollen die Erlaubnis haben, auf jede gesetzliche Weise in allen Teilen des Gebiets Ihrer Majestät der Königin von Madagaskar Land, Häuser, Magazine und andre Arten von Grundbesitz zu kaufen oder zu mieten. Miet-, Kauf- und Verkaufsverträge in Bezug auf Häuser und Ländereien und die Dingung von Arbeitern können durch Dokumente vollzogen werden, welche vor dem britischen Konsul und den Obrigkeiten unterzeichnet werden.« An den Vertrag, der am 8. August 1868 zu Antananarivo zwischen Frankreich und Madagaskar abgeschlossen wurde, ist folgende Klausel angehängt: »Die Franzosen in Madagaskar werden vollständigen Schutz ihrer Personen und ihres Eigentums genießen. Sie werden sich wie die Angehörigen der meistbegünstigten Nation, indem sie sich den Gesetzen und Anordnungen des Landes fügen, überall niederlassen können, wo sie es passend finden, sie werden Pachtungen übernehmen, jede Art unbewegliches Eigentum erwerben und alle kommerziellen und industriellen Gewerbe betreiben können, die nicht durch innere Gesetzgebung untersagt sind. Die Miet-, Kauf- und Verkaufsverträge, sowie die, welche die Dingung von Arbeitern betreffen, werden durch Unterzeichnung von dem Konsul Frankreichs und den lokalen Behörden vollzogen.«

„Trotz dieser Verträge haben die Hovas, so fährt die *Times* in jenem Artikel fort, die Niederlassung von Fremden entmutigt, und so lange man ihnen gestattet, den Pacht von Ländereien auf kurze Zeit zu beschränken, wird diese schöne und reiche Insel so unproduktiv bleiben, wie sie unter ihrer Herrschaft immer gewesen ist, und die armen, unglücklichen Stämme, welche die ganze Ost-

küste bewohnen, und die sie unterjocht haben, werden sich umsonst nach der Einführung einer Industrie sehnen, welche ihrer elenden Lage abhelfen könnte.“

„Da jener Vertrag die alten Rechte der Franzosen auf unbeschränkten Besitz anderer Teile der Insel nicht in Abrede stellte und Frankreich gewisse Rechte auf Grundbesitz einräumte, so waren die britischen Missionäre und Kaufmannsagenten damit nicht zufrieden, sagt unsere Quelle, der amerikanische Fürsprecher Frankreichs. Sie wünschten sich in Madagaskar für das schwindende Gedeihen von Mauritius zu entschädigen und manövierten so, daß ihnen 1881 die Sendung des Admirals Gore-Jones gelang, welche die Beziehungen der Hovasregierung zu Frankreich störte, dessen Ansprüche bis dahin in friedlichem Geiste erörtert worden waren. Die Engländer erwarteten eben, daß die Hovas, gestützt auf ihren geheimen, aber sehr wirksamen Beistand, die Franzosen aus dem Lande verjagen würde, das ein insulares Indien für England werden soll. Die Amerikaner aber wissen nur zu gut, was das für sie bedeuten würde, nämlich das Monopol des malagassischen Handels für die Briten und das Verbot der Schifffahrt an den malagassischen Küsten unter einer andern Flagge als der englischen. Daher hörten sie mit tiefer Befriedigung, daß der Konsul der Vereinigten Staaten in Tamatave darauf bedacht gewesen ist, die Interessen seines Vaterlandes durch den Abschluß eines Handelsvertrags mit der Hovasregierung wahrzunehmen. Dieses kluge Verhalten Herrn Robinsons ist die beste Antwort auf das Ansuchen derer, die ihm die Pflicht auferlegen wollten, als Zünglein in der Wage der Macht zwischen den Franzosen und den Engländern zu funktionieren, und die sich freuten, daß er in der Angelegenheit des Stillman B. Allen etwas derb zugegriffen hatte. Dieses amerikanische Schiff hatte eine Ladung Waffen für die Hovasregierung an Bord. Der britische Agent behauptete fälschlich, der Befehlshaber des französischen Kriegsschiffs zu Tamatave werde sich der Landung dieser Waffen widersetzen, Robinson glaubte ihm und ließ den Franzosen wissen, die Auschiffung der Gewehre werde jedenfalls stattfinden, was denn auch geschah. . . . Seitdem aber hat ihn die Erfahrung überzeugt, daß dem Gerede britischer Agenten und Hovasbeamten nicht zu viel Bedeutung beigelegt werden darf, und wahrscheinlich hat er dies denselben nicht verschwiegen; denn die englischen Blätter machen häufig spöttische Bemerkungen, nach denen Robinson im Gefolge der [jetzt in den Vereinigten Staaten befindlichen] malagassischen Gesandten eine unwürdige Rolle, etwa wie ein Varenführer, spiele.“

„Der Knotenpunkt der Madagaskarfrage liegt in der Thatsache, daß die Engländer den Wunsch hegen, die Königin Ranovalo möge de facto Beherrscherin ganz Madagaskars werden, wie sie es de jure bereits ist. So drückt sich ihre Presse aus. Dies ist aber eine ihnen unbewacht entchlüpfte Anerkennung, daß die Hovas gegenwärtig noch nicht die ganze Insel beherrschen, und wenn sie die Vereinigten Staaten eine noch nicht existierende Souveränität anerkennen zu

sehen wünschen, so suchen sie nur ihr eigenes Interesse zu fördern, denn sie sind die einzige wirkliche Macht, die hinter dem Throne zu Antananarivo steht und die von ihm Vorteile hat.“

In den Schlußworten des Plaidoyers unsres Amerikaners für Frankreich ist Wahrheit mit Parteilichkeit gemischt. Es sprechen hier neben berechtigter Sorge für das Interesse der Landsleute der Haß der Yankee gegen England, die Eifersucht des Missionärs auf Erfolge eines fremden Bekenntnisses, der Abolitionist, der seine Meinung rücksichtslos überall verwirklicht zu sehen strebt, und der Teatotaler, der dasselbe im Auge hat. Er will die Freiheit verteidigen, indem er Zwang gegen eine fremde Regierung empfiehlt. Die Thatfachen, die er anführt, werden meist auf Wahrheit beruhen, die Rechte Frankreichs begründet sein, der englische Egoismus ist weltbekannt, aber die Schlüsse, die er aus alledem zieht, gehen offenbar in einigen Punkten zu weit. Es ist Recht auf beiden Seiten, aber auch Unrecht, und zuletzt läuft die Frage doch nur darauf hinaus, wer von den beiden westlichen Mächten Madagaskar am bequemsten und ergiebigsten für seine Interessen ausbeuten soll. Das wolle man vor Augen haben, wenn unsre Broschüre fortfährt:

„Die amerikanische Regierung wird sich nicht zu Gunsten der Hovas, die reine Drahtpuppen in den Händen der Engländer sind, in einen Streit mit Frankreich verwickeln lassen und die Franzosen ihrer alten und oft anerkannten Rechte in Madagaskar berauben helfen. Die Sache des Fortschritts und der Zivilisation könnte durch ein solches undankbares [Vaschette, aber nicht auch Mexiko?] und unkluges Verhalten gegen alte Verbündete, die uns auf der afrikanischen Insel dieselben Rechte wie ihren eignen Ansiedlern bieten, nicht gefördert werden. Zu derselben Zeit, wo wir die Übel beklagen, welche die britischen Landherrscher und die Staatskirche über Irland gebracht haben, können wir zur Ausdehnung derselben Übel über Madagaskar nicht einmal moralisch unsre Beihilfe leihen. Die amerikanischen Missionäre können auf diesem afrikanischen Felde nicht frei wirken; denn es ist von den Mopsandrina, den Bischöfen, die bloße Staatsbeamte sind, ausschließlich in Beschlag genommen. Der Premierminister ist das Oberhaupt der Kirche. Er hat sich nicht bloß von den protestantischen Missionären unabhängig gemacht [woran er zweifelsohne sehr recht gethan hat], sondern sie zu bloßen Dienern und Werkzeugen der Staatskirche degradirte, und ihre Unterwürfigkeit gegen ihn ist Bedingung nicht nur ihres Erfolges, sondern ihres Verbleibens auf der Insel. »Durch dieses willkürliche Verfahren, so schreibt der Missionär Louis Street, hat der Premierminister gegen die Rechte der Londoner Missionsgesellschaft verstoßen und die geistlichen Angelegenheiten ganz in seine Hände genommen. Die Staatskirche in Madagaskar ist in Wirklichkeit weniger duldsam als in der Türkei. . . . Man verlangt, daß wir nicht das Evangelium nach dem Neuen Testament, sondern das Evangelium nach den Begriffen des ersten Ministers predigen.«

[Wahrscheinlich Übertreibung geistlichen Hochmuts und starrköpfigen Sektengeistes. Jede Sekte hat bekanntlich das rechte Verständnis der Bibel gepachtet, und die englischen und amerikanischen sind darin die schlimmsten.] Die Sache der menschlichen Freiheit, der Mäßigkeit und Sittlichkeit könnte durch Aufrichtung der Herrschaft der Hovas über alle übrigen Stämme der Insel nichts gewinnen. Es ist bekannt, daß der Hauptreichtum der Hovas [nicht auch der andern Stämme?] in der Zahl ihrer Sklaven besteht, und ihre Hauptbeschwerde gegen den französischen Konsul war auf das Gerücht basirt, daß die Franzosen nicht bloß den Besitz der Hälfte des ganzen Landes, sondern auch die sofortige Aufhebung der Sklaverei beanspruchten. Die Hovas wünschen bei ihrem Sklavereisystem zu verbleiben und ebenso bei ihrem Rumgenusse. Als Antwort auf die Behauptung ihrer englischen Freunde, daß die tugendhafte Regierung der Königin Ranovalo Mandschoka zur Einfuhr von Rum ein verdrießliches Gesicht geschnitten und der Sache der Moralität einen großen Teil ihrer Einkünfte geopfert habe, sei nur die Erklärung Seiner Excellenz, des Herrn Ravoninahitiniarivo, eines der jetzt in Amerika befindlichen Gesandten, gegenüber einer Londoner Deputation angeführt. Er sagte: »Wir bedauern, Ihnen die Mitteilung machen zu müssen, daß die Einfuhr von Rum im Steigen begriffen ist. Letztes Jahr wurden über 9500 Faß davon importirt und zu 6 Schilling die Pinte verkauft. Aber unsre Regierung sieht das nicht gern, wir wünschen den Verkauf zu verhindern, aber die Fremden sind es [man denkt hierbei unwillkürlich an den englischen Opiumverkauf in China], welche den Handel betreiben, und Verträge, die man Freundschaftsverträge nennt, unterstützen sie bei ihrem Verfahren.« Das sind edle Gedanken, und wir hoffen, daß sie in dem Vertrage ausgedrückt sein werden, welchen der Präsident Arthur im Begriff steht, zu unterzeichnen, woran wir die weitere Hoffnung knüpfen, derselbe werde die amerikanischen Interessen in Madagaskar hinreichend wahrnehmen, ohne die Vereinigten Staaten in irgendwelche Streitigkeiten mit Frankreich oder einem andern Staate zu verwickeln, der sich auf der Insel bereits anerkannter Rechte erfreut.“

Dieser Vertrag enthält in seinem zweiten Artikel die bedeutamen Worte: „Unter dem Gebiet Ihrer Majestät der Königin ist die ganze Ausdehnung von Madagaskar zu verstehen.“ Der Verfasser unsrer Schrift ereifert sich natürlich darüber als über „eine Behauptung, die gegen die Lehren der Geschichte verstöße und die amerikanische Republik zur Unterstützerin der Hovasregierung in ihren gewaltthätigen Unternehmungen gegen die noch nicht unterworfenen und freien Stämme und gegen die Ansprüche Frankreichs auf gewisse Teile der Insel mache,“ wobei ihm nicht einfällt, daß Frankreich ebenfalls gewaltthätig vorzugehen im Begriff ist und zwar gegen die Freiheit derjenigen Hälfte der Bevölkerung Madagaskars, die sich auf alle Fälle größerer Gesittung erfreut als die Sakalawas und Genossen. Im übrigen ist er mit den Bestimmungen des Traktats ziemlich zufrieden und meint nur, in einigen Punkten könnte er für Amerika vorteilhafter

sein. „Wie kommt es z. B., sagt er, daß man uns einerseits erlaubt, Kohlen für unsre Dampfer zu landen und aufzuspeichern, und andererseits uns verbietet, die Kohlenlager Madagaskars auszubeuten oder die dortige Kohle zu exportiren? Dasselbe Verbot trifft uns in Bezug auf Bauholz, welches der Hauptstapelartikel der Insel ist, und dessen Ausfuhr uns durch den Vertrag ausdrücklich untersagt ist. Zahlreichen englischen Ansiedlern in Madagaskar ist es gestattet, nach Steinkohlen und andern mineralischen Schätzen des Landes zu graben und Kohlen und Bauholz auszuführen unter dem Vorgeben, daß diese Artikel für die benachbarte Insel Mauritius bestimmt seien, die mit Madagaskar Küstenhandel treibe, welcher von den Verträgen nicht berührt werde. Diese und andere Mängel des Vertrages werden sich später unzweifelhaft leicht beseitigen lassen.“

Wir erschen hieraus, daß Amerika nicht unwichtige Interessen in Madagaskar hat, und daß die Regierung der Vereinigten Staaten die vom Verfasser bestrittene Herrschaft der Hovas über ganz Madagaskar ebenso wie England anerkennt. Handeln wird sie deshalb gegen die Franzosen nicht, sicherlich wenigstens nicht offiziell, ob aber nicht im Stillen? Durch Begünstigung von Waffen- sendungen u. dergl.? Die Amerikaner sind ja doch mit den Engländern verwandt und ebensogut Kaufleute wie diese.



Ein Apostel der Geniezeit.



uf das Zeitalter Voltaires und der Encyclopädisten folgt in der Geistesgeschichte des achtzehnten Jahrhunderts dasjenige Rousseaus. Seit dem Erscheinen des Emile und der Nouvelle Heloise wird sein Evangelium des Zurückgehens auf die Natur, seine Verherrlichung des von der Kultur noch unberührten Urzustandes, seine Bewunderung der ursprünglichen Menschenkraft die Losung, zu welcher sich die ersten Geister der Zeit bekennen. Mächtiger aber noch als in Frankreich zünden in Deutschland die Lehren des Genfer Philosophen. Hier führen sie eine neue Periode herauf, die der ungebundenen Genies, die Zeit des Sturmes und Dranges. Goethe, Herder, Hamann, Claudius, Klinger, Lenz, Lavater, der Maler Müller, Heinrich Leopold Wagner, sie alle huldigten anfänglich diesem Rousseauschen Naturkultus, der ihre ganze Persönlichkeit fast übermächtig ergriff und all ihr Thun und Treiben bestimmte.

Freilich erlagen die einen unter ihnen, wie Lenz, dem Rausch und Taumel, in den sie geraten waren, oder verloren sich, wie Lavater, in maßloser Schwärmerei; andre aber, wie Goethe und Schiller, läuterten sich daraus zu dem Höchsten, was deutsche Kultur bis jetzt geleistet hat. Und in diesem Lichte ge-

sehen stellt die Zeit der tollen Genies durchaus nicht, wie so oft behauptet worden ist, einen Rückgang gegenüber der Aufklärungsperiode dar, sondern erscheint als ein notwendiger Durchgangspunkt zu der klassischen Vollendung unsrer großen Dichter und Denker am Ende des Jahrhunderts.

Seitdem durch Hettner diese Einsicht gewonnen worden ist, hat sich auch die literarhistorische Forschung mit großem Eifer gerade der Zeit des Sturmes und Dranges zugewandt. Fast alle in die Bewegung eingreifenden Männer haben ihren Biographen gefunden. Klinger ist von Rieger in einer trefflichen größern Arbeit behandelt worden. Lenz und Klinger gemeinschaftlich hat uns Erich Schmidt vorgeführt, der auch den Einfluß Richardsons und Rousseaus auf Goethes Werther verfolgt und Heinrich Leopold Wagner, den Dichter der „Kindesmörderin,“ zum Gegenstande einer bereits in zwei Bearbeitungen erschienenen Monographie gemacht hat. Endlich hat uns Seuffert eine ausführliche Schilderung des Malers Müller gegeben, die in gleicher Weise dem Maler wie dem Dichter gerecht wird.*)

Will man aber so recht einen Einblick in das Getriebe und die Wirrsale jener Tage erhalten, sucht man nach einem möglichst vollkommenen Typus der Geniezeit, so tritt ein anderer Mann hervor, der, ohne irgend einem der genannten vergleichbar zu sein, doch durch seine Persönlichkeit und die ganze Art seines Auftretens als der eigentliche Apostel dieser Epoche erscheint und in ganz besonderm Grade bei seinem wechselvollen Leben und dem Wandel seiner Überzeugungen die Widersprüche und Gegensätze des achtzehnten Jahrhunderts in

*) Wir benutzen diese Gelegenheit, um — als eine nicht unwichtige Ergänzung zu der im Texte verzeichneten Literatur über die Stürmer und Dränger — noch den soeben erschienenen zehnten Band der „Deutschen Nationalliteratur“ zu erwähnen: J. M. R. Lenz und H. L. Wagner. Herausgegeben von Dr. A. Sauer (Berlin und Stuttgart, W. Spemann.) Wir haben bisher keine direkte Veranlassung gehabt, des umfänglich angelegten Sammelwerks der Spemannschen Verlagshandlung zu gedenken, da die bisher erschienenen neun Bände desselben (1. und 6. Simplicissimus. 2. Faust. 3. Räuber und Fiesco. 4. Jobiade. 5. Lessings Gedichte und Jugenddramen. 7. Oberon. 8. Maler Müllers und Schubarts Dichtungen. 9. Simplicianische Schriften) nichts enthielten, was nicht auch bereits in andern, ähnlichen Sammlungen, wie der von J. J. Weber und den bekannten Brockhaus'schen Serien, in ähnlicher Weise mit Einleitungen und Anmerkungen versehen, vorhanden gewesen wäre. Der vorliegende Band beansprucht jedoch ein besonderes Interesse. Er enthält eine Auswahl der wichtigsten Schriften von Lenz und Wagner, von ersterem die beiden Komödien „Der Hofmeister oder Vortheile der Privaterziehung“ und „Die Soldaten,“ die Satire *Pandaemonium Germanicum*, das Romansfragment „Der Waldbruder“ und eine Anzahl Gedichte, von Wagner das Trauerspiel „Die Kindermörderin“ und die Satire „Prometheus, Deukalion und seine Rezensenten.“ Alle diese Schriften sind, mit Ausnahme des „Waldbruders,“ der kürzlich auch in der Penningerschen Sammlung von Neudrucken wieder erschienen ist, bisher nicht leicht zugänglich gewesen; ihr Wiederabdruck ist daher sehr dankenswert. Bis wir einmal eine vollständige Gesamtausgabe der Stürmer und Dränger haben werden, die uns über kurz oder lang ja doch werden muß, müssen wir den vorliegenden Band als eine willkommene Abschlagszahlung darauf betrachten. Auf die Fortsetzung der Spemann'schen „Nationalliteratur“ gedenken wir gelegentlich zurückzukommen. D. Red.

sich verkörpert. Dieser Mann ist Christof Kaufmann, dessen Lebensgang und Charakterbild wir im folgenden zu zeichnen versuchen wollen. Wir halten uns dabei an das von Heinrich Dünker entworfene Lebensbild des Mannes,*) welches vor kurzem als eine wesentlich erweiterte Neubearbeitung einer in Raumers „Historischem Taschenbuch“ vom Jahre 1859 enthaltenen Abhandlung erschienen ist.

Auch diese neueste Arbeit des gelehrten Verfassers bezeugt dessen allbekannte Sorgfalt und Gründlichkeit im Zusammentragen von biographischem Material, das er in diesem Falle wohl vollständig heranzuziehen gewußt hat. Nicht so anerkennend ist das Urteil, das wir über die Verarbeitung und geistige Durchdringung desselben fällen müssen. Nach unserm Dafürhalten hat es dem Verfasser bei seiner Arbeit an dem psychologischen Verständnis für die Entwicklung seines Helden gefehlt, und dieser Mangel macht es erklärlich, daß er sein Bild verzerrter hingestellt hat, als es in Wirklichkeit ist. Kaufmann ist ihm von vornherein ein Betrüger und gewissenloser Abenteurer, und so verabsäumt er es ganz, zu untersuchen, wie er dazu geworden ist. Uns erscheint der Mann als ein Opfer unverständener Ideen, als einer, der sich selbst betrog und berauscht von dem Erfolge, den sein Auftreten überall hatte, mehr und mehr auf Abwege geführt wurde, die allerdings zuweilen mit denen eines Schwindlers eine verzweifelte Ähnlichkeit haben. Wir hoffen diese unsre abweichende Auffassung im folgenden begründen zu können und wollen hier nur noch darauf hinweisen, daß die Quellen, welche uns für Kaufmanns geniale Periode — und diese wird allein ein allgemeineres Interesse behalten — zu Gebote stehen, doch derartig sind, daß sie nur mit größter Vorsicht benutzt werden können. Dies gilt in erster Linie von den durch Schmohl aus Rochels Nachlaß gemachten Veröffentlichungen, welche von dessen ehemaligen Kollegen Simon und Schweighäuser, deren unten Erwähnung geschehen wird, als eine „bubenhafte Satire“ bezeichnet wurden, ein Urteil, das uns durch Schmohls wortreiche Entgegnung nicht genügend entkräftet zu sein scheint. Mancherlei andre Bedenken gegen die Glaubwürdigkeit verschiedener Angaben über Kaufmann, auf welche Dünker seine Darstellung aufgebaut hat, unterdrücken wir hier, um im Verlauf der Erzählung gelegentlich mit ihnen hervorzutreten. Nichts liegt uns ferner, als eine Rettung Kaufmanns zu versuchen, aber unmöglich ist es doch, die starken Bedenken, die uns bei wiederholtem Lesen von Dünkers Buch und bei eigener Beschäftigung mit dem Gegenstande gekommen sind, hier unberücksichtigt zu lassen.

Christof Kaufmann, der Sohn nicht unbemittelter Eltern, war am 14. August 1753 zu Winterthur in der Schweiz geboren. Über die Einflüsse, welche er in seiner Jugend erfuhr, wissen wir wenig sicheres. Die Mutter war nach dem,

*) Christof Kaufmann, der Apostel der Geniezeit und der Herrnhutische Arzt. Von Heinrich Dünker. Leipzig, Wartigs Verlag, 1882.

was Kaufmanns Gattin im „Lebenslauf“ ihres Mannes erzählt, eine fromme Christin und scheint dem Sohne ihre Gesinnung schon in jungen Jahren nahe gelegt zu haben. Dünker teilt den betreffenden Passus aus dem „Lebenslauf“ mit und meint dann, man höre hier Kaufmann heraus, „der natürlich seine christliche Erziehung und den Einfluß derselben auf die Richtung seiner Seele hervorzuheben liebte.“ Wer aber Gelegenheit gehabt hat, „Lebensläufe,“ wie sie noch heute fast bei jedem Begräbnis in der Brüdergemeinde vorgelesen werden, mit anzuhören, der erkennt in jener Schilderung christlicher Jugendeindrücke vielmehr eine spezifisch herrnhutische Eigentümlichkeit und erinnert sich, daß er ähnliche Wendungen und Ausdrücke bei gleicher Gelegenheit in gleicher Weise vernommen, wo ein Hinweis auf derartige erste religiöse Erfassungen fast niemals zu fehlen pflegt.

Kaufmann erzählt selbst, daß er bei Sulzer mathematischen Unterricht genossen habe, eine Angabe, die durch den Umstand, daß Sulzer bei einem spätern Besuche, welchen ihm Kaufmann in Berlin abstattete, in seinem Bericht darüber nicht ausdrücklich eine frühere Bekanntschaft hervorhebt, wohl kaum umgestoßen wird. Ebenso wenig haben wir ein Recht, die weitere Angabe Kaufmanns, daß ihm Gessners Führung in der Physik ein neues Interesse an der Natur erweckt habe, zu bezweifeln. Wo diese Einwirkung auf den Knaben erfolgte, ob in Zürich oder in Winterthur, ist nicht zu entscheiden und im Grunde auch gleichgiltig. Der Beruf, dem sich der junge Mann zuwandte, war der eines Apothekers, der seiner Neigung zur Arzneikunde jedenfalls entsprach. So viel wissen wir wenigstens nach der Mitteilung seiner Gattin; Dünker freilich weiß vermöge eigner Divination noch mehr: „Das Apothekersfach, bemerkt er (S. 4), wählte er, weil er dabei aller eigentlichen Studien überhoben zu sein glaubte (!) und ihm die mechanische Thätigkeit anziehend war, die denn auch nur zu häufig in die ärztliche übergriff.“ Im Jahre 1774 finden wir Kaufmann als Apothekerburtschen in Straßburg im Dienste des Doktors und Apothekers Spielmann. Sein Beruf ließ ihm genug Zeit, um daneben auch naturwissenschaftliche Studien zu treiben, aber da er nur zu seinem Vergnügen studirte und wie alle Originalgenies wenig von gründlicher Arbeit hielt, wird der Nutzen, den er daraus zog, eben nicht groß gewesen sein.

Der Grundzug, der Kaufmanns ganzes Leben beherrscht, tritt schon in Straßburg zum erstenmale hervor, er will wirken, Einfluß ausüben, bilden, reformiren, unbekümmert darum, wie es mit seiner eignen Bildung steht, nur vertrauend auf die eigne ursprüngliche Kraft. Er beginnt damit, daß er seine Dienste dem Pfarrer Oberlin zu Waldbach im Steinthal anbietet und dem Manne, der bemüht ist, dem „elsässischen Sibirien“ die Segnungen der Kultur zu bringen, seinen Rat und Beistand aufzudringen sucht. Dieser scheint ihn aber abgewiesen zu haben, und so trägt er sich mit dem Gedanken, einen „Lorenzorden von der hörnern Dose“ zu gründen, ein Gedanke, der recht eigentlich ein Produkt der

Empfindsamkeit und als solches keineswegs Kaufmanns Eigentum war. Kaufmann fand diese Gründung eines neuen „geheimen Ordens“ schicklich, „um eine Verbindung mit vielen bedeutenden Männern herbeizuführen“; Dünker weiß, daß er ihn „bald zu beherrschen gedachte.“

Viel wichtiger aber ward eine andre, gleichfalls in der Zeit liegende Idee, die er jetzt ergriff und die nächsten Jahre hindurch fast ausschließlich verfolgte. Es war die Zeit, da Basedow, erfüllt von den in Rousseaus Emile ausgesprochenen Mahnungen, sich mit einer völligen Umgestaltung der Erziehung trug. An die Stelle schulmeisterlicher Pedanterie wünschte er Freiheit und Liebe zur Bildung zu setzen; wo früher Zwang und Herkommen herrschte, da sollte jetzt Leben und Erfahrung den Unterricht gestalten. Kaufmann berichtet, er habe diesen Gedanken ergriffen, „ermüdet von der Eingeschränktheit der Kunst, sowie überworfes mit allem menschlichen Wissen und niedergedrückt von seiner eignen und anderer Menschen Schwäche.“ Aber so glaubhaft diese Erklärung erscheint, so wenig befriedigt sie wiederum Dünker. Er meint, alles dies „sei nur Spiegel- fechterei, mehr äußerlich sei dieser Gedanke an ihn herangetreten, als daß er aus der Tiefe seiner Seele aufgestiegen wäre“; aber er bleibt auch hier den Beweis für seine Behauptung schuldig. Zur Ausführung seines Planes schloß sich Kaufmann an drei junge Männer an, welche gewillt waren, ihr Leben der heiligen Sache zu widmen. Es waren dies Johann Friedrich Simon, Johann Schweighäuser und Johann Ehrmann, der letzte lange Jahre hindurch ohne alle Selbständigkeit der treueste und begeistertste „Amanuensis“ Kaufmanns. Bald schloß sich diesem Bunde, von Kaufmann dazu veranlaßt, auch der Predigtkandidat Mochel an. Kaufmann erklärte sich zu pekuniärer Unterstützung des Unternehmens bereit und ließ es an Versprechungen aller Art nicht fehlen, begnügte sich aber nach Mochels Angabe damit, hundert Louisdor unter die Genossen zu verteilen. Das Programm der Verbündeten ward in den „Philanthropischen Absichten redlicher Jünglinge,“ welche Iselin im Jahre 1775 herausgab, der Öffentlichkeit kund gethan. Was es enthielt, teilt Dünker leider nicht mit, wohl aber versucht er auf die Angabe Schmohls hin, der das Buch nur Simon, Schweighäuser und Ehrmann zuschreibt, Kaufmann seinen Anteil an der Autorität zu bestreiten gegen das ausdrückliche Zeugnis Iselins, der doch als Herausgeber am besten über das wahre Verhältnis unterrichtet sein mußte.

Zunächst hatte Kaufmann wenig Aussicht, daß das Unternehmen wirklich zur Ausführung gelangen würde. Er lehrte in seine Vaterstadt Winterthur zurück, von wo aus er sich nach Zürich, Basel und Emmendingen wandte, um sich mit Lavater, Iselin, Sarasin und Johann Georg Schlosser bekannt zu machen. Da ist es nun von höchstem Interesse zu beobachten, welchen verschiedenen Eindruck der junge Kaufmann auf diese Männer macht und welche Eindrücke er seinerseits wiederum von ihnen empfängt, wie er gleichsam zwischen ihnen hin-

und hergezerrt wird und nicht weiß, wem er glauben, auf wen er hören soll. Während der verständige, ruhig und klar denkende Iselin ihm rät, alle seine intellektuellen und moralischen Fähigkeiten nach Kräften auszubilden, ihm sogar einen vollständigen Studiengang vorschreibt, die Werke, welche er durcharbeiten soll, anempfiehlt und ihn vor der Beschäftigung mit andern warnt, läßt Schlosser, selbst schwankend über das gegenseitige Wertverhältnis von Natur und Kultur, ihn erkennen, wie wenig mit einer bloßen Verstandeskultur gethan sei, welcher geringer Nutzen für das wahre Glück des Menschen aus der Verwirklichung von Basedows Projekten entspringen würde, wie überhaupt alle Erziehung niemals die ursprüngliche Natur ändern könne. Kaufmann war nicht in der Lage, diesen Fragen gegenüber irgend welche selbständige Stellung einzunehmen. Seiner Seele fehlte nach seinem eignen Geständnis alle Festigkeit. In ungewöhnlichem Maße zeigte er sich dem Eindruck des Augenblicks unterworfen. Über der Lektüre von Goethes „Werther“ und „Stella“ ward ihm ganz empfindsam zu Mute; er versetzte sich so in den Zustand der dargestellten Personen, daß er selbst in die Wertherstimmung geriet und von tief innerlichen Schmerzen ergriffen zu sein glaubte. So durfte ihm Mochel mit Recht in einem durchaus sachlich gehaltenen Schreiben, in dem er dem Freunde seine Schwächen und Thorheiten, namentlich aber das Schwankende seines Charakters vorhält, den Vorwurf machen: bei Goethe sei er Goethe, bei Iselin Iselin, bei Schlosser Schlosser, bei Lavater Lavater, ja bei Basedow werde er in kurzer Zeit auch Basedow sein. Aber schon fruchteten solche Mahnungen nichts mehr, Kaufmann zog, wie er sagt, „ewig Würken, Sandeln, Thun“ allem andern vor, und so erteilte er Mochel auf seine Zurechtweisungen nur die Antwort, er vermöge ihn nicht zu verstehen. Er wirkte also, ziemlich unbekümmert darum, worauf sich sein Wirken erstreckte. So wünschte er eine Predigtsammlung unter die Landgeistlichen der Schweiz zu verteilen, welche ihm seine Freunde liefern und worin die Bestimmung des Menschen, der Wert der Freundschaft, Wahrheit und Gerechtigkeit, der Einfluß des ökonomischen Wohles auf das moralische, Erziehung, Menschenliebe, teils mit, teils ohne Beweisstellen aus der Bibel, die Themata bilden sollten. Aber auch für die jungen Leute in der Stadt sorgte er, indem er sich mit der Errichtung eines Theaters in Winterthur trug.

Dieses wilde, verworrene Wesen wurde durch Lavater noch gesteigert. Ihm war Kaufmann das Ideal eines Kraftmenschen, den der Physiognomiker schon in seiner ungewöhnlichen äußern Erscheinung zu erkennen meinte. Das Ungelehrte, Unentlehnte, Unlernbare, Unentlehnbare, innig Eigentümliche, Unnachahmliche, Göttliche, das Inspirationsmäßige erkannte er ja als Kennzeichen des Genies; Momentaneität, Offenbarung, Erscheinung, Gegebenheit, Übernatur, Überkunst, Übergelehrsamkeit, Übertalent, Selbstleben forderte er von dem Genie, und alle diese Tollheiten in unsern Augen, gewaltige Vorzüge in den seinen, fand er bei Kaufmann oder ahnte sie in ihm, sodas seine Vergötterung des Mannes

nur noch von der eines Ehrmann übertroffen werden konnte. Biermal hat Lavater sein Ideal in den „Physiognomischen Fragmenten“ abgebildet, als Brustbild und in Silhouette; er verkündete ihn als einen Jüngling, der Mann sei, nannte ihn seinen lieben Freund, den Seher Gottes und der Wahrheit, und posierte Kaufmanns Wahlspruch: „Man kann, was man will, und man will, was man kann“ in alle Welt hinaus.

Inzwischen hatten seine Freunde Simon und Schweighäuser sich am Schlusse des Jahres 1775 nach Dessau zu Basedow begeben, dem sie Kaufmanns Begeisterung und Opferfreudigkeit derartig anpriesen, daß dieser bald alles daran setzte, den feurigen Jüngling für sein Unternehmen zu gewinnen. Aber die Freunde in der Schweiz, Lavater, Iselin und Schlosser, suchten Kaufmann zurückzuhalten. Er sollte, meinte Lavater, seine Kräfte seiner Vaterstadt widmen, wo er unentbehrlich sei. Iselin fand die Einladung zu enthusiastisch; das allein Richtige traf wohl Schlosser, wenn er Kaufmann schrieb: „Geh zu Basedow und arbeite, und lerne da, was das heißt, Kinder erziehen. Eh' du's aber thust, greif in deinen Busen, und frag' dich, was du sie lehren willst; weißt du dann was mehr als andre, und das mit Gewißheit, so geh' und lehre.“ Kaufmann ließ sich gern halten, besuchte aber doch die verwandte philanthropische Anstalt von Karl Ulysses von Salis zu Marschlins in Graubünden, ohne indeß dabei etwas auszurichten.

In diese Zeit fällt auch seine Verlobung mit Anna Elisabeth Ziegler, der Tochter des Obervogtes Adrian Ziegler auf Schloß Hegi bei Winterthur, einer höchst empfindsamen Seele, welche für Lavater schwärmte und „nach einem Wörtchen aus Goethes Herzen schmachtete.“

Endlich aber gab er doch dem Drängen Basedows und seiner Dessauer Freunde nach und brach im Mai 1776 nach Dessau auf, nachdem ihm das Reisegeld von dort aus zugesandt worden war. Nach einer Nachricht in Rochels „Urne“ scheint Kaufmanns Verhalten dabei nicht ganz reinlich gewesen zu sein, doch läßt sich etwas Bestimmtes kaum darüber sagen.

Diese Reise nun ist es, welche Kaufmann vor allem berühmt oder berüchtigt gemacht hat. Sein Leben bis zu diesem Wendepunkt zeigt ihn wohl als einen Wirrkopf, der in seinem überschäumenden Kraftgefühl sich schlecht in den Gang der realen Welt zu finden weiß, berechtigt aber noch keineswegs dazu, ihn als Schwindler zu brandmarken. Sehen wir nun zu, ob sich das auch von jetzt an noch behaupten läßt.

Eigentümlich ist ohne Frage das Schauspiel, das sich jetzt unserm Auge darbietet. Wie er so hinauszieht auf seinem geliebten Schimmel, begleitet von seinem treuherzigen, aber ziemlich einfältigen Schreiber Ehrmann, wird man unwillkürlich an den edeln Ritter Don Quijote und seinen Schildknappen Sancho Panza erinnert, während wiederum mancher Zug in seinem Gebahren eine gewisse Ähnlichkeit mit dem Treiben eines Cagliostro nicht verleugnen kann. Ist

er nun bloß ein Phantast, wie der edle Ritter, ein Opfer Lavaterscher Schwärmerie, oder ist er ein Betrüger, der mit klarem Bewußtsein zu eignem Vorteil andre über sich zu täuschen sucht? Das ist die wichtigste Frage, welche einem Biographen des merkwürdigen Mannes gestellt ist.

Schon das Kostüm, in dem Kaufmann auftrat, hatte etwas sehr Auffallendes und sollte das Originalgenie auf den ersten Blick kenntlich machen. Mit mähenartig flatterndem Haar und langem Bart, die Brust bis an den Nabel nackt, in grüner Friesjackete und gleichen Hosen oder einem roten Rocke, einen Freiheitshut auf dem Kopfe, einen tüchtigen Knotenstock in der Hand, so trat er selbst an den Höfen auf. Als Repräsentant der Menschheit, der Menschen aufspüren will, führte sich der Apostel Lavaters überall ein. Den ersten längern Aufenthalt nahm er am Hofe des durch seinen Eifer für Wissenschaft und Kunst rühmlichst bekannten Markgrafen Karl Friedrich von Baden in Karlsruhe. „Wer Schlossers Freund ist, sei auch Kaufmanns!“ So hatte ihn Schlosser empfohlen, und in Schlossers wenig günstigem Sinne sprach er sich über die philanthropischen Versuche Basedows aus. Mochel „hörte“ freilich auch, Kaufmann habe den Fürsten die Regierungskunst lehren wollen und habe als Vegetarianer das Fleischessen verpönt und die Erdäpfel als Volksbeglückungsmittel angepriesen. Wer vermag zu sagen, wie weit dieses Gerücht zutreffend ist oder nicht?

Weiter treffen wir Kaufmann in Mannheim, wo er sich im Sturm die Freundschaft des Malers Müller gewann. Von diesem erhielt er allem Anschein nach den Namen „Gottes Spürhund,“ welcher zunächst gewiß nicht in dem spöttischen Sinne gemeint war, in dem ihn Goethe später in seinem bekannten Epigramm angewandt hat. Müller sah in Kaufmann das Bild größter männlicher Stärke, er bewunderte sein Herz, „so offen, so teilnehmend an allem, was edel ist.“ „Mit der Liebe und Simplizität eines Apostels ein wahrer Menschenfischer,“ so ruft er, Kaufmann schildernd, in „Fausts Spaziergang“ aus. Begeisterung gab ihm auch den Gedanken ein, Kaufmann in seiner Darstellung von Fausts Leben zu verherrlichen. Er that es, indem er ihn als Gottes Spürhund auftreten ließ und ihn als Menschenfreund, der sich eines vaterlosen Buben annimmt, zeichnete. Anders freilich stellte er den Freund in späterer Zeit in seiner Dramatisirung von Fausts Leben dar, wo Kaufmann als ein abenteuerlicher Phantast erscheint, der sich mit seiner physiognomischen Kunst aller Augenblicke unsterblich blamirt.

Die nächste Station von Bedeutung auf Kaufmanns Reise war Gotha, wo er Mitte September 1776 die Bekanntschaft Klingers machte. Auch bei diesem Manne war der Eindruck Kaufmanns ein überwältigender. Klinger fand ihn „einzig“ und dankte dem Himmel, „daß noch solche große und starke Seelen existiren.“ Er las ihm sein neuestes Stück, den „Wirrwarr,“ vor und erhielt den Rat, dasselbe in „Sturm und Drang“ umzutauften, von welcher

Bezeichnung dann bekanntlich diese ganze Periode unsrer Literaturgeschichte ihren Namen erhalten hat.

Schon damals hatten sich übrigens Differenzen zwischen Klinger und Goethe ergeben. Den völligen Bruch, welcher bald darauf erfolgte, führte Klinger auf „Tretschereien“ Kaufmanns zurück, die den bereits klaffenden Riß erweitert hätten. Aber auch hierbei kommen wir nicht über ein „es scheint“ in Kaufmanns Schuld hinaus und müssen bekennen, daß der wirkliche Sachverhalt nicht klar vor Augen liegt, zumal da die beiden Briefstellen, in welchen Klinger auf diese Verhältnisse zu sprechen kommt, nicht völlig übereinstimmend sind.

Am 21. September langte Kaufmann in Weimar an. Fast bei allen Größen, welche damals in dieser Stadt vereinigt lebten, fand er liebevolles Entgegenkommen und erregte allgemeines Interesse. Wiederholt weilte er bei Goethe, welcher nach seinem Tagebuche einmal „eine herrliche Nacht mit ihm verbrachte,“ und mit Herder einen glücklichen Abend hindurch im Gespräch über Kaufmanns *παινοπυλα*, d. h. über seinen Wahlspruch: „Man kann, was man will“ verhandelte. Weniger war Wieland für den Apostel Lavaters eingenommen. Seiner Natur widerstrebte der Verkehr mit den Enthusiasten. Gleichwohl erklärte auch er ihn für einen „edeln, starken und guten Menschen,“ der es freilich noch nötig habe, sich in der Welt herumzuwälzen. „Wenn dieser Kaufmann, schreibt er einmal an Merck, noch zehn Jahre Erfahrung mehr haben, seinen Schädel noch recht oft und tüchtig angestossen haben und ein paar mal tüchtig auf seine Nase gefallen sein wird, mag wohl noch ein herrlicher Mann aus ihm werden.“ Freilich hielt auch Kaufmann, dem Wieland einst ein für den Druck im „Merkur“ bestimmtes, „viel Gutes“ enthaltendes Manuskript über Schwärmerei und Toleranz zurückgeschickt hatte, wenig von dem eleganten Weltmanne. Er nennt ihn „den schwachen,“ während er Goethe als „den großen, herrlichen, wirksamen“ feiert und Herder als „den edeln und starken“ preist. Bei Herder, welcher am 1. Oktober in Weimar eintraf, fand er auch rasch den größten und andauerndsten Beifall und war seinerseits wieder aufs höchste von ihm entzückt. Er habe Herder verschlungen, angetrunken, meldet er seinem Lavater.

Nachdem er so recht nach Herzenslust den Umgang dieser Geistesgrößen genossen, brach er endlich nach Dessau auf, wo man ihn sehulichst erwartete. Überaus wohlwollend war der Empfang, den ihm Fürst und Fürstin hier zu Teil werden ließen. Alles setzte er in Verwunderung. „Ich staunte ihn wie ein wildes Tier an, erzählt Keil, der Biograph des Fürsten, und hielt ihn für einen Lappländer, den man habe kommen lassen, die jungen Leute das Schlittschuhlaufen zu lehren.“ Was aber wollte Kaufmann in Dessau? Das Gerücht ging, er komme, um als Lehrer an dem Philanthropin thätig zu sein. Das lag ihm gänzlich fern; er ließ öffentlich im „Merkur“ erklären, er unternehme die Reise „zu anderer Absicht.“ Er kam vielmehr als Richter; als solchen empfing ihn wenigstens Basedow, indem er ihm zu verstehen gab, er sehe ihn

als den Mann an, der zu unparteiischer Untersuchung gekommen sei. Wie aber wäre Kaufmann in seinem wilden Ungestüm dazu fähig gewesen? Er wollte ja nur „wirken,“ unmittelbare Spuren seines Kommens hinterlassen, und so trat er denn bald mit einer neuen Konstitution für das Philanthropin auf, die sich freilich nur mit äußerlichen Dingen befaßte und Zwietracht unter die verbündeten Genossen brachte. So wenigstens erscheinen die Vorgänge nach Mochels Bericht, welcher hier unsere einzige Quelle ist und welcher Kaufmanns Gebahren als ein ganz hohles und nichtiges hinstellt.

Anderwärts urteilte allerdings Basedow selbst, welcher in eben diesen Tagen, seiner bis dahin fruchtlosen Bemühungen überdrüssig, sich von der Leitung der Anstalt zurückzog, um sie dem tüchtigen Campe zu überlassen. Im dritten Stück des „Philanthropinischen Archivs“ erkannte er ausdrücklich die wohlwollende Gesinnung Kaufmanns an, der, durch das bisherige Schicksal des Dessauischen Philanthropins zu neuen Überlegungen veranlaßt, seinen mit Freunden gefaßten Vorsatz vorschlebe, ein den menschlichen Bedürfnissen angemessenes Erziehungsinstitut zu stiften, um erst die Bervollkommnung des Dessauischen abzuwarten. Vorerst sei er durch einen „bestimmtern Beruf“ in Anspruch genommen, was wohl nur soviel sagen soll, daß Kaufmann noch fortfahren wollte, Lavaters Evangelium zu verbreiten. Der nüchterne Campe wollte dagegen von all dem genialen Treiben und Drängen nichts wissen; er hoffte alles Heil von den Berliner „Wasserphilosophen,“ wie Spalding, Mendelssohn, Nicolai, Engel von den Genies genannt wurden. So gingen die Ansichten über das, was Not that, in Dessau widerspruchsvoll durcheinander, und so wird uns begreiflich, daß je nach dem Standpunkte, den die verschiedenen Männer einnahmen, auch das Urteil über Kaufmann verschieden ausfallen mußte. Im allgemeinen aber war der Eindruck, den Kaufmann in Dessau hinterließ, kein günstiger. Keil giebt zu verstehen, sowohl bei Hofe wie in der Stadt habe sich „dieses Universalgenie,“ das er als „großsprecherisch, hinterlistig, gleichnerisch, den Weiblein gefährlich, dabei roh und unflätig“ bezeichnet, höchst lächerlich und verächtlich gemacht. Jedenfalls hat Kaufmanns Fahrt nach Dessau keinen Erfolg gehabt, und daselbe gilt auch von dem nun folgenden Teil seines Zuges, aus dem wir nur noch die wichtigsten Momente hervorheben.

Zu diesen gehört unstreitig der Eintritt Kaufmanns in den Freimaurerorden, der wohl zu Darmstadt erfolgte. Gleichzeitig tauchte in ihm der Gedanke auf, sich nach Rußland zu wenden, um dort ein großes Erziehungshaus zu gründen. Wie haltlos Kaufmann noch immer in seinen Überzeugungen war, wie ihm ernstere Verstandesoperationen noch ganz unmöglich waren, das zeigte sich am deutlichsten, als ihm in Berlin, wo er auf seiner russischen Reise Halt machte, von Sulzer auf den Zahn gefühlt wurde. Herder, dessen Ideale Kaufmann „voll Wärme und hingerissen von ungestümen Empfindungen, aber — ohne Vernunft,“ wie Sulzer ihn schildert, recht eigentlich entsprach, war auch

Kaufmanns Held. Als aber Sulzer seinen Meister Herder für einen „Marren oder für einen Erzschalk, der andre zum Besten halte,“ erklärte, ward Kaufmann stutzig und wußte auf die ihm entgegengehaltenen Schlußfolgerungen Sulzers nichts zu erwidern. Sulzer scheint denn auch Kaufmann durchaus richtig gewürdigt zu haben. Er erkennt in ihm „eine Art philosophischen Don Quijote“ und urteilt in einem Briefe an Zimmermann über ihn: „Kaufmann ist wirklich ein lebendes Beispiel von einem Menschen, wie Herder sie haben will: voll Feuer, Drang, innerer und äußerer Kraft, die, weil es ihnen an Richtung fehlet, welche die Vernunft allein geben kann, ganz verworren durcheinander rasen, ohne auf einen bestimmten Zweck zu zielen.“ Von ihm erfahren wir auch zum ersten mal klar und deutlich, welche Absicht Kaufmann bei seinem Zuge vorschwebte. Denn er ließ in Berlin deutlich merken, daß ihn die Meinung leitete, „Goethe, Herder, Lavater, Schlosser, er selbst und noch einige seien von der Vorsehung berufen, die Menschen wieder auf die bloße Natur zurückzuführen.“ Es ist das Rousseausche Ideal, das er zu verwirklichen strebte, als dessen Apostel er in die Welt zog. Kein Wunder, daß eine derartige Phantasterei allmählich auch auf seinen Charakter zurückwirkte, und er mehr und mehr bis dicht an den Abgrund des Schwindels geführt wurde, zumal da die ihm bereitete Aufnahme und der große Erfolg seines Auftretens den „guten, wohlgesinnten Jungen“ immer dünklicher machte.

Wir halten Sulzers Urteil über Kaufmann für das treffendste, was überhaupt von den Zeitgenossen über ihn gesagt worden ist. Ebenso weit entfernt von überschwänglichem Lob als von ungerechter Schmähung giebt es den Schlüssel für die ganze seltsame Erscheinung. Hier hätte nach unsrer Meinung Dünker einsetzen sollen, um den richtigen Maßstab für die Beurteilung seines Helden zu gewinnen, von diesem Gesichtspunkte aus hätte er ihn in seiner vorhergehenden, wie seiner nachfolgenden Entwicklung beleuchten sollen. Daß ihm diese Bedeutung der Sulzerschen Auslassungen nicht klar geworden, halten wir für den Hauptmangel seines Buches.

Weniger klar als Sulzer sah der Magus im Norden, Hamann in Königsberg, den Kaufmann auf der Durchreise wiederholt aufsuchte. Es war dem schwächlichen Manne recht unheimlich in der Nähe des „Kraftkolosses,“ dessen Denken ihm alpenähnlich vorkam, und dessen Umgang ihn wie ein Spaziergang auf den Alpen ermüdete. Wichtiger ist der Bericht, den der Philosoph Christian Jakob Kraus, damals noch Hauslehrer in Königsberg, in einem Briefe vom 29. Juli 1777 über Kaufmann erstattete. Er nennt ihn geradezu darin einen „Apostel des 18. Jahrhunderts, auf dem Lavaters und Hamanns Geist ruht, einen lebenswürdigen Schwärmer, der in Maske alle Länder durchstreicht, im Stillen Kranke heilt, Menschen schüttelt“ (so drückte sich Kaufmann selbst aus), und fügt als neues Moment hinzu, daß er auch für das ursprüngliche Christentum Propaganda mache. Alles könne er seinen Freunden vergeben, nur nicht, daß

sie Autoren seien: sein Charakter sei höchste idealische Ehrlichkeit, Einfachheit und Liebe. Diesen Brief, von großer Begeisterung eingegeben, möge der Leser selbst bei Dünker (S. 104, 105) nachlesen, damit er beurteilen könne, wie gewaltig Kaufmanns Persönlichkeit auf Kraus wirkte, und zugleich erkenne, wie viel oder wenig Verdachtsmomente gegen ihn daraus zu entnehmen sind. Er wird dann auch entscheiden können, ob Dünker Recht habe, wenn er behauptet: „In allem, was Kaufmann ihm [Kraus] sagte, war kaum ein wahres Wort, fast alles aufschneiderische Großsprecherei, die jetzt ins Kraut geschossen war, wo er den abenteuerlichen Zug nach Rußland sich vorgefetzt hatte.“ Für einen Unbefangenen scheint uns wenig in dem Briefe enthalten zu sein, was einen derartigen Vorwurf verdiente: die vorhandenen Abweichungen von dem wirklichen Sachverhalt lassen sich ungezwungen aus einem ungenauen Wiedererzählen und aus leichten Verwechslungen Krausens erklären.

Von Königsberg zog Kaufmann weiter nach Riga. Aber weder dort noch auf den Schwastowischen Besitzungen zu Salo-Weina vermochte er etwas auszurichten. Er trat daher den Rückweg nach Deutschland an, den er über Petersburg nahm, um von dort aus zu Schiff nach Lübeck weiter zu fahren, eine Reiseroute, die noch heute wegen ihrer Billigkeit und Bequemlichkeit beliebt ist, daher auch den Besuch von Petersburg auf die einfachste Weise erklärt und gewalttame Konjekturen, die Dünker auch hier nicht unterläßt, unnötig macht.

Von Lübeck aus besuchte Kaufmann Claudius in Wandsbeck, der ihm schon von früher her bekannt war und nun die Bekanntschaft mit Boß vermittelte. Über diesen Besuch sind wir näher unterrichtet durch einen Brief von Ernestine Boß. Sie schildert uns Kaufmanns äußere Persönlichkeit und den Eindruck, den er hervorrief, ganz so, wie wir schon von anderer Seite darüber belehrt worden sind. Auch daß er als Vegetarianer gelebt und sich als Arzt mit Erfolg bewährt habe, steht nicht als vereinzelte Angabe da. Neu aber ist der Umstand, daß Kaufmann behauptet habe, kein Kranker, welcher Zutrauen hätte, stürbe bei seiner Behandlung, und ferner, daß er, der doch seine Jugend durch sein Aussehen sofort verriet, schon mit einem frühern Menschenalter in Berührung gestanden habe und bestimmt sei, noch lange nach dem jetzigen Geschlecht fortzuwirken. Das sind in der That Momente, die auf den ersten Blick gravierend für Kaufmann erscheinen und für den Fall, daß die Wahrheit dieses Berichtes nachgewiesen werden könnte, die Frage nach Kaufmanns Charakter zur bestimmtesten Entscheidung führen würden. Aber gerade hier ist Vorsicht mehr als bei allen andern Angaben über Kaufmann geboten. Wie Dünker selbst hervorhebt, findet sich von dieser „rätselhaften, an St. Germain und Cagliostro erinnernden Umhüllung seiner Person anderwärts keine Spur,“ sie kann sonst auch in keiner Weise belegt werden. Dazu kommt, daß Ernestine Boß hier „aus später Erinnerung“ berichtet, daß also wenigstens die Möglichkeit einer Verwechslung, hervorgehend aus einer Ideenassociation des Erlebten und gerücht-

weise von anderer Seite Vernommenen, nicht ausgeschlossen ist. Aus diesen beiden Gründen, also aus dem Widerspruch zu dem sonst über Kaufmann Bekannten und aus der Unsicherheit einer späten Erinnerung, glauben wir schließen zu dürfen, daß diese Brieffstelle nicht als Hauptquelle für die Lösung der oben gestellten Frage zu verwenden sei, und daß ein sorgfältiger Forscher hier sich mit einem *Non liquet* zu bescheiden habe. Dünker verwertet dieselbe als eine durchaus begründete Angabe, indem er sie als „in den Hauptzügen (!) zuverlässig“ bezeichnet.

Seines Apostelamtes ziemlich müde, suchte und fand Kaufmann hilfreichen Beistand bei dem Grafen von Haugwitz, dessen Freundschaft er sich bereits vor seiner Reise nach Rußland erworben hatte. Er erhielt von demselben eine Jahrespension, welche ihm nunmehr in der Schweiz, wohin ihn die Seinen dringend zurückriefen, für die Gründung eines Hausstandes und den Betrieb der Landwirtschaft, der er sich zu widmen gedachte, von wesentlichem Nutzen war. So kehrte er denn, begleitet von Ehrmann, welcher inzwischen in Dessau am Philanthropin geblieben war, im Oktober 1777 wieder in die Heimat zurück.

Was war der Erfolg, den er auf seinem langen Zuge errungen hatte? Die Antwort muß lauten: Nichts. Menschen aufzuspüren, sie zur Natur zurückzuführen, war er ausgezogen; als er aber heimkehrte, waren die im Flug gewonnenen Freunde fast alle an ihm irre geworden oder wurden es binnen kurzem. An die Stelle des vorigen Lobes und überfliegender Begeisterung trat bald Spott und Verachtung, der „Einzige,“ der „Edle“ ward als „Lump“ gebrandmarkt, und Satire folgte auf Satire. Dieser Umschlag ist ebenso wunderbar wie die ehemalige Begeisterung. Wenn wir vermuten, daß die harten Tadelsworte, die uns jetzt über Kaufmann entgegentönen, teilweise ihren Grund in der eignen Beschämung darüber hatten, daß man sich von einem unreifen und unklaren Wirkkopf derartig hatte einnehmen lassen, so finden wir dies durch eine Äußerung Goethes an Lavater bestätigt. Auch der Fürst von Dessau, berichtet er diesem, sei jezo verwundert, „daß man sich von dem falschen Propheten konnte die Eingeweide bewegen lassen. Alle, auf die der Kerl gewirkt hat, kommen mir vor wie vernünftige Menschen, die einmal des Nachts vom Alp beschwert worden sind, und bei Tage sich davon keine Rechenschaft zu geben vermögen.“ So ging es Goethe und so manchem seiner Genossen mit Kaufmanns Erscheinung wie mit ihrem eignen genialen Treiben. Als der Rausch vorüber war und Maß und Besonnenheit an die Stelle der genialen Ungebundenheit getreten war, kam ihnen ihr ganzes frühere Thun und Treiben als etwas Unbegreifliches vor, sodaß sie es möglichst von sich fernzuhalten suchten. Und darin liegt Kaufmanns historische Bedeutung, daß er, gewissermaßen die äußerste Konsequenz von Sturm und Drang, die Originalität um jeden Preis, verkörpernd, dieselbe gleichsam *ad absurdum* führte und ihre Unhaltbarkeit aller Welt offenkundig darthat.

Mit dieser Katastrophe aber, die Schritt für Schritt über ihn hereinbrach, schwindet auch das Interesse, das seine Person einflößen kann. Zwar ist auch ihm eine Art Läuterung beschieden gewesen, aber die Art und Weise, wie dies geschah, ist nicht mehr typisch, darum geschichtlich auch ohne größere Bedeutung, da der Mann ja nur als Ausdruck der Zeit, nicht als Individuum Anspruch auf Beachtung hat.

Schon im Februar des folgenden Jahres (1778) vermählte sich Kaufmann mit seiner Lisette. Lavater, der bald auch von seinem Propheten sich abwenden sollte, vollzog die Trauung. Die Neuvermählten blieben zuerst in Hegi, dem Wohnorte der Schwiegereltern. Bald aber stellte sich die Unmöglichkeit heraus, dieses Verhältnis fortzusetzen, sodaß sich Kaufmann zum Ankauf des Freigutes Clarisegg bei Kloster Feldbach und Arenenberg entschloß. Dort richtete er sich in einer Weise prächtig ein, die seinen Mitteln keineswegs entsprach, zumal da Haugwitzens „Geldflotte“ auszubleiben anfing. Schließlich sah er sich zum Verkauf seines Besitztums und zur Übersiedlung nach Schaffhausen genötigt. Dort kam er, nachdem er bereits durch Haugwitz auf die Notwendigkeit einer religiösen Umkehr aufmerksam gemacht worden war, mit Mitgliedern der Brüdergemeine in Berührung. Der Eindruck, den das Leben und die Anschauungsweise dieser Leute auf ihn machten, war ein überaus eindringlicher, sodaß sich mehr und mehr der Gedanke, selbst dieser Gemeinschaft beizutreten, in ihm befestigte. Hatte er doch im Jahre 1776 schon von Dessau aus in Begleitung des Fürsten von Dessau, des Herzogs von Weimar und Goethens die Brüdergemeine zu Barby besucht und schon damals eine „liebliche, achtungsvolle“ Anregung mit fortgenommen. Seit der nähern Bekanntschaft mit der Brüdergemeine aber sind alle seine Schritte von der Erreichung dieser seiner Absicht bestimmt. Seine Hoffnungen in dieser Beziehung sollten sich jedoch nur allmählich erfüllen. Seit Zinzendorfs Tode war in der Brüdergemeine eine bedeutende Ernüchterung eingetreten. Der Sturm und Drang dieser religiösen Verbindung, die sogenannte „Sichtungszeit“, war bereits vorüber, und ein Geist ruhiger Besonnenheit und solider Wirtschaft war herrschend geworden. So mußte man gerade einem Charakter, wie der Kaufmanns war, mit Mißtrauen begegnen, und nur längere Prüfung konnte dasselbe mit der Zeit zerstreuen. Auch forderten die geltenden Bestimmungen von jedem Mitglied der Gemeine die Ausübung eines bestimmten Berufes. Kaufmann, der im Juli 1781 nach Schlesien übersiedelte, um zunächst auf einem Gute von Haugwitz Unterkunft zu finden, nahm also in Breslau seine früher zum Vergnügen betriebenen ärztlichen Studien wieder auf, welche er aber, zu systematischer Arbeit unfähig, nicht zu einem erwünschten Abschluß bringen konnte. Dennoch gelang es ihm, ohne ein Examen abgelegt zu haben, durch Protektion die Erlaubnis zu erhalten, sich in dem Brüderorte Neusalz an der Oder als Gemeinewart niederzulassen. Endlich nach langem, schmerzlichem Harren wurde ihm die Aufnahme in die Gemeine gewährt

und seit dem Juli 1786 die Stellung eines Arztes der Unitätsältestenkonferenz in Berthelsdorf und bald darauf in Herrnhut überwiesen. Dort starb er am 21. März 1795.

Während aus Kaufmanns früherer Zeit so gut wie keine eignen handschriftlichen Nachrichten erhalten sind, da er seine Papiere durch Ehrmann in Schaffhausen verbrennen ließ, besitzen wir aus seiner herrnhutischen Periode solche in Hülle und Fülle. Ein Tagebuch, Briefe an seine Gattin, Auszüge aus Briefen an die verschiedensten Personen, geistliche Aufsätze über Herzenserfahrungen u. s. w. sind reichlich auf uns gekommen und seit kurzem aus Privatbesitz in den des Archivs zu Herrnhut übergegangen. Dünker, dem auch dieses Material zu Gebote stand, konnte hieraus mit vollen Händen schöpfen, und er hat sich die Gelegenheit dazu nicht entgehen lassen. Von 274 Seiten seines Buches füllt allein die Darstellung des „Herrnhutischen Arztes“ 114 Seiten — nach unsrer Meinung zu viel, und wir denken, die Lesewelt wird diesem Urteile beipflichten. Was soll es, wenn selbst die Badereisen der Frau uns vorgeführt werden, wenn eine Fülle von Ergüssen Kaufmanns und seiner Gattin über ihr geistliches Leben, die einander überaus ähnlich sind, aus dem Nachlaß ausgeschrieben werden, wenn selbst die mancherlei kleinen häuslichen Zwistigkeiten, die sich aus demselben ersehen lassen, mit aller Breite wiedererzählt werden! Weniger wäre hier mehr gewesen. Einzelne charakteristische Züge, kurze, aber originelle Auslassungen, an denen es ja in dem Tagebuche und den Briefen durchaus nicht fehlt, die aber bei Dünker in dem unnötigen Jubel leicht übersehen werden, hätten genügt, um dem Leser ein deutlicheres Bild von dem Ausgange des Mannes zu geben, als er so erhält. Auch wäre es gut gewesen, wenn Dünker nicht auch hier wieder so viel zwischen den Zeilen gelesen und Vermutungen geäußert hätte, die doch immer nur Vermutungen bleiben werden. Wer vermag in Wahrheit darüber zu urteilen, wie weit das religiöse Leben eines andern echt oder Selbsttäuschung ist, und wer wüßte nicht, daß gerade der reuige Sünder seine eigne Verderbtheit übertreibt, sodaß aus derartigen Bekenntnissen für den Historiker in der Regel wenig greifbares zu gewinnen ist? Das gilt auch von Kaufmann, der eine Menge von Gedanken und innern Erlebnissen zu Papier brachte, die ein anderer in sich verbirgt.

Der Mensch ist nach seinen Handlungen, nicht aus seinen wechselnden Stimmungen zu beurteilen, und die letzte Aufgabe des Historikers ist nicht das Urteilen, sondern das Begreifen. Hat uns Dünker durch seine sorgsame Forschung den Weg zu solchem Verständnis Kaufmanns wesentlich erleichtert, so bleibt doch einem künftigen Biographen noch die Aufgabe, den Helden der Geniezeit auch aus den für ihn vorhandenen Lebensbedingungen auf dem Wege psychologischer Vertiefung zu erfassen und zu würdigen. Wir fühlen, daß uns dies in der vorliegenden Skizze auch nicht vollkommen gelungen ist, dürfen aber wenigstens versichern, daß uns vorschwebende Ziel erstrebt zu haben.

Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

2.



Die neuen Entdeckungen, die sich den seit anderthalb Jahrhunderten gemachten anreihen, sichern Pompeji einen Ehrenplatz unter den merkwürdigsten Stätten der Welt. Hier haben wir einmal den seltenen Fall, daß ein Stück Erde ebensoviel Belehrung als Vergnügen bereitet; die Reise dahin ist das Entzücken aller Neugierigen, aber noch viel erspriesslicher ist sie für den, der lernen will. Heute, wo fast die Hälfte der Stadt freigelegt und es so bequem geworden ist, sie zu durchstreifen, liegt die Frage nahe: welcher Art ist eigentlich der Nutzen, den wir aus ihrem Besuche ziehen können, und was lehrt sie insbesondere denen, welche ihr ein ernsthaftes Studium widmen?

Der große Nutzen Pompejis liegt meines Erachtens darin, daß es uns mit dem Provinzialleben des römischen Reiches bekannt macht. Wie man in Rom seine Zeit verbrachte, wissen wir sehr gut; geben uns doch hierüber die alten Schriftsteller die genauesten Mitteilungen in reicher Fülle. Mit den Briefen Ciceros können wir uns veranschaulichen, wie ein Staatsmann seinen Tag verlebte. Die Satiren des Horaz schildern uns mit handgreiflicher Lebendigkeit das Dasein eines müßigen Schlenderers, dessen Hauptbeschäftigung darin bestand, daß er auf dem Forum oder längs der Heiligen Straße spazieren ging, auf dem Marsfelde den Ballspielern zusah, mit den Kornhändlern oder Gemüseverkäufern plauderte und abends den Marktschreiern und Wahrjagern zuhörte. Der weit indiskretere Juvenal läßt uns in das Innere einer gräulichen Schenke einen Blick thun, des Stelldichein der Matrosen, der Diebe und der flüchtigen Sklaven, in dessen Tiefe die Leichenträger Seite an Seite mit den Bettelpriestern der Großen Göttin schlafen. Fast unbekannt dagegen ist uns das Leben in der Provinz.*) Wahrscheinlich würden wir es besser kennen, wenn uns das ganze lateinische Theater erhalten wäre. Die Bewohner der Großstädte spotten gern über die lächerlichen Seiten der kleinen Städte; so ist die Annahme berechtigt, daß die Verfasser der mimischen Schauspiele und der Atellanen einen so dankbaren komischen Stoff sich nicht werden haben entgehen lassen. Dafür sprechen auch die Titel einiger ihrer Stücke und die kurzen Fragmente, die davon übrig sind. Pomponius

*) Ich meine „Provinz“ hier im deutschen Sinne, also alles, was nicht Rom war, demnach Italien so gut wie Gallien oder Spanien. Die Römer machten einen Unterschied und verstanden unter *provincia* nicht Italien.

und Novius hatten sich mehr als einmal in der Schilderung des Mißgeschicks eines Kandidaten gefallen. Unzweifelhaft handelte es sich um die Wahlen in irgend einem kleinen Municipium; daß man sich über die Wahlen in Rom lustig machte, würden die Römer kaum geduldet haben. In einem „Die Setinerin“ betitelten Stücke hatte der Dichter Titinius eine jener verstockten Provinzialinnen, die sich leicht einbilden, die ganze Welt drehe sich um ihr Dorf, auf die Bühne gebracht; auf dieses Dorf beziehen sie alles, um feinetwillen, glauben sie, ist überhaupt alles geschaffen. Auch die Heldin jener Komödie denkt, während man ihr die Wunder Roms zeigt, nur an ihr liebes Setia. Beim Anblick des Tiber ruft sie aus: „Ach, Welch ein Glück wäre es doch für das Gebiet von Setia, wenn man ihn dorthin ableiten könnte!“ Leider sind dies nur kurze Bruchstücke; die Komödien selbst sind fast gänzlich verloren gegangen, und die spärlichen Reste erregen nur unsre Neugierde, ohne sie zu befriedigen.

Sehen wir uns bei den Schriftstellern um, die ganz auf uns gekommen sind, so sind wir kaum glücklicher. In der Regel sprechen sie von der Provinz nur, um uns zu sagen, wie tiefen Widerwillen sie ihnen einflöße. Die Provinz war bei den Gebildeten und den Schöngeistern damals ebensowenig Mode als heutzutage; alle ohne Ausnahme erklärten es für unmöglich, außerhalb Roms zu leben. Daß Rom für bleibenden Aufenthalt eine der ungesundesten Städte der Welt sei, mußten sie freilich wohl oder übel zugeben. Seit den Tagen des Numa hatte dort die Göttin Febris ihre Altäre gehabt, und die Gebete, die man seit so langer Zeit zu ihr empor sandte, hatten sie nicht verfohnt. Seneca gesteht, man brauche diesem drückenden Dunstkreise von Staub und Rauch nur auf einen Augenblick zu entfliehen, um sich sogleich viel wohler zu fühlen; aber man verließ ihn immer nur ungern. Solange Cicero ruhig dort lebte, genirte er sich, selbst in seinen öffentlichen Reden, durchaus nicht, ganz offen zu gestehen, Rom sei eine sehr häßliche und schlechtgebaute Stadt, die Häuser seien zu hoch, die Straßen zu eng. *) Sobald er aber gezwungen war, sie zu verlassen, wurde er anderer Meinung. „Wie schön ist Rom!“ rief er bei der Rückkehr aus. **) Er brauchte nur ein paar Monate aus der Hauptstadt verbannt gewesen zu sein, um sie bewundernswert zu finden. Gleichwohl verließ er sie einige Jahre später noch einmal, um die Verwaltung Ciliciens anzutreten, und abermals sehnte er sich, sobald er sie aus den Augen verloren, nach ihr zurück. Noch war er in seiner Provinz nicht angekommen, so beschäftigte er sich bereits mit der Möglichkeit, so bald als nur möglich wieder heimzukehren. Während er Länder verwaltete, größer als Königreiche, während er an der Spitze von Heeren stand und für seine Siege die Huldigungen des Senats entgegennahm, war er untröstlich, dem Capitol so fern zu sein, und schrieb an seinen Freund Caelius trübselige Briefe, worin er ihm empfahl, Rom

*) Cicero, De lege agrar. II, 35. — **) Cicero, Pro rod., ad pop. 1.

nie zu verlassen und stets „in diesem Lichte“ zu leben.*) Genau genommen ist es ja begreiflich genug, daß ein Staatsmann das Forum nicht freiwillig aus dem Auge verlor; er hatte ein viel zu großes Interesse daran, diesem Mittelpunkte nahe zu bleiben. Viel überraschender ist es, daß selbst Unbemittelte, für die das Leben in Rom so teuer und schwierig war, gleichfalls an dem bleibenden Aufenthalt dort hartnäckig festhielten. Juvenal hat uns die Leiden, denen ein armer Klient wie er in Rom alle Tage ausgesetzt ist, beredt geschildert. Um sich zum Verlassen der Stadt Mut zu machen, rühmt er sich selbst den Aufenthalt in Sora, in Fabrateria, in Frusino, reizenden Landstädtchen, wo man nicht Gefahr laufe, morgens überfahren und abends von Räubern erschlagen zu werden, wo man sich für dieselbe Summe, die man in Rom an Jahresmiete für ein elendes dunkles Loch bezahle, ein Haus mit einem Gärtchen kaufen könne. „Ja, spricht er zu sich selbst mit einer Ergriffenheit, die für uns etwas rührendes hat, dort mußt du leben, dem Landbau hold, ein eifriger Pfleger deines kleinen Besitzes; mit dem Ertrage wirst du hundert Pythagoreer satt machen können. Es ist viel wert, gleichviel wo, gleichviel in welchem Erdwinkel, Herr zu sein auf seiner Scholle, und wenn auch nur für eine einzige Eidechse Platz darauf wäre!“**) Dennoch gewann es Juvenal nicht über sich, danach zu handeln; er blieb in Rom, wo Martial ihn uns zeigt, wie er in der Morgenfrühe die Stufen des großen und des kleinen Caelius im Schweiß seines Angesichts hinaufsteigt, um den Reichen, die ihn beschützen, den Hof zu machen. Statius zeigte mehr Entschlossenheit. Er sah seinen Dichterruf zunehmen, ohne daß sich deswegen seine Glücksumstände verbesserten; er war der erste Poet in Rom und dabei einer der ärmsten: um zu leben, mußte er die Liebeshändel der Reichen besiegen und die Tugenden des Domitian in allen Tonarten verherrlichen. Seine größte Sorge aber war: er hatte eine erwachsene Tochter zu verheiraten, ein talentvolles Mädchen, das auf der Leier spielte und die Verse ihres Vaters entzückend vortrug. Unglücklicherweise hatte er ihr keine Mitgift zu geben, und „ihre schöne Jugend verstrich unfruchtbar und einsam.“***) Da beschloß er nach Neapel, in seine Heimat zurückzukehren, wo er eine leichtere Existenz und weniger anspruchsvolle Schwiegeröhne zu finden hoffte; aber seine Frau weigerte sich, ihm dahin zu folgen. Sie war eine jener starren Römerinnen, denen es ganz unmöglich schien, irgendwo anders zu leben als auf einem der sieben Hügel. Bei dem Gedanken, daß sie Rom verlassen sollte, stieß sie tiefe Seufzer aus und verbrachte schlaflose Nächte. Vergebens schilderte ihr Statius in reizenden Versen die Wunder von Puteoli und Bajae, das Zauberland, „wo Alles sich vereint, das Leben zu schmücken, wo die Sommer erfrischend kühl und die Winter lau sind, wo das Meer die Gestade liebkost, um dann

*) Cicero, Ad fam. II, 12. Urbem, urbem, mi Rufe, cole, et in hac luce vive! —

***) Juvenal III, 228—231. — ***) Statius Silvae III, 5, 60.

still und sanft an ihnen hinzusterben“; aber sie träumte immer nur von der Subura und dem Esquilin, sie wäre imstande gewesen, sich im Angesichte des Meerbusens von Neapel nach den Gassen Roms zurückzusehnen.

Diese starke Abneigung, welche die Provinz den Schöngeltern von Rom einflößte, macht auch ihr Stillschweigen über sie erklärlich: man spricht nicht gern von dem, was uns mißfällt. So reden sie denn von der Provinz so wenig als möglich, und was sie etwa gelegentlich über dieses Thema verlauten lassen, ist weder genau und ausführlich noch neu. So wären wir denn heutzutage in großer Verlegenheit, wenn wir uns ein Bild davon machen wollten, wie sich das Leben einer kleinen Stadt des römischen Reiches gestaltete, hätte man nicht eine solche glücklicherweise wieder aufgefunden. Die Entdeckung Pompejis tröstet uns völlig über das Stillschweigen der alten Schriftsteller. Um zu wissen, wie die Menschen damals außerhalb Roms lebten, brauchen wir nicht mehr unbedeutende und zweifelhafte Texte zu sammeln; weit nachdrücklicher belehrt uns darüber ein kurzer Spaziergang in Pompeji selbst.

Schon vor dem Eintritt in die Stadt dürfen wir erwarten, daß wir uns in ihr nicht so fremd fühlen werden, als wir wohl zu glauben geneigt sind. Überall wo es eine Hauptstadt von Bedeutung giebt, übt dieselbe unfehlbar einen mächtigen Einfluß auf alle übrigen Städte des Landes aus; man ahmt ihre Bauwerke nach, man kopirt ihre Moden, man spricht ihre Sprache, man lebt ihr Leben. Im ersten Jahrhundert unsrer Zeitrechnung hielt der ganze Erdkreis sein Auge auf Rom gerichtet; Brauch und Sitte von Rom waren überallhin gedrungen. Einzig und allein die griechische Kultur leistete noch Widerstand; der Orient wehrte sich energisch gegen das, was er eine Invasion der Barbaren nannte. Im Occident dagegen hatten sich die kraftvollsten und sprödesten Nationalitäten besiegen lassen. Spanien, Gallien, Britannien fügten sich ebensofehr der Gefittung wie den Befehlen des Siegers; die Welt hatte sich romanisirt.

Der römische Einfluß eroberte die fernsten Gebiete fast gleichzeitig von mehreren Seiten her. Während die Legionen, welche das Reich durchzogen, um an den Grenzen zu lagern, vermöge der natürlichen Verwandtschaft, welche überall das Volk mit den Soldaten verknüpft, diesen Einfluß in die untern Klassen hineintrugen, teilten die im Gefolge der Heere auftretenden Großhändler den Kaufleuten, Ackerbauern, überhaupt allen, die zum Zwecke des Verkaufs ihrer Produkte oder des Ankaufs der römischen mit ihnen zu thun hatten, ihre Gewohnheiten und ihre Sprache mit, ja zwangen sie ihnen auf. Die vornehme Gesellschaft ihrerseits stand zu den Intendanten (*procuratores*), Proprätoren, Prokonsuln, welche der Kaiser und der Senat zur Verwaltung der Provinzen ausandten, in enger Beziehung. Diese Persönlichkeiten waren stets Leute von hohem Range, Ritter oder Senatoren, gewöhnt Caesars Palaß zu besuchen; sie trugen gewissermaßen einen Hauch römischer Luft jenen fernern Ländern zu.

Oft waren sie von ihren Frauen begleitet, stets führten sie mit sich die Söhne großer Familien, die sich unter ihrer Leitung mit den Staatsgeschäften vertraut machen sollten, und Freigelassene, die ihnen als Sekretäre dienten. Es war eine Art Hof, das maßgebende Vorbild für die gute Gesellschaft in den Städten, wo jene Sendlinge Roms residirten. Durch diese tägliche Verührung mit den Kaufleuten, Kriegern und Verwaltern waren die Provinzen römisch geworden. Tacitus sagt, man habe dort eifrig die römischen Zeitungen gelesen, um sich über die geringsten Vorgänge im Senat oder auf dem Forum auf dem Laufenden zu erhalten;*) man wiederholte dort die Witze gegen die Herren des Tages; man wollte dort die schönen Phrasen und die brillanten Gedanken der renommirten Redner erfahren. Die neuen Werke der Schriftsteller, die gerade Mode waren, wurden überall gelesen. Die Buchhändler von Lugdunum (Lyon) ließen sich die letzten Plaidoyers des Plinius kommen, die von Bienna (Genève) verlaufen die Epigramme des Martial, und der Dichter selbst erzählt uns mit Stolz, daß man überall, wohin die römische Herrschaft sich erstreckte, seine Verse sang. Selbst zu wenig bekannten, kaum unterworfenen Völkern drang Rom ebenso durch seine Künste und seine Literatur wie durch seine Waffen vor. „Das beredete Gallien, sagt Juvenal, hat die Sachwalter Britanniens erzogen, und schon ist in Thule davon die Rede, einen öffentlichen Professor der Beredsamkeit zu berufen.“**) Juvenal will scherzen, aber er übertreibt nicht so sehr, als er wohl meint. Britannien war eine der letzten und anscheinend eine der am wenigsten gesicherten Eroberungen des Reiches, und doch ist es bekannt, welche Kämpfe das Land durchtobten, als es sich zur Zeit der Invasionen vom Reiche trennen mußte. Es ist also wahrscheinlich, daß in diesen entlegenen Provinzen, in diesen verlorenen Ländern den Römern, der sie besuchte, mehr als eine Überraschung erwartete; zu seinem großen Erstaunen fühlte er sich dort garnicht so sehr fremd, ja er fand manchmal sogar das wieder, was sich am schwersten aus einem Lande ins andre übertragen läßt: die Eleganz des Benehmens, die Feinheit der Rede, die eigentümliche Gewandtheit in Scherz und Spott, kurz alle jene Eigenschaften, welche die Römer unter dem Namen der urbanitas zusammenfaßten, weil sie dieselben an den Aufenthalt in der großen Stadt gebunden glaubten. Als Martial in Bilbilis, im Herzen Spaniens, ankam, glaubte er bei Wilden zu sein und seufzte, daß er dahin gegangen sei. Wie groß war seine Überraschung, dort eine ächte und rechte Römerin zu finden. Die Elogen, die er der Marcella macht, zeigen, selbst wenn wir einen Teil davon auf Rechnung der Höflichkeit setzen, daß die Urbanität auch nach Bilbilis gekommen war. „Sprich nur ein einzig Wort, so sagt er zu ihr, und der Palatin wird glauben, daß du ihm angehörst. Keine der Frauen, die inmitten der Subura geboren sind, kein Kind des kapitolinischen Hügels kann sich mit dir

*) Tacitus, Ann. XVI, 22. — **) Juvenal XV, 110.

meßen. Du machst, daß mein Verlangen nach der Herrscherin Hauptstadt milder wird; du allein bist mir Ersatz für mein Rom.“*)

Wenn sich nun die feine Bildung vom Capitol und Palatin tief in Spanien wiederfand, wenn man die Rhetorik in Thule studirte, wenn man an den äußersten Enden der Welt Sitten und Moden, Sprache und Lebensart der Römer treulich kopirte, so ist klar, daß diese Nachahmung in einer italienischen Stadt noch viel sichtbarer zu Tage getreten sein muß, besonders in Pompeji, das heißt an den Thoren von Bajae und Neapel, wo die elegante Jugend von Rom, um „die warmen Bäder und das bezaubernde Schauspiel des Meeres“**) zu genießen, alljährlich ihr Stelldichein hatte. Diese vornehmen Gäste verbreiteten um sich her die Gewohnheiten der großen Stadt: die Bewohner Pompejis konnten sich mit denselben vertraut machen, fast ohne ihr Städtchen zu verlassen. Dieser Einfluß mußte sich für jedermann fühlbar machen; besonders aber waren es die Reichen, die Leute, welche die Aristokratie des Landes bildeten, die hier Muster und Vorbilder vor Augen hatten, deren eifrige Nachahmung ihnen am Herzen lag.

Zu allen Zeiten hat es zu Pompeji eine Aristokratie von Bedeutung gegeben; doch scheint diejenige, welche in dem Augenblicke des Unterganges der kleinen Stadt an ihrer Spitze stand, kein sehr hohes Alter gehabt zu haben. Es ist bemerkt worden, daß die der Kaiserzeit vorangehenden Inschriften Namen von Beamten enthalten, die in der Folge nicht wieder auftreten. Die Familien dieser Persönlichkeiten scheinen später verschwunden oder in Dunkelheit zurückgesunken zu sein. An ihrer Stelle treten mit den ersten Cäsaren die Holconius, die Pansa u. s. w. auf. Müssen wir annehmen, daß die großen Ereignisse, welche damals eintraten, ihrem plötzlichen Glücke nicht fremd waren? Ihre Freigebigkeit beweist uns ihren großen Reichtum; zu solchem plötzlichen Wohlstand kommen aber sonst nur geschickte Industrielle, kühne Kaufleute, glückliche Speculanten. Wir dürfen eben nicht vergessen, daß Pompeji, welches scheinbar nur eine Stätte des Vergnügens war, in Wirklichkeit auch eine Handelsstadt gewesen ist. Nach Strabo diente Pompeji als Hafen für Acerra, Nola und Nuceria, war also für diese ganze Seite Campaniens eine Art von industriellem Mittelpunkt. Es ist sehr leicht möglich, daß der Aufschwung, den die Begründung des Kaisertums den Geschäften gab, der Friede und die Sicherheit, die der Welt nach so vielen Wirren zurückgegeben waren, der Fortschritt im öffentlichen Wohlbefinden und im Reichtum, der davon die natürliche Folge war, gewisse Familien, deren Stellung bis dahin eine viel bescheidenere gewesen war, mit einem Schlage zum ersten Range emporgetragen und jene großen Häuser begründet hat, welche nunmehr während eines Jahrhunderts die leitende

*) Martial XII, 21. — **) Propter aquas calidas deliciasque maris — lautet ein Vers aus einer in Ostia gefundenen Grabchrift.

Rolle in der Stadt spielen sollten. Daß diese Aristokratie Geschmack fand an der Nachahmung der Manieren des römischen Adels, auf welchen sie an ihren Gestaden von Zeit zu Zeit einen Blick warf, hat nichts überraschendes; ihre Stellung in der kleinen Stadt war so ziemlich dieselbe wie die der großen Persönlichkeiten in Rom: wie diese, legte sie Beschlag auf alle öffentlichen Ämter, wie diese, gewann und bezahlte auch sie die Gunst des Volkes durch unglaublich freigebige Spenden. Die beiden Brüder Polconius haben auf ihre Kosten das ganze Theater neu aufgebaut. Die Inschriften der von ihnen oder zu ihren Ehren erbauten Monumente gestatten uns einen Einblick in ihr öffentliches Leben. Ihre Privatexistenz ist dagegen weniger leicht kennen zu lernen. Einstweilen und bis wir das Glück haben, ihre Rechnungsbücher aufzufinden, wie dies mit denen des Bankiers Lucundus der Fall war, kann uns besonders der Reichtum und die Schönheit ihrer Wohnungen eine Vorstellung von ihrer Lebensweise geben.

Wollen wir die schönen Häuser von Pompeji nach Gebühr würdigen und uns von den Annehmlichkeiten, die sie für ihre Eigentümer gehabt haben müssen, gehörig Rechenschaft geben, so müssen wir uns von einigen Vorurteilen losmachen. Die Bewohner dieser reizenden Stadt scheinen vor allem auf die Pflege ihres Wohlbefindens bedacht gewesen zu sein, aber sie finden dasselbe nicht in den nämlichen Dingen wie wir. Auf diesem Gebiete hat eben jedes Jahrhundert seine eignen Meinungen und Liebhabereien; hier, wie überall sonst, will jeder auf seine Façon selig werden. Wenn wir uns allzusehr von der Tyrannei der Gewohnheit beherrschen lassen, welche uns zu glauben verhindert, daß es möglich sei, anders zu leben als wir, so möchten uns die Häuser von Pompeji leicht klein und unbequem vorkommen. Vergessen wir aber einen Augenblick unsere Gewohnheiten und Sitten, versuchen wir einmal im Geiste Römer zu sein, so werden wir finden, daß die Leute, welche jene Häuser bewohnten, dieselben ganz vortrefflich für sich eingerichtet hatten, und daß diese Häuser ihrer ganzen Geschmacksrichtung und allen ihren Bedürfnissen vollkommen angepaßt waren. Heutzutage ist es in unsern großen Städten selbst für reiche Leute schwer, für sich allein ein ganzes Haus zu besitzen. Größtenteils wohnen sie in Häusern, die sie mit vielen andern teilen; ihre Wohnungen bestehen aus einer Reihe geräumiger, lustiger, von hohen, breiten Fenstern durchbrochener Gemächer, in welche von den Straßen oder Plätzen her Luft und Licht Zugang finden. Nicht so in Pompeji. Die Zahl der von einer einzigen Familie bewohnten Häuser ist dort sehr beträchtlich. Die Haupträume liegen sämtlich im Erdgeschos. *) Die Reichsten haben sich ein Haus erbaut, das zwischen vier

*) Die obern Etagen müssen für weniger wichtige Räume bestimmt gewesen sein. Steile und schmale Stufen führen zu ihnen hinauf. Etwas wie die große Treppe der modernen Häuser, welche sämtliche Stockwerke bedient und allen Wohnungen gemeinschaftlich ist, ist in Pompeji nicht zu finden. Vergl. bei Nissen (Pompejanische Studien S. 602) die Be-

Straßen lag und eine ganze sogenannte Insel einnahm. Gehen sie mit ihrem Vermögen haushälterisch um, so sondern sie von diesem großen Terrain einige Parzellen ab, machen daraus Verkaufsläden und vermieten dieselben so gut als möglich; diese Läden nehmen manchmal die ganze Außenseite der Wohnung ein. Während bei uns die Fassade sorgsam für die vornehmsten Räume reservirt bleibt, wird sie in Pompeji dem Handel überlassen oder aber mit dicken, fensterlosen Mauern geschlossen. Das ganze Haus ist, statt auf die Straße zu sehen, nach innen gewandt. Mit der Straße kommunizirt es nur durch die sorgfältig geschlossene und streng bewachte Eingangsthür; wenige Fenster, und nur im Oberstock, bei sich daheim, fern von Gleichgiltigen und Fremden, will man leben. Heute gehört das, was wir das häusliche Leben nennen, zum guten Theil der Öffentlichkeit. Die Welt hat leicht Zutritt zu uns, und wenn sie nicht kommt, so wünschen wir sie doch aus unsern weit offenen Fenstern wenigstens zu sehen. Bei den Alten ist das Privatleben zurückgezogener, einsiedlerischer als bei uns. Der Inhaber der Wohnung legt auf den Ausblick nach der Straße keinen Wert; vor allem will er nicht, daß die Leute von der Straße her ihm ins Haus sehen. Selbst innerhalb seines Hauses sondert er streng die Teile und macht mancherlei Unterscheidungen. Der Teil, wo er die Fremden empfängt, ist ein anderer als der, wohin er sich mit seiner Familie zurückzieht; nicht leicht dringt man in dieses Heiligtum vor, welches durch Korridore vom übrigen getrennt, durch Thüren oder Vorhänge geschlossen und von Pförtnern bewacht wird. Der Herr empfängt, wann er will, und schließt sich daheim ein, wann es ihm gefällt, und wenn etwa ein besonders langweiliger oder aufdringlicher Klient in der Vorflur auf sein Herauskommen wartet, so hat er eine auf ein Gäßchen hinausliegende Hinterthür (*posticum*), durch welche er entschlüpfen kann.

Denen, welche die Räume der pompejanischen Häuser etwas zu eng finden, hat man schon geantwortet, daß die Bewohner einen großen Teil des Tages außer dem Hause, in den Säulenhallen des Forums oder der Theater, verleben. Dazu kommt aber, daß die Zimmer, wenn nicht groß, doch zahlreich sind. Der Römer bedient sich seiner Wohnung wie seiner Sklaven, er hat verschiedene Räume für alle Geschäfte des Tages, gerade wie er für sämtliche Notwendigkeiten des Lebens besondere Diener besitzt. Jeder Raum seines Hauses ist genau dem Zwecke angepaßt, für welchen er bestimmt ist. Er begnügt sich nicht wie wir mit einem einzigen Speisesaal, er hat solche von verschiedener Größe und wechselt damit je nach der Jahreszeit, je nach der Zahl der Freunde, die er bewirten will. Das Zimmer, wo er am Tage seine Siesta hält, sein Schlafzimmer für die Nacht sind beide sehr klein und erhalten Licht und Luft

merkungen über die Rolle, welche diese Treppe in unsern Wohnungen spielt, und über den Charakter, den sie ihnen gegeben hat. Von allen Theilen des modernen Hauses ist diese Treppe derjenige, für welchen ein Pompejaner wohl am wenigsten Verständnis gehabt haben würde.

nur von der Thür aus; aber dies ist kein Übelstand im Süden, wo das Halbdunkel Kühlung spendet. Auch bleibt er dort nur gerade so lange, als er schläft. Für den Rest des Tages hat er einen geschlossenen oder doch fast geschlossenen Hof, das Atrium, und einen offenen, das Peristyl. Dort hält er sich am liebsten auf, wenn er zu Hause ist. Er trifft dort nicht nur sein Weib und seine Kinder, er zeigt sich auch seinen Dienern, verweilt manchmal auch in deren Gesellschaft. Trotz seiner Neigung zur Zurückgezogenheit und Einsamkeit vermeidet er nicht den Umgang mit ihnen; die antike Familie ist eben größer als die unsrige, sie umfaßt in ihren niedern Graden auch den Sklaven und den Freigelassenen, sodaß der Herr, wenn er mit diesen lebt, noch immer unter den Seinigen weilt. Diese offenen und geschlossenen Höfe, in denen die Familie ihr Leben zubringt, finden sich in allen pompejanischen Häusern ohne Ausnahme. Sie sind hier unentbehrlich, um allen übrigen Räumen Licht zuzuführen. So gefällt man sich denn, auch bei weniger reichen Leuten, darin, sie mit Geschmack, bisweilen mit Verschwendung auszustatten. Erlaubt es der Boden, so pflanzt man ein paar Staudengewächse oder pflegt einige Bäume; die Sittenlehrer,*) die Vornehmen machen sich über diese Gärten en miniature, die zwischen vier Wänden lagen, lustig: sie haben freilich gut spotten, sie, die Besitzer prächtiger Landhäuser mit großen Bäumen und schattiger, zierliche Säulen umrankender Weinlauben. Es macht eben jeder was er kann, und es fällt einem schwer, diese armen Leute, die sich so gut es ging ein wenig Grün vor Augen bringen wollten, so hart zu verurtheilen. Weit mehr möchte man es ihnen verdenken, daß sie an jenen kleinen Wasserläufen, denen sie den großartigen Namen euripus gaben, an Grotten aus porösem Stein oder Muschelwerk, die doch nur gezierte Spielereien waren, so viel Gefallen fanden. Was sie einigermaßen entschuldigt, ist die Thatsache, daß die Spießbürger aller Länder und aller Zeiten diesen sonderbaren Geschmack geteilt haben. Die von Pompeji verdienen vor andern immer noch bei weitem den Vorzug, denn sie sind eifrig darauf bedacht, zu verhüten, daß ihre Blicke auf etwas Häßliches fallen. Sie besitzen schöne Mosaiken, glänzenden Stuck, marmorne Wandbekleidungen, lauter Dinge, auf denen das Auge mit Vergnügen ruht. Der ermüdende Glanz der weißen Steine ist überall durch eine angenehme Abtönung der Farben gemildert. Die Wände sind grau oder schwarz bemalt, die Säulen gelb oder rot gefärbt. Längs der Gesimse ziehen sich anmutige Arabesken hin, zusammengesetzt aus verschlungenen Blumenwinden, zwischen denen hier und da Vögel flattern, die es niemals gegeben, und Landschaften eingefügt sind, die man nirgends gesehen hat. Diese Phantasiespiele ohne besond're Bedeutung sind dem Auge wohlgefällig und strengen den Geist nicht an. Hin und wieder gemahnt auf einer größern Wandfläche eine anspruchslos und in großen Zügen gemalte mythologische Szene den Herrn

*) Vgl. Fabianus (bei Seneca, Controv. II, praef.).
Grenzboten II. 1883.

an irgend ein Meisterwerk der antiken Kunst und läßt ihn dasselbe in der Erinnerung nochmals genießen. Manchmal ist dieser Kleinstädter so glücklich, von einem der schönsten Werke der griechischen Bildhauer eine Nachbildung in Bronze zu besitzen: einen tanzenden Satyr, einen kämpfenden Athleten, einen Gott, eine Göttin, einen Zitherspieler u. a. m. *) Er kennt ihren Wert, hat Verständnis für ihre Schönheit. Auf einem Sockel in seinem Atrium oder Peristyl hat er sie aufgestellt, und sein Auge grüßt sie jedesmal, wenn er eintritt oder wenn er ausgeht. Glückliche Menschen, diese reichen Pompejaner! Sie verstanden es, ihr Leben durch jeden Schmuck des Daseins zu verschönern und es durch den Genuß aller Künste zu heben.



Zur Beleuchtung der Gefängnisfrage.

(Schluß.)



Das irische Gefängnisystem ist bei uns hauptsächlich durch die Schriften Holzendorffs und des holländischen Ministers van der Brugghen bekannt geworden, auch ist zu Bechta im Oldenburgischen und zu Lenzburg im Aargau mit einem modifizirten irischen System bereits ein praktischer Versuch gemacht worden. Dieses System besteht seiner äußerlichen Durchführung nach aus folgenden vier Stadien: 1. Die Einzelhaft von neun Monaten, welche bei gutem Verhalten um einen Monat gekürzt werden kann. Man hält diese Zeit für die ausreichende zur Erzielung der heilsamen Wirkung der Isolirung. 2. Gemeinschaftliche Zwangsarbeit in einer zur Länge der Freiheitsstrafe im Verhältnis stehenden Dauer. Die Gefangenen haben in ihr fünf Klassen zu durchlaufen. Mit jeder höheren Klasse sind außer besondern Abzeichen durch Klappen und Ringe auch verschiedene äußere Vorteile in Betreff der Verköstigung und eines den Sträflingen später auszahlenden kleinen Geldbetrages verbunden. Bei gutem Verhalten werden die Sträflinge aus einer niedern in eine höhere Abteilung versetzt und erhalten sodann sogenannte Zufriedenheitsmarken, die einmal im Monat ausgeteilt werden

*) Aus Pompeji und Herculaneum, d. h. aus zwei Städten zweiten Ranges, stammen die schönen Bronzen des Museums von Neapel, welche die Bewunderung der Fremden erregen. Bei den Bürgern unsrer Provinzialstädte würde man kaum etwas ähnliches finden. Dazu kommt, daß das Schönste, was es in Pompeji gab, noch gar nicht einmal dort geblieben ist. Wir wissen, daß die Bewohner nach der Katastrophe Ausgrabungen gemacht, und von dem, was sie wiederfanden, das Kostbarste fortgeschafft haben. Wir besitzen also heute nur, was man damals nicht wiederfand oder was man mitzunehmen verschmähte.

und von denen der Sträfling drei für gutes Betragen, drei für Fleiß in der Schule und drei für gute Arbeit, im ganzen also neun in einem Monat, verdienen kann. Dieses Markensystem hat sich als sehr zweckmäßig bewährt und ermöglicht eine zuverlässige Zensur der Sträflinge von seiten der Oberaufseher, Lehrer u. s. w. Es hat sich aber auch für die Sträflinge selbst als höchst wertvoll erwiesen, weil es auf die Verbesserung ihrer Lage und die Abkürzung ihrer Strafzeit einen wesentlichen Einfluß übt. Bei auffallend schlechtem Verhalten werden die Sträflinge in ein niederes Stadium, z. B. aus der Gemeinschaftshaft in die Isolierzelle, wieder zurückversetzt. 3. Die sogenannten Zwischenanstalten, teils gewerblichen, teils landwirtschaftlichen Charakters. Sie sind vorzugsweise darauf berechnet, den Sträfling auf seine Entlassung vorzubereiten. In diesen Zwischenzuständen zwischen Freiheit und Gefangenschaft wird den Gefangenen, um sie auf eine stärkere Probe zu stellen, ein größeres Maß von Freiheit gewährt, ohne daß der Charakter der Strafe verloren geht. Von den beiden Zwischenanstalten ist die eine in Lust für Ackerbauer und Handarbeiter, die andere in Smithfield für Gewerbetreibende bestimmt. Die Gefangenen legen die Sträflingskleider ab, und nur von einem Aufseher geleitet, der weder bewaffnet noch uniformirt und der zugleich Werkmeister ist, werden sie wie freie Arbeiter beschäftigt. In der Zwischenanstalt zu Smithfield werden den Sträflingen geeignete Vorträge über das Wesen und den Wert der Arbeit, über Physik, Naturkunde, Geographie, Geschichte, Nationalökonomie u. s. w. gehalten. 4. Die Beurlaubung. Während dieser bleiben die Sträflinge unter polizeilicher Aufsicht und haben einen ehrlichen Erwerb nachzuweisen, dessen Beschaffung ihnen jedoch dadurch erleichtert wird, daß sie zu Dienst- und Arbeitsstellungen empfohlen werden und daß ihnen bei eintretender Not mit Rat und Hilfe beigestanden wird. Sobald der Beurlaubte ein neues Vergehen verübt, ein faules Leben führt oder mit übel berüchtigten Subjekten umgeht, wird die Beurlaubung für den Rest der noch nicht abgelaufenen Urlaubszeit aufgehoben.

Dieses Croftonische Progressivsystem hat in Italien, Finnland, Frankreich, Holland und andern Ländern Eingang gefunden. Ob die deutsche Reichsgesetzgebung sich bei der bevorstehenden einheitlichen Neuordnung des Strafvollzugs dem Progressivsystem zuwenden wird, ist noch zweifelhaft. In Preußen haben wir das Isolirsystem mit zulässiger vorläufiger Entlassung nach Verbüßung von drei Vierteln der Strafzeit in Strafanstalten wie Moabit und Plözensee, in andern, wie Mewe und Graudenz, die Gemeinschaftshaft mit derselben Kürzungsfähigkeit. In allen kleinen Gefängnissen haben wir die Gemeinschaftshaft mit Arbeit in und außerhalb der Gefängnismauern. Für den gebildeten Gefangenen wird besonders gesorgt. Den Kaufmann, der wegen Betruges bestraft ist, den Mendanten, der Gelder unterschlagen hat, den wegen gleichen Vergehens gefangenen jungen Postbeamten finden wir im Bureau des Gefängnisinspektors beschäftigt. Gut genährt und gekleidet verbringt jeder Gefangene bei angemessener

Beschäftigung in allerdings zuweilen wegen Überfüllung etwas beengten Räumen seine Strafzeit.

Erfüllt nun unsere heutige Freiheitsentziehung, sei es Gemeinschafts-, sei es Einzelhaft, ihren Zweck als Strafe und bessert sie den Sträfling? Mittelstedt verneint dies. In seiner Schrift „Gegen die Freiheitsstrafen“ (Leipzig, Hirzel, 1879) kritisiert er das heutige Straßsystem scharf. Es können, so führt er aus, mit Beiseitelassung aller unfruchtbaren Schulgelehrsamkeit in der Gegenwart nur noch zwei relative Zweckbestimmungen der Strafe als wirksame geistige Kräfte in Betracht kommen. Das ist Abschreckung und Besserung. Die erstere gehört dem Temperament und dem Naturalismus unsrer Väter an. Sie wagt sich mit Bewußtsein unter uns nur noch dann und wann in schwindbüchtigen Wallungen hervor, wenn eine besonders starke Sensation dem erregten Blut seine Herrschaft über die nervenschwache Vernünftigkeit wiedergiebt. Für die rohen, grausamen, rücksichtslosen Formen der abschreckenden Strafmittel: Rad und Galgen, Pranger und Brandmarkung, Hunger und Prügel ist in der neuern Weltanschauung kein Platz mehr. Mußte denn durchaus noch weiter gestraft werden, so sollte die Strafe in anmutiger, menschenfreundlicher Gestalt auftreten und mit einer beweglichen Veröhnungsszene zwischen der strafenden Gesellschaft und ihrem verlorenen Sohne schließen. Also wollte es die Religion der Humanität, die Strafe sollte bessern, sollte erziehen. Ist denn aber unter den möglichen Besserungsmitteln auch nur eins, welches die Gewähr des Erfolges darbietet? Die Isolierung ist nur relativ besser als die Gemeinschaftshaft. Sie führt nur zu einer heuchlerischen, trügerischen Besserung des Sträflings in der Zelle, die aber nur ein Produkt der Zelle ist, nur in ihren Mauern schattenhaft gedeiht und sofort sich wieder auflöst, sobald die Luft der Freiheit den Gefangenen wieder umweht. So richtig der Gedanke der Zwischenanstalten irischen Systems mit ihren künstlichen Versuchen allmählicher Überführung der Knechtschaft, der Isolierung zur Freiheit und Gemeinsamkeit an sich ist, so unausführbar ist dies die Individualisierung weiter zuspizende System für die Massen, so lange man nicht für jeden Gefangenen einen besondern, nur für ihn moralisch vorforgenden, weltklugen Mentor in Bereitschaft hat. Die Gefängnisreformer gestehen nun auch zu, daß die Isolierung allein es nicht thue. Das Leben des Sträflings in der Zelle müsse allerdings menschlich ausgefüllt werden und seinen sittlichen Inhalt erhalten. Das aber sei die große Aufgabe der Arbeit. Aus grauer Vorzeit und wirtschaftlichem Kindesalter hat sich ein Weisheitspruch von dem Segen der Arbeit erhalten. Die dunkle Weisheit mosaischer Schöpfungsgeschichte hat die Arbeit freilich unsrer Creatur als Fluch für den Sündenfall durch Gottes Gerechtigkeit auferlegen lassen; doch mag solche arbeitsfeindliche Vorstellung mit den Lebensgewohnheiten des auserwählten Volkes zusammenhängen. Sicher ist, daß das ganze sittliche Wesen der Arbeit, alles Gute und aller Segen, der in ihr verborgen ist, einzig und allein in der freien Arbeit ruht.

Nur sie besitzt die Kraft, Körper und Geist im Gleichgewicht zu erhalten, die aufstrebenden Triebe der Seele zu stärken und zu zügeln, die Schaffenslust zu fördern, das Menschengeschöpf friedfertig einzuordnen in die großen und kleinen Kreise natürlichen Daseins. Nichts von alledem ist wahr, sobald von unfreier Arbeit, von der durch Gewalt erzwungenen Muskelbewegung des Sklaven und des Knechtes die Rede ist. So wird denn gemeinhin zugestanden, daß, wie die Isolierung an sich nicht viel bedeute, auch die Arbeit als solche nicht Wunder wirken könne. Was hinzukommen müsse und allerdings die große Hauptsache sei, das sei die stetige erziehlche, individuell menschliche Einwirkung auf den Gefangenen durch den Seelsorger, Lehrer, Gefängnisbeamten. Man ist sehr stolz auf das Prinzip der Individualisierung. Gering und dürftig ist in Wirklichkeit der Erfolg der ganzen Gefängniserziehung. Sie läuft darauf hinaus, daß der Direktor Konduitenlisten und Personalakten über die disziplinarischen Vorgänge jedes Sträflings führt, der Gefängnisgeistliche alle Sonn- und Festtage Gottesdienst abhält, daß täglich ein oder zwei Stunden Elementarunterricht erteilt wird und im übrigen unter dem Kommando der Gefängniswärter das komplizierte Räderwerk des Arbeits-, Ess- und Schlafmechanismus rastlos abschnurrt. Man braucht sich nur das Mißverhältnis seelsorgender und lehrender Kräfte zu der durchschnittlichen Quantität und Qualität von Gefangenen zu vergegenwärtigen — ein Geistlicher, ein bis zwei Lehrer für 4—600 Sträflinge —, um für die gesamte moralische Leistungsfähigkeit landesüblicher Straf-erziehung nicht mehr als ein Achselzucken übrig zu behalten.

Nachdem Mittelstedt weiter ausgeführt, daß die staatliche Gesetzgebung heute wie vor hundert Jahren unverrückt auf dem Standpunkte der Abschreckung und nur der Abschreckung stehe, sodas für sie die Freiheitsstrafe nichts als ein Straf-übel sei, dessen Größe sich nach der zeitlichen Länge der Freiheitsentziehung bemesse, sodas auch das System der vorläufigen Entlassung, bei seiner Rezeption in Deutschland mit ganz besonderen Erwartungen begrüßt, kläglich Fiasko gemacht habe, meint er, man sollte endlich von dem verhängnisvollen Irrtum ablassen, durch gefesslich zugemessene Zeitquanta von Unfreiheit die Menschen zur Freiheit erziehen zu wollen. Diejenigen Ideen, welche ihm für die Reform des bestehenden Strafsystems als die wesentlichsten erscheinen, entwickelt Mittelstedt in Kürze etwa wie folgt:

Es muß grundsätzlich gebrochen werden mit dem Besserungszweck der Freiheitsstrafen und ihnen voll und unbedingt die ihnen von Gott und Rechtswegen zukommende Natur eines Strafübels zurückgegeben werden. Sie sollten endgiltig dem bisherigen Regime einer weichlich verhätschelnden, in Erziehungsversuchen spielenden, professionellen Humanität entrissen und voll hineingestellt werden in die Strenge, erbarmungslose Herrschaft der Entbehrungen, Duldungen und Schmerzen. Insbesondere ist die intensivste Steigerung der Zwangsarbeit vor allem von Nöten, um wieder Zucht und Furcht und ernsthafte Buße in

die Strafrechtspflege hineinzubringen. Darnach vorzüglich, nach der schonungslosen Härte der Zwangsarbeit, sollten sich die Grade der Freiheitsstrafen abstufen und nicht so ausschließlich nach dem arithmetischen Maßstabe von Zeitlängen. Auch der Hunger muß wieder als Strafübel seinen Platz finden. In der ehemals üblichen Verschärfung der Freiheitsstrafen durch zeitweise Beschränkung der Kost auf Wasser und Brot lag mehr Humanität als in dem heutigen Schlenbrian der trotz aller rationellen Speisereglements durch die unvernünftige Länge der Freiheitsstrafe Körper und Seele verwüstenden Gefängnispflege. Die große Masse der gewerbmäßigen Diebe und Gauner, deren Leben ausgefüllt ist durch kurze Intervalle ungebundenen Kampfes gegen die rechtlichen Grundlagen der Gesellschaft und durch lange Zeiträume von Gefängnis- und Zuchthaushaft und deren Unverbesserlichkeit klar zu Tage liegt, ist unschädlich zu machen durch Detinirung in Arbeitshäusern, nicht für ein oder zwei Jahre, sondern für eine unbestimmte, am besten für ihre ganze Lebenszeit.

Das Letzte, was anzustreben bleibt, ist Rückkehr zu andern Strafarten, als sie die Freiheitsentziehung ermöglicht. Die Todesstrafe muß wieder zur Wahrheit werden, der volle und ganze Ernst der Strafandrohung den Gemüthern des Volkes scharf eingeprägt werden. Sie ist die einfache unmittelbare und endgiltige Vernichtung der äußersten verbrecherischen Auswüchse der Gesellschaft.

Alle großen Kulturvölker alter wie neuer Zeit, die Griechen wie die Römer, die Engländer wie die Franzosen haben Jahrhunderte lang wesentlich durch Exil und Deportation ihre Staats- und Rechtsordnung aufrecht erhalten. Der Erdkreis, so groß und breit, birgt noch so unendlichen Raum für die Befruchtung durch Menschenarbeit und für den ungebundenen Kampf ums Dasein. Die deutsche Nation wird wenigstens den Versuch mit der Deportation machen müssen. Wiederherstellung der Prügelstrafe, mehr körperliche Züchtigung und weniger Freiheitsentziehung, so lautet die Volksstimme. Natürlich ergreift darob banges Entsetzen alle aufgeklärten Leute! Es ist aber wohl eine ernsthafte, durch leere Phrasen von Menschenwürde nicht zu beseitigende Frage, ob für besonders freche und hubenhafte Frevel, für boshafte Sachbeschädigungen, Körperverletzungen und ähnliche Niederträchtigkeiten halbwüchsiger Jugend ein entsprechendes Quantum von Rutenhieben nicht ein wirkungsvolleres, natürlicher gegebenes und humaneres Strafmittel wäre, als ein paar Tage, Wochen, ja Monate Einsperrung im Gefängnisse.

Endlich könnten für die Bedürfnisse der Strafrechtspflege noch herangezogen werden: die bürgerliche Ehre und das Vermögen. Besonders verächtliche Arten von Sünden, von Betrug, strafbarem Eigennuß und ähnliche mit dem sozialen Besten der Erwerbsgier und Genußsucht zusammenhängende Vergehungen könnten an den Übelthätern gesühnt werden nicht sowohl durch lange Freiheitsentziehung, als durch unsrer modernen Empfindsamkeit entsprechende Formen von Ehrenstrafen. Will man den Übelthäter nicht mehr in eigener Person an den Pranger

stellen, so kann man Namen und Bild an die Schandsäule heften. Die unendlich gesteigerte Öffentlichkeit des Lebens giebt in der Gegenwart wirksame Mittel genug an die Hand, den schlimmsten Bethätigungen gemeiner Gesinnung den Stempel der Infamie für alle Welt erkennbar aufzudrücken.

Was den Ersatz der Freiheitsstrafen durch Geldbußen betrifft, so kann es sich natürlich auch hier nur um ein beschränktes Gebiet handeln, innerhalb dessen für diese Strafart Raum bleibt. Nur die besitzenden Klassen der Gesellschaft und nur Vergehungen mehr formaler Natur oder in Gewinnsucht wurzelnde Delikte können dabei in Frage kommen. Aber freilich müssen die Geldstrafen auch so zugemessen werden, daß sie dem Vermögensstande des Verurteilten eine wesentliche Minderung zufügen. Wer durch die *auri sacra fames* gesündigt hat, mag fortan in Armut und Entbehrung am eignen Leibe erfahren, was Hunger leiden heißt.

So etwa Mittelstedt. — So überzeugend nun seine Ausführungen auch klingen, wir müssen uns doch fragen, ob seine Vorschläge das System des Strafvollzuges, wie es jetzt üblich und herkömmlich ist, wesentlich zu ändern geeignet sind. Einen Ersatz für die Freiheitsstrafen überhaupt giebt es nicht, da die wenigen Fälle, in denen Mittelstedt die Prügelstrafe zulassen will, eine wesentliche Bedeutung nicht beanspruchen, und eine Vermehrung der Geldstrafen jedenfalls das bedenklichste Hilfsmittel sein würde, und so sind denn auch seine Vorschläge hinsichtlich des Strafvollzuges: intensivste Steigerung der Arbeit und Anwendung von Hungerstrafen in der Strafanstalt, soweit sie nicht bereits gegenwärtig ausgeführt werden und überhaupt ausführbar sind, nicht von durchschlagender Bedeutung.*)

Die Scheu vor der Strafe und der Strafanstalt hat sich sicherlich verringert, aber doch nur deshalb verringert, weil die Scheu vor dem Verbrechen und die Furcht vor der Schande des Verbrechens sich verringert haben. Die Vermehrung der Kriminalität wird durch Ursachen, die auf andern Gebieten als auch dem des Strafrechts und des Strafvollzuges liegen, herbeigeführt. Als die schwersten Strafen in Deutschland bestanden und der Strafvollzug in der härtesten Weise erfolgte, als der Scharfrichter mit allen möglichen Todesstrafen, mit Pranger und Brandmarken, mit Auspeitschung tagtäglich die Strafurteile vollzog, wurden die schwersten Verbrechen so häufig und in so entsetzlicher Weise begangen, daß die damaligen Berichte in den bittersten Klagen über die überhandnehmende Kriminalität sich ergingen und die damaligen Kriminalgerichte durch hunderte von Todesurteilen die steigende Verwilderung der öffentlichen Moral zu bannen nicht vermochten.

Wenn jene grausamen Todesstrafen, wenn jene in der brutalsten und härtesten Weise vollzogenen Freiheitsstrafen, wenn Brandmarken, Pranger und

*) Vergl. Schwarze, die Freiheitsstrafe. Leipzig, 1880.

Auspeitschen nicht abschrecken, wenn unter der Herrschaft dieser Strafen die Verbrechen nicht bloß quantitativ, sondern auch in ihrer Scheußlichkeit sich mehrten, wie will man da behaupten, daß eine Rückkehr zu einer ähnlichen milderen Vollziehung der Strafe, z. B. Anheften der Photographie des Missetäters an einen Schandpfahl, den Menschen, der ein Verbrechen unentdeckt zu begehen hofft, abschrecken werde? Die Geschichte des Verbrechens und des Strafrechts zeigt, daß es ein ehernes Gesetz ist: Je brutaler die Strafe, desto brutaler wird das Verbrechen!

Nicht sowohl die Strafe — sagt Schwarze — als die Wahrscheinlichkeit der Entdeckung und Habhaftwerdung des Thäters ist es, welche vorzugsweise abschreckende Wirkung äußert. Wohl selten wird der Thäter davon ausgehen, daß er entdeckt und bestraft werde. Es ist unzweifelhaft, daß in dem Thäter die Furcht vor der Polizei mächtiger wirkt als die Furcht vor dem Strafgerichte. Eine entschiedene, wachsame und in ihrer Wirksamkeit nicht zu sehr eingeschränkte Polizei, die den Beweis liefert, daß sie in der Entdeckung des Thäters geschickt und erfolgreich operirt, verhindert mehr Verbrechen als alle Abschreckung durch die Strafe. Die rasche und entschiedene Verfolgung der Spuren der That und des Thäters ist der Schrecken der Verbrecherwelt. Alle Erfindungen der Neuzeit werden von den Verbrechern zur Vollführung ihrer Thaten, zur Verbergung und zum Vorteile der Gegenstände des Verbrechens und zur Beförderung der Flucht benutzt; aber die Verfolgung des Thäters wird in vielfacher Beziehung beschränkt und aufgehalten, weil man der Behörde die gleichen Mittel nicht gestattet oder sie dieselben nicht ausreichend verwertet.

Nun fehlt es allerdings nicht an Fällen, daß Verbrechen von dem Thäter in der Absicht begangen werden, damit er wieder in die Strafanstalt hineinkomme, und daraus wird der Beweis hergeleitet, daß die Strafanstalt keinen abschreckenden Einfluß mehr ausübe. Der Grund hiervon ist aber keineswegs dem Strafvollzuge oder übel angebrachter Humanität zur Last zu legen. Man muß vielmehr zwei Kategorien von Verbrechern unterscheiden. Es giebt eine Klasse von Sträflingen, die wiederholt rückfällig sind und jedesmal nach kurzem Aufenthalt in der Freiheit wieder ein Verbrechen begehen, um in die Strafanstalt aufgenommen zu werden. Es sind das energielose, verkommene Subjekte, welche zu faul sind, um sich nach Arbeit umzusehen und bei gefundener Arbeit fleißig zu sein. Unter dem Zwange der Anstalt arbeiten sie ruhig und ordentlich. Für Essen, Trinken, Nachtlager brauchen sie nicht zu sorgen; weitere Bedürfnisse kennen sie nicht. Sie sagen: Hier bin ich wieder in meiner Ordnung. Verwahrloste Erziehung und insolge davon Ausschweifungen aller Art sind meist die Ursache ihrer moralischen und physischen Verkommenheit. Glaubt man, daß solche Leute durch eine noch so harte Vollziehung der Strafe sich vor den Rückfällen abschrecken lassen würden?

Die andre Klasse der Sträflinge umfaßt solche, die nach überstandener Strafe den redlichen Willen mitbringen, zu arbeiten und ihr ehrliches Brot zu verdienen, denen aber die Arbeit versagt wird, und zwar deshalb, weil sie aus dem Gefängnis kommen. Allenthalben von den Arbeitgebern zurückgewiesen, von den Gemeindegliedern mit Hohn und Verachtung behandelt, bei ihren Versuchen, mit andern Leuten in Berührung zu treten, mißtrauisch beobachtet, sind sie nicht imstande, durch Arbeit ihr Brot sich zu erwerben, sodaß sie schließlich wieder stehlen und unter Thränen und Schluchzen eingestehen, daß sie die strengste Strafhast erträglicher finden als ein solches Leben in der Freiheit. Wer wollte solche elende Kreaturen noch hungern lassen und prügeln? Auch Mittelstedt

empfindet Mitleid mit ihnen und sagt: Was den Armen und Elenden, den Ausgestoßenen und Gefallenen zunächst fehlt, ist warmherzige Menschenliebe und schützender Menschenverkehr. Auch mancher, der in pharisäischem Hochmut auf jeden Verbrecher herabsieht, müßte begreifen, daß nicht ihm, sondern den Verhältnissen, in denen er erzogen und herangebildet worden, sowie der günstigen Gestaltung seines Geschicks im bürgerlichen Leben das Hauptverdienst gebühre, auf der Bahn des Rechts geblieben zu sein. An wen die Versuchung nicht herantritt, der kann auch nicht durch sie fallen; eine uralte Erfahrung, die in der von unzähligen Menschen oft genug gedankenlos hingebrochenen christlich-religiösen Bitte Ausdruck gefunden: Führe uns nicht in Versuchung!

Welche Mittel giebt es, das gewohnheitsmäßige Verbrechertum auszurotten, das mit dem Gewohnheitsbettler- und Vagabundentum gemischt ist und seinen Ursprung zum großen Teil in verwahrloster Erziehung hat, großgezogen wird in den gemeinsamen kleinen und großen Gefängnissen, geradezu ermuntert wird durch die Strafen von kurzer Dauer und riesenhaft anwachsen muß, weil die bürgerliche Gesellschaft es von sich ausstößt und auch denen die Hand zu reichen sich weigert, welche das ernste Bestreben haben, sich in der Achtung ihrer Mitmenschen wieder herzustellen?

Soweit die Strafe als Sühne der die Rechtsordnung störenden That in Betracht kommt, bleibt uns als vornehmlichstes Strafmittel nur die Freiheitsentziehung, und zwar in der Form, wie sie sich historisch entwickelt hat, als Isolirhaft, die auch Mittelstedt als die relativ beste Gefangenschaft anerkennt. Dabei scheint uns der Übergang von der einsamen Haft zur gemeinsamen in einer Reihe von Abstufungen zu den Zwischenanstalten bis zur vollen Freiheit nach dem Progressivsystem folgerichtiger und praktischer als die Rückkehr zur Strafnichtigkeit, in welcher der Sträfling rücksichtslos angespornt und erbarmungslos angetrieben werden soll im Scharwerk jeglicher Art, soweit es das Mark seiner Knochen und die Sehnen seines Fleisches ertragen, wenn auch Körper und Seele darunter leiden, aufstöhnen und zusammenbrechen sollten. Aus sanitären und praktischen Gründen dürfte die Sträflingsarbeit dieser Art nicht durchführbar sein.

Der Entwurf des deutschen Reichsstrafvollzugsgesetzes, der zur Zeit im Schoße des Bundesrates ruht, hat sich im Prinzip nicht für die Einzelhaft entschieden. Er umgeht die Systemfrage und läßt damit der Willkür der einzelnen Staaten in der Wahl des Systems freien Spielraum. Von der Strafe der Deportation ist selbstverständlich darin keine Rede, denn hier kommt, abgesehen von dem theoretischen Streit für und wider, die Errichtung deutscher Kolonien in fernen Ländern in Frage. Das sind Fragen von so weitgehender Bedeutung, daß sie von heute auf morgen sich nicht beantworten lassen.

Weitaus die wichtigsten Mittel zur Ausrottung und endgiltigen Vernichtung des gewohnheitsmäßigen Verbrechertums gehören nicht zu dem engumgrenzten Gebiete der Strafrechtspflege. Wir kommen da zu den Repressiv- und Präventivmaßregeln. Repressiv wirkt bei der Behandlung der Gewohnheitsverbrecher gleich der der Bettler und Landstreicher: Einsperrung in ein Arbeitshaus auf unbestimmte Zeit. Präventiv wirkt einmal die Zwangserziehung der verwahrlosten und verbrecherischen Jugend und zweitens die Fürsorge für die entlassenen Gefangenen. Viel wird in dieser Beziehung vom Staate und von Privaten gethan, aber unendlich viel bleibt noch zu thun. Doch das sind Fragen, die sich hier nicht beiläufig abthun lassen; sie bieten Stoff genug für einen besondern Aufsatz.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Zweiundzwanzigstes Kapitel.

Serr Rudolf Schmidt vertrug sich mit seinem Redakteur dahin, daß letzterer die Redaktion bis Ende des Quartals, also noch etwa vier Wochen lang, fortzuführen habe, und daß bis dahin die bisherige politische Richtung beibehalten werden solle. Ob später eine neue Wendung, ein plötzlicher oder allmählicher Umschwung in der Tendenz eintreten solle, darüber behielt sich der Besitzer noch die Entscheidung vor. Inzwischen that er sein Möglichstes, den übeln Eindruck der „Gedanken des Spaziergängers“ und der Leitartikel der letzten Zeit abzuschwächen. Er lief von einem Wirtshaus ins andre und wiederholte mit großem Wortaufwande das, was er am ersten Tage in dem Garten des kleinen Wirtshauses von Dr. Glock gehört hatte, daß nämlich dem Verfasser der Artikel persönliche Beleidigungen ganz fern gelegen hätten und überhaupt nicht dem Wesen der Satire entsprächen.

Nun hatte er allerdings eine solche Gabe der Rede, daß ihm nicht leicht jemand gewachsen war und er in den Diskussionen beim Bier immer das letzte Wort behielt, aber es half doch nicht viel, und das merkte er selbst. Die Stimmung in der Einwohnerschaft verbesserte sich nicht, ward im Gegentheil immer feindlicher gegen seine Zeitung, und mehr und mehr befestigte sich die Ansicht, daß Herr Schmidt selber die Artikel geschrieben hätte, und daß Dr. Glock unschuldig dafür büßen müsse.

Namentlich in den höhern Kreisen war der Richterspruch gefällt worden und stand unwiderruflich fest. Die Zirkel der Patrizier- und alten Bürgerfamilien mit eignen Häusern in den Hauptstraßen, von denen Herr Schmidt früher wohl geträumt hatte, daß sie sich ihm öffnen würden, schlossen sich luftdicht gegen ihn ab, und so mancher der großen Kapitalisten, der ihm vorher

wohl zugenickt hatte, ging jetzt steif und kalt an ihm vorüber. Ja sogar seine Braut und die gesamte Familie des Geheimen Kanzleirats rümpften die Nase, wenn er von seiner Zeitung sprach, und meinten, es wäre besser, über die Sache ganz zu schweigen.

Herr Schmidt nahm den Fall sehr ernsthaft. Er fürchtete für seine Bank. Er hatte sich sehr ernstlich in mehreren Unternehmungen industrieller Art engagirt, und es wäre für ihn ein vernichtender Schlag gewesen, wenn das Handelsgericht gewisse gesetzliche Bestimmungen gegen ihn hätte in Anwendung bringen wollen. Es saßen im Handelsgerichte Leute, welche er jetzt für seine Feinde halten mußte, und seiner mißtrauischen Natur nach glaubte er, daß diese sich die Gelegenheit, ihm zu schaden, nicht entgehen lassen würden. Besonders schwere Bedenken machte ihm seit einiger Zeit die Terracottafabrik. Er hatte eine Menge von Bestellungen auf Fliesen erhalten, konnte aber keine liefern, weil die Herstellung der Öfen nicht vom Flecke wollte. Der Töpfermeister, welchen er engagirt hatte, behauptete, daß der von den wissenschaftlichen Autoritäten für ausgezeichnet erklärte Thon nichts taue, und ließ an dem einen Ofen, der fertig war, immerfort ändern.

In dieser Not dachte Herr Schmidt nicht etwa an eine Beschränkung und ein vorsichtiges Zusammenhalten seiner Geschäfte, sondern vielmehr an neue Unternehmungen, welche die alten herausreißen könnten. Lebhafter als je stand ihm die Bierbrauerei vor Augen, welche er in Eichhausen errichten könnte, und er beschloß, einen Versuch zu machen, Baron Sertus für seinen Plan zu gewinnen. Dazu sollte ihm, wie er sich in seinem unruhigen Kopfe vorgestellt hatte, die Gräfin von Altenschwerdt behilflich sein.

Die Gräfin hatte auf seinen Rat dreitausend Thaler in einer Berliner Baugesellschaft angelegt und nach vierzehn Tagen viertausend Thaler dafür wiedererhalten, indem auf Schmidts Wink hin der Kursstand richtig benutzt worden war. Sie hatte ihm ein Billet geschrieben, worin sie ihm ihren Dank für seinen guten Rat aussprach, und er konnte auf ihre freundliche Gesinnung rechnen. Sie war jetzt in Eichhausen, und er wollte sie dort besuchen. Hoffentlich gelang es ihm, ein doppeltes Geschäft zu machen, indem er ein größeres Kapital von der nach Gewinn begierigen Dame in sein eignes Geschäft erhielt und zugleich ihre Empfehlung bei dem Baron erlangte.

So fuhr er denn einige Tage nach seinem Streit mit dem Dr. Glock hinaus und machte seinem Oheim, dem Inspektor, einen Besuch. Er dachte als umsichtiger Mann hier erst die richtige Bitterung hinsichtlich der Lage im Schlosse zu erhalten.

Seine Schwester Millicent, welche er herüber holen ließ, zeigte sich in nicht sehr rofiger Laune, als sie auf sein Befragen von dem Besuche drüben erzählte, und es schwebten ihm mehrere male spöttische Bemerkungen auf der Zunge, die ihr Verhältnis zu der Herrschaft im Schlosse betrafen, welches ihm

niemals gefallen hatte. Denn aus Millicents Bericht ging hervor, daß die Gräfin sie zu allerhand Dienstleistungen heranzog. Er behielt heute jedoch seine Bemerkungen für sich, so schwer ihm das wurde, weil ihm daran lag, genaue Auskunft zu erhalten, und er deshalb die Schwester nicht ärgern wollte.

Die Gräfin war, wie Millicent berichtete, ganz ohne Bedienung gekommen, beanspruchte aber eine beständige Aufwartung. Das junge Mädchen, welches ihr als Kammerjungfer überwiesen worden war, hatte soviel damit zu thun, der Gräfin weiße Unterröcke zu bügeln, daß sie kaum für etwas andre Zeit übrig behielt, und doch hatte die Gräfin immerfort Aufträge und übertrug diese andern Leuten, die garnicht zu ihrem Dienst da waren. Bald wollte sie kaltes Wasser und bald heißes haben, bald mußte Thee, bald Chokolade und bald Kaffee bereitet werden, wobei die Gräfin äußerst peinlich war. Immerfort gab es etwas an ihren Anzügen zu ändern, loszutrennen, festzustecken, anders zusammenzusetzen. Ihre Toilette vormittags dauerte drei Stunden lang, die erste Stunde litt sie dabei niemand im Zimmer, die beiden andern Stunden aber hielt sie zwei Personen zu ihrer Hilfe im Gange. Ihr das Haar zu machen, war eine schwierige Aufgabe. Millicent behauptete auch, noch niemals eine so geizige Dame gesehen zu haben. Sie achtete auf das kleinste Stückchen Band und Spitze, und es fiel ihr nicht ein, den Domestiken, welche sie in fortwährendem Laufe erhielt, dafür einmal etwas zu schenken. Bei alledem hatte sie eine Manier des Befehlens, welcher man sich nicht leicht entziehen konnte, so unangenehm dieser Ton auch war, und Millicent gestand, daß alles auf ihren Wink flog, und daß sie selber, Millicent, sich täglich über die eigne Gutmütigkeit der Gräfin gegenüber ärgere. Auch der junge Graf sei nicht der angenehmste Gast. Er ändere zu oft seine Absicht und widerrufe seine eignen Befehle. Bald sei er sehr freundlich gegen die Domestiken, bald lasse er sie hart an. Er sei sehr reizbar und nehme, wenn ihm etwas nicht recht sei, einen spöttischen Ton an, der beinahe schlimmer sei als der befehlshaberische seiner Mutter.

Und was sagt der Baron dazu? fragte Rudolf. Ist ihm der Besuch angenehm?

Millicent meinte, der Baron merke das Unangenehme ja nicht. Das merkten nur die Dienstleute. Der Baron sei sehr erfreut über den Besuch, denn die Gräfin wisse ihn gut zu unterhalten. Er säße jetzt oft stundenlang mit ihr in der Bibliothek allein und zeige ihr alte Bücher, da sie eine große Passion für Genealogie habe, oder zu haben behaupte — denn man könne ihr in keiner Sache trauen.

Sie will den Baron wohl heiraten? fragte Rudolf.

Millicent zuckte die Achseln. Über die intimern Verhältnisse der Familie Sextus ließ sie sich nicht aus, sondern beschränkte sich auf die Schilderung der Gäste.

Nachdem er alles erfahren hatte, was er aus Millicent herausziehen konnte, ließ sich Herr Schmidt bei der Gräfin anmelden. Sie bewohnte zwei der schönsten

Zimmer des Schlosses im obern Stock, auf demselben Korridor, welcher auch zu Dorotheens Zimmer führte. Diese Gemächer waren, obwohl Baron Sertus ein so einsames Leben führte und seit langer Zeit keinen Besuch bei sich beherbergt hatte, doch in modernem Geschmack und sehr elegant möblirt. Der Salon, in welchen Herr Schmidt geführt wurde, hatte eine rote Sammettapete und vergoldete Möbel mit geschweiften Lehnen und Beinen und einem Überzug von rotem Seidendamast. Gräfin Sibylle empfing den Bankdirektor in Erinnerung der tausend Thaler, die sie durch seinen Rat gewonnen hatte, sehr gnädig und war bald mit ihm in eine Erörterung der Börsenverhältnisse vertieft. Er hatte seinen Besuch damit erklärt, daß er geschäftliche Angelegenheiten in Eichhausen zu erledigen habe und dabei die Gelegenheit nicht habe veräumen wollen, ihr einige für sie interessante Mitteilungen über das steigende Interesse für Industriepapiere zu machen.

Mein Augenmerk ist darauf gerichtet, sagte Gräfin Sibylle, möglichst hohe Zinsen zu erhalten und auch am Kurse zu verdienen, ohne daß ich doch etwas riskire.

Herr Schmidt lächelte. Im allgemeinen, sagte er, sind das Gesichtspunkte, welche sich einander schroff gegenüberstehen. Hohe Zinsen und Sicherheit der Anlage vertragen sich nicht mit einander. Es giebt jedoch Ausnahmen, wie bei jeder Regel.

Damit fing er an, der Gräfin von seinen eignen Geschäften zu sprechen und ihr in geschickter Weise den Gedanken naheulegen, ihr Geld in diesen selbst anzulegen.

Gräfin Sibylle verstand nicht alles, was er ihr auseinandersetzte, denn er bemühte sich, möglichst viele kaufmännische Ausdrücke anzuwenden, doch gewann sie den Eindruck, daß es Herrn Schmidt schmeichelhaft sei, mit ihr in Verbindung zu stehen. Sie hatte häufig schon die Erfahrung gemacht, daß Kaufleute ihrem Titel zu Gefallen von der Strenge ihrer Geschäftspraxis nachließen. Sie pflegte ihre Seide, ihren Sammet und ihre Spitzen vorteilhafter einzukaufen als bürgerliche Leute, wußte auch, daß sie ihre Rechnungen länger unbezahlt lassen durfte als diese. Durch ihre Begier nach einem neuen guten Geschäft, wie dem in Berliner Bauaktien, ließ sie sich zu dem Gedanken verleiten, Herr Schmidt wolle ihren schönen Augen zu Liebe sie Geld verdienen lassen. Sie pflegte mit ihrem Kapital immerfort zu spekuliren, und jetzt war es ihr einleuchtend, als Herr Schmidt es ihr klar machte, daß eine Epoche hoher Blüte der Industrie angebrochen sei, und daß es klug sei, die Gelegenheit zu benutzen, um zu verhältnismäßig niedrigem Kurse Industriepapiere zu kaufen oder sich überhaupt an industriellen Unternehmungen zu beteiligen.

Troßdem würde sie wohl kaum auf die Ideen des Herrn Schmidt eingegangen sein, wenn sie nicht von einer nervösen Unruhe erfüllt gewesen wäre, welche sie verhinderte, kalter Überlegung zu folgen. Ihre Pläne in Schloß

Sichhausen und ihre Befürchtungen hinsichtlich Erfüllung derselben gingen ihr so lebhaft im Kopfe herum und versetzten sie in eine solche Spannung, daß ihre Neigung zu gewagten Dingen die Oberhand über ihr natürliches Mißtrauen gewann. Die fünfzehn Prozent Dividende, welche ihr Herr Schmidt in Aussicht stellte, falls sie ihm ein Kapital anvertrauen wollte, lockten sie in dieser Gemüthsverfassung zu sehr, als daß sie hätte widerstehen können, und sie sagte ihm zu, ein Kapital von zwanzigtausend Thalern ihm übergeben zu wollen, wenn er ihr die nötige Sicherheit dafür biete. Es war dies das ganze Vermögen, welches sie besaß, worüber sie Herrn Schmidt jedoch keine Aufklärung gab. Er versprach ihr hypothekarische Sicherstellung der Summe, und es ward verabredet, daß er das Geld in den Wertpapieren, worin es jetzt bestand, zum Tageskurse übernehmen sollte.

Herr Schmidt war äußerst befriedigt von diesem Ergebnis der Besprechung. Er hätte gern auch noch hinsichtlich seines Projekts der Bierbrauerei etwas erreicht und tastete vorsichtig nach der Gräfin Ansicht über die Geneigtheit des Barons Sertus zu solchen Unternehmungen. Aber er merkte frühzeitig, daß er sich da auf unsichern Boden begeben habe, und brach rasch davon ab. Gräfin Sibylle schüttelte sofort mit dem Kopfe, als er nur leise auf eine etwaige Geneigtheit des Barons zu spekulativen Unternehmungen anspielte, und sagte in ziemlich trockenem Tone, daß sie davon nichts wisse und daß sie sich darum auch nicht kummere. Herr Schmidt sah ein, daß er alles erreicht habe, was er billig zu erreichen hoffen durfte, und zog sich zurück, mit dem Gefühl der Befriedigung nicht nur darüber, daß er selbst ein neues Kapital bekommen werde, sondern auch darüber, daß er in seiner Gutmütigkeit und Geschäftsgewandtheit der Gräfin einen Dienst erweise. Er beschloß, die Angelegenheit der Brauerei auf eine andre Weise in Gang zu bringen, nämlich mit Hilfe des Pfarrers Sengstach und der Baronessa Dorothea, von deren Kolonisationsidee er gehört hatte, und ging wieder zu seinem Oheim hinüber, wo er ein solides Mittagessen aufgetischt fand und wo er sich in eine nochmalige Unterredung mit dem jungen Menschen vertiefte, welcher so große Neigung für die Literatur gezeigt hatte.

Gräfin Sibylle hatte sich inzwischen mit Dorothea und ihrem Sohne in den Wagen gesetzt, um noch vor dem Diner, welches um sechs Uhr stattfand, einen Besuch beim Grafen von Francken abzustatten.

Nicht wahr, mein süßer Liebling, sagte Gräfin Sibylle beim Einsteigen zu Dorothea, diese Familie Schmidt, welcher Ihre gute Millicent ja auch angehört, ist doch eine sehr zuverlässige und solide?

Gewiß, entgegnete Dorothea, der ihr gütiges Herz nie erlaubte, von jemand übel zu sprechen. Millicents Brüder sind sehr strebsame und tüchtige Männer, und ein Bruder ihres Vaters ist ja unser Inspektor.

Dorothea erkundigte sich nicht nach dem Grunde der Frage. Sie bewahrte der Gräfin gegenüber eine abwartende Haltung und gab, beinahe absichtslos und

nur ihrem natürlichen Gefühl folgend, jedem Gespräch mit dieser Dame, welche sich bestrebte, sich in Dorotheens Empfindungen gleichsam einzubohren, eine kühle Färbung, indem sie sich zumeist auf Antworten beschränkte. Sie konnte der Gräfin nicht vergessen, daß sie die Veranlassung zu Eberhardts Fernhaltung war, und ihre Besorgnisse hinsichtlich deren Absichten nahmen immer deutlichere Form an. Die wenigen Tage, welche seit der Anwesenheit der Altenschwerdts verfloßen waren, schienen ihr eine Ewigkeit lang zu sein.

Gräfin Sibylle war kein Gast, der unbemerkt blieb. Obwohl ihr Benehmen darauf angelegt zu sein schien, ihren Wirten nur Freude und durchaus keine Unbequemlichkeit zu machen, obwohl sie gegen Dorothea wie gegen ihren Vater nur Goldseligkeit ausstrahlte und mehrfach sehr ernstlich darum bat, ihretwegen in alten, lieben häuslichen Gewohnheiten nicht die geringste Änderung eintreten zu lassen, so ward doch durch sie Schloß Eichhausen gewissermaßen auf den Kopf gestellt.

Für den Baron war dies nicht unangenehm. Er war ganz überrascht, zu finden, wie viel er wisse und wie geistreich er sei. Die Tage gingen ihm äußerst schnell vorüber. Hatte er sonst manchen Nachmittag und Abend, wenn nicht gerade der Graf zu einer Partie herüber gekommen war, still vor sich hin gebrütet und seinen Verdruß über die Verderbtheit der Neuzeit in sich hineingeschluckt, so war nun jemand da, der ihn verstand. Er bemerkte, daß seine Vormittage, die sich oft endlos bis zum Mittagessen hinschleppten, fast zu kurz wurden. Die Gräfin wollte seine Ställe und Wirtschaftsgebäude genau kennen lernen, sie entdeckte in dem Schlosse selbst die merkwürdigsten Dinge, über welche sie sich unterrichten mußte: Wappen, alte Schränke, Bilder, Siegel, Bücher, lauter Gegenstände, über welche er zu erzählen hatte. Sie hatte eine wundervolle Gabe, nach Dingen zu fragen, über welche Baron Sertus gern redete.

Anders aber stand es mit Dorothea. Die Stunden, welche sie sonst mit ihrem Vater in traulicher Ruhe verbracht hatte, trugen jetzt für sie das Gepräge der gekünstelten Unterhaltung, und die Zeit, welche sie für sich bei ihrer Arbeit und ihrer Lektüre zu verbringen gewohnt war, wurden durch Spaziergänge, Ausfahrten und sonstige gefellige Anforderungen arg beschnitten. Das wäre nun alles wohl noch zu ertragen gewesen, wenn nicht zwei dunkle Wolken ihren Schatten auf die Lage geworfen hätten: die Abwesenheit Eberhardts und die Anwesenheit des Grafen Dietrich.

Eberhardt hatte ihren Brief beantwortet, indem er seiner Liebe beredten Ausdruck gab und seinen Gehorjam gegenüber ihren Weisungen erklärte. Sie hatten darauf jeden Tag einen Brief ausgetauscht, in welchem sie sich einander über die Ereignisse ihres Lebens, besonders aber über ihre Empfindungen aussprachen. Aber es waren nun schon fünf Tage verfloßen, seitdem sie ihn nicht gesehen hatte. Über den Grund seines Wegbleibens hatte sie mit ihrem Vater noch nicht verhandelt. Der Baron ward von seinem Besuche so in Anspruch

genommen, daß er es, wie sie dachte, vielleicht noch nicht bemerkt hatte; oder vielleicht scheute er sich auch, die Sache von neuem zu berühren. Dorothea wollte auch hierin die Politik des Abwartens befolgen.

Was aber Graf Dietrich betraf, so hatte sie angefangen, ihn mit größerer Sorge zu betrachten. Er hatte ihr zuerst, bei dem Nachmittagsbesuche, recht gut gefallen, aber sein Wesen hatte sich verändert, seitdem er im Schlosse wohnte. Er hatte begonnen, ihr eine Aufmerksamkeit zu schenken, die ihr bedenklich erschien. Sie mußte sich gestehen, daß er ein Mann von vortrefflichen Formen und viel Geist war, seine Unterhaltung war immer interessant, und sie konnte ihm nicht vorwerfen, daß er ihr in aufdringlicher Manier den Hof mache. Aber er umgab sie in beharrlicher Weise mit Aufmerksamkeiten, und sie konnte sich nicht darüber täuschen, daß dies in überlegter Absicht geschehe. Die Empfindung, daß er in systematischer Weise seine Beziehungen zu ihr vermehren und zu vertiefen strebe, ward ihr so deutlich fühlbar, daß sie dadurch schon ungeduldig über ihn geworden war. Sie fand ihn zeitweise zu höflich und beschuldigte ihn heimlich der Koketterie. Wenn er seine sprechenden Augen auf sie richtete, den feinen braunen Schnurrbart drehte und über Kunst oder Literatur Bemerkungen machte, denen sie nur zustimmen konnte, hatte sie wohl das Gefühl, er betrachte mehr sich selbst als sie und höre sich selbst lieber als ihre Antworten.

Zuweilen dachte sie auch, er unterschätze sie und trage ihr Dinge vor, welche er ihrer Leichtigkeit wegen als erprobt bei Damen gefunden habe. Und so ging es ihr heute, als sie ihm im Wagen gegenüber saß und er viel über Pariser Sitten und besonders über die Damen in Paris erzählte. Dorothea hörte nur mit geteilter Aufmerksamkeit zu, denn man fuhr den alten, lieben Weg, der so schöne Erinnerungen hatte. Indem sie nun an Eberhardt dachte, während sie sich doch über so ganz andre Interessen unterhalten mußte, ward sie von einem solchen Anfall von Ungeduld ergriffen.

Ich glaube kaum, daß es richtig ist, Graf Altenschwerdt, sagte sie, nach den Manieren einiger Koterien von Schöngeistern und Salonheldinnen ein allgemeines Urtheil über die Sitten von Paris zu fällen, wie Sie es thun.

Ihre Stimme hatte bei diesen Worten einen leichten Ton von Unzufriedenheit und Tadel, welcher weder der Gräfin noch ihrem Sohne entging.

Graf Dietrich biß sich auf die Lippe und sah sie fragend an.

Ich meine, fuhr Dorothea fort, während sich ihre Farbe belebte, daß es für einen ernstern Beobachter kaum der Mühe lohnen müßte, Moden und Gebräuche zu beachten, welche nach zehn Jahren nicht mehr existiren werden. Aber es ist freilich schwerer, jene bleibenden Triebfedern zu erforschen, welche im geheimen tiefsten Grunde eines Volksscharakters wirksam sind. Seitdem ich gesehen habe, wie verschieden das wirkliche Italien von dem in Büchern geschilderten ist, traue ich auch den Beschreibungen von Paris, denen man so häufig begegnet, nicht mehr. Und besonders wird meiner Überzeugung nach zu viel Wert auf

die oberflächlichen Erscheinungen gelegt, welche sich dem Besucher in den literarischen Zirkeln zeigen.

Aber mein gnädigstes Fräulein, entgegnete Dietrich, Sie werden doch nicht leugnen wollen, daß die Literatur das Produkt und gewissermaßen die feinste Blüte des Nationalcharakters ist, und daß jene geheimen Triebfedern, von denen Sie ganz richtig sprechen, in den Büchern, Bühnenstücken, Zeitungen und so weiter sichtbar werden. Wenn auch die Pariser Salons nicht mehr das sind, was sie zur Zeit einer Madame Roland oder Frau von Sevigné waren, so zeigen sie doch noch immer in ihrer Vereinigung von Schönheit und Geist die Crème des Volkes.

Nun, ich denke das nicht, sagte Dorothea. Ich glaube, wenn die Pariser Damen, welche Sie im Sinne haben, sich, wie es sich gehörte, um ihren Haushalt und ihre Kinder bekümmerten, anstatt die Literatur und Politik regieren zu wollen, so würden die berühmten Autoren und glänzenden Akademiker sehr zusammenschrumpfen, das französische Volk aber immer noch bleiben, was es war. Das wird in Frankreich nicht anders sein als bei uns.

Graf Dietrich ärgerte sich, und das war ihm anzusehen. Er war mehr durch den Ton verletzt, mit dem Dorothea sprach, als durch ihre Entgegnung selbst. Hierüber würde er wohl gelacht haben, weil sie etwas enthielt, was ihm wahr und treffend erschien. Aber der Ton der Zurückweisung klang seinem Ohr sehr unangenehm, und er fühlte sich deshalb auch in seiner verborgen gehaltenen Eigenschaft als Dichter gekränkt. Wäre nicht seine Mutter gegenwärtig gewesen, so hätte er jetzt mit Dorothea ernstlich gestritten. Aber die Gräfin kam mit ausgleichenden Bemerkungen dazwischen und verhinderte einen Zwist.

Dietrich überließ eine Zeit lang seiner Mutter die Sorge für die Unterhaltung, blickte zur Seite in den Wald und dachte an Anna zurück. Die süße Sympathie dieses sanften jungen Mädchens fehlte ihm sehr, und er sehnte sich doppelt darnach, weil er nicht nur von ihr getrennt war, sondern auch noch einer andern den Hof machen mußte. Erst jetzt merkte er recht, wie lieb ihm Anna war, und das Herz blutete ihm, wenn er an den Abschied dachte, den er von ihr genommen hatte, und bei dem sie vor Schmerz ohnmächtig geworden war. Das blasse Gesicht mit den traurigen Augen stand immer vor ihm, und wenn er sich recht prüfte, mußte er sich gestehen, daß nur die Gleichgiltigkeit gegen die Welt, welche ihn nach diesem Abschiede erfüllte, es ihm möglich machte, mit solcher Gelassenheit Dorotheens Cavalier zu sein. Er seufzte heimlich über den Zwang, welchen seine vornehme Geburt und die Rücksicht auf seine Karriere ihm auferlege, indem er nicht dem Zuge seines Herzens folgen könne, sondern eine standesgemäße Partie machen müsse, und im geheimen dichtete er wehmütige, sehnstüchtige Lieder, welche er an Anna sandte, um sicher zu sein, daß sie fortfahre, sich um ihn zu grämen. Daß er außerdem noch seine Korrespondenz mit Odette fortsetzte, geschah nur aus Höflichkeit und Galanterie, sowie aus der

Gewohnheit, französische Phrasen zu machen; sein Herz nahm daran keinen Antheil mehr.

Ein seltsames altes Möbennest! sagte Gräfin Sibylle, als sich der Wagen der Besingung des Generals näherte und der Thurm auf dem Hügel sich ihrem Blicke darbot.

Es war ein heller Tag, das Meer lag ruhig, und ein langer Zug von Wasservögeln strich eben über die Höhen hin dem Lande zu. Die weißen Fittiche der fliegenden Küstenbewohner glänzten am blauen Himmel.

Graf Dietrich wandte sich um. Die Eremitage eines Philosophen, sagte er.

Der alte Haushofmeister des Grafen kam dem Wagen, welcher von weitem schon bemerkt worden war, an der Gartenpforte entgegen und führte die Herrschaften hinauf, wo sie der Graf unter dem Vorbau empfing und ins Haus geleitete.

Das ist wirklich der beneidenswerte Aufenthalt eines Weisen! rief Gräfin Sibylle, als sie sich in dem Zimmer mit den Büchern und physikalischen Instrumenten umsah. Welch ein Glück, Graf Francken, muß es sein, so von der Welt und ihrer Unruhe abgeschieden, den Studien und dem Anblick der ewig wahren Natur sich hingeben zu können!

Der Graf erwiderte nur mit einem Lächeln. Indem er Gräfin Sibylle betrachtete, deren Aussehen etwas ganz anderes verriet als die Freude an eben den Genüssen, die sie für begehrenswert erklärte, dachte er an das Räthsel der Menschenbrust, welche sich immer nach dem sehnt, was ihr nicht beschieden ist, und er fragte sich, was wohl der Grund davon sei, daß wir diejenigen Güter am höchsten schätzen, welche zu erlangen wir durch unsre Natur verhindert werden.

Dorothea erinnerte sich während dieses Besuches der Stunde, welche sie hier einmal, allein mit dem Grafen, in so intinem Gespräch verlebt hatte, und an jenen andern schönen Augenblick, wo sie nach der Fahrt auf dem Meere Eberhardts Diplomatie scherzend bewundert hatte. Dieser Raum erschien ihr jetzt durch die heuchlerische Konversation der Gräfin entweiht und seines frühern Zaubers beraubt zu werden. Während sie in solchen Gedanken ihren Blick von den Sprechenden abwandte, fiel ihr etwas ungewöhnliches im Zimmer auf: das große Bild über dem Bureau, welches sie immer nur mit einem Schleier bedeckt gesehen hatte, hing heute unverhüllt und zeigte das Porträt einer jungen Dame von pikanter Schönheit. Es war ein brünetter Kopf mit großen, etwas erstaunt blickenden Augen, hoch und kokett aufgetürmtem Haar und vollen roten Lippen.

Der General sah, daß Dorothea mit Interesse das Bild betrachtete, sagte jedoch nichts. Auch die Gräfin bemerkte es, und es fiel ihr auf, daß im Hinblick auf das Porträt sich in des Grafen wie in Dorotheens Gesicht ein gewisses gegenseitiges Verständnis malte. Sie hätte gern erfahren, welche Bewandnis

es damit habe, und da sie zugleich bestrebt war, ihren Sohn möglichst viel mit Dorothea zusammenzubringen, wußte sie es einzurichten, daß die beiden jungen Leute in den Garten gingen, während sie selbst mit dem Grafen zurückblieb.

Sie bewog nämlich Dietrich durch einen bezeichnenden Wink, den Wunsch zu erkennen zu geben, sich die romantische Umgebung des Hauses anzusehen. Sie selbst erklärte dann, daß sie die Hitze scheue und lieber im Hause bliebe, und sie lenkte das Gespräch so, daß Dorothea sich zu Dietrichs Führerin anbot.

Als sie mit dem Grafen allein war, fing sie sogleich an von dem Bilde zu sprechen. Sie lobte die künstlerische Ausführung und fragte, wen es vorstelle. Sie hatte eine deutliche Ahnung, wer die Dame sei, aber sie besaß offenbar nicht die zarte Schonung der Gefühle ihrer Mitmenschen, welche sie zur Befriedigung ihrer Neugierde hätte bewegen können. In dem Grafen erregte die Frage ein schmerzliches Gefühl, und er antwortete mit sichtlichem Widerstreben. Doch gab er keine ausweichende Antwort, sondern sagte einfach, daß es das Bild seiner verstorbenen Frau sei.

Gräfin Sibylle sah ihn mit einem Blick voll Mitgefühl an, legte ihre Hand auf seinen Arm und sagte nach einer Pause: Ich bin indiskret gewesen, verzeihen Sie mir. Ach, fuhr sie mit einem Seufzer fort, es sind bei uns ältern Leuten so viele Erinnerungen nur noch trauriger Art! Und doch reden wir so gern von der Vergangenheit! Was mag der Grund dieses Widerspruchs sein?

Sie hatte mehr in die Luft und gleichsam mit sich selbst gesprochen, indem sie es so dem Grafen freistellte, ob er antworten und sein Herz eröffnen wollte oder nicht. In der That antwortete er nicht, sondern blickte nachdenklich vor sich nieder.

Ich weiß, was es heißt, sein zweites Selbst verlieren, fuhr sie fort, und ich kann mich in Ihre Gefühle hineindenken, lieber Graf.

Ein trauriges Lächeln zuckte um den Mund des alten Herrn.

Glücklich, wem die Erinnerung eine ungetrübt ist! sagte sie. Aber wie wenige können das sagen, wenn sie zurückblicken. Wie ist doch das Leben voller Stürme, voll von innern und äußern Schwierigkeiten!

Sie drückte mit einer graziösen Bewegung ihr Battisttuch leicht an die Augen und seufzte tief.

Ich weiß nicht, ob Ihnen bekannt ist, wie sehr meine Erinnerung getrübt ist, sagte der Graf mit gerunzelter Stirn.

Sie blickte ihn fragend und mit einer Miene des Erstaunens an. Ah — sollte? — Mir schwebt so etwas vor, sagte sie mit sanftester und teilnehmendster Stimme.

Dieses Porträt ist bis vor wenig Tagen verhüllt gewesen, sagte der General ernst. Aber der Tod hat das Bild, welches ich in meinem Innern trage, in

seiner ersten Reinheit wiederhergestellt, und so soll nun auch dieses Abbild wieder unversehrt vor meinem Blicke stehen.

Die Gräfin faßte mit beiden Händen die Rechte des alten Herrn und sah ihn flehentlich an. Was habe ich gethan! sagte sie innig. Welche Wunde habe ich berührt! So ist es doch wahr, was mir in dieser Minute eine geheime Stimme zuflüsterte — Sie sind eben der Graf Francken, dessen unverdientes Mißgeschick vor langen Jahren so sehr von allen fühlenden Herzen beklagt wurde?

Ein Mann, entgegnete der Graf, dessen Vertrauen in schmachlichster Weise getäuscht wurde, und der sich hierher in die Einsamkeit zurückzog, um zu vergessen.

O, jetzt erinnere ich mich deutlich! Die Gesellschaft war damals voll davon. Es war ein unerhörter Vertrauensbruch!

Ich mochte wohl einen Fehler begangen haben, als ich mein gereiftes Alter durch die blühende Jugend verschönern wollte, versetzte er schwermütig. Es lag wohl der größere Teil der Schuld an mir selbst.

O nein, nein! rief die Gräfin. Es erwachen in mir Einzelheiten jenes traurigen Ereignisses, die mich das Gegentheil denken lassen. War nicht ein Mann an jenem Treubruch beteiligt, der sich in Ihr Vertrauen eingeschlichen hatte und auch das unerfahrene Herz Luifens mit teuflischer Kunst betrog? Ein Mann —

Wie, Sie erinnern sich selbst noch des Namens meiner unglücklichen Frau? fragte der Graf lebhaft. Ja, es war so, wie Sie sagen: ein Mann, der von der Natur mit Gaben ausgestattet war, die ihm verliehen zu sein schienen, um Spott mit dem Edeln zu treiben, ein Mann voll Verstellungskunst, grausam und nichtswürdig, hat das Leben dieses zarten Wesens vernichtet.

Die Gräfin nickte langsam mehrere male mit dem Kopfe, und ein unheimliches Licht funkelte in ihren Augen. Nur auf einen Mann können diese Bezeichnungen passen, sagte sie. Ich sehe jetzt alles, was damals in der Gesellschaft gesprochen wurde, wieder ganz klar vor mir stehen. War es nicht —?

Der Graf war aufgestanden und stand mit erregter Miene vor ihr.

Der Name jenes Mannes darf in diesem Raume nicht ausgesprochen werden, sagte er. Es ist der Name eines Schurken! Ja, ich hatte gedacht, vergessen und vergeben zu haben, aber die Macht unsers Gemüths gegenüber der Leidenschaft hat eine Grenze. Ihn hasse ich, und genade ihm Gott, wenn ihn sein böses Geschick jemals in meine Hände führen sollte!

Es war ein erschütternder Anblick, diesen sanften und gelassenen Mann in Zorn zu sehen. Das milde, freundliche Gesicht bekam andre, schärfer geschnittene und fremdartige Züge. Die blauen Augen sprühten Feuer, und das weiße Haar schien sich zu sträuben. Er hatte die geballte Faust emporgehoben und seine schlanke Gestalt dehnte sich.

Gräfin Sibylle ward tief ergriffen von dem Ausbruch dieses Zornes, und sie schwieg, voll Achtung und beinahe in Furcht, diesen Sturm heraufbeschworen zu haben. Sie sah still vor sich nieder, bis sie den Grafen wieder in ruhigerer Weise reden hörte.

Dorothea war inzwischen mit Dietrich draußen umher gewandert und hatte sich als kundige Führerin gezeigt. Sie wußte so viele Namen der umliegenden Höhen, Wege und Waldstücke zu nennen, konnte auch so genau Bescheid geben über die nicht sichtbaren Ortschaften, welche in dieser und jener Richtung lagen, erzählte so gelehrt von vergangenen Zeiten, in denen noch Krieg mit den Schweden und Kampf mit nordischen Seeräubern getobt hatten, daß Dietrich nicht dazu kommen konnte, andre Themata zu berühren, die ihm erwünschter gewesen wären. Da es nun einmal seine Aufgabe war, das Herz Dorotheens zu gewinnen und da er sich nun einmal entschlossen hatte, sie zu heiraten, wäre es ihm lieb gewesen, wenn er in weltmännischer Weise und ohne sich gerade als schmach tenden Schäfer zu zeigen dem Ziele hätte näher kommen können. Er hätte gern in halb scherzender und halb ernsthafter Weise solche Gegenstände in das Gespräch gebracht, die im Laufe der Zeit, noch innerhalb der vier Wochen, welche der Besuch in Eichhausen dauern sollte, zu einer passend formulirten Erklärung hätten führen können.

Er bemerkte nicht zur Befriedigung seines Selbstgefühls, daß Dorothea viel mehr Sinn für Geographie und Geschichte zu haben scheine als für die Ideen der großen Dichter, welche er zu Mittelspersonen zwischen sich und der kalten Schönheit machen wollte. Dorothea beharrte bei der auffälligen Geringschätzung der Literatur, welcher sie schon auf der Herfahrt so verletzenden Ausdruck gegeben hatte, sodaß Dietrich sich nicht enthalten konnte, sie in eine für sie sehr ungünstig ausfallende Parallele mit Anna Glock zu stellen. Er malte sich aus, was wohl geschehen würde, wenn Dorothea seine eignen lyrischen Produkte in die Hand bekäme und von ihm gefragt würde, wie ihr dieselben gefielen, und er empfand eine Regung des Mißbehagens, als er sich sagte, sie würde ganz gewiß jenem heuchlerischen Tadel, den Anna so entrüstet zurückwies, aus voller Seele zustimmen. Er fand sich selbst in der Unterhaltung mit Dorothea steif und langweilig. Während am ersten Tage alles so gut gegangen war und er sich vortrefflich mit ihr amüsiert hatte, schien die Schwierigkeit der Intimität mit jedem neuen Tage größer anstatt geringer zu werden. Durchaus richtige und schöne Gedanken froren ihm gleichsam im Halse fest, ehe sie auf die Zunge kamen. Diesem kühlen Wesen gegenüber verschloß sich seine Natur ebenso, wie sie sich Anna gegenüber warm eröffnet hatte. Er ging zuletzt verdrießlich am Strande neben ihr her und sagte meistens nur noch ja oder nein, wenn sie ihm erklärte, was für Muscheln es hier gebe, und ihn fragte, ob die Muscheln an der Küste des Atlantischen Meeres mit diesen Ähnlichkeit hätten.

Plötzlich jedoch hielt Dorothea in ihrem Gespräch inne, ließ ein Stück Seetang von sonderbarer Gestalt, welches sie aufgehoben hatte, wieder fallen und blickte aufmerksam über den Wasserspiegel hin in die Ferne. Es zeigte sich ihr ein weißes kleines Segel, rechter Hand an der Biegung der Küste und zwar genau an der Stelle, wo sie bei ihrem letzten Besuche des Grafen das Boot bemerkt hatte, welches Eberhardt herführte.

Dietrich folgte der Richtung ihres Blickes und sah das Segel ebenfalls. Es interessirte ihn jedoch nicht, und er benutzte die Pause in der Unterhaltung, um ein Thema wieder aufzunehmen, welches vorhin seiner Meinung nach zu früh aufgegeben worden war.

Wissen Sie wohl, meine gnädigste Baronesse, jagte er lächelnd, daß ich noch einen Strauß mit Ihnen auszufechten habe, den ich über diese höchst sehenswerten Muscheln und Quallen nicht ganz vergessen möchte?

Wirklich? entgegnete sie zerstreut. Und was wäre das?

Sie sprachen die Ansicht aus, die Literatur wäre von geringer Bedeutung, und wollten deren Wirkungskreis als auf schöngeistige Damen und eitle Autoren in ihren Koterien beschränkt ansehen. Sie haben damit wohl nicht ganz Recht, und ich möchte von Ihrem ersten etwas schroffen Urtheil an die höhere Instanz Ihrer reiflicheren Überlegung appelliren. Bedenken Sie nur, gnädigste Baronesse, wie ungemein gering die Zahl derjenigen ist, welche selbst denken. Sie sind zu zählen, und die ganze große Menge der andern spricht einfach denen nach, welche vorgedacht haben. Das involvirt doch einen sehr weit greifenden Einfluß der Literatur.

Es ist möglich, daß Sie mehr Recht haben als ich, antwortete Dorothea. Das ferne Segel wurde schon etwas größer und verhinderte sie an ernstlichem Widerspruch.

Es ist merkwürdig, die gebildete Gesellschaft zu beobachten, wie sie sich an allen wichtigen Zentren, in Paris nicht nur, sondern ebenso in Berlin, in Wien, in London, in München, Dresden und allen größern Städten zeigt, fuhr er lebhaft fort. Überall giebt es einige wenige Männer und Frauen, welche das Geschäft des Denkens sozusagen in Pacht genommen haben und es für die ganze Bevölkerung besorgen. Alle andern sind Maschinen, die nur so sprechen, wie die augenblickliche Mode es vorschreibt. Sie meinten, die lächerlichen Moden von heute wären in zehn Jahren vergessen. Ganz recht, aber andre treten dafür auf, und das Charakteristische bleibt, nämlich die Charakterlosigkeit. Sie brauchen nur zu fragen, welchen Rock ein Mensch trägt, zu welchem Stande er gehört, welche Gesellschaft er besucht und welche Autoren er liest, um genau zu wissen, wie er über diesen oder jenen Gegenstand urtheilen wird. Es besteht eine besondere Logik für die Beamten, für die Offiziere, für die Kaufleute, die Geistlichen und die Hofkreise, und jede Logik beweist, daß die andre falsch ist. So denkt kein Mensch aus sich selbst, sondern jeder läßt sich vordanken, und kein Mensch spricht wie er denkt, sondern nur so, wie es ihm vorteilhaft in Hinsicht auf die andern erscheint. Wahr, gut, schön, häßlich sind Wörter, welche in dieser Gesellschaft keinen absoluten, sondern nur einen relativen Sinn, gewissermaßen eine lokale Bedeutung haben. Wer in diesem Hause, in diesem Kreise, in dieser Gesellschaft ein vernünftiger, ehrenhafter, einsichtiger Mann ist, braucht nur ins Nachbarhaus, nur in einen fremden Klub, nur in eine andre Gesellschaft zu gehen, um ein thörichter, ehrloser Querkopf zu werden. Wer genötigt ist, in verschiedenen Kreisen zu verkehren, muß so biegsam wie eine Weidenrute sein und seine Meinungen wechseln wie seine

Aleidung. Dieses Eliquenwesen, welches nicht etwa äußerlich ist, sondern sich bis ins Herz der Menschen geltend macht, ist weit ausgedehnter, als Sie denken, und beherrscht die ganze sogenannte gebildete Gesellschaft. Und da sie nun alle lesen und alle belezen sein wollen, ist da nicht die Literatur vom größten Einfluß?

Graf Dietrich hatte sehr eindringlich gesprochen, da er sich durch die vorherige Abfertigung gekränkt fühlte, und, um Recht zu behalten, Betrachtungen herbeigezogen, die er wohl hätte weglassen können, wenn er wirklich ganz im Rechte gewesen wäre. Er war nicht ganz sicher, ob nicht Dorothea den schwachen Punkt in seiner Argumentation finden würde, und fühlte sich daher angenehm überrascht, als sie ihm freundlich erwiderte, er habe ganz Recht.

Sie hatte, während er sprach, bald in sein Gesicht gesehen, bald auf das Meer, er aber hatte kein Auge von ihr verwandt. Ihre Wangen hatten sich mit einem lebhaftern Rot gefärbt, was er der Gewalt seiner Rede zuschrieb. Jetzt blickte auch er hinaus und sah, daß das Boot viel näher gekommen war und daß zwei Männer darin saßen.

Ein schnelles Schiffchen, sagte er.

Es fährt mit günstigem Winde, erwiderte Dorothea.

Nur noch wenige Minuten dauerte es, da stieß das Boot in der kleinen Bucht auf den Sand, und Eberhardt sprang heraus.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Gastgeschenke. Neue Spruchdichtungen von Otto Sutermeister. Bern, J. Dalsp'sche Buchhandlung, 1883.

Von dem Verfasser dieser Spruchdichtungen ist schon früher ein ähnliches Bändchen unter dem Titel „Welt und Geist“ erschienen, welches in diesen Blättern beifällig angezeigt worden ist. Die neue Sammlung schließt sich der vorausgegangenen ebenbürtig an. Sie umfaßt nahezu fünfhundert epigrammatische Gedichte, die unter fünf Rubriken verteilt sind — 1. Kunst. Poesie. 2. Sprache, Literatur. 3. Erziehung. Bildung. 4. Umgang. Gesellschaft. 5. Excelsus. —, und in denen wieder eine Fülle feiner Beobachtungen, Bemerkungen und Einfälle in nicht minder feiner und dabei äußerst mannichfaltiger Form ausgesprochen sind. Nicht alles freilich steht auf gleicher Höhe. Wer, wie der Verfasser, mit Ovid von sich sagen kann: Et quod tentabam dicere, versus erat, kommt leicht in die Gefahr, auch gewöhnliche Gedanken für etwas besonderes zu halten, wenn er sie in flotte, feste Reime gekleidet hat. Auch fehlt es nicht an Wiederholungen und an solchen Sprüchen, die, ohne gerade Wiederholungen zu sein, doch nur denselben Gedanken etwas anders gedreht und beleuchtet zeigen. Ein paar feiner Epigramme hat Sutermeister selbst mit der Überschrift versehen: In Oskar Blumenthals Manier; aber man begegnet auch außerhalb dieser kleinen Reihe einzelnen, die nicht viel mehr sind als Wortspäße oder bei denen der Reim eher dagewesen zu sein scheint als der Spruch. Doch das sind Ausnahmen, die den Charakter des Ganzen nicht bestimmen. Und die Hauptsache ist, daß die Sprüche sich samt und sonders als

Äußerungen einer einheitlichen und zwar durchaus idealen Welt-, Lebens- und Kunstanschauung darstellen.

Daß man 486 Sinngedichte nicht hinter einander weglesen darf, wenn nicht die Fähigkeit der Auffassung und des Genusses sich abstumpfen und das Urteil ungerecht werden soll, ist selbstverständlich. Als Gödingk 1778 eine Auswahl aus seinen vorher zerstreut erschienenen Sinngedichten zu einem Büchlein zusammenstellte, schrieb er im „Vorbericht“:

Lies Lessings oder Kästners Epigrammen
Der Reihe nach mit einem mal,
Dann wirst du sie zur Hälfte als schaal
Geradeweg verdammen;
Lies täglich zwei, so lobst du sie zusammen.

Die Beachtung dieser Regel dürfen sich auch die vorliegenden Spruchgedichte ausbitten.

Folgende kleine Auswahl gehört zu denen, die uns am besten gefallen haben; das letzte mit seiner schalkhaften Frage am Schluß ist ganz Logauisch.

So wird es immer bleiben: Wir kennen
Zwar unsre klassiker Mann für Mann;
Hätt' aber die Menge sie zu ernennen,
Ganz andere stünden ihr oben an.

Zu viel der Bücher in der Welt! So hört' ich klagen dort und hic —
Von zu viel Hemden hört' ich nie.

Seh' ich die wimmelnde Menge von unerzogenen Eltern,
Frag' ich nur staunend: Wie kommt's, daß noch die Jungen so brav?

Je mehr in einer Wissenschaft
Du ein dich gräbst mit Fleiß und Strenge,
Je mehr erfährst du: Fabelhaft
Ist doch die Ignoranz der Menge.

Und wenn wir noch so viel gethan
Des Guten in vergangenen Zeiten —
Die junge Welt sieht kaum es an;
Sie will, wir sollen fürderschreiten.

Wie viele sind in dem Wahne verblieben,
Die Alten hätten nichts weiter getrieben,
Als Schlachten geschlagen und Bücher geschrieben.

„Nur die Wissenschaft gepflegt,
Ethik ist nichts nütze“
Sieht: Nur in den Aft gesägt,
Der euch dient zum Sipe!

Ihm schwoll, dem Fischblut gegenüber, frant
Im heil'gen Zorn die Hornesader;
Da sprachen Sie: Wozu der Hader?
Seht ihr denn nicht? Er ist nervös, ist trant!

Es fängt mit jedem Menschekind
Der inn're Kampf von vorne an;
Des frömmsten Pfarrers Söhulein ringt
Mit Ormuzd und mit Ahriman.

Wer Gutes that, dem ist darum so wohl zu Mut:
Er that zu einer Frist, was Gott zu allen thut.

Ich geb' es, lieber Leser, zu:
Bisweilen wiederhol' ich mich. Und du?



Die österreichische Schuldebatte.



iederum ist im österreichischen Abgeordnetenhaus eine große Schlacht geschlagen worden. Sie glich aber weniger einer offenen Feldschlacht als dem Kampfe unter den Mauern einer Festung. Jeden Morgen erneuerte die Opposition ihren Angriff, täglich fuhr sie größeres Geschütz auf, die Regierungspartei aber begnügte sich im Vertrauen auf die Festigkeit von Mauer und Ball in der Regel mit wenigen Antwortschüssen und seltenen, unbedeutenden Ausfällen. Zum Sturm ist es nicht gekommen. Allerdings gab es Tage, an welchen der „eiserne Ring,“ welcher die Rechte umspannt, nicht mehr ganz zuverlässig erschien. Ein Fraktionchen, aus dalmatinischen Abgeordneten bestehend, machte Wiene, sich zu abfeuern und mußte durch schleunige Erfüllung eines „nationalen“ Begehrens neu gewonnen werden, und die Jungtschechen konnten nur durch Entwicklung der äußersten Energie seitens ihrer „alten“ Stammesgenossen zur Notmäßigkeit zurückgeführt werden; aber trotzdem hing mehr als einmal die Entscheidung von wenigen Stimmen ab. Doch was half der Linken der Hohn: „Sechs Stimmen und fünf Minister“? Eine Stimme und fünf Minister hätten ja auch genügt, um das merkwürdige Resultat herbeizuführen, daß zwei feindliche Parteien sich den Sieg zuschreiben können, die Merikalen die Eroberung einer ersten Position, die Verfassungspartei den sogenannten moralischen Erfolg, und daß eine Niederlage erlitten haben der Parlamentarismus und die Schule.

Um eine Novelle zum Schulgesetze handelte es sich. Von ihr nachher. Daß der Parlamentarismus wieder einmal ernstlich zu Schaden gekommen ist, darüber täuschen sich auch seine fanatischsten Anhänger nicht, und wieder haben beide Seiten des Hauses einmütig dahin zusammengewirkt, vornehmlich durch

das Maskiren der eigentlichen Ziele. Streiten doch beide unter dem Zeichen der „Freiheit“ und werfen sich gegenseitig Unterdrückung vor — bei Lichte besehen beide mit Recht! Eine gewisse Offenheit darf nur den entschiedensten Vertretern des Klerikalismus nachgerühmt werden, welche aussprachen, das jetzt Gebotene genüge ihnen noch keineswegs, sie nähmen es inzwischen als Abschlagszahlung hin; und einem ebenso entschiednen Vertreter des Bourgeoisliberalismus, welcher pathetisch verkündigte, die Wünsche der „unmündigen“ Landbevölkerung verdienten ebensowenig Berücksichtigung wie die der „Herren Schulbuben.“ Daß solche Offenherzigkeiten von den Gegnern dankend quittirt und eifrig ausgebeutet werden, versteht sich von selbst. Im übrigen erhielt man nur zu oft und zu deutlich den Eindruck, daß die Sorge um die liebe Schuljugend vorgeschützt werde, um ganz andre Geschäfte zu machen. Nationale Herrschsucht, Feindseligkeit gegen alles Deutsche auf der einen, religiöser Indifferentismus, Feindseligkeit gegen alles Christliche, Popularitätshaschen auf der andern, Partei-leidenschaft auf beiden Seiten suchten die Gelegenheit auszunützen, und nur hin und wieder vernahm man noch die Stimme eines Aufrichtigen, dem es unverkennbar um die Sache selbst zu thun war. In der Bevölkerung, welche mit großer Erregung die Debatten verfolgte, ist diese letztere Spezies allerdings viel häufiger vertreten.

Das Volksschulgesetz ist eine Frucht des niederschmetternden Eindruckes, welchen der Krieg von 1866 hervorgebracht hatte. Der „preussische Schulmeister“ hatte ja bei Königgrätz gesiegt, aber mit ihm konnte der durch Beust aus Ruher gebrachte doktrinaire Liberalismus sich noch nicht begnügen, er war weitaus nicht freisinnig genug. Und in der Freude darüber, daß in die Konfessionspolitik ein großes Loch gerissen wurde, übersehen damals die meisten Österreicher das Sinnlose des Unternehmens, für das ganze Reich, für wohlhabende und arme, hochkultivirte und zurückgebliebene Länder, für Ebene und Gebirge, für sämtliche Nationalitäten und Glaubensbekenntnisse eine Volksschule vom grünen Tisch aus zu dekretiren. Die Kritik des Gesetzes durch die wirklichen Verhältnisse blieb nicht aus. Hier stieß die Ausführung der gesetzlichen Bestimmungen auf unüberwindliche Hindernisse, dort erlahmte wenigstens bald der beste Wille der Leute, an einem dritten Ort erkannte die Gemeinde zu spät, welche Lasten sie sich durch kostspielige Bauten aufgebürdet hatte, am vierten nahm das religiöse Bewußtsein Anstoß an der Trennung der Schule von der Kirche u. s. w. Und alle dergleichen Momente wurden von den streitbaren Kaplänen unsichtig benutzt. Seit vielen Jahren war es jedem unbefangnen Beobachter klar, daß mit der allgemeinen Einführung achtmähriger Schulpflicht ein ungeheurer Fehler begangen worden war, und oft genug wurden die liberalen Gesetzgeber daran erinnert, daß sie den Anstoß lieber heute als morgen aus dem Wege räumen sollten. Doch wie hätten sie auf derartige Mahnungen achten können! Da geht alles nach der Schablone. Weil vor dem vierzehnten Jahre kein Knabe in die Fabriks-

oder Werkstattarbeit genommen werden darf, darf auch keiner das Vieh seines Vaters hüten, mag dieser den Buben noch so nötig brauchen. Wie das Stadtkind seine acht Klassen durchlaufen muß, müssen im Gebirge die Kinder acht Jahre lang in der vielleicht von einem einzigen Lehrer geleiteten Schule sitzen; und wer sich gar zu der Behauptung verstieg, daß es nicht notwendig, ja nicht einmal zu wünschen sei, überall und für alle das gleiche Lehrziel aufzustellen, der war natürlich ein Dunkelmann, ein Reaktionär.

Als dann die Erkenntnis aufdämmerte, daß diese Haltung mindestens unpolitisch sei und man sich verschämt zu kleinen Zugeständnissen entschloß, war es bereits zu spät. Die Merikalen ließen sich so wohlfeilen Kaufes nicht mehr abfinden. Sie gehören jetzt der Majorität an und können jeden Augenblick diese Majorität zur Minorität machen. So haben sie die Annahme der neuen Novelle erzwungen.

Zum Teil sind die neuen Bestimmungen wirklich so harmloser Natur, wie die Verteidiger behaupten, zum Teil sind die Forderungen in den Verhältnissen begründet, an verschiedenen Stellen aber guckt der Pferdefuß hervor, und die Hauptsache ist: mit dieser Novelle soll nur ein Anfang der Revision gemacht werden. Das Eisern der Redner der Linken gegen den Ausdruck „religiös-sittliche“ Erziehung anstatt „sittlich-religiöse“ wäre lächerlich, wenn sich dadurch nicht die wahre Tendenz eines großen Teils der Opposition enthüllte. „Wir wissen, daß auf Ihrer Seite der Orient ist!“ rief Lienbacher, der Berichterstatter der Majorität, beißend und bezeichnend genug von den Herren Süß und Beer angeführten Partei zu. Über die Entfernung der „Haushaltskunde,“ die Beschränkung des Unterrichts in der Physik u., die Umwandlung des Turnens für Mädchen aus einem obligaten in einen nichtobligaten Gegenstand soviel Aufhebens zu machen, ist gewiß ebenso ungerechtfertigt. Die Herren von der Opposition scheinen garnicht zu wissen, wie diese Zweige in zahllosen Schulen behandelt worden sind, der Natur der Verhältnisse nach behandelt werden mußten.

Die Billigkeit des Verlangens, daß die Schulpflicht von acht auf sechs Jahre herabgesetzt werden könne, ist bereits hervorgehoben worden. Hätte die Verfassungspartei, so lange sie die Macht hatte, diesem Verlangen entsprochen, so wäre sie in der Lage gewesen, die Bestimmung mit den nötigen Klauseln zu umgeben. Jetzt ist der Gemeinde das Entscheidungsrecht eingeräumt worden, und dadurch bekommt die Sache freilich ein ganz anderes Gesicht. Man muß den Bildungsgrad der ländlichen Bevölkerung so vieler Gegenden und die Macht der Pfarrer und Kaplanen in Betracht ziehen, um die Gefährlichkeit einer solchen Konzession einzusehen.

Ebenso zweischneidig ist der Paragraph, daß zum Amte eines Schulleiters künftig die Befähigung gehören soll, den Religionsunterricht in derjenigen Konfession zu erteilen, welcher die Mehrheit der Schüler angehört. Gegen das Bestreben, wieder konfessionelle Schulen einzuführen, ist ernstlich nichts einzuwenden;

mit Recht ist den Gegnern vorgehalten worden, daß Protestanten und Israeliten eigne Schulen haben, und die Katholiken dasselbe beanspruchen dürfen. Hinter den Redensarten, daß damit der Religionshader genährt werde, verbirgt sich nur der Indifferentismus, die Irreligiosität, die „Konfessionslosigkeit.“ Aber die Form, in welcher man jenes Ziel zu erreichen sucht, unterliegt allerlei Bedenken. Zuvörderst ist darin ein Widerspruch mit dem Verfassungsparagraphen gefunden worden, welcher lautet: „Die öffentlichen Ämter sind für alle Staatsbürger gleich zugänglich“; und demzufolge wurde für den Paragraphen 48 der Schulnovelle, als eine Abänderung der Verfassung, eine Zweidrittelmehrheit verlangt. Da diese nicht erreicht worden ist, wird die Entscheidung möglicherweise vor einem andern Forum erfolgen. Nur akademische Bedeutung hat die ebenfalls aufgeworfene und ungelöst gebliebene Frage, was dann zu geschehen habe, falls das Bekenntnis, welchem zur Zeit der Anstellung des Schulleiters die Mehrzahl der Schüler angehört habe, später in die Minderheit gerate. Überhaupt ist auch bei diesem Paragraphen viel mit verdeckten Karten gespielt worden. Für die Rechte der Protestanten wurde gestritten, während die Juden und Konfessionslosen gemeint waren; und die Redner der Rechten sprachen ohne Zweifel die Wahrheit, welche erklärten, eben jene Kategorien wollten ihre Kommittenten nicht an der Spitze von Schulen einer katholischen Bevölkerung sehen. Aber die Erteilung der Qualifikation zum Unterricht in der katholischen Religion hängt vom Klerus ab, und so bedeutet diese Bestimmung in der That einen Schritt mehr zur alten Unterordnung der Schule unter die Kirche. Und daher kann es der Opposition nicht verargt werden, wenn sie hinter der Streichung des Wortes „österreichisch“ vor Staatsbürgerschaft als Bedingung für das Lehramt die Absicht wittert, ausländischen Kongregationen wieder eine Thür zu öffnen.

Und dieser Beigeschmack der Novelle ist es, welcher die öffentliche Meinung in Aufregung versetzt. Mögen Regierungsorgane und Parlamentsredner sich noch so erstaunt oder entrüstet über das Mißtrauen zeigen, es hat seinen guten Grund. Zu schwer empfindet jeder nichtultramontane Österreicher, was seinem Vaterlande durch den Ultramontanismus angethan worden ist, und ein sehr großer Teil der Geistlichkeit teilt diese Empfindung, soviel auch in den letzten dreißig Jahren geschehen ist, die Anhänger der alten humanen, friedlichen Richtung durch Kämpfen der *Ecclesia militans* zu ersetzen. Die Greuel der Gegenreformation, der Riß zwischen Norden und Süden Deutschlands, die Entfremdung Österreichs vom „Reich,“ das Zurückbleiben in geistiger und materieller Kultur, die Konfordsatzwirtschaft mit allen ihren Folgen, alles was in einer berühmten Proklamation von höchster Stelle als Übelstände bezeichnet wurde, wird vor unsern Augen lebendig bei dem leisesten Anzeichen, daß dem Klerus wieder die Volkserziehung überantwortet werden solle. Und wenn es auch Übertreibung genannt werden muß, daß der hierzulande so sehr verbreitete Indifferentismus,

das Prahlen mit dem Unglauben einzig und allein der Priesterherrschaft anzurechnen sei, so hat sie doch unleugbar sehr viel dazu beigetragen, daß ihrem willenslosen Anhange gegenüber die große Masse steht, welche sich äußerlich zur katholischen Kirche hält, in Wahrheit aber dieser wie jeder Kirche und jedem Bekenntnis feindlich gesinnt ist.

Diesem allgemeinen Grauen vor der Wiederkehr der alten Zustände ist es auch zuzuschreiben, daß die Deklamationen des Professor Süß, eines Meisters jener Redekunst, welche der Wiener „geschwollen,“ d. i. Bombast, nennt, mit so großem Jubel begrüßt werden: er hat in tönende Phrasen gekleidet, was und so weit das liberale Philisterium denkt. Man protestirt und fügt sich, denn um den möglichen Widerstand zu leisten, bedürfte es vor allem eines positiven Inhalts, klarer Überzeugung und festen Willens. Wer mit voller Emphase der Regierungspartei zudonnert, sie verderbe das Land, sie trage die Verantwortung für alles kommende Unheil, der ist der Held des Tages. Der Abgeordnete Dumba mußte sich eine förmliche Zurechtweisung gefallen lassen, weil er ehrlich den Versuch machte, der Herabsetzung der Schulzeit eine weniger gefährliche Fassung zu geben. Keine Transaktion! Die Linke soll sich begnügen, ihre Hände zu waschen. Auch Plener, einer von den wenigen, welche einer staatsmännischen Auffassung großer Fragen fähig sind, wird mehr und mehr verbissener Parteimann und hält es für notwendig, seine Einsicht der Fraktionsparole unterzuordnen.

Auf der Rechten macht man kein Hehl daraus, daß die Gesetznovelle nur votirt wird, um die klerikalen Tiroler und Salzburger bei der Partei zu erhalten, und Plener traf den richtigen Punkt, als er ausführte, weshalb es den Polen, Tschechen, Slovenen u. s. w. von solcher Wichtigkeit sei, sich auf ihre deutschen Bundesgenossen berufen zu können: ihnen bangt vor dem Tage, der auf der einen Seite nur deutsche, auf der andern nur slavische Vertreter zeigen könnte. Aber anstatt den Slaven vorzuhalten, was sie sehr genau wissen, hätte der Redner lieber seinen Parteifreunden empfehlen sollen, unter diesem Gesichtspunkte bei dem Feinde in die Schule zu gehen, denn deren Schuld ist es, daß eine größere Zahl von Deutschen Schulter an Schulter mit den Deutschenhassern kämpfen.

Sich selbst getreu blieben wieder die Polen. Sie waren behilflich, den deutschen Kronländern die Novelle aufzunötigen, hatten sich aber ausbedungen, daß die Bestimmung, welche in Ostgalizien hätte den Ruthenen zu Gute kommen können, für ganz Galizien keine Geltung erhalte. Die ruthenischen und die griechischen Schüler müssen natürlich polnische und katholische Lehrer haben, alles im Namen der Freiheit, deren treueste Hüter bekanntlich die Polen sind. Ein Herr Czekawski, einst Schulinspektor unter dem Minister Thum, als dieser noch Zentralist und energischer Germanisator war, hatte die Stirn, zu erklären, die Polen übten jetzt Vergeltung für die ihnen damals aufgedrungene Germa-

nifizierung. Er kann sich freilich darauf berufen, daß sein und seiner Amtsgenossen Wirken wenig gefruchtet hat — ob aus Mangel an Befähigung oder gutem Willen, das wird er selbst am besten wissen.



Ein Beispiel ultramontaner Propaganda.



ie standesherrliche, früher landesherrliche Familie der Fürsten und Grafen zu Isenburg gehörte, ebenso wie die ihr untergebene Landschaft, seit der Reformation dem evangelischen Bekenntnisse an. Um die Mitte unsers Jahrhunderts war in der teils in Kurhessen, teils in Hessen-Darmstadt gelegenen Herrschaft Isenburg-Birstein der Fürst Wolfgang Ernst regierender Standesherr. Er war ein wohlmeinender, aber schwacher alter Herr und lebte in kinderloser Ehe. Sein Bruder, Prinz Viktor Alexander, hatte sich im Jahre 1836 mit der Prinzessin Maria Crenscentia Octavia aus dem katholischen Hause der Fürsten Löwenstein-Wertheim-Rosenberg vermählt. In den Ehepакten war festgesetzt, daß die aus der Ehe entsprossenden Söhne in dem evangelischen Bekenntnis des Vaters, die Töchter in dem katholischen Bekenntnis der Mutter erzogen werden sollen. Zugleich war bestimmt, daß im Falle des Todes des Vaters dessen hochfürstlicher Bruder die Obervormundschaft, sowohl hinsichtlich der Erziehung und der persönlichen Verhältnisse als des Vermögens der Kinder, erhalten, die nächste Sorge für deren Erziehung und Pflege aber der fürstlichen Frau Mutter zustehen solle. Viktor Alexander starb im Jahre 1843 mit Hinterlassung zweier Töchter und eines am 29. Juli 1838 gebornen Sohnes, des Prinzen Karl. Den Ehepакten entsprechend wurde von dem kurhessischen obervormundschaftlichen Gericht der Fürst Wolfgang Ernst und die Mutter Prinzessin Maria als Vormünder über die Kinder bestätigt und verpflichtet. Letztere leistete den ihr obliegenden Vormundscheid dahin, daß sie sich der ihr nach der Eheveredung obliegenden Sorge für die Erziehung und Pflege der Kuranden treulich unterziehen wolle.

Anfangs lebte die Mutter mit ihren Kindern zu Birstein unter Aufsicht des Fürsten. Im Jahre 1852 aber zog dieselbe, um ihre Kinder besser erziehen zu können, nach der hessen-darmstädtischen Stadt Offenbach, wo die Familie gleichfalls ein Schloß besitzt.

Im Sommer 1853 machte die Prinzessin dem Fürsten die unerwartete Anzeige, daß ihr Sohn Karl (der noch nicht konfirmirt war) zur katholischen Religion überzugehen beabsichtige, weshalb sie fortan seinen Unterricht katholisch einrichten werde, auch mit ihm nach Freiburg in Baden überzusiedeln gedenke.

Der Fürst machte alsbald hiervon der obervormundschaftlichen Behörde, dem Obergerichte zu Fulda, Anzeige. Er sprach die Überzeugung aus, daß dieser wichtige, für die Interessen der Standesherrschaft so verhängnisvolle Schritt des jungen, geistig noch wenig entwickelten Prinzen nur durch äußere Einflüsse bestimmt sein könne, und brachte dafür verschiedene Belege bei. Das Obergericht erließ sofort eine provisorische Verfügung, durch welche es den Fürsten als Hauptvormund ermächtigte, den Prinzen zu sich zu nehmen, die Mutter aber für verpflichtet erklärte, den Prinzen an ihn abzugeben. Gegen diesen Beschluß kämpfte die Prinzessin mit allen Mitteln an. Sie nahm zunächst auf Grund einer kurhessischen Verordnung von 1853 das Recht in Anspruch, den Prinzen, nachdem er das vierzehnte Lebensjahr überschritten, nach ihrem freien Ermessen katholisch zu erziehen. Das Obergericht wies diesen Anspruch zurück. Es erklärte es für eine Pflicht des Fürsten als Hauptvormundes, dafür zu sorgen, daß nicht durch unberechtigte äußere Einflüsse der Prinz zum Aufgeben seiner angestammten Konfession veranlaßt werde. Daß aber solche unberechtigte Einflüsse in dem Hause der Mutter geübt würden, hielt das Gericht für unzweifelhaft dargethan. Eine gegen diese Entscheidung erhobene Beschwerde hatte nur die Billigung derselben durch das Oberappellationsgericht zur Folge.

Die Prinzessin suchte sich nun thatsächlich der Entscheidung des Obergerichts zu entziehen. Sie entfloh mit ihrem Sohne nach Heubach, ihrem in Baiern gelegenen väterlichen Schlosse, und verweigerte dort die Herausgabe des Knaben. Erst nachdem in schneller Folge Geldstrafen im Betrage von 100, 500 und 1000 Thalern gegen sie ausgesprochen waren, nachdem sie vergeblich die darmstädtische Regierung um Schutz gegen die Verfolgung der kurhessischen Gerichte angerufen hatte, und nachdem endlich auch auf kurhessisches Ersuchen das königl. bairische Appellationsgericht zu Aschaffenburg ihr die Ablieferung des Prinzen bei Weidung gerichtlichen Zwanges aufgegeben hatte, entschloß sie sich, dem Befehle Folge zu geben. Demgemäß wurde der Prinz im November 1853 dem Fürsten zugeführt und fand mit seinem Erzieher im Schlosse zu Birstein Aufnahme.

Zugleich wurde die Sache für die definitive Entscheidung weiter verfolgt. Der Fürst stellte beim Gericht den Antrag, seine Schwägerin wegen Verletzung ihrer vormundschaftlichen Pflichten ihrer Mitvormundschaft zu entheben. Er machte geltend, daß der beabsichtigte, lange vorbereitete Schritt des Prinzen die Folge von Einwirkungen sei, welche die Mutter theils begünstigt, theils selbst geübt und dabei streng verheimlicht habe. Anfangs seien solche Einwirkungen geübt worden seitens einer für die Töchter angenommenen Gouvernante und eines fremden Hofmeisters. Dann habe die Prinzessin selbst bei verschlossenen Thüren ihrem Sohne Unterricht in der katholischen Religion gegeben. Dem evangelischen Erzieher desselben, Leutnant v. N., habe sie das Ehrenwort abgenommen, nichts von dem beabsichtigten Übertritt des Prinzen zu sagen. Die veränderte

Stellung der Prinzessin wurde darauf zurückgeführt, daß sie seit dem Jahre 1848 überhaupt mehr Umgang mit Personen ihres Glaubens, namentlich ihren Verwandten, mit dem Bischof Ketteler in Mainz und mit dem Pfarrer Beda Weber zu Frankfurt a. M. gehabt habe. Im Jahre 1852 habe die Prinzessin die Vorträge der Jesuitenmissionen in Frankfurt fast täglich besucht, auch habe sie häufige Besuche des Jesuitenpaters Fürsten Zeil empfangen, welcher auch mit dem Prinzen viel verkehrt habe. Endlich habe die Prinzessin ihren Sohn, zur Prüfung seiner Gesinnung dem Bischof von Mainz zugeführt — ein Schritte den sie vor dessen Geistlichen und Lehrern streng geheim gehalten habe.

Die Prinzessin, welche erst in Folge angedrohter Geldstrafen eine Erklärung abgab, mußte im wesentlichen diese Thatfachen zugestehen, wenn sie auch einzelne entschuldigende Momente hervorhob. Sie machte namentlich geltend, daß sie erst nach Rücksprache mit einem ausgezeichneten Rechtsgelehrten — als welcher später der fürstlich Lichtensteinsche Bundestagsgesandte v. Linde benannt wurde — sich entschlossen habe, ihren Sohn in den Dogmen der katholischen Kirche zu unterrichten.

Während so die Sache in der Verhandlung begriffen war, ereigneten sich einige interessante Zwischenfälle. Am Vorabend des Christfestes 1853 saß die fürstliche Familie zu Birstein gemütlich beim Lottospiel zusammen. Da verließ Prinz Karl unbemerkt das Zimmer. Als man nach ihm suchte, war er verschwunden. Ein zurückgelassener Brief warnte geheimnisvoll vor vergeblichen Nachstellungen. Umsonst hielt man allerwärts Nachsichung. Alle Behörden wurden in Bewegung gesetzt, um nach dem Vermißten zu fahnden. Erst nach einigen Tagen ergab sich folgendes. Der Prinz war, leicht bekleidet, in dunkler Nacht bei heftiger Kälte und hohem Schnee zu Fuß nach der vier Stunden von Birstein entfernten Stadt Gelnhausen geeilt, hatte dort einen von seiner Mutter entgegengeschickten Wagen bestiegen und war gegen acht Uhr morgens in Offenbach angelangt, um dort sofort zur Messe in die katholische Kirche geführt zu werden. Die Festtage über verweilte er bei seiner Mutter. Dann wurde er von dem requirirten hessen-darmstädtischen Gericht dem Fürsten nach Birstein wieder zugeführt. Eine bei der Flucht des Prinzen zurückgebliebene Korrespondenz hatte ergeben, in wie hohem Maße fortwährend Einwirkungen auf den Prinzen geübt worden waren.

Weitere Zwischenfälle knüpften sich an die Thatfache, daß der Prinz nach einiger Zeit erklärte, er wolle die protestantische Kirche wieder besuchen. Darauf zunächst ein mahnender Brief seiner Mutter: Weil wir nur um Gottes willen der Obrigkeit gehorchten, dürften wir ihr nicht Folge leisten, wo ihre Gebote uns einem Gewissenszwange unterwürfen. Kurz darauf ein Besuch der beiden Schwestern, welche in das Zimmer stürmten und den Prinzen mit Borwürfen überschütteten. Die Szene wurde so heftig, daß der vom Fürsten gegen die Eindringlinge vorgeschobene Nachriegel gesprengt wurde. Dann ein Besuch der

Tante, Prinzessin Eulalia von Löwenstein-Wertheim. Endlich ein Besuch der Mutter selbst, welche ebenfalls zu Fuß und unangemeldet in das Schloß kam, sofort auf das Zimmer des Prinzen eilte und von dem anwesenden Lehrer forderte, sie mit dem Prinzen allein zu lassen. Der Fürst wußte sich gegen diese weibliche Übermacht nicht anders zu helfen, als daß er einen Gendarmen holen ließ. Dies hinderte aber nicht, daß die Mutter in Gegenwart des Gendarmen und des Lehrers längere Zeit mit ihrem Sohne sich in französischer Sprache unterhielt, was die beiden zum Schutz berufenen nicht verstanden.

Inzwischen war auch die Angelegenheit zur definitiven Entscheidung des obervormundlichen Gerichts reif geworden. Dieselbe erfolgte im Frühjahr 1854. Das Gericht sprach aus, daß die Mutter ihre angelobten Vormundspflichten durch die heimliche Erziehung des Prinzen im katholischen Glauben, sowie durch die auch später fortgesetzten Einwirkungen auf denselben, durch die Aufreizung zum Ungehorsam gegen seinen Hauptvormund, durch den Rat, sich aus dem Schlosse zu schleichen u. s. w. schwer verletzt habe. Jedenfalls habe sie sich unfähig erwiesen, die religiöse Erziehung ihres Sohnes nach Maßgabe der Ehepacten fernerhin zu leiten. Es müßte ihr deshalb das Recht zur Erziehung ihres Sohnes entzogen werden. Auch gegen diese Entscheidung erhob die Prinzessin Beschwerde beim höchsten Gerichtshofe, ward aber wiederum abgewiesen.

Nun verblieb Prinz Karl vorläufig in Birstein. Später wurde er der Leitung des Direktors am Predigerseminar, Professor Dr. Schmieder, zu Wittenberg untergeben, wo er im Sommer 1855 konfirmirt wurde. Im Jahre 1858 besuchte er, um juristische und kameralistische Vorlesungen zu hören, die Universität Göttingen. Der Fürst hatte ihm dort als Erzieher, den Leutnant v. d. L. beigegeben. Nach dessen Versicherungen, sowie nach seinen eignen Wahrnehmungen glaubte der Fürst sicher zu sein, daß der Prinz fortan dem Glaubensbekenntnisse seines Vaters treu bleiben werde. Auch mit den mütterlichen Verwandten hatte der Fürst inzwischen sich ausgesöhnt.

Aber die Hoffnung erwies sich als trügerisch. Im Jahre 1860 wurde Prinz Karl volljährig. Bereits im folgenden Jahre zeigte er dem Fürsten an, daß er nunmehr zur katholischen Kirche übergetreten sei. Vorträge des Jesuitenpaters Noth, welche dieser im Schlosse Heubach gehalten, hätten ihn dazu bestimmt.

Im Jahre 1866 verstarb Fürst Wolfgang Ernst. Prinz Karl war sein Nachfolger. Bereits ein Jahr vorher hatte sich derselbe mit einer Prinzessin von Toskana vermählt. So ist der nunmehrige Fürst Karl von Henburg-Birstein mit seinen reichen Mitteln zu einer Hauptstütze des Ultramontanismus in Deutschland geworden.

Warum wir diese wenig bekannten geschichtlichen Vorgänge hier veröffentlichen? Weil in einem deutschen evangelischen Lande die Verhältnisse der fürstlichen Familie in einer Weise sich gestaltet haben, daß sie zu ähnlichem führen könnten. Möge man sich allerorten vor Schaden hüten!

Das Problem des Lebens.



Es ist kein Paradoxon, wenn man behauptet, daß der Fortschritt der Wissenschaft nicht darin bestehe, Rätsel zu lösen, sondern in jedem Rätsel neue Probleme zu entdecken. Die Geschichte der Philosophie beweist das, wie die Geschichte jeder Wissenschaft. Die alten Fragen, welche das philosophische Denken seit jenem Tage beschäftigten, wo der Mensch anfing, über seine Stellung und Bedeutung im Laufe der Dinge nachzugrübeln, sie sind auch jetzt noch ungelöst, nur ihre Form hat sich in der Entwicklung des spekulativen Sinnes je nach dem Standpunkte, von dem aus man sie betrachtete, vielfach geändert, und wenn es auch nach wie vor die Aufgabe der Philosophie geblieben ist, die letzten Gründe des Seins und Erkennens aufzudecken, das einzige wahrhafte Resultat, das sie von den Eleaten bis auf Kant zu verzeichnen hat, ist nur die Darlegung der unendlichen Schwierigkeiten, auf welche die Versuche zur Lösung dieser Aufgabe gestoßen sind. Man kann es daher sehr wohl verstehen, wenn einerseits immer und immer wieder jeder Ausschweifung der Spekulation mit dem äußersten Sceptizismus und vollständiger Indifferenz diesen höchsten Fragen gegenüber endete, und wenn andererseits diejenige Richtung, welche sie nicht fallen lassen wollte, ihre Beantwortung von ganz andern Methoden und Untersuchungen erwartete, von Untersuchungen, die, auf alle abstrakten Prinzipien verzichtend, bisher unsre Kenntniss von der Welt und ihren Verhältnissen im höchsten Maße bereichert hatten. Gerade dies hat der Naturwissenschaft für philosophische Fragen eine ungeweine Bedeutung verliehen, die indessen vielfach überschätzt wird, am meisten natürlich von den Naturforschern selbst. Durch ihre Erfolge kühn geworden, suchte sie den Kreis ihres Gebietes stetig zu erweitern, trachtete sie darnach, nicht nur die Verhältnisse, sondern das Wesen und Prinzip der Welt in fortgesetzter Analyse zu erforschen. Sie kümmerte sich dabei nicht um logische und erkenntnistheoretische Untersuchungen, sie operirte einzig und allein mit dem Bewußtsein, daß in einem Problem alle Probleme steckten und daß daher die Lösung aller aus der Lösung eines einzigen sehr gut abgeleitet werden könne. Was man am kleinsten Ende entdeckte, mußte auch am größten wirksam sein; die Kraft, welche den Stein zur Erde zieht, bewegt auch die Planeten in ihren Bahnen. Ihr erstes Bemühen war daher, Thatsachen festzustellen, ihr zweites, diese Thatsachen in einen kausalen Zusammenhang zu bringen. Was sie groß gemacht hat, sind die auf das Experiment gestützten Beobachtungen und die aus der Beobachtung gewonnenen Schlüsse, die sie durch Analogie auf andre Thatsachen übertrug. Dies ist die Grundlage des Positivismus. Mit ihm gewannen die

alten Probleme wiederum eine ganz andre Gestalt und Fassung. Man studirte nicht mehr die allgemeinen Beziehungen, sondern das Einzelne abgelöst von seinen allgemeinen Beziehungen. So z. B. faßte man die Frage der Unsterblichkeit nicht mehr nach der Seite hin auf, daß diese durch die unendlich zahlreichen Fäden bedingt sei, welche das natürliche und sittliche Leben des Menschen mit einem Urgrunde des Seins verknüpfen, sondern man entschied sie einzig und allein aus den Thatsachen der Physiologie. Das spekulative Denken war groß im Generalisiren, das positivistische ist es im Detailliren. Alle höchsten Fragen sind damit im Grunde genommen auf eine einzige reduziert: Was ist die Quelle des Lebens?

Auch hierbei ging man in der Betrachtung von dem Ganzen auf das Teilbildende. Humboldt hatte in den ersten Jahren seiner wissenschaftlichen Arbeiten noch an der alten, spekulativen Richtung festgehalten und eine besondre Lebenskraft, welche den organischen Bildungen verliehen sei, verteidigt, aber den immer mehr in das Einzelne sich vertiefenden Beobachtungen gegenüber wagte der Altmeister moderner Forschung es schließlich nicht, seine Behauptung aufrecht zu erhalten. Chemie und Physik beeiferten sich, an den Schranken zwischen unbelebter und belebter, anorganischer und organischer Natur zu rütteln und die Kräfte allein für maßgebend und wirklich zu erklären, deren Gesetze man gefunden hatte. Daß dieselben in allen Lebenserscheinungen thätig sind, war aus einfachen Beobachtungen schon klar geworden, aber daß nur sie thätig seien, konnte man erst behaupten, wenn der eigentliche Träger des Lebens gefunden und in ihm keine andern als physikalische und chemische Kräfte nachgewiesen waren.

Diesen Träger des Lebens hat jetzt die minutiöseste und sorgfältigste Untersuchung entdeckt. Ob und inwiefern damit das Problem des Lebens selbst gelöst ist, wird unsre Darlegung ergeben, nachdem wir zusammengestellt haben, was nach den Forschungen eines Schleiden, Reinko, Schmitz, Strasburger und v. Hanstein als Thatsache nicht mehr zu bezweifeln ist.

Jeder pflanzliche oder thierische Körper ist aus einer unendlichen Fülle von kleinen Elementen aufgebaut, die unter dem Mikroskop sich als kleine Bläschen erweisen. Diese Entdeckung, daß keine andern Elemente als diese in jedem Organismus vorhanden sind, bildet das Fundament der modernen Zellenlehre. Ein solches Bläschen oder eine solche Zelle besteht wiederum aus zwei Theilen, einer Zellenhaut und einem Zellenleibe. Der Zellenleib, wie er sich bei den niedrigsten, einzelligen Pflanzenorganismen darstellt, ist nichts andres als eine scheinbar ganz struktur- und formlose Masse von zähflüssiger, schleimiger Konsistenz, mit zahlreichen Körnchen durchmischt und von weißgrauer Farbe. Die Wissenschaft nennt sie Protoplasma, um anzudeuten, einmal, daß wir hier den lebendigen Stoff im Anfangsstadium seiner organisirten Ausgestaltung vor uns haben, dann aber ganz besonders auch, daß wir in diesem Stoffzustande

den faktischen Ausgangspunkt zu allen, auch den höchst organisierten Pflanzen- und Tierleibern haben. In dem Protoplasma selbst ruht ein rundliches, geheimnisvolles Gebilde, der Zellkern, aus ungleichen Schichten zusammengesetzt, die in bestimmter Weise geformt und gebildet sind. Meistens hat jede Zelle ihren Kern, es giebt jedoch Zellen, die keinen, und solche, welche hunderte und tausende von Kernen in sich tragen. Strasburger hält es für ausgemacht, daß jeder Zellkern nur wieder aus einem andern Zellkern entspringen könne, und daß zweitens bei einer Teilung der Zelle nur diejenigen Tochterzellen lebens- und entwicklungsfähig seien, welche einen solchen Kern erhalten. Das Leben der Zelle ist also an den Zellkern gebunden. An und in dem Protoplasma selbst herrscht ein ewiges Bewegen, nichts ist starr und fest, solid und kompakt. Die Körnchen rutschen hin und her, bald langsamer, bald schneller, zwischen ihnen fließen Bächlein in entgegengesetztem Lauf gegen einander. Der Zellkern folgt ruhelos den Verschiebungen, die sich der feinen Fädchen und Bänder des Protoplasmas bemächtigt haben und in denen er nur frei aufgehängt ist, er verrät am deutlichsten die ganze Bewegsamkeit des Zellenleibes, welche mit der eines Tierkörpers ungemein viel Ähnlichkeit hat. Die Untersuchungen an Pflanzen- und Tierzellen haben sogar keinen bemerkenswerten Unterschied ergeben, sodaß auf dieser Stufe der Entwicklung die Einheit und Gleichheit der Lebenserscheinungen auch die Einheit des Ursprunges von Pflanze und Tier zu offenbaren scheint.

In diesem Zellenbewohner, den man mit Hanstein füglich „Protoplast“ nennen kann, vollzieht sich nun ein ganz bestimmter Kreislauf von Bewegungen, die bereits an entwickelten Organismen studirt waren: die sogenannte Assimilation und Desassimilation. Es sind dies Bewegungen chemischer Natur. Die Substanz des Protoplasten ist in einer unaufhörlichen stofflichen Umwälzung; die Stoffe, welche in diesem Moment noch seinen Leib an einem bestimmten Punkte zusammensetzen, sind im nächsten auseinander gesprengt und durch neue ersetzt. Zwischen Aufbau und Abbruch, zwischen Assimilation und Desassimilation wogt der chemische Stoffumsatz hin und her; Reink hat ihn sehr bezeichnend mit einem „Strom und Wirbel durcheinander stürmender Atombewegungen“ verglichen. Der Vorgang der Assimilation entspricht dem, was wir im gewöhnlichen Leben Nahrungsaufnahme nennen; er ist wesentlich eine chemische Reduktion, d. h. er löst gewisse Grundstoffe, wie Kohlenstoff, Wasserstoff, Stickstoff, Schwefel und Phosphor, aus ihren hoch organisierten, einfach und fest gefügten Verbindungen und verwendet sie einestheils dazu, den Leib des Protoplasten und sein Gehäuse herzustellen, andernteils dazu, seine Speisevorräte anzulegen. Zu den Substanzen ersterer Bestimmung zählen die Eiweißsubstanzen mit dem „Plastin“ an der Spitze, zu der zweiten vorzugsweise die Zellfaser-Substanz oder Cellulose, und zu der dritten — der Anlegung der Speisevorräte — das Stärkemehl und Glykogen. Eine wunderbare Kette der komplizirtesten Pro-

zesse, aus denen sich der Aufbau des Lebens ergibt. „Mikroskopisch klein sind die chemischen Werkstätten, unbedeutend die Stoffauswahl, über die sie verfügen, minimal die absoluten Mengen, mit denen gearbeitet wird, nichts sagend die äußern Hilfsmittel, die zu Gebote stehen, überaus großartig dagegen erscheinen die Erfolge in den Augen eines jeden Chemikers, wenn er sie mit den Resultaten seines Laboratoriums in Parallele stellt. Die einfachste Pflanzenzelle offenbart ihm da eine Darstellungskunst, welche auch die Gelehrtesten und Geschicktesten seines Faches ihr nicht abzulernen vermocht, eine Kunst, die eine so genaue Stoffkenntnis voraussetzt, wie sie nie ein Chemiker besitzen wird, und eine so sichere Handhabung der Stoffe, zu der es nie ein Sterblicher bringen wird.“ (Dressel, Der belebte und unbelebte Stoff, S. 31.)

Dieser Assimilationsprozeß der Pflanze hat eine ganz bestimmte Richtung. Einmal geht er darauf hinaus, zuletzt in den atomreichsten Eiweißkombinationen mit der größten innern Atomverschiebbarkeit die größte chemische Spannkraft oder Reaktionsfähigkeit zu erreichen, durch welche diese Stoffe von innen heraus disponirt werden, bei der ersten besten Gelegenheit sich und andre Stoffe in den lebhaftesten Strudel chemischer Atombewegung hineinzustürzen. Zweitens wird in der Assimilation mit dem Stoffumsatz eine immer wachsende Einnahme von Wärme und damit an Kraft erzielt. Es folgt dies letztere nicht nur aus dem allgemeinen theoretischen Satz von der Erhaltung der Kraft und der Materie, die Thermochemie hat es sogar durch Experimente nachgewiesen und hat die bei der Assimilation gewonnene Wärme und die durch sie dargestellte Energie genau gemessen. Aus keiner andern Quelle stammt sie als aus der Sonne, der Trägerin und Erzeugerin der gesamten Energie, die in unserm Erdsystem aufgespeichert wird.

Mit dem Vorgange der Assimilation ist zugleich der der Desassimilation verbunden. Neben einer Aneignung von Atomen geht eine Freilassung derselben aus dem Organismus des Protoplasten unmittelbar nebenher, nicht plötzlich und stürmisch, sondern langsam und geordnet, indem die ausscheidenden Stoffe durch den Protoplasten in immer einfachere, energieärmere Verbindungen hinabgeführt werden, bis sie in vollständiger Freiheit wieder in den ihrer Assimilation vorangehenden Zustand versetzt sind. Bei entwickelten Organismen nennt man diesen Vorgang Atmung. Daß diese freiwerdende Energie eben zum Zweck der Selbstbewegung von dem Protoplasten gebraucht wird und daß, wie in den Tieren jede Bewegungsarbeit der Muskeln eine ihr proportionale Verbrennung organischer Substanz und eine ihr äquivalente Krafterzeugung zur Voraussetzung hat, so auch in der Zelle bei jeder Protoplasmacontraktion ein Teil der Plasmasubstanz verbrannt und veratmet wird, haben Kühnes Untersuchungen überzeugend dargethan.

Die Wichtigkeit der Assimilation und Desassimilation für das Leben der Zelle ist also klar: die Assimilation bereitet die Bewegung der Zelle vor, die

Desassimilation führt sie aus. Es ist vielleicht interessant hervorzuheben, daß die Pflanzenzellen mit ihrer durch Verbrennung erzielten Energie viel ökonomischer umgehen als unsere besten Dampfmaschinen. Der Verbrennungsprozeß verläuft so, daß keine Erwärmung über die Temperatur der Umgebung stattfindet und daß die der Athmung entstammende lebendige Kraft fast ganz den Arbeitsleistungen zu Gute kommt, während bei unsern Maschinen die Arbeitsleistung stets nur ein Bruchteil der Betriebskraft ist.

Zu diesen chemischen Bewegungen in der Zelle kommen dann noch die Bewegungen des Zellensaftes, der in den Lücken des Protoplasmas enthalten ist und als Träger und Behälter aller der Nähr-, Umsatz- und Auswurfstoffe fungiert, welche bei obigen chemischen Prozessen in Betracht kommen.

Diese drei Arten von Bewegungen: Protoplasma-, Kreislauf- und Zellensaftbewegung, sind in den verschiedenartigen Zellen in verschiedener Weise wirksam. Aber die Hauptsache ist überall sich gleich, nämlich die Grundeigenschaft des Protoplasmas, die „Kontraktilität.“ Jeder Zellenbewohner vollzieht dieselben rhythmischen Bewegungen des sich Zusammensiehens und Ausdehnens, des sich Verbreiterns und Verschmälerns in seinem festen Protoplasma, und diese selbst bilden die eigentliche und letzte Triebfeder, aus dem alle andern Plasma-bewegungen hervorgehen. Die Kontraktionen der festen Plasmasubstanz geben in erster Instanz den mechanischen Antrieb zu den Bewegungen, durch die der Protoplast seinen Leib reckt, windet und dreht, in zweiter Instanz aber auch zu den Bewegungen, durch die er alle Teile seines Körpers in stets erneuter Berührung mit der Nährflüssigkeit, dem Zellensaft, bringt, in dritter Instanz endlich zu dem chemischen Stoffwechsel seines Leibes, ebenso wie der entwickelte Tierkörper es den Muskelzuckungen verdankt, wenn er sich fortbewegen, wenn sein Blut zirkulieren und die chemischen Vorgänge der Assimilation und Desassimilation in seinen Geweben sich vollziehen können. Und wie hierbei alle diese Vorgänge wiederum im Kreislaufe belebend auf den Muskel einwirken, so werden auch die primitiven Protoplasma-zuckungen im Kreislaufe des ganzen Prozesses wiederum durch die andern Bewegungen regeneriert und gefördert. Diese Kontraktionsfähigkeit des pflanzlichen Protoplasmas im einzelnen darzulegen ist bisher noch nicht gelungen, aber nichts hindert, ihr Analogon in der Muskelkonzentration des Menschen zu finden, deren physiologische Vorgänge man bereits eingehend erforscht hat, wenn auch eine befriedigende Klarheit noch nicht gewonnen ist. Auf einen äußern Reiz hin zieht der Muskel die zahlreichen dünnen Fasern, aus denen er besteht, zusammen und dehnt sie dann wieder. Diese Änderung in der Gestalt der Fasern ist die Folge einer Änderung in der räumlichen Verteilung sämtlicher Atome, aus denen der Muskel zusammengesetzt ist. Mit diesen lokalen Verschiebungen sind auch chemische und physikalische Prozesse verbunden. Jede Muskelzuckung erregt einen Stoffverbrauch, weshalb der Muskel nicht unaufhörlich arbeiten kann, sondern der Ruhe bedarf. In

dieser Zwischenzeit der Ruhe wird er durch das zirkulirende Blut, welches neue Nahrungstoffe ihm zuführt, regenerirt. Aber was besonders bemerkenswert ist, die Bewegungsthätigkeit desselben wird höchst zweckmäßig den Bedürfnissen des ganzen Organismus von ihm selbstthätig angepaßt und regulirt. Die Untersuchungen von Heidenhain, Fick und Harteneck haben darauf ein interessantes Licht geworfen. Schon vermöge seiner eignen Einrichtung und nicht etwa durch den Einfluß des Nervenreizes arbeitet der Muskel umso energischer, je größer der Widerstand ist, dem er sich entgegensetzt. Er ist also keine thermodynamische Maschine, wie etwa die Lokomotive. Keine Lokomotive kann selbständig das Zufließen der Wärme-Energie nach Maßgabe der Last, welche sie zu ziehen hat, reguliren, noch weniger aber die Ausnutzung des zufließenden Dampfes je nach der zu leistenden Arbeit moderiren. Zugestanden muß werden, daß der Apparat des Protoplasmas mit dem des Muskels verglichen viel einfacher ist, aber Dressel hat wohl recht, wenn er den Vorgang selbst in beiden für einen gleichen erklärt. Den Muskelfasern entsprechen die „Plastinfibrillen“ im Protoplasma, die wir sofort noch weiter kennen lernen werden, dem Blute aber das flüssige Zellenplasma nebst dem Zellensaft. Die Energie, welche in mechanische Arbeit umgesetzt wird, entquillt hier wie dort dem Stoffwechsel.

Eine Zeit lang wurde das Protoplasma für eine homogene Masse erklärt, ohne jede charakteristische Struktur und Organisation, für nichts weiter als eine einfache, eiweißartige Substanz. Reines Untersuchungen haben dieses Märchen vom „lebenden Eiweiß“ zerstört. Wir wissen jetzt, daß alle Organismen, die niedrigsten wie die höchsten, aus zahlreichen Verbindungen aufgebaut sind, und daß die Grunderscheinungen des Stoffwechsels dementsprechend bei allen Organismen identisch sind. Ein zweites wichtiges Resultat, das dieser Forscher durch die minutiösesten Beobachtungen gewonnen hat, besteht in dem Nachweis, daß selbst die unvollkommensten Organismen nicht als Übergangsglieder zwischen der unbelebten und belebten Materie gelten können; vielmehr ist das niedrigste Lebewesen dem menschlichen Körper chemisch und physiologisch näher stehend als dem unbelebten Eiweißklümpchen. Sodann ist jetzt die überaus feine, netzartige Struktur des Protoplasmas entdeckt worden. Namentlich Schmitz und Frommann haben sich in dieser Hinsicht bedeutende Verdienste erworben. Das Gerüst des Protoplasmas ist indessen weder starr noch unbeweglich, vielmehr in steter Umformung begriffen, in den feinen Fäden des Netzes hängen die Körnchen, Reine ist jedoch der Ansicht, und diese Ansicht ist nicht ohne Bedeutung, daß ein Teil der Substanz fest sein müsse, es könne in einem so kontraktibeln Körper wie dem Protoplasma nicht ausschließlich ein molekularer Gleichgewichtszustand herrschen. Dann schließt er weiter, daß das Platin, im Verein mit andern Substanzen als festes Netzgewebe das Flüssige der Zelle umspannend, durchziehend und auffaugend, der eigentliche Träger der abwechselnden Kontraktionen

und Expansionen sei und in dieselben sekundär auch die übrige Masse des Protoplasmas hineinziehe.

Dies ist in wesentlichen Grundzügen alles, was die neuere Forschung über die niedrigsten Lebenserscheinungen gewonnen hat; weiter auf Details einzugehen, welche nur eine sekundäre Bedeutung haben, halten wir hier nicht für angemessen. Es fragt sich nun, ob diese Resultate sich philosophisch verwerten lassen, d. h. ob wir durch sie die Berechtigung erhalten, das Problem des Ursprunges und Wesens aller Lebenserscheinungen für gelöst zu erklären. Da ist denn zunächst zu konstatieren, daß, wie sehr auch die Meinungen der verschiedenen Forscher einander gegenüberstehen, sie doch in einem Punkte mit wenigen Ausnahmen übereinstimmen: alle Vorgänge, die in dem Protoplasma beobachtet werden, sind physikalisch-chemischer, d. h. mechanischer Natur. Gewiß kann nicht daran gezweifelt werden, daß die Pflanze sich auf rein mechanischem Wege aufbaut, daß diejenigen Kräfte in ihr wirksam sind, aus denen auch die unbelebte Materie ihre Bewegungsercheinungen ableitet. Eine andre Sache ist es jedoch, ob die mechanische Auffassung die einzige ist, unter der wir die Vorgänge des pflanzlichen und tierischen Organismus betrachten können. Wir wollen suchen, durch ein andres Beispiel deutlicher zu werden. Es ist die Aufgabe des Mathematikers, alles Qualitative quantitativ aufzufassen, d. h. die Summe aller in ihren Eigenschaften differirenden Zustände auf reine Größenverhältnisse zurückzuführen. Die Sinnenwelt mit ihrem leuchtenden Farbenschimmer, ihren Tönen und Düften repräsentirt demnach nichts andres als die verschiedenartigsten Lagerungsverhältnisse unendlich vieler Atome. Diese Verhältnisse berechnen heißt indessen noch lange nicht das Wesen der Welt und ihr Prinzip definiren. Bekanntlich stellt es die Mathematik als ihr Ideal hin, eine einzige, große Formel zu finden, welche sämtliche Weltengesetze umschließt und aus welcher sich die einzelnen als besondere Fälle mit leichter Mühe ableiten lassen. Damit wäre indessen noch lange nichts gewonnen: unsre Überzeugung von einem mechanischen Prozeß hätte nur ihren mathematischen Ausdruck gefunden. Wir haben, indem wir an die Betrachtung des Weltalls gingen, die Absicht gehabt, alles nach der formalen Seite hin aufzufassen, dürfen uns also nicht großer Entdeckung rühmen, wenn wir nachher auch wirklich alles formal auffassen. Dem eigentlichen Urgrunde des Seins, dem Weltprinzip sind wir dadurch um nichts näher gekommen. Im Gegenteil, es erhebt sich sofort die andre Frage, ob die Natur des Gegenstandes, den wir unsrer Betrachtung unterziehen, nicht noch andre Betrachtungsweisen zuläßt als die rein formale, die wir als die nächstliegende zuerst berücksichtigen müssen. Es ist interessant, daß gerade der bedeutendste Forscher auf dem Gebiet der Zellenlehre, Reinke, sich wohl bewußt gewesen ist, wie die rein mechanische Auffassung der Lebenserscheinungen durchaus nicht allen wissenschaftlichen Anforderungen genügt. In seiner Einleitung zu den „Studien über das Protoplasma“ (1881) äußert er sich, nachdem er hervorgehoben, daß er das Proto-

plasma schon für einen Organismus von komplizirtestem Gefüge halten müsse, folgendermaßen: „Eine Konsequenz dieser Anschauung, auf welche ich in der Abhandlung nicht einzugehen beabsichtige, mag an dieser Stelle mit wenigen Worten angedeutet werden. Ich habe durch Versuche die Überzeugung gewonnen, daß ein im Mörser fein zerriebenes Plasmodium ebensowenig Protoplasma ist, wie eine zu feinem Pulver zerriebene Taschenuhr noch eine Taschenuhr sein würde. Beides sind Hauswerke verschiedener Substanzen, in genau bestimmten Mengenverhältnissen mit einander gemischt, aber ebensowenig wie die rein physikalischen und chemischen wirkenden Kräfte imstande sind, aus dem Gemenge von Messing, Stahl, Gold u. s. w. eine Taschenuhr zu bilden, ebensowenig werden sie aus dem zerriebenen Plasmodium ohne Mitwirkung eines andern Organismus wieder Protoplasma erzeugen können.“ Daß in jedem Organismus physikalische und chemische Kräfte wirken, davon ist dieser Forscher wie alle andern überzeugt, aber wie wir in unsrer Darlegung mehrfach betont haben, das Protoplasma ist darum noch keine Maschine, es steht sogar höher als die Taschenuhr. Sein Wesen ist, Bewegter und Bewegtes zu gleicher Zeit zu sein. Man hat mit andern Worten das Problem des Lebens nur eine Etappe tiefer gestellt. Mensch oder Protoplasma, in den Grundbedingungen sind die physiologischen Vorgänge dieselben. Das Rätsel ist nicht gelöst, es ist nur auf einen andern, kleinern Kreis übertragen.

Und hierin haben wir ein Resultat unsrer Erörterung zu sehen. Es ergiebt sich aber noch ein zweites, welches an Bedeutung dieses erste noch weit übertrifft und in welchem unsre Darlegungen mit dem Ausspruch Reinkes vollständig übereinstimmen. Die mechanisch-dynamische Auffassung ist nicht ausreichend selbst zur Erklärung der einfachsten Lebenserscheinungen. Sie sucht überall physikalische und chemische Kräfte, aber sie kann sich nicht verhehlen, daß diese selbst wiederum im Dienste eines andern Gesetzes stehen, welches in der rein quantitativen Betrachtungsart sich nicht fixiren läßt. Geben wir auch zu — was, wie wir konstatirt haben, noch nicht ausgemacht ist —, daß das Protoplasma auf mechanischem Wege entstanden sei, so ist doch seine Natur, sein Entstehen und Wachsen durch einen Organisationsplan bedingt, der sich nicht beurteilen läßt unter dem Gesichtspunkte des Woher, sondern des Wozu. Der teleologischen Auffassung bleibt ihr Recht unbenommen; es ist lange her, daß Schopenhauer den Begriff des Zwecks gegen die materialistische Naturanschauung verteidigte, und darum wohl angebracht, an ihn zu erinnern. Wir werden eine Auffassungsart nie verleugnen können, welche Grundeigentum unsrer Vernunft ist. Verlegen wir auch die Etappen so tief, wie wir wollen, ziehen wir die Kreise immer enger und enger und gehen wir von den Atomen in die Atomteilchen, wir kommen darüber nicht hinaus, daß die Teilchen, welche den primitivsten Ursprung des Lebens bilden, die Grundelemente eines Planes sind, nach dem sich jedes weitere Leben aufbaut. Die mechanische Naturbetrachtung,

wie sie das Wesen der modernen Naturwissenschaft ist, findet hier ihre Grenze, sie hat gar nicht die Aufgabe, sich mit diesem Plane zu beschäftigen. Vielmehr ist dies die Pflicht der Metaphysik, welche ihn nicht betrachtet unter dem Gesichtspunkte relativer Notwendigkeit, sondern im Zusammenhange mit dem großen Ganzen, das sie als System nun aufbauen mag wie sie will, auf realistischen oder idealistischen Grundlagen. So ist die Frage nach dem Ursprung und der Bedeutung des Lebens nach wie vor nicht ein naturwissenschaftliches, sondern ein metaphysisches Problem.



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

3.



Was uns in den Häusern Pompejis besonders beneidenswert erscheint, das sind die Malereien, welche fast alle ihre Wände bedecken. Sie erregen das Staunen und die Bewunderung aller Besucher. Es genügt aber nicht, sie im Vorübergehen zu betrachten, wie es in der Regel geschieht. Wollen wir von ihnen mehr als bloß einen flüchtigen Eindruck davontragen, so müssen wir die Männer befragen, welche, durch ihre früheren Studien auf ihr Verständnis vorbereitet, sich eingehend mit ihnen beschäftigt haben. Es gilt eben, etwas schärfer zu beobachten; nur unter dieser Bedingung werden wir sie gehörig würdigen, uns eine vollständigere Einsicht in ihr Wesen verschaffen und aus ihrer Betrachtung einige sichere Begriffe von dem Charakter und der Geschichte der alten Kunst gewinnen können.

Ein Kenner, dessen Zuständigkeit auf diesem Felde von niemand bestritten wird, ist Wolfgang Helbig. Die Wandgemälde von Herculaneum und Pompeji hat wohl niemand eingehender studirt als er. Die Früchte dieser Studien hat er in zwei Büchern, die einander ergänzen, niedergelegt. Das erste ist ein vollständiges Verzeichnis der Wandgemälde, die so genau als möglich beschrieben und nach ihrem Gegenstande, wenn dieser bestimmt werden kann, klassifizirt werden.*) In dem andern Buche behandelt der Verfasser alle durch diese Malereien angeregten Fragen; insbesondere untersucht er die Frage, inwieweit die Künstler, welche die Urheber dieser Werke waren, selbständige und originale Er-

*) Wandgemälde der vom Vesuv verschütteten Städte Campaniens. Leipzig, 1868.

finder sind, und sodann die Frage, ob sich hinsichtlich ihrer Zugehörigkeit zu einer bestimmten Schule etwas ausmachen läßt. *)

Von diesen beiden Büchern gewährt natürlich die Lektüre des zweiten den größern Genuß; aber das erste, obschon anscheinend trockner, ist vielleicht noch nützlicher. Selbst getrennt von dem andern Werke, welches ihm als Kommentar dient, enthält dieser Katalog eine Fülle von Belehrung. Mir scheint, wir können irgend eine bestimmte Zeit nicht bloß nach den Büchern beurteilen, welche sie gern liest, sondern auch nach den Gemälden, welche sie mit Vorliebe betrachtet; auch sie geben einen Fingerzeig, der uns bezüglich ihres Charakters und ihrer Geschmacksrichtung kaum jemals täuschen wird. Wenden wir diese Regel auf Helbig's Katalog an. Auf 1968 Wandgemälde, die er geordnet und beschrieben hat, kommen etwas über 1400, nahezu drei Viertel, die sich irgendwie auf die Mythologie beziehen, d. h. die Abenteuer der Götter oder die Sagen der Heroenzeit darstellen. Diese Ziffer bezeichnet den Platz, welchen im ersten Jahrhundert die religiösen Erinnerungen der Vergangenheit im Leben aller einnahmen. Selbst die Ungläubigen und Gleichgiltigen fühlten die Macht dieser Erinnerungen; wenn das Gewissen der Menschen sich ihnen entzog, so übten sie doch noch ihre Herrschaft über die Phantasie. Häufig kann man bei dem Studium der Kunst oder der Literatur dieser Zeit diese Beobachtung machen, aber nirgends sonst drängt sie sich uns so sichtbar auf wie in Pompeji. Es ist wichtig, dies zu betonen, wenn wir uns erinnern, daß gerade zu der Zeit, da die Künstler die campanischen Städte mit diesen Bildern von Göttern und Heroen verschwenderisch ausschmückten, das Christentum anfing, sich im römischen Reiche zu verbreiten. Eben war der Apostel Paulus auf seiner Reise von Puteoli nach Rom dicht bei diesen Gestaden vorübergekommen, und manche Gründe sprechen dafür, daß die kokette und wollüstige Stadt, die bald der Vesuv verschlingen sollte, den Besuch einiger Christen erhalten hatte. **) Sie predigten ihre Lehre und begingen ihre Mysterien in diesen Häusern, deren Wände ihnen in jedem Augenblick einen feindseligen Kultus ins Gedächtnis riefen. Die Masse dieser mythologischen Wandgemälde giebt uns eine Vorstellung von den Hindernissen, welche das Christentum zu überwinden hatte. Die Religion, gegen welche es kämpfte, hatte sich des ganzen Menschen bemächtigt. Es war sehr schwer für einen Heiden, seine Götter zu vergessen, denn er fand sie überall wieder, nicht bloß in den Tempeln und auf den öffentlichen Plätzen, die von ihren Abbildern erfüllt waren, sondern auch in seiner Privatwohnung, an den Wänden dieser Säle und dieser Zimmer, in denen er mit seiner Familie lebte, dergestalt, daß sich diese Götter in alle Handlungen seines täglichen, intimen und persönlichen Lebens einzumischen schienen und derjenige, der von ihnen abfiel, gleichzeitig mit allen Erinnerungen und

*) Untersuchungen über die Campanische Wandmalerei. Leipzig, 1873.

**) Es hat sich dort eine mit Kohle auf eine weiße Wand geschriebene Inschrift mit dem Worte Christianus gefunden (C. I. L. IV, 679).

allen Lieblingsneigungen der Vergangenheit zu brechen glaubte. Auf diese Malereien fielen die ersten Blicke des Kindes; es bewunderte sie, noch ehe es sie verstand. Sie prägten sich seinem Gedächtnis ein und mischten sich mit jenen Jugendbeindrücken, die man nie vergißt. Die Kirchenväter haben also recht mit ihrer Bemerkung, daß das, was damals der Mythologie so viele Anhänger gewann, der Umstand sei, daß sie sich des Menschen schon in der Wiege, ja fast schon vor seiner Geburt bemächtigte. So sagt z. B. Tertullian ebenso kernig als wahr: *Omnes idololatria obstetricae nascimur*, d. h. die Vielgötterei ist schon bei der Geburt unser aller Hebamme.

Was aber war der Charakter dieser Mythologie? Auf welche Weise und in was für Abenteuern wurden diese Götter und diese Heroen ihren Anbetern in der Regel dargestellt? Selbigs Katalog giebt auch hierauf die lehrreichste Antwort. Er zeigt uns, daß es Liebesgeschichten sind, denen diese Maler vor allen andern den Vorzug gaben. Jupiter erscheint bei ihnen nur mit der Verführung der Danae, Io oder Leda und mit der Entführung der Europa beschäftigt. Die Verfolgung der Daphne durch Apollo ist der Gegenstand von zwölf Gemälden; Venus ist fünfzehnmal in den Armen des Mars und sechzehnmal mit dem schönen Adonis dargestellt. Ebenso verhält es sich mit den übrigen Gottheiten, in allen diesen Wandgemälden handelt es sich fast nur um ihre Liebeshändel. Dies also wars, was eine elegante und leichtlebige Welt aus dem alten, ernsten Götterglauben gemacht hatte. Großen Widerstand freilich hatte derselbe nicht geleistet. Eine Hauptkraft dieser alten Religionen, welche keine heiligen Bücher besaßen und durch keine festen Dogmen gebunden waren, lag in ihrer leichten Anbequemung an die Meinungen und Geschmacksrichtungen jeder Epoche. Jahrhunderte lang hat die Religion Griechenlands jeder dieser Richtungen genügt, und nur deshalb hat sie so lange Bestand gehabt. Von Homer bis zu den Neuplatonikern hat sie es verstanden, alle Formen anzunehmen: bald ernst, bald leichtfertig spielend, aber immer poetisch, diente sie den Künstlern zum Ausdruck ihrer mannichfachen Vorstellungen, ihrer widersprechendsten Empfindungen, gestattete sie den Philosophen die Einkleidung ihrer tiefsten Lehren in glänzende Farben. Zu der Zeit, welche uns hier beschäftigt, paßte sie sich mit ihrer gewöhnlichen Fruchtbarkeit und Geschmeidigkeit den Neigungen einer die Ruhe und den Genuß liebenden, reichen, glücklichen Gesellschaft an, welche — dank einer gefürchteten Obergewalt — sich des folgenden Tages sicher, von den ernstern Sorgen der Politik sich befreit fühlte und nur die eine Sorge kannte, wie sie das Leben so heiter als möglich hinbrächte, einer Gesellschaft, die sich darin gefiel, unter dem Bilde ihrer Götter sich selbst darzustellen und ihre eignen Vergnügungen zu idealisiren, indem sie dieselben den Bewohnern des Olymps zuschrieb. So gewinnen die Wandgemälde von Pompeji einen neuen Reiz für uns, wenn wir daran denken, daß sie das Abbild einer bestimmten Zeit und uns zu deren Verständnis behilflich sind.

Weil ich aber eben vom Christentum gesprochen und darauf hingewiesen habe, daß jene noch immer unverminderte Neigung zu dem alten Götterglauben seinen Fortschritten hinderlich sein mußte, so muß hinzugefügt werden, daß das Christentum die Schwere dieses Hindernisses vermindern konnte, wenn es zeigte, was aus der Mythologie geworden war, und wenn es verkündete, sie sei nur noch eine Schule der Unsittlichkeit. Daß es dies nach Kräften gethan hat, kann man sich leicht denken. Gelehrte Kritiker haben in unsern Tagen die Kirchenväter der Unwissenheit oder der Verläumdung angeklagt, weil sie über die Liebschaften der Götter spotten und behaupten, alle diese Abenteuer, die man ihnen zuschreibt, seien nur die Verherrlichung der schändlichsten Leidenschaften des Menschen. Sie wenden ein, diese Fabeln hätten einen tieferen Sinn, schlössen große Wahrheiten ein und seien in Wirklichkeit nur eine allegorische Erklärung der wichtigsten Naturphänomene. Dies ist unzweifelhaft richtig, so weit man dabei an die Mythologie der Urzeiten denkt, aber ebenso gewiß ist es, daß die des ersten Jahrhunderts, wenigstens im Geiste der vornehmen Gesellschaft, diesen Charakter nicht mehr besaß. Die Leute, welche sich in ihren Häusern die Liebschaften des Jupiter mit Danae oder Ganymedes an die Wand malen ließen, waren keine Weisen, die eine kosmogonische Vorstellung verkörpern wollten: es waren Wollüstlinge, die sich zum Genuße aufzuregen oder mit einem angenehmen Bilde ihr Auge zu erfreuen wünschten. Auch nicht im entferntesten ist hier an eine mythische oder allegorische Absicht zu denken; einzig und allein das menschliche Leben ist hier geschildert, und nichts weiter bezweckt der Maler als die Darstellung von Liebeszenen zum größeren Vergnügen der Liebenden. Es war also nicht möglich, die christlichen Doktoren zu widerlegen, wenn sie die Unsittlichkeit der Mythologie so heftig angriffen, und diejenigen, welche ihren Schmähungen zuhörten, brauchten bloß ihre Augen zu den Wänden ihrer Häuser zu erheben, um zu erkennen, daß sie im Grunde nicht so Unrecht hatten.

Die übrigen Wandgemälde sind theils Thierdarstellungen und Stillleben, theils Landschaften, theils Genrebilder.*) Diese letzteren sind sehr interessant und leisten uns große Dienste. Sie sind es auch, die wir mit der größten Teilnahme betrachten, wenn wir Pompeji durchwandern. Da sie wirkliche Vorgänge und lebende Personen darstellen, scheinen sie die öde Stadt zu beseelen und ihr die Bewohner wiederzugeben, die sie verloren hat; aber keine dieser verschiedenen Klassen, in die man die pompejanischen Wandgemälde einteilen kann, läßt sich sowohl hinsichtlich des Talentes der Maler als auch hinsichtlich der Zahl der

*) Die Genrebilder teilt Helbig in zwei Klassen: zuerst kommen diejenigen, in welchen wir eine gewisse Mischung realistischer und idealer Elemente wahrnehmen, z. B. Eros auf der Jagd, Liebesgötter angelnd oder bei der Weinlese, Frauen bei der Toilette mit kleinen Liebesgöttern, die ihnen dabei helfen, u. s. w.; dann die völlig realistischen Stücke, Szenen aus dem täglichen Leben der Pompejaner ohne den Versuch der Verschönerung. Von diesen letzteren wird bei der Besprechung der Genrebilder vornehmlich die Rede sein.

Darstellungen mit derjenigen Klasse, welche nur aus mythologischen Gegenständen besteht, irgend vergleichen.

Die erste und wichtigste Frage, die wir uns bezüglich der Malereien von Pompeji stellen, ist die Frage nach ihrem Ursprung. Woher kamen ihre Maler? Waren es selbständige Künstler, welche den Gegenstand ihrer Werke erfanden? Und wenn es bloß Nachahmer sind — welcher Schule gehörten ihre Vorbilder an und in welchem Jahrhundert haben sie gelebt? Die alten Schriftsteller geben uns hierüber keinen Aufschluß. So sind wir darauf angewiesen, die Malereien selbst zu befragen und alle Antwort lediglich aus ihnen zu schöpfen.

Für die Genrebilder, von denen eben flüchtig die Rede war, ist die Frage leicht zu lösen. Sie stellen Lokalvorgänge und Menschen des Landes dar; sie sind also im Lande selbst geschaffen und der Wirklichkeit nachgebildet worden. War der Herr des Hauses, welches der Künstler dekoriren sollte, einer jener leidenschaftlichen Liebhaber des Amphitheaters oder des Zirkus, der das Schauspiel eines solchen unaufhörlich vor Augen haben wollte, oder war er ein Freund alltäglicher Szenen, so gewann der Künstler seinen Beifall durch genaue Kopien derartiger Vorgänge. Er ging und beobachtete die Gladiatoren bei ihren Übungen in der großen, bei dem Theater entdeckten Kaserne; alsdann stellte er sie dar, wie er sie gesehen hatte. Ebenso versetzte er die Besucher des Forums, die Spaziergänger in den Straßen der kleinen Stadt ohne weiteres in seine Bilder. Diese Tuchwäcker, diese Gastwirte, diese Bäcker, diese Fischhändler, die wir an den Wänden der pompejanischen Häuser erblicken — es sind ganz sicher die einstigen Bewohner der Kaufläden, in denen wir noch heute ihre Gerätschaften wiederfinden. Diese halbnackten Frauen, deren Haar auf so sonderbare Art über der Stirn zusammengeknüpft ist, sind dieselben, die in jenen engen Zellen, welche nicht allen Besuchern zugänglich sind, weil sie so rohe Zeichnungen, so brutale Inschriften bergen, ihre Gunst verkauften. Der Maler hatte diese so lebendig wiedergegebenen Bauern und Handwerker, mit ihrer an die Tracht unsrer Mönche erinnernden Kapuzen-Tunika, die mit einem Glase Wein vor sich an einem Tische sitzen, selbst beobachtet; er hatte diesen sonnverbraunten, mit mächtigen Stiefeln bekleideten, in einen weiten Mantel gehüllten Soldaten, der dem Kneipenwirt sein Glas hinhält und munter ruft: „Etwas frisch Wasser her!“ (da frigidam pusillum) mit eignen Augen gesehen. Der Beweis dafür, daß es in der That die Menschen des Landes waren, welche der Künstler in seinen Personen wiedergab, liegt darin, daß dieselben uns noch heute durch ihre Ähnlichkeit überraschen: auf den ersten Blick erkennen wir in ihnen die wohlbekanntesten Gestalten, denen wir auf den Plätzen oder in den Kaufläden Neapels so oft begegnet sind. Der Ursprung dieser Bilder ist also leicht zu finden: die Künstler ahmten getreu nach, was sie vor Augen hatten; sie sind in Pompeji selbst und für Pompeji angefertigt worden. Doch ist zu bemerken, daß sie sehr wenig zahlreich (einige zwanzig höchstens) und in der Regel von nur kleinen Dimensionen sind.

Anders steht es mit den übrigen Wandgemälden. Hier kann man unmöglich annehmen, daß die 1480 mythologischen Darstellungen, welche häufig umfangreiche Arbeiten sind und ein sehr bemerkenswertes Kompositionstalent bekunden, das Werk selbständiger Künstler sein sollen, eigens erdacht zum Schmucke der Häuser, in denen wir sie heute erblicken. Herculaneum und Pompeji waren kleine Städte, die es kaum verdienten, daß ein Maler sich ihretwegen in so große Erfindungskosten stürzte. Daß übrigens nicht einzig für sie diese Malereien bestimmt waren, beweist der Umstand, daß man sie auch in andern Gegenden gefunden hat; anderswo, besonders auch in Rom, sind Ruinen von Wohnungen entdeckt worden, die ganz ebenso decorirt waren wie die der Städte Campaniens.*) Die Wände dieser Häuser tragen Genrebilder ähnlich denen, die wir im Museum von Neapel bewundern; sie zeigen weiter die gleichen und auf gleiche Art behandelten mythologischen Stoffe. So gleicht z. B. die von Argos bewachte und von Hermes befreite Io im „Hause der Livia,“ dicht bei dem Kaiserpalast auf dem Palatin, durchaus den sechs oder sieben Kompositionen, welche das nämliche Abenteuer in Pompeji darstellen. Beweist dies nicht, daß diese Künstler eine gewisse Anzahl von Bildern, auf welche sie eingeübt waren, vorrätig hielten und daß sie dieselben eben überall reproduzirten, wo man ihrer Dienste bedurfte? Aber die eigentlichen Schöpfer dieser Bilder waren sie in Rom so wenig wie in Pompeji; sie hatten weder Idee und Thema noch Anordnung derselben erdacht. Dies kann man daraus schließen, daß in allen Szenen von einiger Bedeutung die Erfindung stets besser ist als die Ausführung. Sie zeugt von einer Kraft der Konzeption, von einer Gewandtheit im Komponiren, kurz von einem Talent, welches dem des unbekanntem Künstlers, der das Fresko anfertigte, weit überlegen ist. Daraus ergiebt sich der natürliche Schluß, daß es nicht ein und dieselbe Person war, welche das Gemälde erfand und ausführte, sondern daß die Künstler von Pompeji, statt sich die Mühe der Erfindung zu geben, sich meistens mit der Reproduktion bekannter Bilder begnügten und dieselben den Plätzen, für die sie bestimmt waren, anpaßten. So erklärt sich

*) Im April 1879 fand man, beim Graben am Tiberufer behufs Verbreiterung des Flußbettes, vor den Gärten der Villa Farnesina die Reste einer reizenden römischen Wohnung. Sie bestand aus langen Gängen und einigen Zimmern, von welchen besonders eines eine bemerkenswerte Dekoration zeigte. Als dasselbe von dem Schlamm, der es seit vielleicht achtzehnhundert Jahren füllte, gereinigt war, besaßen die Farben noch einen wunderbaren Glanz. Man erblickte, wie gewöhnlich, mit großer Zierlichkeit gemalte architektonische Motive, Figuren von sehr feiner Zeichnung, durch Blumengewinde und Arabesken mit einander verbundene Säulen und in der Mitte runde Felder mit Szenen des täglichen Lebens: Gastmählern, Konzerten, Opfern u. s. w. Dieses System der Dekoration gleicht im ganzen dem der pompejanischen Häuser; nur erscheint es hier sorgfältiger gehandhabt und von talentvollern Künstlern ausgeführt. Diese schönen Malereien, die der Tiber von neuem zu bedecken drohte, sind vorsichtig von den Wänden abgelöst und in das Museum der Lungara gebracht worden.

auch die ungemeine Geschwindigkeit ihrer Arbeit und ihre unerschöpfliche Fruchtbarkeit. Sie hatten eine Menge brillanter, berühmten Meistern entnommener Stoffe in ihrem Gedächtnis bereit liegen und sozusagen an der Spitze ihres Pinsels: so waren sie um die flinke Herstellung einer Hausdekoration nie verlegen und konnten dieselbe wohlfeil genug liefern. Sie arbeiteten nicht nach Eingebung ihres Genies, sondern malten aus der Erinnerung; sie sind keine Erfinder, sondern Nachahmer.

Dies ist wahrscheinlich auch der Grund, weshalb die Kenner und Kunst-richter des ersten Jahrhunderts auf die Malerei ihrer Zeit so schlecht zu sprechen sind. Wir kennen hierüber die Ansicht eines Mannes von Geist, eines verständnisvollen Freundes der Wissenschaften und Künste, einer merkwürdigen und widerspruchsvollen, in ihrer Aufführung sehr leichtsinnigen, im Urteilen sehr ernstesten Persönlichkeit, welche lebte wie ihre Zeitgenossen, im Denken dagegen sich gern das Ansehen gab, als wäre sie ein Mann der Vergangenheit. Petronius läßt in seinem satirischen Roman seine Helden, rechte Abenteuerer und Tagediebe, einmal in einer Säulenhalle lustwandeln, die, wie üblich, mit wertvollen Wandgemälden geschmückt ist. Sie betrachten dieselben mit großem Wohlgefallen, wünschen ihr Alter zu wissen, bemühen sich um das Verständnis des Gegenstandes und fangen an, darüber mit einander zu diskutieren. Die Vergangenheit führt sie, wie dies in der Regel der Fall ist, schnell zur Gegenwart zurück, und bald unterhalten sie sich über die zeitgenössische Kunst. Sie sprechen von ihr mit großer Strenge; die Bewunderung, die sie für die alten Meister empfinden, macht sie recht hart gegen die Künstler ihres eignen Jahrhunderts. Sie finden, daß die Künste in vollem Verfall seien und daß ihre Verderberin die Gewinnsucht sei. Und hier kommen Klagen, wie wir sie seit jener Zeit gar oft gehört haben: die Vergangenheit war das goldne Zeitalter; „die schönen Künste erstrahlten damals in ihrem vollen Glanze, weil man noch die nackte Tugend liebte. Ist es ein Wunder, daß sie jetzt verlassen sind, da wir sehen, daß die Götter und Menschen eine Goldbarre allen Bildsäulen und allen Gemälden vorziehen, welche diese armen Griechen, diese Narren Phidias und Apelles, im Schweiß ihres Angesichts geschaffen haben?“ Der Schluß ist: „Die Malerei ist tot; keine Spur ist mehr von ihr übrig.“*) Fast derselben Meinung ist der ältere Plinius, ein minder voreingenommener, im ganzen gerechterer Richter. Er versichert einmal: „Die Malerei geht ihrem Untergange entgegen,“ und an einer andern Stelle: „Es giebt schon gar keine Malerei mehr.“**) Das sind recht harte Urteile. Wer Pompeji besucht hat, dem fällt es schwer, sie ohne weiteres zu unterschreiben. Er erinnert sich der so talentvoll erfundenen Szenen, der so zierlichen, so anmutigen Figuren; er bedenkt, daß diese Gemälde in so kurzer Zeit, von unbekanntem Künstlern, für bloße Provinzialstädte ausgeführt worden

*) Petronius, Sat. 2 und 88. — **) Plinius XXXV, 29 und 50.

sind, und er kann unmöglich glauben, daß es um die Kunst wirklich so verzweifelt schlecht gestanden habe, wie Plinius und Petronius behaupten. Alles aber erklärt sich, wenn wir uns erinnern, daß diese reizenden Malereien nur Kopien sind; sie besitzen nicht das Verdienst der Erfindung, und in dieser besteht doch nach Petronius und Plinius, die ihre Ehre darein setzten, Klassiker zu sein, vor allem die Größe der Malerei. Da sie nicht mehr selbständig schaffen kann und nur noch von der Nachahmung lebt, kommt sie ihnen wie tot vor. Daher ihre Strenge.

Wir Heutigen nehmen eine andre Stellung zu der Sache ein. Die Vorbilder sind heute nicht mehr vorhanden, und so kann kein Vergleich mit ihnen den Nachahmungen schaden. Wir steigen nicht mehr von den Originalen zu den Kopien nieder, was für diese immer sehr gefährlich ist; im Gegenteil: lediglich den Kopien verdanken wir es, daß wir zu den verlorenen Originalen aufsteigen und uns eine Vorstellung machen können, was diese einst gewesen. Dieser Dienst, den sie uns leisten, stimmt uns günstig für sie. Weit entfernt, uns darüber zu beklagen, daß die pompejanischen Künstler keine genialen Erfinder sind, möchten wir ihnen eher dafür danken, daß sie fast nichts Eigenes zu Tage gefördert haben. Gerade durch ihre Beschränkung auf die Reproduktion fremder Erfindungen versetzen sie uns in jene großen Zeiten der antiken Kunst, welche wir ohne sie nicht kennen würden.

Welches Jahrhundert ist es nun eigentlich, dem die Künstler von Pompeji ihre Muster entnahmen? Können wir überhaupt genauer feststellen, welcher geschichtlichen Epoche, welcher Periode der Kunst die Meister angehörten, aus deren Werken jene Epigonen ihre Anregungen schöpften?

Zunächst — haben sich diese überhaupt darauf beschränkt, die Gemälde einer einzigen Schule zu kopiren? Gehörten sie nicht vielmehr zu jenen Eklektikern, die das Gute so ziemlich überall nehmen, wo sie es finden, und die Werke aller Zeiten wiedergeben? — Unzweifelhaft haben sie dies manchmal gethan. Es finden sich bei ihnen Arbeiten, die von der großen Menge der übrigen abweichen und offenbar aus ihrer gewöhnlichen Manier herausfallen. Dieser Art ist z. B. das berühmte Bild des Opfers der Iphigeneia, eins der schönsten, die in Pompeji entdeckt wurden, und — ein seltenes Glück — auch eins der besterhaltenen. In der Mitte tragen Odysseus und Diomedes die Iphigeneia, welche die Arme weinend gen Himmel streckt, zum Altare. Links bedeckt Agamemnon sein Antlitz, um den Tod der Tochter nicht zu sehen. Rechts steht Kalchas, das Schwert in der Hand, traurig sinnend, doch bereit, das grausame Opfer zu vollstrecken. Oben erscheint Artemis in leichtem Gewölk mit der an Stelle der Jungfrau zu opfernden Hirschkuh. Helbig, ein kundiger Beurtheiler auf diesem Gebiete, ist der Meinung, daß die so regelmäßige Anordnung des Bildes, die Symmetrie in der Verteilung der Figuren, die Farbe des Hintergrundes, die Behandlung des Faltenwurfs der Gewänder an eine Kunstentwicklung von verhält-

nismäßig hohem Alter erinnern. Die Figuren sind derart disponirt, daß man fast ohne Schwierigkeit aus dem Gemälde ein Relief machen könnte. Noch charakteristischer ist es, daß Diomedes und Odysseus kleiner gebildet sind als Agamemnon und Kalchas, nach jener alten, naiven Regel, welche will, daß man die größere oder geringere Wichtigkeit der einzelnen Personen schon äußerlich an ihrer Größe erkenne. Wiewohl nun Helbig auf diese interessanten Momente aufmerksam macht, geht er doch nicht so weit, zu behaupten, daß dieses schöne Gemälde in eine sehr alte Epoche zurückreiche. Zu allen Zeiten giebt es Künstler, die sich gern der Vergangenheit zuwenden und die eine alte Methode, ein schon längst aufgegebenes Verfahren mit Vorliebe pflegen. Plinius spricht einmal von zwei berühmten Malern, die an dem von Vespasian wiederhergestellten Tempel des Honos und der Virtus arbeiteten, und bemerkt über den einen, er habe mehr den alten Meistern geglichen (*praeus antiquis similior**). Ein Künstler dieser Art hat gewiß auch das Opfer der Iphigeneia gemalt; dem Archaismus zugeneigt, hat er sein Bild nach alter Weise erfunden und ausgeführt, die pompejanischen Maler aber haben dasselbe nach ihrer Gewohnheit getreu kopirt.

Aber diese altertümlichen Phantasien sind in Pompeji selten; fast alle andern Wandgemälde gleichen einander in hohem Maße, die Darstellungen sind in der Regel auf dieselbe Art erfunden und ausgeführt und scheinen derselben Schule anzugehören. Es ist die Schule, welche am Hofe der Nachfolger Alexanders blühte. Die Kunst, welche die pompejanischen Künstler nachahmten und von der uns ihre Gemälde ein Abbild geben können, ist also die alexandrinische oder hellenistische.

(Fortsetzung folgt.)



Überseeische Annexionspläne Frankreichs und Englands.



ie englischen Zeitungen fahren fort, gegen die neue französische Kolonialpolitik zu predigen und deren Annexionspläne als ungerecht und für das britische Interesse, ja für das der ganzen Welt gefährlich darzustellen. Aber in Paris läßt man sich dadurch nicht beirren, und da in letzter Zeit auch England Miene gemacht hat, seinen überseeischen Besitzungen ein wertvolles Stück Land einzuverleiben, so begreift man in der That nicht recht, wie die Herren in London

*) Plinius XXXV, 120.

dazu kommen, sich über französische Ländergier zu beklagen; man sollte vielmehr meinen, was dem einen recht, sei dem andern billig.

Betrachten wir zunächst, was von seiten der Franzosen in Betreff Tonkins geschehen ist und weiter beabsichtigt wird, so ist nicht mehr zu zweifeln, daß man allen Ernstes an eine Eroberung dieses Landes oder doch an die Erzwingung eines Protektorats über dasselbe denkt, welches praktisch einer Besitznahme desselben ungefähr gleichkommen würde. Man hat den Schiffskapitän de Kergaradec zum außerordentlichen Gesandten am Hofe von Huế ernannt, und er soll beauftragt werden, dem Könige Tu Duk ein Ultimatum zu übergeben. Ferner werden die französischen Streitkräfte in Tonkin verstärkt werden. Doch wird vorläufig an eine Expedition in großem Maßstabe nicht gedacht. Am 24. April fand ein Kabinettsrat statt, der über die Angelegenheit Beschluß faßte. Nach diesem wird von den Kammern ein Kredit von fünf Millionen Franks zur Wahrung der Rechte Frankreichs in Tonkin verlangt werden, und zwei Transportschiffe sollen 1500 Mann nach diesem Lande bringen, sobald der Kredit bewilligt ist.

Mittlerweile hat der bereits dort befindliche Kommandant Rivière einen beträchtlichen Vorteil errungen, indem er sich der Festung Nam Din bemächtigt hat. Dieselbe ist die Hauptstadt eines der reichsten und fruchtbarsten Bezirke von Tonkin und liegt in einer weitgedehnten, von zahlreichen Kanälen durchschnittenen Ebene, die eine Bevölkerung von mehr als zwei Millionen Seelen hat. Sie war ferner bisher der Mittelpunkt aller den französischen Interessen besonders feindlichen Elemente des Landes, der annamitischen und der Mandarinenspartei. Ihre Bedeutung wurde dadurch anerkannt, daß François Garnier sie während der Expedition von 1873 besetzte, und daß dies als eines der wichtigsten Ereignisse jenes Feldzugs bezeichnet wurde. Aber Nam Din ist auch aus rein strategischen Gründen ein höchst wünschenswerter Besitz. Die Hauptstadt Tonkins läßt sich auf andern Wegen erreichen, unter denen der am häufigsten benutzte der Songtschikanal und der Arm des Kuakamflusses ist, an dessen Mündung der jetzt mit einer französischen Besatzung versehene Hafen von Haifong liegt. Nam Din aber beherrscht den Hauptarm des Bode oder des Roten Stromes, und wenn sich Rivière seiner nicht bemächtigt hätte, so würde er jeden Augenblick einem gefährlichen Angriffe von seiten der Banden ausgesetzt gewesen sein, welche die südliche Hälfte von Tonkin mit einer Besatzung bedrohten. Man hofft jetzt französischerseits, Rivière werde in südlicher Richtung vorgehen und sich beeilen, Min Bin, die wichtigste Stadt des Bezirks gleichen Namens, wegzunehmen, die als der Schlüssel von Tonkin auf der Seite von Annam betrachtet wird. Min Bin ist die südlichste Provinz des Landes, und da es auf der Südseite von waldbedeckten Gebirgen eingeschlossen ist, so kann man sich ihm von Kotschichina nur auf einer Straße am Meere nähern, die von seiner Hauptstadt beherrscht wird, welche am untersten Arme des Roten Flusses liegt. Sobald

Rivière im Besitze von Nin Bin ist, wird er imstande sein, die vielgenannten Piraten von der Schwarzen Flagge zu verfolgen, die dann, von aller Unterstützung durch den Hof von Hué abgeschnitten, im Norden Zuflucht suchen werden, wo er sie mit Gemächlichkeit beseitigen kann.

Die Wichtigkeit, welche in Paris der Expedition nach Tonkin beigemessen wird, beschäftigte in den letzten Tagen die Blätter aller Farben, und wenn es nicht an Gegnern des Unternehmens fehlte, so überwog doch die Zahl und das Ansehen derer, die ihm günstig gestimmt waren, ganz erheblich. Das Parlament, eines der gemäßigtesten und vorsichtigsten republikanischen Organe, erwiederte, nachdem es seine Befriedigung über den Bruch des „sonderbaren Vertrags“ ausgesprochen, der 1874 abgeschlossen worden, auf die Gründe der wenigen Politiker, welche die vollständige Räumung von Tonkin befürworteten: „Sie reden viel von den Opfern, welche dieses neue Unternehmen uns auferlegen würde, aber sie übersehen die Vorteile, welche der Besitz dieses reichen Landes uns bringen muß. Wir haben zuviel dafür ausgegeben und sind dem Ziele zu nahe, um leichten Herzens eine Eroberung aufgeben zu können, die nächst Algerien die schönste unsrer Kolonien zu werden verspricht.“

Ein in Tonkin selbst befindlicher Korrespondent desselben Blattes schreibt ihm, das Land sei reif für Errichtung eines französischen Protektorats, dem sich die Regierung des himmlischen Reiches (dessen Beistand der König Tu Duf vor kurzem angerufen hat) nicht ernstlich widersetzen werde, da es dem chinesischen Handel Vorteile verheißt. Die Eingebornen würden sich über das Eintreffen einer stärkern französischen Armee freuen, da dieselbe ein Schutzmittel gegen die Strompiraten vor der Schwarzen Flagge sein würde, welche den Gelben Fluß blockiren und den Handelsverkehr mit der chinesischen Provinz Sunnan verhindern. Die Korrespondenz schließt mit den Worten: „Es wird nicht genügen, die Verträge von 1874 abzuändern. Ein vollständiger Umschwung der Dinge ist notwendig. Das Land muß gänzlich geöffnet werden, und es muß unser Jurisdiktionsystem eingeführt werden, soweit es sich um Europäer handelt. Ein Zollhausdienst unter unsrer Aufsicht ist einzurichten; denn die Mauthbeamten Annams verstehen nicht einmal das Abc ihrer Profession. . . . Der Augenblick, wo wir alles, was wir brauchen, verlangen können, scheint gekommen. Errichten wir daher das Protektorat oder ziehen wir uns in majorem Britanniae gloriam ganz zurück. Tu Duf, der gern bis zu seinem Ableben auf seinem wurmstichigen Throne verbliebe, wird sich unsern Plänen fügen; denn wenn er sich in den letzten acht Jahren vor uns nicht gefürchtet hat, so war es, weil er glaubte, wir würden es nicht bis zu einem Ultimatum treiben.“

Auf seiten der monarchischen Opposition wird die Sache in anderm Lichte erblickt. Der orleanistische Soleil bemerkt: „China spielt im fernen Osten eine ähnliche Rolle wie die Türkei am Mittelmeere, und ganz so wie der Sultan

suzeräne Rechte über Agypten und Arabien beansprucht, tritt der Beherrscher der Himmlischen als oberster Schutzherr von Annam und Tonkin auf. Die Artikel gewisser Blätter drüben überm Kanal sehen aus, als ob England nicht übel Lust und Neigung hätte, die Chinesen gegen uns ins Feld zu rufen. Neuerliche Ereignisse haben dargethan, daß Frankreich in der Welt viele Feinde und wenige Freunde hat. Man würde es ohne Bedauern in Tonkin ein neues Mexiko finden sehen, und wir müssen in unsrer auswärtigen Politik jedermann und jeder Sachlage mit Mißtrauen begegnen.“

Die bedeutendsten republikanischen Zeitungen sind dagegen für ein entschiedenes Vorgehen in der Angelegenheit. Das Journal des Débats jagt, nachdem es behauptet, Tu Duf habe dadurch, daß er die Chinesen nach Tonkin gerufen, sich einer Verletzung des Vertrags von 1874 schuldig gemacht: „Wir erörtern deshalb nicht mehr die Notwendigkeit, sondern nur noch die Mittel, unsern Rechten Achtung zu verschaffen. Müssen wir die Politik verfolgen, welche die Engländer so erfolgreich in Indien durchgeführt haben, unser Protektorat über Tonkin in bleibender Weise aufrichten oder das Land annektiren? Die Frage ist der Überlegung wert, und sicherlich würde die Einverleibung Tonkins in unsre Besitzungen Frankreich eine der schönsten Handelskolonien der Welt verschaffen. Frankreich ist nicht imstande, Kolonien von Ackerbauern zu gründen, und wir würden Kaufleute haben müssen, um ein Land zu regieren, zu entwickeln und zu bereichern, welches eine Handvoll von Franzosen in einem Monat erobert hätten. Wie auch unser Entschluß schließlich ausfallen wird, es liegt ein Trost in der Betrachtung, daß wir uns bald entschließen müssen.“

Die République Française erklärt in Betreff der Absendung Mergaradecs an den Hof von Hué: „Wenn seine Instruktionen so lauten, wie wir zuversichtlich hoffen, so werden sich der Beherrscher von Annam und dessen Minister bald überzeugen, daß Frankreich endlich eine Regierung hat, die sich von niemand an der Nase führen läßt. . . . Unsrer Streitkräfte genügen vollständig, um unsrer Flagge und unserm Interesse Respekt zu sichern. Man hat behauptet, Tu Duf habe sich an den Kaiser von China um Schutz gewandt, und gewisse Blätter des Auslandes, die eine eigentümliche Sorge für Frankreich zur Schau tragen, erteilen uns den Rat, den mächtigen Potentaten lieber nicht herauszufordern. Aber obwohl wir dessen Macht nicht unterschätzen möchten, können wir ihnen antworten, daß uns dieselbe nicht sehr furchtbar erscheint, wenn wir annehmen, er sei geneigt, sie außerhalb der Grenzen seines Reiches wirken zu lassen“ — eine Ansicht, die wir für richtig halten.

Von besonderm Interesse sind die Äußerungen des offiziellen Temps in der Sache. Das Regierungsblatt bemerkt mit Bezug auf den Artikel einer Londoner Zeitung, daß es die ängstliche Sorge der englischen Journalisten wegen der Rechte Chinas in Tonkin und Annam, der platonischen Rechte der Govaakönigin über die Sakalavastämme und der Rechte Portugals in den vom Kongo

bewässerten Ländern bewundere. Es erklärt diese Besorgnisse für das letzte Symptom einer alten Krankheit, die sich glücklicherweise einer gründlichen Heilung nähere, und fügt hinzu: „Eifersucht und Mißtrauen gegen Frankreich bildeten Jahrhunderte hindurch das politische Glaubensbekenntnis des englischen Volkes.“ Zum Schlusse versucht der Temps den Beweis zu führen, daß die Expedition nach Tonkin nicht die verhängnisvollen Folgen haben werde, welche die englischen Zeitungsschreiber freundlich voraussagen, und wir halten den Beweis für gelungen.

Auch in der Kongofrage ist Frankreich einen Schritt weiter gegangen. Der portugiesische Gouverneur von Angola hat ein Telegramm an seine Regierung gerichtet, nach welchem er einen Zusammenstoß zwischen der Expedition de Brazzas mit Stanley und seinen Leuten befürchtet, da jene Ponta Negra an der Mündung des Schwarzen Flusses besetzt hat und dies als schwerer Schlag für Stanleys Zukunftspläne anzusehen ist, indem es die einzige Ausfahrt von Stanley Pool am Kongo nach dem Meere sperrt. Nur der Fluß Ogone bleibt noch offen, aber auch nicht vollständig; denn er strömt, bevor er die See erreicht, eine Strecke durch die französische Kolonie am Gabun. De Brazzas Freunde jubeln, und ihr Organ, das Blatt Paris, ruft triumphirend aus: „Wir fürchten kein bewaffnetes Dazwischentreten von seiten unsers Nebenbuhlers. De Brazza ist nicht mehr der alleinstehende Reisende, ohne Freunde und ohne Geld, den der hochmütige Yankee früher mit Geringschätzung behandelte. Er ist jetzt ein französischer Beamter, welcher eine offizielle Sendung leitet, die wohl bewaffnet und wohl ausgestattet ist, und welcher zwar den Frieden wünscht, aber für den Notfall auch Krieg zu führen imstande ist. De Brazza hat den ungeheuern Vorteil, eine Großmacht zu vertreten, während Stanley, ein geographischer Landsknecht, nur den Geldsack vertritt. Französische Scharfschützen meißelt man nicht so leicht nieder wie einfache, harmlose Afrikaner. Stanley mag soviel Verdruß an den Tag legen, als ihm beliebt. De Brazza lebe hoch!“

Etwas eigentümlich klingt die Stelle im Telegramm des portugiesischen Gouverneurs: „Wir fehlt es an Schiffen und Verstärkungen. In den Besitzungen Portugals ist alles ruhig.“ Auch der Bericht klingt einigermaßen bedenklich, nach welchem der Befehlshaber des portugiesischen Kreuzers Bengo „protestirt“ haben soll, um alle die Rechte zu wahren, welche die Lissaboner Regierung in Zukunft hier geltend zu machen für angezeigt halten könnte. Unwahrscheinlich dagegen ist, daß Stanley den Versuch unternimmt, den Franzosen am Kongo mit Gewalt entgegenzutreten; denn was vermöchte er als einzelner Mann, dem höchstens ein paar Duzend Untergebene zur Verfügung stehen, gegen de Brazzas Kompagnie algerischer Schützen! Wagt er trotzdem Widerstand, so muß er seine Maßregeln so getroffen haben, daß der Ausgang wenigstens zweifelhaft erscheint, und da das bei seiner energischen und klugen Natur nicht unmöglich ist, so darf man bei dem Jubelgeschrei in Paris wohl

an das Sprichwort denken, daß man den Tag nicht loben soll, bevor der Abend gekommen ist.

Die öffentliche Meinung in England ist, nach der Londoner Presse zu urteilen, über diese Vorfälle in starker Aufregung. Die Blätter sprechen von „fieberhafter Unruhe Frankreichs“ und fürchten Friedensstörung durch dieselbe. Das „ungestüme Streben nach Ausdehnung“ erinnert sie an die Zeiten, wo Frankreich im Eifer für Kolonien und Eroberungen Kanada schuf, Louisiana entwickelte und „vielleicht Indien erobert hätte, wenn Clive nicht gewesen wäre.“ Man hofft in seiner Besorgnis, daß, wenn es zu einem Kriege mit China kommen sollte, der den Handel nicht bloß Englands stören würde, auf Einspruch des letztern und Anschluß anderer Mächte an denselben. Auch auf den Fürsten Bismarck wird seltsamerweise dabei gerechnet. Besonders die Brazzasche Expedition erscheint bedenklich, und wieder soll es hier nicht bloß England, sondern die ganze handeltreibende Welt sein, die in ihren Interessen bedroht wäre. Einiges in den Betrachtungen, die darüber angestellt werden, läßt sich hören, andres ist Übertreibung, und wieder bei anderm kann man fragen: Was würden die Ankläger sagen, wenn die Engländer am Kongo zuvorgekommen wären, und eine Expedition wie die Brazzasche ausgesandt hätten, um die Entdeckungen Stanleys und der internationalen geographischen Gesellschaft auszubeuten? Und haben es denn die Engländer nicht oft schon so gehalten? Wie ist denn das ungeheure britische Kolonialreich zu Stande gekommen? Wurden die Fundamente zu demselben nicht durch Leute wie der französische Konsul Roustan in Tunis, der den Bei einschüchterte, und wie de Brazza, der Stanley zu überlisten sucht, gelegt? England hat sich Gibraltar, Malta und Aden doch gewiß nicht im Interesse der ganzen Welt bemächtigt. Es gab die Ionischen Inseln sicher nicht aus Großmut auf, und es gewann sich später zum Ersatz dafür Cypern. Auch die Fidjchi-Inseln und Nord-Borneo zeigen, daß es noch dann und wann einen fetten Bissen Land sich einzuverleiben versteht, und wenn es auf das Transvaal-Land notgedrungen verzichtet hat, so hat es dafür nach dem viel wertvolleren Ägypten gegriffen. Es hat folglich sehr wenig Recht, den Franzosen Straßpredigten zu halten, weil sie sich an entfernten Küsten auszudehnen trachten. Es hat umso weniger Recht dazu, als es gerade jetzt ein Land zu annektiren im Begriff ist, welches eine doppelt größere Fläche darstellt als ganz Deutschland.

Wir meinen hiermit die im Gange begriffene Annexion Neuguineas, über welche die englische Regierung vor einigen Tagen im Ober- und zugleich im Unterhause interpellirt wurde. Lord Derby antwortete auf die an ihn gerichtete Anfrage mit der ihm eignen Behutsamkeit, aber aus seinen Worten ließ sich deutlich heraus hören, daß er das Verfahren des Gouverneurs von Queensland, welcher die genannte große Insel den Besitzungen der englischen Krone einverleibt hatte, billige. Er verpflichtete sich allerdings nicht, diesen Akt gutzu-

heißen, ließ aber merken, daß die Regierung, wenn nähere Nachrichten über denselben, die in Aussicht stehen, einliefen, die Minister sich durch die Gründe, die dafür angeführt würden, überzeugen lassen würden, daß er notwendig gewesen sei, und man weiß, daß er vor einigen Wochen mit Archer, dem Agenten für Queensland, eine Unterredung gehabt hat, nach welcher er sich klar geworden sein muß, daß der Gouverneur sein Verfahren mit Thatfachen rechtfertigen kann, die schwer wiegen. Drei Gründe lassen nach Archers Mitteilungen es begreiflich erscheinen, wenn die öffentliche Meinung in Queensland schon seit geraumer Zeit die Besignahme Neuguineas durch die britische Krone wünschte. Erstens befürchtete man, daß eine fremde Macht sich der Herrschaft über die gegenüber gelegene Küste der Torres-Meerenge bemächtigen und so in die Lage kommen könne, die Schifffahrt im Kanale zu bedrohen. Zweitens dachte man an die Möglichkeit, daß eine solche Macht auf den Gedanken käme, das weitausgedehnte und unbewohnte Gebiet von Neuguinea zur Anlegung einer Verbrecherkolonie zu benutzen, und drittens wollte man dem Übelstand ein Ende machen, daß die Insel bereits ein Sammelplatz von Abenteurern und schlechtem Gesindel aller Art geworden ist, die aus Australien hierher geflüchtet sind und, einmal außerhalb des Bereichs der englischen Geseze ansässig geworden, sich als ein Land-schaden für die benachbarten Kolonien erweisen würden.

Gladstones Antwort im Hause der Gemeinen war natürlich eine „korrekte“ Darstellung der Sachlage im technischen Sinne. Kein Einverleibungsakt, docirte er, kann irgendwie Wert und Bedeutung haben, wenn er nicht von der Reichs- oder Zentralbehörde vollzogen oder gebilligt wird. Eine Kolonie kann nicht aus eigener Entschließung das Reich erweitern, von dem sie einen Teil bildet, und die Ausdrücke des Telegramms, in welchem der Gouverneur von Queensland über sein Verfahren Meldung erstattete, bezeichnen dasselbe als der Anerkennung der Reichsregierung bedürftig. Indes können die Kolonien dem Zentrum in der Londoner Downing Street gegenüber doch nicht wie Kinder angesehen und behandelt werden. Der Eisenbahnbeamte in Indien, der seinem Vorgesetzten telegraphisch benachrichtigte, es sei ein Tiger auf dem Perron erschienen, und sich in Bezug auf den Eindringling Verhaltensbefehle erbat, darf nicht Muster für Gouverneure von Kolonien sein. Die Umstände können sie veranlassen, sofort und unabhängig zu handeln, um Gefahr zu verhüten oder einen Vorteil zu gewinnen, der ohne Verzug sicher gestellt werden muß. Die englische Presse hofft, daß die Depesche aus Queensland von den Ministern in diesem Geiste aufgefaßt worden ist, und daß dieselben der Thatfache Rechnung tragen werden, daß das Verhalten des Gouverneurs, obwohl der Form nach eigenmächtig und zunächst nur im Interesse seiner Kolonie eingeschlagen, in ganz Australien mit Beifall aufgenommen worden ist. Auch würde eine Ratifikation des Schrittes, wie die Zeitungen weiter bemerken, in der britischen Geschichte nicht ohne Beispiel sein. Das Beispiel einer ausgeführten und dann in London

gebilligten Annexion aber, welches man zitiert, zeigt recht deutlich die Eifersucht und Nebenbuhlerschaft, welche die englische Kolonialpolitik den Franzosen gegenüber befeelt. „Ein unternehmender junger Seeoffizier entriß vor einigen Jahren die Insel Perim (am persischen Meerbusen) den Klauen einer drohenden Besitznahme durch Fremde, indem er den Vorsprung einiger Stunden, der ihm von Aden her gewährt war, dazu benutzte, um den französischen Wettbewerber mit dem bereits als Zeichen des Besitzes aufgepflanzten Union Jack zu empfangen.“

Ein Blick auf Neuguinea mag schließlich zeigen, was England sich bei dieser Gelegenheit wieder einmal zu Gemüte geführt hat. Dasselbe besteht aus einer sehr großen Insel und mehreren kleinen und nimmt eine Fläche von etwa 13000 Quadratmeilen ein, ist also weit größer als Madagaskar. Die Hauptinsel wird durch den Torresfund von Australien und durch die Dampierstraße von Neubritannien getrennt. Das Innere ist noch wenig bekannt, und dasselbe gilt von einem beträchtlichen Teile der Küsten, wo Sümpfe und dichte Wälder das Vordringen von Reisenden erschweren. Der westliche Teil des Landes bildet eine Halbinsel, die den Namen Bonim führt und durch den Maclure-Golf in zwei Hälften geschieden wird. Hier erhebt sich das Gebirge Urfak bis zur Höhe von 2900 Metern. Im östlichen Hauptlande giebt es Gipfel, die mit ewigem Schnee bedeckt sind, und an der Nordküste steigt die Kette der Finisterreberge bis zu 4000 Metern an. Die Ebene und die Vorberge werden fast durchgehends von dichten, feuchten Urwäldern beschattet, welche mit ihren Gewinden von Schlingpflanzen kaum einen Sonnenstrahl bis zum Boden dringen lassen. Der Charakter der Flora des Landes ist derjenige, dem man auf den Molukken begegnet, nur an der Südküste treten australische Formen, wie Akazien und Eukalypten, auf. Auch die Fauna hat teils indischen, teils australischen Typus. Von größern Säugetieren ist nur das Beuteltier vorhanden, dagegen ist die Vogelwelt hier sehr reich entwickelt. Die herrschenden Winde sind die indischen Monsune, die indeß hier nicht mit derselben Regelmäßigkeit wehen wie in den Gewässern Indiens. Das Klima ist sehr heiß, dabei feucht und an vielen Orten für Europäer ungesund.

Bewohnt wird Neuguinea von Stämmen, die zur Rasse der Melanesier gehören, aber in Sitten und Gebräuchen, teilweise auch in der Körperbildung sehr von einander abweichen. Sie gleichen im Westen mehr der Urbevölkerung der Molukken, im Osten mehr den Bewohnern von Neubritannien. Auch im Kulturzustande derselben herrscht eine große Verschiedenheit: im Osten zeigen diese Papuas einen ziemlichen Grad von Gesittung, indem sie u. a. fleißige und geschickte Ackerbauer sind, wogegen sie auf der Südwestküste einen sehr niedrigen Bildungsstand einnehmen und ohne feste Wohnsitze in den Wäldern umher-schweifen.

Wir ergänzen diese Mitteilungen durch den Bericht eines englischen Missionärs, der sieben Jahre in Neuguinea und den Nachbarinseln, zuletzt auf der

sogenannten Donnerstagsinsel, zugebracht hat, und der im Daily Telegraph u. a. folgende Angaben macht: „Der Gegenstand ist von verschiedenen australischen Kolonien ins Auge gefaßt und der Erkundigung unterzogen worden, aber keine derselben ist an der Annexion Neuguineas so unmittelbar interessirt als Queensland. Ein Blick auf die Landkarte wird den Grund hiervon so deutlich erkennen lassen, daß es kaum noch eines weitern Kommentars bedarf. Der Torresfund ist die Hauptstraße für Handel und Schifffahrt dieser Gegenden und wird dies mit dem Wachstum unsrer dortigen Niederlassungen von Jahr zu Jahr mehr werden. Sollte ein Feind Großbritanniens die Kolonie Queensland zu belästigen wünschen, so könnte er das auf keine leichtere Weise bewerkstelligen, als dadurch, daß er ein paar Kriegsschiffe in die Torresstraße absendete. Hierdurch wären die Ansiedler jener Gegend vollständig von jeder Verbindung mit der äußeren Welt abgeschnitten, und zunächst wäre ihnen der direkte Weg nach den nördlichen Häfen versperrt. Auch könnte das feindliche Geschwader durch die Meerenge schlüpfen und der Stadt Cooktown, dem Hafenplatze der Region, wo die Goldfelder liegen, eine schwere Kriegsteuer abfordern. Die Donnerstagsinsel ist gegenwärtig als Zufluchtsort für die Seeleute bekannt, welche mit ihren Fahrzeugen an den zahlreichen Riffen der Torresstraße Schiffbruch erlitten haben. Aber seit der Ankunft von Dampfern und der sorgfältigen Untersuchung der gefährlichen Stellen kommen solche Unfälle viel seltener vor, und man denkt auf der Insel ein großes Kohlendepot zu errichten und sie zu einem Sammelplatz für diejenigen von unsern Kriegsschiffen zu gestalten, welche in der Südsee und im malayischen Archipel kreuzen. Deshalb und um den Schutz Queenslands zu vervollständigen, ist es augenscheinlich geboten, in den Besitz beider Seiten einer Meerenge zu gelangen, die allerdings etwas breiter als die zwischen Dover und Calais ist, sich aber vom Feinde viel leichter zu seinem Vortheile verwenden läßt, da zwischen den beiden Ufern eine große Menge von Eilanden liegen. Nun könnte man zwar einwerfen, daß ein Fort auf einer der Inseln des Sundes, welche die Freitagsinsel heißt, der Prince of Wales-Passage, welche die Hauptstraße für die Schiffe und folglich die sicherste und am besten bekannte ist, genügende Sicherheit verschaffen würde, aber ein solches Fort würde nicht verhindern können, daß feindliche Fahrzeuge von der Deliveranceinsel in den Sund eindringen, indem sie nördlich um das Warriorriff führen und, ohne von den zu ihrer Abfangung auf der Freitagsinsel stationirten Schiffen und Truppen bemerkt zu werden, durch eine der vielen Durchfahrten im großen Barrierriff wieder ins offene Meer hinausgelangen. Besitzen wir dagegen das Ufer von Neuguinea zugleich mit dem von Queensland, so kann kein Schiff, ohne gesehen zu werden, in den Sund eindringen, da des Nachts hier keine sichere Fahrt denkbar ist, und sobald ein solches Schiff bemerkt würde, würde der Telegraph alle südlichen Häfen ermahnen, auf ihrer Hut zu sein.“

„Als Objekt des Handels ist Neuguinea ein außerordentlich reiches Land. Es produziert Kokosnüsse in Menge, Muskatnüsse, Sandelholz, Sago und Arrowroot, ferner Zuckerrohr, Schildkrot, verschiedene kostbare Harze und Ebenholz, endlich hat man hier schon seit Jahren Perlmutterfischereien eingerichtet, die ihren Unternehmern bedeutenden Gewinn abwerfen. Dringt man ins Innere und nach den Quellgebieten der Flüsse vor, so wird man unzweifelhaft finden, daß es nicht an mineralischen Schätzen mangelt. Die wichtigste Frage freilich ist, ob das Land sich zum Wohnplatze für Europäer eignet; denn was hälfe

aller Reichtum, wenn es nicht gesund wäre? Nun trifft sich unglücklich, daß der Teil von Neuguinea, der Australien am nächsten liegt, sehr ungesund ist, und da man es von hier am leichtesten erreicht, ist es hier am meisten von Missionären besucht, auch von Entdeckungsreisenden zum Ausgangspunkte ihrer Expeditionen gewählt worden. So aber ist es gekommen, daß ganz Neuguinea in den Ruf der Ungesundheit geraten ist. Hätte man die Ost- und Nordostküste zuerst näher kennen gelernt, so würde man diese Klage gewiß nicht gehört haben. Vom Kap King William bis zum Point d'Urville ist die Küste mit wenigen Ausnahmen hohes, schroff nach der See abfallendes Land, und im Innern sind die Hochflächen so gesund, als man es von einem tropischen Lande nur verlangen kann. Hier strecken sich weite Grasflächen hin, die von der Natur eigens zu Viehweiden bestimmt zu sein scheinen, und dazwischen stößt man auf kleine Wälder, die nicht dicht und verwachsen sind, sondern gerade hinreichen, um Schatten zu spenden, wenn die Mittagssonne herniederbrennt. Alle diese Flächen liegen tausend bis zweitausend Fuß über der Meeresfläche und folglich weit außerhalb des Bereichs der tödlichen Malaria, die in den tiefern Gegenden mit ihren Sümpfen herrscht.“

„Neuguinea hat ferner einen großen Vorteil, der in Queensland fehlt: es ist wohlbewässert von zahlreichen Flüssen, von denen der nach Norden strömende Mamberan und der Baxter, sowie der Fly, die beide in südlicher Richtung laufen, die bedeutendsten sind. Da sie ihre Quellen in den alpenartigen Gebirgen des Innern haben, so sind sie meines Wissens niemals ohne Wasser.“

„Die Eingebornen sind als Menschenfresser bezeichnet worden. Das ist aber, in solcher Allgemeinheit behauptet, ein grober Irrtum. Es giebt allerdings an der Südküste und am Golf von Papua einige Stämme, bei denen das zutrifft, aber dieselben sind wenig zahlreich und werden von den besseren Teilen der Bevölkerung tief verachtet. An der Nordostküste vorzüglich sind die Eingebornen durchaus intelligent und auch äußerlich ein wohlgebildeter Menschenschlag mit Adlernasen, der nichts vom Negertypus der andern zeigt. Sie bebauen ihr Land, verstehen es zu bewässern, vererben es vom Vater auf den Sohn und bearbeiten es mit dem Beistande von Sklaven, die aus dem Innern stammen. Sie sind sehr mißtrauisch, und so gelingt es nicht leicht, ihnen näher zu treten. Ist man aber mit ihnen bekannt geworden, so zeigen sie sich in jeder Beziehung freundlich und zuverlässig.“

Diese höhere Kultur ist ohne Zweifel aus uraltem Verkehr mit malayischen Kaufleuten und Ansiedlern und aus der Vermischung mit solchen hervorgegangen. Schon vor der Entdeckung Neuguineas durch den portugiesischen Seefahrer de Meneses, die im Jahre 1526 stattfand, besuchten Bewohner der Molukken des Handels wegen die nördliche und nordwestliche Küste, ein Verkehr, der noch heute besteht und vorzüglich von ternatanischen und chinesischen Kaufleuten betrieben wird, und der zu Niederlassungen von Malayen geführt hat, die hier und da den Islam verbreiteten. Auch haben Fürsten von den Molukken schon früh Eroberungszüge nach Neuguinea unternommen, durch welche sie einzelne Teile der Insel vorübergehend oder dauernd unter ihre Botmäßigkeit brachten. Jetzt betrachtet die niederländische Regierung, die Besitzerin der Molukken, den Fürsten von Tidore als den Herrn des ganzen nördlichen und westlichen Küstenlandes, und da derselbe in einem suzeränen Verhältnisse zu ihr steht, so sieht sie sich als oberste Macht in diesen Landstrichen an. Doch hat sie seit Jahren hier nichts weiter gethan, als daß sie gelegentlich ein Kriegsschiff hierher ge-

schickt hat. 1828 machte sie einen Versuch, an der Tritonbai eine Niederlassung zu gründen, die sich um ein Fort gruppieren sollte. Die Sache mißlang indeß, und schon 1836 wurde das Fort verlassen und die Kolonie aufgegeben.

Natürlich konnte es nicht ausbleiben, daß die französische Presse angesichts der Opposition, welche die englische den neuesten Unternehmungen der Kolonialpolitik der Pariser Regierung zu erwecken versucht, sich über die Annexion von Neuguinea lustig machte, und man muß gestehen, daß manche ihrer Bemerkungen nicht bloß komisch, sondern auch ziemlich treffend sind. Besonders gilt dies von der Art und Weise, wie die englischen Minister den Gouverneur von Queensland statt ihrer handeln ließen. Es sieht aus, als ob er aus Vorsicht vorgegeschickt wäre, als ob man sich bis auf weiteres gewissermaßen hinter ihm verbergen und erst die öffentliche Meinung über sein Verfahren hören wollte, ehe man es gutheißt. Den Franzosen aber erscheint er als durchsichtig oder als eine am Londoner Draht dirigirte Marionette, und das giebt ihnen Gelegenheit zu allerlei ironischen Spöttereien. So sagt z. B. der *Soleil* vom 25. April: „Die englischen Minister waschen ihre Hände über diese Geschichte in Unschuld. Sie geht nur Queensland an. Vortreffliches Queensland! Wie bequem, wie zweckmäßig es da unten liegt! Es ist wohlbekannt, daß Queensland eine australische Kolonie ist, die bis auf die jetzige Zeit nur geringe Bedeutung hatte. Wenn Queensland Neuguinea annektirt, so denkt man an die Möglichkeit, daß Rumänien sich Rußland, Dänemark sich Deutschland, der Kanton Genf sich Frankreich einverleibt. Die Idee ist sehr drollig. Da dieses burleske System augenscheinlich bestimmt ist, hinfort einen Charakterzug der modernen Politik zu bilden, so sehen wir nicht ein, warum wir es uns nicht zu nütze machen sollten. Weshalb sollte die Insel Bourbon nicht Madagaskar annektiren? Es würde leicht sein, unter der tapfern und unternehmungslustigen Bevölkerung Bourbons 5- bis 6000 junge Leute zu finden, die geneigt wären, sich mit der Sache zu befassen, und mit Hilfe guter Musketen und Kanonen würden sie dem Heere der Hovas bald Mores lehren. Ebenso könnte unsre Kolonie am Senegal sich das Sudan, unsre Niederlassung in Kochinchina sich das Königreich Siam, Guadeloupe sich die Insel San Domingo einverleiben. Alle diese Annexionen würden so legitim sein, wie die Annexion Neuguineas durch Queensland, und wenn Lord Granville sich gegen Herrn Challemel-Lacour über sie beklagte, so könnte dieser ihm antworten: »Ich weiß nichts von der Einverleibung Siams durch die Provinz Mytho in Französisch-Kochinchina. Sie müssen sich an Herrn Blancube wenden, der in der Deputirtenkammer unser Kochinchina vertritt.«“

Diese Scherze sind gar nicht übel. In England aber wird man gewohnterweise denken: Ja, Bauer, das ist ganz was andres.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Dreiundzwanzigstes Kapitel.



berhardt hatte die Tage, welche seit seinem Zwiesgespräch mit der Gräfin verfloßen waren, in heftigem Seelenkampfe verlebt. Die Briefe, welche er mit Dorothea wechselte, schürten täglich von neuem das Feuer widerstreitender Gefühle, welches in seinem Innern brannte. Es war seine Absicht, das Versprechen, welches er seiner Mutter gegeben, und dessen Erfüllung diese noch auf ihrem Sterbelager als ihren letzten Wunsch bezeichnet hatte, treulich zu halten. Er wußte, welchen Schmerz es der Lebenden bereiten würde, wenn der Name des Mannes, den sie geliebt, mit Schmach besetzt worden wäre, und es sollte der Verstorbenen heißer Wunsch ihm heilig bleiben. Dazu waren seine eignen Gedanken in Übereinstimmung mit denen der geliebten Mutter. Wie ihr das Andenken des Gatten, so war ihm das Andenken des Vaters unverleßlich. Er scheute vor der Vorstellung zurück, das Geheimnis jener längst vergangnen Zeit könne in die Öffentlichkeit dringen, und die Namen seines Vaters und der theuern Mutter könnten im Munde von tausenden entweicht werden. So hatte er aus inniger und eigner Überzeugung, aus einem Drange, der in ihm selbst entstanden war, der Gräfin versichert, daß er seine Ansprüche nicht geltend machen wolle.

Und doch waren diese Ansprüche so echt, so wohl begründet! Er zweifelte nicht daran, daß die Dokumente, welche er besaß, geeignet seien, ihm die Anerkennung als ältesten und legitimen Sohnes des Grafen von Altenschwerdt zu verschaffen. In dieser Ansicht ward er nur bestärkt durch den Versuch der Gräfin, sich diese Papiere zu verschaffen. Denn er wußte, daß der Einbruch, welcher von Claus Harnsen unternommen worden war, keine andre Bedeutung als diese hatte. Von den Fäusten des wackern Andrew gehalten und von ihm

selbst ausgefragt, hatte der Mann, um der Anzeige zu entgehen, eingestanden, daß ihn eine vornehme Dame zu dem Diebstahl verleitet habe. Eberhardt war erstaunt über das wahnsinnige Beginnen der Gräfin und entsetzt über ihre Bosheit. Dieser Angriff hätte ihn beinahe veranlaßt, von seinem Vorsatze abzugehen und nunmehr seine Rechte geltend zu machen; dennoch siegte wieder die Güte seines Herzens.

Auf der andern Seite war er durch die glühendste Liebe an Dorothea gefesselt, kannte kein höheres Ziel seines Strebens als ihren Besitz, und mußte sich doch sagen, daß er in seiner jetzigen Stellung als Bürgerlicher, als unbekannter Künstler gegenüber dem reichen und auf seine Familie stolzen Baron in der ungünstigsten Lage war. Konnte er es wagen, den Edelmann um die Hand seiner einzigen Tochter zu bitten? Setzte er nicht sein eignes Glück und das Glück der Geliebten aufs Spiel, wenn er Eberhardt Eschenburg blieb? Zuweilen wohl gab er sich der Idee hin, daß Dorothea in ihrer aufopfernden Liebe zu ihm vermöge ihres edeln und festen Charakters es ihrem Vater gegenüber durchsetzen und diesen dahin bringen werde, daß er Rang und Stand und Vermögen übersähe und dem Herzenstrieb der Tochter hintansetze, aber nur in Augenblicken hochgehender Hoffnung schwang er sich zu solchen Gedanken auf. In kühlern Stunden sah er trostlos auf den gewaltigen Unterschied der sozialen Stellung.

Und hatte er wirklich das Recht, in seiner, Dorotheens unwürdigen Stellung zu bleiben? Wenn er sein eignes Glück der Treue gegen seine Mutter opfern durfte — war es ihm gestattet, auch das Glück Dorotheens zu opfern? Wenn es gewiß war, daß die Bewahrung seines Geheimnisses ein unübersteigliches Hindernis der Verbindung mit der Geliebten war, blieb da seine Zurückhaltung noch eine Tugend?

Dieser innere Kampf, welcher schon mit der ersten Erkenntnis seines Herzens begonnen hatte, war in seiner Schärfe durch die Ereignisse der letzten Tage in hohem Maße gesteigert. Die Beobachtungen, welche er in Schloß Eichhausen bei seinem Zusammensein mit den Altenschwerdts gemacht hatte, ließen ihn den wahren Zusammenhang vermuten und zeigten seinem durch eifersüchtige Liebe geschärften Blick den Plan der Verbindung seines Bruders mit der Geliebten. Der Brief Dorotheens, welchen er am andern Tage bei seiner Rückkunft von Fischbeck vorfand, bewies ihm, daß die Gräfin auf der Stelle angefangen habe, sein Ansehen in Eichhausen und seine Freundschaft mit dem Baron zu untergraben. Konnte er nun immer noch einem Versprechen und Vorsatz treu bleiben, die unter so bewandten Umständen vielleicht im Charakter eines Don Quixote lagen, aber nicht mehr eines vernünftigen Mannes würdig waren?

Doch in dieser Not kehrte Eberhardts schweifender Geist immer wieder wie zu einem festen Anhaltspunkt und einer unerschütterlichen Stütze zu dem Grundsatz seines Lebens zurück: um keine Folgen besorgt zu sein, wo es sich um das

Rechte handelte. Er hatte der Mutter sein Wort gegeben, den Namen des Vaters zu schonen, und das wollte er halten. In diesem Gedanken wurde seine Seele wieder ruhig, und es erfüllte ihn das Vertrauen, daß eine gütige Vorsehung, deren Wege unbegreiflich sind, über dem guten Menschen fürsorglich wache.

Hätte Eberhardt in die letzte Tiefe seines Herzens hinabsteigen, hätte er alle jene feinen Fäden der Ideenverbindungen lösen können, die in der Menschenbrust fast unentwirrbar sich schlingen und die Erkenntnis der eignen Natur so schwer und wohl unmöglich machen, so würde er noch auf eine andre Entdeckung gestoßen sein. Das Festhalten an seinen Grundsätzen und das Vertrauen auf die Vorsehung wurden ihm durch seinen Stolz erleichtert. War es nicht der höchste Triumph, wenn Dorotheens Liebe über alle Hindernisse lediglich durch Liebe siegte? War es nicht der höchste Triumph, wenn er als Bürgerlicher, als unbekannter Maler die Hand der durch Geburt und Vermögen hochgestellten Dame errang? Wenn er sich vorstellte, daß dieses schöne Mädchen, deren energischen Geist er schon in den feinen, ideal gezogenen und in kühnen Linien hervortretenden Gesichtszügen ausgeprägt fand, ihm zu Liebe alle Vorurteile der Welt überwand, so schwebte das stolze Lächeln des Siegers um seine Lippen.

Eberhardt konnte die anhaltende Abwesenheit von dem Orte seines Glückes nicht ertragen, und da er Schloß Eichhausen selbst auf Dorotheens Bitte für jetzt nicht besuchen wollte, gedachte er seine Seele wenigstens im Anblick der ihm teuer gewordenen Behausung des Grafen zu weiden. Der Graf hatte ihm ja erlaubt, an einem Vormittage die Ansicht vom Thurme aus aufzunehmen, sein Zögern, dieser Erlaubnis nachzukommen, hatte ihn heute zu der spätern Stunde erst hergeführt, die, in Rücksicht auf die Beleuchtung, fast zu spät war, und nun fügte das freundliche Geschick es so, daß er Dorothea selbst zu Gesicht bekam.

Er kam, das Skizzenbuch unterm Arme tragend, langsam herangeschritten und bemühte sich, eine ruhige Haltung zu bewahren, während doch sein Herz hoch schlug und seine Augen vor Freude strahlten. Dorothea erwartete ihn mit ganz derselben Empfindung. Sie war glücklich darüber, daß der Zufall ihre Absicht durchkreuzte, ihre Absicht, den Geliebten aus Rücksicht auf den Scharfblick und die Feindschaft der Gräfin fernzuhalten.

Wohl war keine Möglichkeit vorhanden, den wahren Gefühlen Ausdruck zu geben und in innigen Worten dem überwallenden Strome der Gedanken Luft zu machen, sondern die Anwesenheit Dietrichs nötigte zu einer gesetzten Unterhaltung über gleichgiltige Dinge, nötigte sogar zu sorgfältiger Überwachung der Blicke, aber es war doch schon eine Seligkeit, die Nähe des Geliebten zu spüren, dieselbe Luft zu atmen und das Bild im Herzen durch die Wirklichkeit zu erneuern.

Freilich nur für sehr kurze Zeit. Auch Gräfin Sibylle hatte von oben, vom Fenster aus, die Ankunft Eberhardts bemerkt. Sie hatte sich auf der

Stelle erhoben und, nach der Uhr sehend, es für die höchste Zeit erklärt, nach Hause zu fahren. Während Großvater Degenhard ging, um den Wagen vorfahren zu lassen, ward sein Sohn abgeschickt, um Dietrich und Dorothea heranzurufen. Sie selbst ging, vom Grafen begleitet, durch den Garten hinab auf die Pforte zu.

Dorothea kam in der Mitte der beiden Brüder, Eberhardt zur Rechten, Dietrich zur Linken, vom Strande heran, und es schien der Gräfin, als sie ihre funkelnden Augen auf den Dreien ruhen ließ, als sei die Farbe des jungen Mädchens blühender, ihr Blick strahlender als sonst. Sie konnte eine Regung des Bornes über ihren Sohn, der so ruhig in Gesellschaft Eberhardts daher kam, nur mit Mühe unterdrücken, mit verächtlich emporgehobenem Kopf erwiderte sie Eberhardts Gruß kaum merklich und stieg, ohne ein Wort zu reden, nur den Grafen zum Abschied höflich begrüßend, in den Wagen.

Eberhardt blieb neben dem alten Herrn an der Pforte stehen und blickte dem davoneilenden Wagen und dem hellen Strohhut, der ein theures Haupt bedeckte, sehnsüchtig nach. Dann wandte er sich an den Grafen, indem er eine Entschuldigung wegen seines Kommens vorbrachte und dasselbe mit seiner Absicht erklärte, der erhaltenen Erlaubnis gemäß vom Thurme aus zu skizziren.

Der Graf hörte diese Erklärung ruhig an, aber es erschien auf seinem Gesicht wiederum der eigentümliche Ausdruck, den Eberhardt schon bei seinem vorigen Besuch bemerkt und der ihm Mißvergnügen erregt hatte.

Ein flüchtige Röthe schoß in seine Wangen.

Ich sehe voraus, sagte er mit stolzem Tone, daß ich Eurer Excellenz nicht zubringlich erscheine, indem ich an jene gütige Aufforderung erinnere, sonst würde ich mich bemühen, einen andern Punkt auf einer der umliegenden Höhen zu finden.

Sie sind mir willkommen, Herr Eschenburg, entgegnete der Graf ruhig und ernst. Es ist mir lieb, daß Sie mir die Ehre erzeigen, mich zu besuchen, da ich so die passendste Gelegenheit finde, mit Ihnen etwas zu besprechen, was sich in Gesellschaft nicht wohl erörtern läßt.

Ich stehe zu Diensten, sagte Eberhardt.

Sie kamen das vorige mal gerade in dem Augenblick, wo mein Freund Baron Sextus und seine Tochter hier waren, fuhr der Graf fort, während beide Männer durch die Gartenanlagen hinschritten. Auch heute hat es sich so getroffen, daß Sie mit dieser Dame hier zusammenkamen. Da ich nun außerdem verschiedentlich das Vergnügen hatte, Sie in Schloß Eichhausen zu sehen und, wie mir schien, in nicht ganz gleichgiltigen Beziehungen zu der mir befreundeten Familie, so möchte ich mir wohl die Frage erlauben, Herr Eschenburg, ob Sie auch, gleich mir, es nur dem Zufall zuschreiben, daß Sie die Baronesse hier trafen?

Eberhardt war blaß geworden. Gestatten mir Eure Excellenz, sagte er mit fester Stimme, Ihnen die Berechtigung zu dieser Frage zu bestreiten.

Der Graf lächelte. Wissen Sie wohl, mein Herr, sagte er, daß es eine Art von ausweichender Beantwortung giebt, welche mehr verrät als jede Offenheit?

Ich kann durchaus nicht zugeben, ausweichend geantwortet zu haben. Wie ich Eurer Excellenz bereits zu erklären die Ehre hatte, bin ich bereit, mich zu entfernen, wenn ich lästig falle, aber ich glaube keine Veranlassung gegeben zu haben, mich geheimer Beweggründe zu verdächtigen.

Nun, sagte der General, wir wollen keine Haarspaltereien treiben, sondern offen über eine Angelegenheit reden, von der Sie so gut und noch besser wissen wie ich. Und Sie mögen mir mein Recht dazu bestreiten, wie Sie wollen, ich werde mich dadurch nicht irre machen lassen. Im Gegenteil halte ich es für meine Pflicht gegenüber meinem Freunde Sextus, über diese Ihnen wohlbekannte Sache mit Ihnen zu reden. Wissen Sie wohl, mein Herr, was Sie thun, wenn Sie der Baronesse den Hof machen?

Wäre es ein anderer Mann gewesen als der Graf von Francken, der so mit ihm gesprochen hätte, so möchte Eberhardt wohl zu einem heftigen Ausbruch hingerissen worden sein, aber indem er in dies vornehme Gesicht mit den klaren, milden Augen blickte, die so durchaus nicht denen eines Mannes glichen, der beleidigen will, fühlte er, daß der Graf nur in wahrem Freundschaftsgefühl für die auch ihm teure Familie Sextus sprach, und er überzeugte sich, daß es besser sei, dem alten Herrn Rede zu stehen, als sich ihn zum Gegner zu machen.

Wenn Eure Excellenz gesehen haben, daß ich eine tiefe und ehrfurchtsvolle Verehrung für die Baronesse empfinde, sagte er nach einiger Überlegung, so haben Sie vielleicht schärfer gesehen, als ich selbst mich zu beobachten imstande war. Auf jeden Fall wird es mir nützlich sein, Ihre Meinung zu vernehmen, welche Sie mir ja, wie es scheint, nicht vorenthalten wollen.

Nein, die ich Ihnen nicht vorenthalten will, sagte der Graf. Denn ich glaube Ihnen damit ebensowohl einen Dienst zu erweisen, wie noch jemand, der mir bei aller Achtung, die ich für Sie hege, doch noch höher steht. Die Dame also, welche Ihnen eine solche Verehrung eingeflößt hat, ist die einzige Tochter eines vornehmen und sehr reichen Mannes. Sie hat schon dadurch Anspruch auf eine der besten Partien, auf die Verbindung mit einem Manne aus einer der ersten Familien des Landes. Ihr Vater ist seiner ganzen Anschauung nach reinster Aristokrat und wird sicher eine derartige Verbindung seiner Tochter in Absicht haben. Außerdem ist die Baronesse auch noch mit Gaben des Geistes und des Körpers verschwenderisch von Natur ausgestattet. Sie ist schön, von edler Sinnesart, voll Geist, voll Anmut. Sie ist —

O, wem sagen Sie das, Herr Graf! rief Eberhardt mit einem bitterem Lächeln aus. Wem entrollen Sie ein so strahlendes Bild! Welchen Zweck ver-

folgen Sie mit dieser Schilderung, wenn nicht den, mich, der ich so durchdrungen bin von der Wahrheit derselben, unter dem Gewicht meiner eignen Unwürdigkeit zu erdrücken? Wollen Sie nicht nunmehr das Gegenstück entwerfen: Ein Mann niedriger und unbekannter Herkunft, ohne nennenswerten Besitz, ein Künstler ohne Namen, der durch nichts bewiesen hat, daß auch ihm die Natur gnädig gewesen sei? Ja, vollenden Sie die Verzweiflung, die mich bereits erfaßt hat, führen Sie mir die Thorheit meines Benchmens recht deutlich vor Augen und zeigen Sie mir, daß ich ein Wahnsinniger bin!

So hat also doch wohl, sagte der Graf nach einer Pause, die Verehrung, die Sie unbewußt im Herzen zu tragen glaubten, bereits eine deutliche Gestalt angenommen.

Eine deutliche Gestalt! O ja! Wenn man ein Bild, welches uns Tag und Nacht vor Augen steht und alle andern sichtbaren Dinge verdrängt, deutlich nennen kann, so ist das Gefühl, welches ich für die Baronesse empfinde, allerdings sehr deutlich!

Die Tiefe und Wahrhaftigkeit seiner Empfindung leuchteten so ergreifend aus Eberhardts Miene und Geberde hervor, daß der Graf sich diesem Eindruck nicht entziehen konnte. Hatte er nach seiner Unterredung mit Dorothea wirklich noch daran gezweifelt, ob Eberhardt nicht vielleicht ein Abenteurer wäre, der die Gelegenheit zu einer flatterhaften Schönthuerie oder zum Beutezug auf eine Erbin benutze, so schwand dieser Zweifel vollständig angesichts jener mächtigen und untrüglichen Stimme, die von der Seele eines braven Mannes zu der eines andern Braven spricht.

Mein junger Freund, sagte er, die Hand auf Eberhardts Schulter legend, Ihre Gedanken nehmen einen hohen Flug, und ich kann nicht leugnen, daß ich das mit großem Bedenken sehe. Ich will nicht soweit gehen, Ihnen in Ihrer Selbstverurteilung zuzustimmen und möchte Sie nicht gerade einen Wahnsinnigen schelten. Aber allerdings muß ich Ihnen gestehen, daß Sie meiner Meinung nach nicht viele Chancen auf Erfolg haben. Es wird Ihnen nicht leicht werden, Baron Sertus zu überzeugen, daß Sie ein geeigneter Schwiegersohn für ihn wären.

Ich weiß es ja, ich weiß es ja, murmelte Eberhardt, vor sich niederblickend.

Wenn ich den Fall sehe, einen sehr fern liegenden Fall, beiläufig bemerkt, daß Dorothea Ihre Gefühle bis zu dem Grade erwiederte, sich über alle Rücksicht auf den Vater hinwegzusetzen, so würde die Folge davon sein, daß sie ent-erbt oder auf einen sehr geringen Pflichtteil gesetzt würde.

Eberhardt zuckte unmutig die Achseln. An derartige Folgen und Ereignisse habe ich in der That nicht gedacht und ziehe sie nicht in den Kreis meiner Überlegung.

Das ist nicht klug, wenigstens dann nicht, wenn Sie nicht selbst ausreichendes Vermögen besitzen, sagte der Graf. Aber vielleicht haben Sie das? Sie werden die Indiskretion als den letzten aller meiner Gründe zu dieser Frage betrachten dürfen.

Ich besitze ein Vermögen, welches mich in den Stand setzen würde, eine Familie auf bescheidenem, bürgerlichem Fuße zu erhalten, entgegnete Eberhardt.

Und wie steht es mit Ihrer Kunst? Haben Sie bereits Bilder verkauft?

Ich weiß, daß ich Bilder verkaufen würde, sobald ich mich herbeilassen wollte, dem Geschmack des Publikums zu Gefallen zu sein. Vorläufig habe ich fast nur noch meinen Studien gelebt.

Ich habe einige Ihrer Skizzen und auch einige Ihrer fertigen Bilder gesehen, sagte der Graf. Diese Sachen haben mir sehr gut gefallen. Sie verraten feines Gefühl und Wahrheit in der Auffassung. Aber Sie wissen ebensogut wie ich, Herr Eschenburg, daß die Kunst eine vornehme Dame ist, die sich nicht gern mit dem Nutzen vermählt.

Eine Baronesse, die den Bürgerlichen verschmählt, meinen Eure Excellenz, sagte Eberhardt seufzend.

Ich freue mich, daß Ihr Wiß zurückkehrt. Und nun hören Sie, Herr Eschenburg. Ich werde morgen beim Baron Sextus diniren. Werden Sie vielleicht auch dort sein?

Ich habe keine Einladung erhalten.

Wenn es Ihnen recht ist — denn ich möchte nichts gegen Ihre Absicht thun —, so stelle ich dem Baron morgen vor, welches Interesse Sie an seiner Tochter nehmen, und frage ihn, ob er seine Zustimmung zu einer solchen Verbindung geben will.

Eberhardt sah den alten Herrn voll Staunen dankbar an, indem er beide Hände in einer Geberde überwältigten Gefühls erhob und faltete.

Doch sage ich Ihnen vorher: machen Sie sich keine Hoffnung. Ich thue das, um ein Verhältnis zur Klarheit zu bringen, welches sich nicht in unbestimmtem Erwarten in die Länge ziehen darf. Es soll jetzt biegen oder brechen. Ich kann meine liebe, junge Freundin nicht in einer unklaren Situation sehen, denn die ist ihrer nicht würdig.

Eure Excellenz sind sehr gütig, überaus gütig, meine Sache bei dem Baron vertreten zu wollen, sagte Eberhardt. Mag es ausfallen, wie es will, ich werde Ihnen dafür dankbar sein.

Sie haben kaum Grund dazu. Wie gesagt, die Ruhe meiner lieben Dorothea liegt mir am meisten am Herzen. Und das sage ich gleich vorher: sollte, wie ich sehr befürchte, Baron Sextus sich nicht bewogen fühlen, auf Ihre Wünsche einzugehen, so hören die angenehmen Fügungen, welche bis jetzt zu Rendezvous bei mir geführt haben, natürlich auf.

So barsch der General sprach, indem er bestrebt war, allzu hoch gehende Hoffnungen auf seine Vermittlung herabzustimmen — Eberhardt fühlte seine wohlwollende Absicht, ja seine tiefe Sympathie durch und sagte sich, daß er keine günstigere Fürsprache als die dieses alten, ehrenwerten Herrn sich hätte erdenken können.

Er verneigte sich mit dem dankbarsten Blick. Ich werde den kommenden Tag nicht sehr ruhig verbringen, sagte er mit schwermütigem Tone. Ja ich fühle schon jetzt so etwas wie Zittern in meiner Hand und glaube nicht, daß es mir nützen würde, heute eine Skizze zu beginnen.

Die Unterredung fand in den Gängen des Gartens statt, und es war nicht weit bis zur Pforte. Eberhardt trug noch sein Skizzenbuch unter dem Arme. Er zog ehrerbietig seinen Hut und empfahl sich.

Der Graf sah ihm sinnend nach, als er zum Strande hinabschritt und bald nachher sein Boot die Bucht verließ.

Ein hübscher Bursche, sagte der alte Herr bei sich. Ein hübscher Bursche und ein ehrlicher Kerl. Aber leider ist dies keine Welt, wo solche Eigenschaften schwer in die Wagschale fallen! Arme Dorothea, es wäre dir besser gewesen, dieser Maler hätte sich weniger ritterlich benommen!

Der Wagen, welcher die Damen und Graf Dietrich von dannen führte, hatte während dessen einen großen Teil des Rückweges nach Schloß Eichhausen zurückgelegt, ohne daß es zu mehr als einigen vereinzelt Bemerkungen zwischen den Insassen gekommen war. Dietrich konnte gleich anfangs nicht unterlassen, seine Mutter auf ihre Unhöflichkeit gegen Eberhardt aufmerksam zu machen.

Es war Herr Eschenburg, liebe Mama, der bei uns war, sagte er. Der Maler, weißt du, den wir am vergangenen Donnerstag in Schloß Eichhausen kennen lernten. Du hast ihn wahrscheinlich nicht wieder erkannt.

Dorothea richtete einen freudigen Blick auf Dietrich, als er so sprach. Er hatte, so lange er in ihrer Gesellschaft war, noch keinen Satz gesprochen, der so sehr wie dieser geeignet gewesen wäre, ihn gut bei ihr zu empfehlen. Aber die Gräfin antwortete nur mit einem finstern Blick. Ihre Laune war durchaus verdorben, und sie trug den größten Teil der Schuld daran, daß die Fahrt schweigsam verlief.

Im Schlosse angekommen, begab sie sich sofort auf ihre Zimmer und befahl Dietrich, sie zu begleiten. Das Mädchen, welches ihr als Kammerjungfer beigegeben worden war und sie im Schlafzimmer erwartete, wurde ziemlich rauh angelassen, als es Hut, Sonnenschirm und die Mantille nicht so geschickt in Empfang nahm, wie Gräfin Sibylle wohl erwartet haben mochte. In den Salon tretend, wo Dietrich vor dem Spiegel stand und die Farbe seiner Augen bewunderte, zeigte sie ein Gesicht, welches ihn sogleich zu der Frage veranlaßte, warum sie so schlechter Laune sei. Sie ließ ihn nicht auf den Bescheid warten. Indem sie in dem großen, lustigen Gemach auf und ab schritt, dessen starke

Wände und geräumigen Verhältnisse selbst der Augustwärme nur mäßige Einwirkung gestatteten, ergoß sie sich in eine Flut von Klagen über seine indifferente Haltung.

Sie erinnerte ihn an den Zweck ihres Hierseins, sie hob alle Gründe wieder hervor, welche es notwendig machten, die Verbindung mit der Erbin der Sextus zu sichern. Sie erklärte den Charakter des Barons, die Besonderheiten Dorotheens und machte dem Sohne Vorwürfe, daß er es so wenig verstehe, sich den Eigentümlichkeiten beider anzupassen. Endlich tadelte sie seine gefällige Weichheit gegenüber dritten Personen und betonte mit großer Heftigkeit sein Benehmen gegen Eberhardt.

Es wäre zum Lachen gewesen, sagte sie, dich zu sehen, wie du auf der einen Seite Dorotheens friedlich dahinschlendertest, während jener Intrigant auf der andern Seite ging, es wäre zum Lachen gewesen, wenn es nicht ein so niederschlagender Anblick für mich gewesen wäre. Und noch mehr: mir wagtest du eine Vorstellung darüber zu machen, daß ich den Menschen behandelte, wie er es verdient. Dietrich! Hast du denn nur keine Augen? Du willst ein Diplomat sein? Wenn du dich nicht durchaus änderst, wirst du niemals in dieser Karriere Ehre einlegen. Es wird dich ein jeder an der Nase herumsühren, der seinen Vorteil darin findet. Hast du denn nicht bemerkt, daß dieser Herr Eschenburg auf einem vortrefflichen Fuße mit Dorothea steht? Er ist klüger als du, mein Sohn. Er kennt sein Spiel. Er ist ein unternehmender Mann, der den Preis, um den es sich handelt, zu schätzen weiß und seine Schritte sicher leitet. Ich müßte mich sehr täuschen, oder er hat mit seiner schlaun, verführerischen Manier, mit diesem Anstrich idealen Schwunges, der so bestechend für dies Mädchen ist, festen Fuß in ihrer Neigung gefaßt. Er ist imstande, dir die Beute vor der Nase wegzuschnappen. Irre dich nicht in diesem Mädchen! Sie hat einen eisernen Kopf, und sie ist nicht dumm.

Dietrich hörte ihren Vorstellungen mit großer Unzufriedenheit zu. Er hatte sich in einen Lehnstuhl geworfen, zog die Finger seiner Handschuhe lang, und sagte, als die Gräfin geendet hatte, mit zuckender Lippe: Wenn das wirklich so ist, wie du meinst, Mama, so muß ich dir sagen, daß ich alle Lust zu dieser Geschichte verliere. Ich werde meine Koffer packen lassen und wieder nach Paris gehen.

Undankbarer! rief die Gräfin, vor ihn hütretend und ihn mit zornblitzenden Augen messend. Schwächling! Was wagst du mir zu sagen?

Ich sage, daß ich keine Neigung verspüre, hier den gehorsamen Diener und Dorothea gegenüber den Popanz zu spielen. Dafür halte ich mich zu gut. Liebt sie jemand anders — meinerwegen! Mir fällt es nicht ein, ein Mädchen heiraten zu wollen, welches nur dem Zwange gehorchen würde. Ich danke für eine Frau, welche mich nicht liebt. Mir ist der Gedanke des Heiratens an und für sich schon nicht erfreulich, aber ehe ich mich mit einer Frau zu-

sammenschmiede, welche einen andern liebt, eher will ich — ich weiß nicht was thun.

Gräfin Sibylle trat einen Schritt zurück, zog ihr Taschentuch hervor, preßte es an die Augen und wankte nach dem Sopha. Dort ließ sie sich niedersinken, verhüllte ihr Gesicht und blieb schweigend liegen.

Dietrich sah dies eine Weile mit an, stand dann auf und ging seinerseits auf und nieder im Zimmer, indem er den Schnurrbart drehte und seine Füße betrachtete.

Ich begreife dich nicht, Mama, sagte er. Du bist eine so vernünftige, eine so geistreiche Frau. Aber alle Welt scheint den Verstand und die Moral nur im Munde zu führen und in ihren Handlungen thöricht und unmoralisch zu sein. Man kann die schönsten Sentenzen alle Tage von allen Leuten hören, aber niemals sieht man, daß die Weisheit Gestalt bekommt und sich im Leben zeigt. Ich wollte wetten: wenn man dich fragte, welches die erste Bedingung einer glücklichen Ehe wäre, so würdest du antworten, es wäre die gegenseitige Neigung, gestützt auf Übereinstimmung von Charakter und Temperament. Das würdest du sicher antworten, und es würde dir garnicht einfallen, zu behaupten, es käme nur auf das Vermögen an, alles andre wäre gleichgiltig. Und wenn jemand behaupten wollte, eine glückliche Ehe wäre möglich, wenn die Frau einen andern liebte und der Mann dazu noch durch Charakter und Temperament der Frau ganz fremd gegenüber stünde, so würdest du ihm erwidern, diese Behauptung wäre der Gipfelpunkt der Frivolität. Du kannst es nicht leugnen, daß du so sprechen würdest. Und trotzdem, nun es sich um dich selbst und um deinen einzigen Sohn handelt, stellst du in der Wirklichkeit, wo nicht Konversation gemacht wird, sondern die That spricht — da stellst du die Sache auf den Kopf und verlangst von mir, daß ich etwas thue, was nach aller Welt Meinung und auch nach deiner eignen frivol und unmoralisch und thöricht ist. Es ist eine widerwärtige Heuchelei in der Welt, und man verliert wirklich alle Lust, in ihr zu verkehren. Ich begreife die Lebensart des alten Generals. Er ist der einzige Vernünftige. Ich selbst hätte auch die größte Neigung, so zu leben wie er, und zurückgezogen an einem schönen, einsamen Punkte mich nur mit dem Anblick der Natur und dem Studium der Geistesheroen zu beschäftigen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Das Europäische Völkerrecht der Gegenwart auf den bisherigen Grundlagen. Von Dr. Aug. Wihl. Hefster. 7. Ausgabe. Bearbeitet von Dr. F. Heinrich Geffken, Professor in Straßburg. Berlin, G. W. Müller, 1882.

Le droit international de l'Europe. Par A. W. Hefster. 4^{me} édition française augmentée et annotée. Berlin, H. W. Müller. Paris, A. Cotillon & Cie., 1883.

Das Völkerrecht begegnet immer noch Widersachern, die an seine Existenz nicht glauben wollen, während es in Wahrheit täglich unter den Nationen im

Kriege und im Frieden geübt wird. Zu dieser Feindseligkeit hat nicht wenig beigetragen, daß verschiedene Publizisten ein Völkerrecht schrieben, nicht wie es ist, sondern wie sie sich in ihren Köpfen und namentlich aus der Stille ihrer Studirstube ausmalten. Da konnte es denn nicht fehlen, daß die Leser bei der Lektüre derartiger Schriften allzusehr den Gegensatz der Thatfachen zu der Phantasie des Geschilderten empfanden. Ein Repräsentant dieser Gruppe war der verstorbene Bluntschli. Von diesen Fehlern hat sich das Lehrbuch des auf allen Gebieten des öffentlichen Rechts als Theoretiker und Praktiker hochverdienten Hefster ferngehalten. Was er gab, war keine Illusion, kein frommer Wunsch, sondern das feststehende Ergebnis, wie es sich aus den Quellen des Völkerrechts überhaupt präzis formuliren ließ. Den Vorzügen des Buches entsprach auch der Erfolg; sechs Auflagen der deutschen, drei Auflagen der französischen Ausgabe erschienen noch bei Lebzeiten des Verfassers, daneben wurde es ins Griechische und ins Polnische übersetzt. Mit dem Tode Hefsters trat eine Stockung, aber kein Ersatz ein. Wir können daher die von Geffken besorgten neuen Ausgaben des vortrefflichen Buches nur mit Freuden begrüßen. Auch Geffken ist nicht bloß Theoretiker, er ist jahrelang im diplomatischen Dienste der Hansestädte thätig gewesen und war daher ganz besonders berufen, die ergänzende Hand an das Hefstersche Buch zu legen und es wieder brauchbar zu machen. Der Charakter des Buches ist vollkommen gewahrt worden; im Text sind nur die allernotwendigsten Veränderungen vorgenommen, in den Noten dagegen hat Geffken die Ergänzungen eingetragen, welche durch die reichhaltige Literatur des Völkerrechts und die hervorragenden Ereignisse der letzten Jahre notwendig geworden sind. Die französische Ausgabe behandelt auch den Fall von Arabi-Bey und den Londoner Donauschiffahrtsvertrag vom 10. März 1883.

Am 14. April d. J. waren es vierhundert Jahre, seit Hugo Grotius, der Vater des Völkerrechts, in Delft geboren wurde. Eine passendere Erinnerung an diesen Tag als die vorliegenden neuen Hefster-Ausgaben konnte es nicht geben, und da heutzutage an jeden Gebildeten die wichtigsten Fragen des öffentlichen Rechts herantreten, so mag der neue Hefster nicht bloß den Berufsmännern und Studierenden, sondern allen Lesern dieser Zeitschrift aufs beste empfohlen sein.

Neumanns Geographisches Lexikon des deutschen Reiches. Mit Ravensteins Spezialatlas von Deutschland, vielen Städteplänen, statistischen Karten und mehreren hundert Abbildungen deutscher Staaten- und Städtewappen. Leipzig, Bibliographisches Institut, 1883.

Dieses in 40 Lieferungen erscheinende Werk, von denen bis jetzt 33 vorliegen, giebt in etwa 40 000 Artikeln Auskunft über sämtliche deutschen Staaten und deren Provinzen, Regierungsbezirke, Kreise etc., sowie über alle irgend erwähnenswerten Orte; es führt außerdem alle Gebirge, Berge, Seen, Flüsse etc. auf. Das Lexikon enthält ferner genaue Angaben über alle Verkehrsanstalten (Post, Eisenbahn, Telegraphie) und führt die Sise von Gerichtsbehörden erster und zweiter Instanz auf. Eine besondere Berücksichtigung endlich haben Handel, Industrie und Gewerbe gefunden. Beigegeben sind dem Werke zahlreiche statistische Tabellen, 30 in Farbendruck ausgeführte Städtepläne, große statistische Karten über die Dichtigkeit der Bevölkerung und Verbreitung der Gewerbe und der Konfessionen, 14 kartographische Darstellungen der Bodenkultur und Produktion, mehrere hundert Staaten- und Städtewappen und die große Ravensteinsche Spezialkarte von Deutschland (im Maßstab von 1:850 000) in Form eines Atlas. Dieser Reichtum des Inhalts

in Verbindung mit der Vorzüglichkeit der Ausstattung macht das Neumannsche Lexikon zu einem der wichtigsten Nachschlagebücher für Verkehrsbeamte, Verwaltungsbeamte, Gerichtsämter, Kaufleute und Fabrikanten. Mögen sich alle die genannten Kreise das Werk angelegentlichst empfohlen sein lassen.

Die Insekten nach ihrem Schaden und Nutzen von Professor Dr. E. Taschenberg. Mit 70 Abbildungen. Leipzig, G. Freytag, 1882.

Das vorliegende Werkchen bildet den vierten Band der unter dem Titel „Das Wissen der Gegenwart“ erscheinenden „Deutschen Universalbibliothek für Gebildete.“ Der Verfasser desselben führt uns nach einer allgemeinen „Umschau in der Insektenwelt“ durch Wald, Feld, Küchen- und Blumengarten und Weinberg und zeigt uns dabei namentlich, welchen ungeheuern Schaden viele Insekten verursachen. Auf dem Heimwege lernen wir noch das Treiben des wassergebornen Ungeziefers kennen und schließen unsre unter sicherer und bewährter Führung unternommene Wanderung durch das umfangreiche und anziehende Gebiet der Insektenwelt mit einer Betrachtung des Lebens der lästigen und gewinnbringenden Hausinsekten.

Wir haben diese für Laien bestimmten Schilderungen des Insektenlebens mit großem Interesse gelesen. Vermißt haben wir nur einen Hinweis auf den indirekten Nutzen, den die Insekten bei der Bestäubung der Blüten stiften. Auch in einem für Laien bestimmten Buche hätte auf die wichtige Rolle, welche die Insekten in dieser Hinsicht im Haushalte der Natur spielen, ausführlicher hingewiesen werden sollen.

Der äußerst niedrige Preis — das Bändchen kostet eine Mark — wird sicherlich dazu beitragen, dem Buche einen großen Leserkreis zu verschaffen.

Der Weltteil Australien von Dr. Karl Emil Jung. 1. Abteilung: Der Australkontinent und seine Bewohner. Mit 14 Holzbildern, 24 in den Text gedruckten Abbildungen und 2 Karten in Holzstich. Leipzig, G. Freytag, 1882.

Der Verfasser dieses in derselben Sammlung wie das eben besprochene Buch erschienenen Werkchens hat während eines nahezu zwanzigjährigen Aufenthaltes in Australien und auf seinen Reisen nach den verschiedensten Gegenden des Kontinents Gelegenheit gehabt, Land und Leute genauer kennen zu lernen, als es Entdeckungsreisenden in der Regel möglich ist. Dies bekunden namentlich seine Schilderungen der Sitten und Gebräuche der Urbewohner. In nicht geringerem Grade nehmen aber auch die das Leben der Kolonisten, Farmer, Pflanzler, Squatter (Viehzüchter) und Buschmänner, Digger (Goldgräber) und Miner schildernden Abschnitte das Interesse des Lesers in Anspruch. Namentlich dürfte es für den deutschen Kaufmann oder Fabrikanten von Wichtigkeit sein, zu erfahren, welche Rolle die Deutschen in den australischen Kolonien spielen und welche Bedeutung der Australkontinent für den europäischen Export hat und welche Bedeutung der Australkontinent für den europäischen Export hat und künftig in noch höherem Maße haben wird. Auswanderungslustige finden in dem ersten Kapitel genaue Angaben über die Reiserouten nach Australien. Von den Abbildungen können leider nur wenige auf künstlerischen Wert Anspruch machen, die Karte am Ende des Buches hätte lieber ganz wegbleiben sollen.

Druckfehlerberichtigung. Im vorigen Hefte ist in dem Artikel „Ein Apostel der Geniezeit“ S. 284 anstatt „verschlungen, angetrunken“ zu lesen „verschlungen, ausge-trunken.“

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.
Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Neudnitz-Leipzig.



Der Staatsrat.



Seitdem der Reichskanzler eine neue Wirtschaftspolitik in Angriff genommen hat, und dem deutschen Volke, soweit es sich nicht durch Parteileidenenschaft und Parteiuntriebe blenden läßt, dadurch einigermaßen die Augen darüber geöffnet worden sind, daß politische Fragen nur durch ihre Verbindung mit den wirtschaftlichen Bedürfnissen wahre Bedeutung im Staats- und Volksleben haben, wird man das Auftauchen der Staatsratsfrage nicht bloß als eine akademische Unterhaltung für den Ausbau einer Verfassungsschablone zu betrachten haben. Für die liberale Bourgeoisie freilich, die bei dem Morgenkaffee einer kleinen Anregung und eines Reizes bedarf, sind Verfassungsfragen nichts anderes als neue Streitpunkte zur Austragung konstitutioneller Zweifel, und die Frage des Staatsrats hat sich daher nur von diesem Gesichtspunkte aus einer mehr oder minder falschen Erörterung in der liberalen Tagespresse zu erfreuen gehabt. In unserer schnelllebigen Zeit verschwindet ein Gedanke ebenso schnell, wie er aufgetaucht ist. Der größere Teil des Volkes ist nicht in der Lage, oder wenn er es ist, so giebt er sich nicht die Mühe, Fragen des Staatsrechts näher zu treten, der Quell seines Wissens ist die Zeitung; soweit ihn diese belehrt, reicht seine Kenntnis, und sie hört auf, wenn das Blatt schweigt. Wir glauben aber, daß die Frage des Staatsrats nicht bloß in die öffentliche Meinung hineingeschleudert worden ist, um wieder aus derselben, wie ein Meteor am Himmel, zu verschwinden. Sie verdient es, daß sie eingehender erörtert und geprüft werde. Denn es handelt sich hierbei nicht bloß um einen neuen Grad in der Beamtenhierarchie, um die Erfindung einer neuen Titulatur für die Staatshandbücher, sondern um eine Einrichtung, die dem Staatsganzen zu dienen bestimmt ist.

Die Einrichtung ist nicht neu; in einzelnen, selbst deutschen Staaten, bildet sie noch jetzt einen Teil des staatlichen Körpers, in andern ist sie nur in Vergessenheit geraten, und ihre Wiederbelebung ist selbstverständlich von einer Untersuchung darüber abhängig, ob sie auch nützlich sei. Dies zu ermitteln bedarf es aber nicht nur einer theoretischen Abwägung der Gründe, welche dafür und dawider sprechen, vielmehr erscheint es angemessen, eine Lehre aus der Verwirklichung zu schöpfen, die der Staatsrat bei den einzelnen Völkern im Laufe der Zeiten gefunden hat. Aus dieser vergleichenden Rechtsanatomie wird sich dann am besten ergeben, ob eine solche Einrichtung für unser neues Verfassungsleben paßt, oder welchen Ausbildungen sie unterworfen werden muß, um sich in dasselbe einzufügen.

Der Staatsrat ist eine Schöpfung des Mittelalters. Das Altertum hat uns keine Spur von dem Bestehen eines Staatsrats gelassen. Der Familienrat, wie er im alten Rom bei den wichtigen Entscheidungen dem Familienoberhaupte zur Seite stand, fand zwar auch eine staatsrechtliche Nachahmung im Senat, allein dieser bildete sich doch bald zu einem selbständigen Factor der Staatsgewalt aus, sodaß er dem Staatsoberhaupte nicht sowohl zur Seite als gegenüber trat. Dasselbe galt auch von den germanischen Volksversammlungen, den echten Dingen, den spätern Märsz- und Maiefeldern, auf welchen die Könige die wichtigsten Angelegenheiten des Reiches mit ihren weltlichen und geistlichen Großen und dem gesamten Volke zu beraten pflegten. Aus diesen Beratungen haben sich weiterhin die Reichsstände und nach ihrem Muster in den Territorien die Landstände gebildet. Die Keime zu einem Staatsrat lagen allerdings in diesen Versammlungen, in welchen selbstverständlich die Großen des Reiches ein Übergewicht hatten und auch zuerst um ihre Meinung befragt wurden, ehe die Beschlüsse des Königs an die große Versammlung zu deren Billigung gelangten. Aber diese Keime verkümmerten in Deutschland an der Zersplitterung der Reichshoheit durch die Übergriffe der Landesfürsten, denn diese traten als Ratgeber der Krone nicht in deren Interesse, sondern zur Wahrnehmung der eignen Rechte auf. Spuren erhielten sich höchstens noch in den kaiserlichen Gerichten am Hoflager, aus denen sich später dem Reichskammergericht zur Seite ein Reichshofrat entwickelte, dem nicht nur Rechtsstreitigkeiten, sondern auch Verwaltungsakte des Kaisers zur Begutachtung und Bearbeitung überwiesen wurden. Allein diese oberste Justiz- und Verwaltungsbehörde läßt sich eher mit einem modernen Ministerium als mit einem Staatsrat vergleichen.

Als das Vaterland des Staatsrats kann man ebensogut England wie Frankreich betrachten. In England erscheint schon unter Eduard I. (1272—1307) ein fester Staatsrat (the continual council), welcher aus den höchsten militärischen, geistlichen und weltlichen Beamten bestand und im Laufe der Zeit den noch heut bestehenden Namen (privy council) annahm als der Mittelpunkt der Staatsregierung. Er bildete den Stamm des großen Rats, zu welchem der König

nicht bloß noch andre Beamte und Prälaten, wie wir heute sagen würden, „aus allerhöchstem Vertrauen“ berief, sondern auch Abgeordnete der Grafschaften (communitates, commons) zuzog. Aus diesem großen Rat entwickelte sich das Parlament, so jedoch, daß der Staatsregierung des Königs in diesem (rex in parlamento) immer noch der König im Staatsrat (rex in concilio, king in council) zur Seite blieb. In dieser Wechselwirkung, zunächst ohne jede feste Abgrenzung beider Körperschaften, wurden die Regierungsgeschäfte des großen Inselreiches Jahrhunderte lang geleitet und die Grundlage für Gesetzgebung und Verwaltung des heutigen Englands gelegt. Die Kämpfe der Barone und übrigen Stände um die Freiheiten der magna charta, die dynastischen Thronstreitigkeiten und Bürgerkriege ließen das Übergewicht in der gesamten Staatsleitung bald in die eine, bald in die andre Körperschaft fallen und die Übermacht des Adels, wie sie sich namentlich in der Ausbildung des Oberhauses zeigte, drängte in jener unruhigen Zeit den king in council immermehr zurück. Erst als mit Heinrich VII. die Macht der Lords gebrochen war, tritt das privy council als oberster Staatskörper wieder mehr hervor; er wird wieder der Mittelpunkt der Staatsregierung, zu welcher allein der Wille des Königs berief (the will of the king is the sole constituent of a privy councillor). Unter diesem König war aber gleichzeitig die frühere königliche im Laufe der Zeit verloren gegangene Gerichtsbarkeit erneuert und für gewisse schwere Staatsverbrechen dem Staatsrat in einer bestimmten Abteilung desselben übertragen worden, die unter den Stuarts als „Sternkammer“ ein berichtigtes Andenken zurückgelassen hat. Unter den Tudors dagegen hat der Staatsrat in würdiger und fester Weise die Geschäfte des Reichs geleitet, und seinen politischen Höhepunkt hat er unter der Regierung der Königin Elisabeth erreicht. „Für die innere Landesverwaltung, sagt der größte Kenner der englischen Verfassungsgeschichte auf dem Kontinent,*) ist es die Normalzeit des king in council und weiser Gesetze. An vielen dieser Gesetze, deren intellektuelle Urheberchaft in den Staatsmännern Elisabeths lag, haben zweihundert Jahre späterer Gesetzgebung nichts zu bessern gewußt.“ Das Wesen des privy council lag in der kollegialen Behandlung der Staatsgeschäfte durch eine Reihe höchster, in allen Verwaltungsangelegenheiten erfahrener Staatsmänner, welche dem Treiben des Parlaments fern standen. Sie waren eine mächtige Stütze des Königtums und wegen ihrer Erprobtheit und ihrer Stellung auch eine Garantie der Volksrechte, deren Entscheidung im Streitfalle ihnen oblag. Von einem sogenannten Ministerium im heutigen Sinne oder von allein herrschenden Departementchefs war keine Rede. Erst unter den Stuarts trat eine Entartung und eine Beseitigung ein, eine Entartung, insofern die Sternkammer zu einem Ausnahmegerichtshof wurde, welche nicht mehr nach Gesetz

*) Gneist in seinem neuesten Werke „Englische Verfassungsgeschichte,“ 1882, §§ 31, 32, 37, 48. Vgl. auch seine „Geschichte und heutige Gestalt der Englischen Kommunalverfassung.“

und Recht, sondern nach Willkür und Leidenschaft Urteil sprach, eine Beseitigung, insofern der König statt der formalen Zuziehung des Rats sich mit einigen vertrauten Freunden besprach, denen die Regierung oblag (Kabinet, Kabinetsministerium.) Zu der allgemeinen Mißwirtschaft trat noch die Bestechlichkeit des Parlaments unter Karl II. (pensionary parliament) und eine gewisse Wechselwirkung des regierenden Kabinetts zu den Parteien. So war das eigentliche privy council aufgelöst; seine früheren richterlichen Funktionen waren auf die großen Reichsgerichte (kings bench &c.), seine Verwaltungsthätigkeit auf die „zeitige Regierung Sr. Majestät“ übergegangen. Während sich in dem Staatsrat Männer aller Parteien begegnet hatten, war fortan der König auf den Rat der Parteiminister angewiesen. Wilhelm III. hatte zum letzten male dem privy council in seiner edleren Gestaltung präsidirt, nominell blieb dieser zwar bestehen, aber man überzeugte sich in der Praxis, daß die neuen Gesetze und sonstigen Maßregeln nur von einer in sich geschlossenen Regierung an das Parlament gebracht und dort vertreten werden konnten. Seither ist zwar das privy council noch immer der Sitz der Staatsregierung, aber thatsächlich besteht es nur in einem Zusammentritt der Minister; das Schwergewicht aller Maßregeln liegt im Parlament. Für das council sind nur noch wenige Punkte zur Entscheidung übrig geblieben, besonders in Kolonialangelegenheiten; im allgemeinen ist es nur eine Zeremonialsitung des Ministerrats zur formellen Beratung und Publikation solcher Anordnungen, die verfassungsmäßig vom king in council zu erfolgen haben. Dies hindert freilich nicht, daß noch außer den Ministern andre Mitglieder des privy council (jetzt sind es etwa 200) ernannt werden, allein mit dieser Ernennung ist eine wirkliche Funktion im Staatsrate nicht verbunden.

So finden wir hier die eigentümliche Erscheinung, daß der Staatsrat durch ein Zusammenwirken von König und Parlament zu Grunde ging, nicht jedoch zum Nutzen des Königtums als vielmehr zum Siege der Volksvertretung. Das Parlament erhielt infolgedessen das Übergewicht nicht nur in der Gesetzgebung, sondern auch in der Verwaltung und in der Leitung der auswärtigen Politik, und was dem König noch übrig geblieben ist, liegt dem Kabinet als einem bloßen Ausschuß des Parlaments ob.

Ein ganz entgegengesetztes Bild bietet die Entwicklung des Staatsrats in Frankreich. Hier lehnte sich der Staatsrat in seiner Entstehung an die Ausübung der königlichen Gerichtsbarkeit an, welche unter Philipp August und Ludwig dem Heiligen neu belebt wurde. In Frankreich waren nicht minder wie in Deutschland nach dem Zerfall der großen Monarchie Karls des Großen die Hoheitsrechte des Staates in den Besitz der Privaten gelangt, aber glücklicher als bei uns vermochte das Königtum seit Ludwig XI. die entrissenen Rechte wieder zurückzuerobern und in sich eine Fülle von Gewalten zu erringen, zu deren sachgemäßer Behandlung der König des Rates tüchtiger Männer bedurfte.

Der Staatsrat ist es gewesen, der das Königtum in dem Kampfe mit den ständischen Rechten einer durch Besitz zerrissenen Gesellschaft siegen ließ. Die eigentliche Gerichtsbarkeit ging von dem König auf die Parlamente über, die ganze übrige Verwaltung aber blieb in den Händen des Staatsrats vereinigt. Unter Heinrich IV. erhielt der conseil du roi eine besondere Organisation; er zerfiel in mehrere Abteilungen und hatte die Aufgabe, in allen streitigen Verwaltungsangelegenheiten die letzte Entscheidung zu fällen, als Rat der Regierung die Gesetze vorzubereiten und zu beraten, die Steuern festzusetzen und die Art ihrer Verteilung zu bestimmen, sowie die allgemeinen Anordnungen für alle Zweige der Staatsverwaltung zu erlassen. Die Minister waren nur leitende Departementschefs, die nur als Ausführungsorgane des Staatsrats ohne eine selbständige Leitung der Politik vollbrachten, was in diesem beschlossen wurde. Die Revolution machte auch diesem Institut ein Ende, man zweigte die höchste Rechtsprechung in Verwaltungsangelegenheiten ab und löste im übrigen den Staatsrat auf, ja die Verfassung vom 5. Fructidor des Jahres III ging sogar im Artikel 151 soweit, den Ministern die Bildung eines Ministerrats zu untersagen und somit den Grund zu einer Erscheinung zu legen, die noch heute in Frankreich als Übelstand empfunden wird, nämlich zur Abhängigkeit des Ministers von seinem Bureau, das allein ständig und allein Information zu erheben in der Lage ist. Jedoch schon die Konsularverfassung unter Napoleon stellte den conseil d'état wieder her; Artikel 52 des Jahres VIII teilte ihm als Aufgabe zu: *de rédiger les projets des lois et les règlements d'administration publique et de résoudre les difficultés qui s'élèvent en matière administrative.* Napoleon I. legte einen großen Wert auf denselben und wie Las Cases in seinen Denkwürdigkeiten aus St. Helena berichtet, hat sich der Kaiser sehr anerkennend über die Wirksamkeit dieser Einrichtung ausgesprochen; er bezeichnete den Staatsrat als seinen Gedanken in dem Stadium der Überlegung (*pensée en délibération*), während er die Minister als seinen Gedanken in der Ausführung erklärte (*pensée en exécution*). Seit dieser Zeit ist der Staatsrat trotz mannichfacher Änderungen, die er unter den verschiedenen Regierungen erfuhr, im großen und ganzen mit seinen Aufgaben derselbe geblieben, und auch die Regierung der Republik hat denselben nicht entbehren können. Er besteht aus verschiedenen Sektionen, einem Präsidenten und einer Reihe von Räten und Hilfsarbeitern und vereinigt in sich die höchsten Verwaltungskapazitäten des Landes. Da es in Frankreich mit der vollständigen Ausbildung des Präfektensystems ein geordnetes Verwaltungsverfahren nicht giebt, so bedarf es wenigstens einer Zentralinstanz, um die ärgsten Übelstände zu beseitigen und eine Gleichmäßigkeit in der Verwaltung, eine kontradiktorische Behandlung der Streitigkeiten zwischen Fiskus und Privaten herbeizuführen. Ebenso giebt es in Frankreich keine Ministerien mit technischen Räten des höhern Dienstes, wie sie bei uns üblich sind; es sind subalterne Verwaltungsbüreaus, an deren Spitze sogenannte chefs de division stehen, die ebenfalls

meist nur Subalternbeamte sind. Dazu kommt, daß die Minister selbst nicht nach ihren technischen Fähigkeiten, sondern nach den politischen Parteimotiven berufen werden. Die Folge davon ist, daß für die Ausarbeitung eines Gesetzesentwurfs in einem Ministerium die geeigneten Kräfte fehlen. Hier hat wiederum der Staatsrat einzutreten, welcher die Gesetze abzufassen hat, die ihm aufgetragen werden. Daß dabei zuweilen Mißstände hervortreten müssen, ist klar, da nicht der Staatsrat, sondern der Minister es ist, dem die Vertretung des Gesetzesentwurfs vor den Kammern obliegt, und es sich wohl ereignet, daß der Staatsrat einen ministeriellen Gedanken ganz anders zur Erscheinung bringt. Nur so kann man es sich erklären, daß in neuester Zeit vielfach die Minister Kommissionen berufen, denen sie die Ausarbeitung des Gesetzesentwurfs auftragen, sodaß dieser nur zur Begutachtung an den Staatsrat gelangt, der Minister selbst aber die Direktion in der Hand behält.

Auch in Deutschland finden sich in einzelnen Territorien nach französischem Vorbilde Einrichtungen unter dem gleichen Namen, so besonders in Württemberg und Baiern, wo der Geheime Rat oder der Staatsrat mit ähnlichen verwaltungsgerichtlichen und begutachtenden Funktionen betraut ist. Das Übergewicht liegt hier vorzugsweise in der obersten Verwaltungsgerichtsbarkeit, sowie darin, daß man für gewisse, die Verfassung ändernde Gesetze eine Garantie zu finden glaubt, wenn der König neben seinem Cabinet auch noch von verdienten und erfahrenen Staatsmännern beraten ist. Von einer bestimmenden Wirkung für die Politik und Verwaltung des Landes ist jedoch der Staatsrat in diesen Ländern nicht; für die kleineren Territorien hat sich ein Bedürfnis nicht geltend gemacht.

Eine höchst eigentümliche Wendung hat die Geschichte des Staatsrats in Preußen genommen. Der Name des „Geheimen Staatsrats“ findet sich schon für eine im Jahre 1604 von Kurfürst Joachim Friedrich ins Leben gerufene Behörde; allein dieselbe war nicht nur die höchste beratende, sondern auch die höchste verwaltende Körperschaft und somit vielmehr der Vorläufer des jetzigen Staatsministeriums. Der eigentliche Staatsrat, welcher ausdrücklich nur eine beratende Behörde sein sollte, wurde durch Verordnung vom 27. Oktober 1810 begründet, aber erst nach dem glücklichen Ende der Freiheitskriege durch Verordnung vom 20. März 1817 vollständig organisiert. Zu seinem Wirkungskreise gehörten:

- a) Alle Gesetze, Verfassungs- und Verwaltungsnormen, Pläne über Verwaltungsgegenstände, durch welche die Verwaltungsgrundsätze abgeändert werden, und Beratungen über allgemeine Verwaltungsmaßregeln, zu welchen die Ministerien noch nicht autorisiert sind, dergestalt, daß sämtliche Vorschläge zu neuen oder zur Aufhebung, Abänderung und authentischen Deklaration von bestehenden Gesetzen und Einrichtungen durch ihn an den König zur Sanktion gelangen müssen;
- b) Streitigkeiten über den Wirkungskreis der Ministerien;

- e) alle Gegenstände, welche schon durch bestehende gesetzliche Bestimmungen vor den Staatsrat gehören (Dienstentsehung der Beamten, Begutachtung der Rechnung der Hauptverwaltung der Staatsschulden);
- d) alle Sachen, welche der König in einzelnen Fällen an den Staatsrat verweisen sollte.

Den Vorsitz im Staatsrat führte ein Präsident, falls der König ihn nicht selbst übernahm. Im übrigen bildeten den Staatsrat die mehr als 18 Jahre alten Prinzen des königlichen Hauses, die Staatsdiener, welche durch ihr Amt zu Mitgliedern berufen waren (der Präsident des Staatsministeriums, die Feldmarschälle, die die Verwaltung wirklich leitenden Staatsminister, der Staatssekretär [Protokollführer], der Chef des Obertribunals, der erste Präsident der Oberrechnungskammer, der Geheime Rabinetsrat, der Chef des Militärcabinetts, endlich, wenn sie in Berlin anwesend waren, die kommandirenden Generale und Oberpräsidenten der Provinzen, dann die aus besonderm Vertrauen des Königs berufenen Staatsdiener).

Man sieht aus dieser Zusammensetzung, daß der preussische Staatsrat eine rein bürokratische Korporation war; er zerfiel in sechs Abteilungen, die theils getrennt, theils im Plenum berieten. In der Zeit der absoluten Monarchie war unstreitig der Staatsrat ein höchst wertvolles Element zur Begutachtung von Gesetzen und sonstigen allgemeinen Verwaltungsmaßregeln, und es ist nicht zu leugnen, daß, wie in England zur Zeit der Königin Elisabeth, so in Preußen unter Friedrich Wilhelm III. der Staatsrat eine segensreiche Wirksamkeit entwickelte und das schon unter Friedrich Wilhelm I. begründete tüchtige Beamtentum in seiner Integrität und Pflichttreue förderte und stärkte. Noch heute bestehen eine Reihe von Gesetzen in Kraft, welche der Staatsrat in mustergiltiger Weise abfaßte, noch heute sind die Verwaltungsgrundsätze zum großen Teil maßgebend, welche aus dem Schoße des Staatsrats hervorgingen, und es ist bekannt, daß der Staatsrat es war, in dessen Mitte Kaiser Wilhelm seine erste staatsmännische Thätigkeit entwickelte. Noch sind im Archiv und in einzelnen Akten der Ministerien Gutachten von der Hand des Prinzen Wilhelm über wichtige Fragen aufbewahrt. „So war, soweit es nach den damaligen Verfassungszuständen möglich war, ein, wenn auch in den Formen noch so verschiedenes, wenn auch noch so unvollkommenes und entfernt sich annäherndes, doch immer im gewissem Sinne ein Surrogat für eine Zentralvertretung bei der Legislatur im Staatsrat gegeben. Er war der Boden für eine mit der öffentlichen Stimmung im Zusammenhang stehende, sehr unabhängige und sehr freimütige Opposition bei der Gesetzgebung.“ (Preussisches Wochenblatt 1852, S. 497.)

Der Beginn einer neuen Verfassungsepöche war jedoch dem Staatsrat nicht günstig, und auch König Friedrich Wilhelm IV. sah in ihm den Hauptsitz der mißliebig gewordenen Bürokratie. Schon die Verordnung vom 6. Januar

1848 entzog demselben die sämtlichen Gesetzesvorschläge und Streitigkeiten der Ministerien und ließ ihm nur solche Gutachten, die der König von ihm auf Vorschlag des Gesamtministeriums erforderte. Auch seine Organisation wurde verändert, und es blieb von dem Staatsrate eigentlich nichts übrig als eine ad hoc zusammensetzende Gesetzeskommission. Aber selbst in dieser Gestaltung hat der Staatsrat die Ereignisse von 1848 nicht überdauert. Der mittelst Verordnung vom 27. Dezember 1848 verkündete und demnächst von den Kammern genehmigte Etat für das Jahr 1849 setzte die gesamten Ausgaben für das Staatssekretariat mit dem Bemerkten ab, daß dasselbe aufgelöst sei. Allein eine gesetzliche Aufhebung des Staatsrats ist nie erfolgt, vielmehr wurde später von seiten der Regierung jene Bemerkung im Etat abgeschwächt, ja sogar im Jahre 1852 durch königlichen Erlaß der Staatsrat wieder in Wirksamkeit gesetzt und 1854 wieder eröffnet. Thatsächlich jedoch ist der Staatsrat nie wieder in Thätigkeit getreten, und die Reaktivierung desselben hatte vorzugsweise in dem Gesetz vom 8. April 1847 über das Verfahren bei Kompetenzkonflikten zwischen Gerichten und Verwaltungsbehörden ihren Grund, wonach zur Entscheidung ein Gerichtshof berufen war, dessen Mitglieder aus dem Staatsrat genommen werden mußten. Seit dem neuen Gerichtsverfassungsgesetz ist aber dieses Gesetz aufgehoben, und die Verordnung vom 1. August 1879 beruft für die Entscheidung dieser Konflikte nicht mehr Mitglieder des Staatsrats. Wenn daher das preussische Staatshandbuch solche noch aufführt, so ist das lediglich eine Reminiscenz aus früherer Zeit.

Fragt man, ob eine Wiederbelebung des Staatsrats in Preußen und in welcher Gestaltung sie erfolgen könnte, so sind zunächst die Gesichtspunkte zu prüfen, die einen solchen entbehrlich oder empfehlenswert machen.

Für die Beratung der Gesetze, meint man, sind die Kammern da, für die wichtigern Verordnungen das Gesamtministerium, für die minder wichtigen aber genügt der einzelne Ressortchef. Dagegen wird wieder geltend gemacht, daß die Güte eines Gesetzes vorzugsweise von der Trefflichkeit des Entwurfs abhängt und daß daher eine Beratung und Begutachtung durch eine ständige, in der Gesetzgebung erfahrene Behörde sehr wünschenswert sei. Man weist auch darauf hin, daß im Reich eine solche Vorberatung durch die Ausschüsse des Bundesrats stattfinde und sich in hohem Grade bewähre. Sodann soll der Staatsrat bei Erlaß allgemeiner Verordnungen einen Ersatz für die fehlende Mitwirkung der Kammern bieten, er soll in allen wichtigen Fällen dem Monarchen einen unparteiischen Rat erteilen, eine Kontrolle über die Thätigkeit der Minister bilden und die Verwaltungsstreitigkeiten in letzter Instanz entscheiden.

Unzweifelhaft ist die letzte Thätigkeit eine sehr wesentliche; sie ist das notwendige Erfordernis eines Rechtsstaats, und ihr Mangel wird z. B. in Italien schwer beklagt. Aber in dieser Hinsicht bedürfen wir einen Staats-

rat nicht mehr, seit im Jahre 1875 ein Oberverwaltungsgerichtshof eingesetzt wurde, der diese Funktionen übernommen hat. Da sodann in Preußen es als ein Recht der Krone verfassungsmäßig verbürgt ist, sich die Minister frei zu wählen, ohne sich solche vom Parlament aufdrängen zu lassen, so ist die Krone bereits in der Lage, sich des Rats der Minister als Männer, die dem Parteitreiben fern stehen, zu bedienen. Eine Kontrolle über diese könnte nur lähmend wirken und würde jeden selbständigen Charakter verhindern, in ein Ministerium einzutreten. So bleibt also nur noch die Begutachtung von Gesetzen und Verordnungen übrig. Aber auch in dieser Hinsicht wäre eine Aufrechterhaltung des Staatsrats als Verkörperung der Beamtenhierarchie überflüssig. Denn in jedem Ministerium im Reiche wie in Preußen finden sich die geschulten tüchtigen Kräfte für die Ausarbeitung, und es kann doch gewiß keinen Unterschied machen, ob der Entwurf von einem Ministerialrat oder einem Staatsrat bearbeitet wird. Zudem findet im Reiche wie in Preußen bei wichtigeren Gesetzen stets eine Mitwirkung des Gesamtministeriums oder verschiedener Reichsämter statt, sodaß die verschiedenen Gesichtspunkte in materieller und formeller Hinsicht vertreten sind. Auch bei den Ausschüssen im Bundesrate sind diese Referenten der Reichsämter vertreten und wissen auch ihren Einfluß geltend zu machen.

Dagegen ist in der That bei der Aufstellung von Entwürfen ein Mangel vorhanden, dessen Beseitigung wünschenswert ist. Die Wichtigkeit des ersten Entwurfs bedarf keiner Ausführung; er giebt dem ganzen Gesetz die Richtung, und was auch in den späteren Stadien abgeändert werden mag, die Tendenz bleibt bestehen. So tüchtig nun auch die Referenten in den Ministerien sein mögen, größtenteils fehlt ihnen die Berührung mit dem wirtschaftlichen Leben. Es ist unmöglich, daß sie die Bedürfnisse der einzelnen Interessentkreise genau kennen, sie müssen sich ihre Informationen aus Berichten und Büchern holen. Man findet deshalb sehr häufig, daß außerparlamentarische Kommissionen aus den beteiligten Kreisen berufen werden, denen die Entwürfe, ehe sie den dornenvollen Weg zu den gesetzgeberischen Faktoren beginnen, zur Begutachtung vorgelegt werden. Allein auch dies ist ein schwacher Behelf. Zunächst ist schon immer der erste Entwurf fertig, die Sachverständigen erhalten eine gebundene Marschroute, sodann aber sind sie doch nur immer zu einem einzelnen Entwurf berufen, der Überblick über das Ganze fehlt ihnen. Hier müßte ein Staatsrat eintreten, aber nicht ein aus „Staatsdienern“ bestehender, sondern aus Männern des wirtschaftlichen Lebens. Der Reichskanzler hat sehr wohl dieses Bedürfnis gefühlt und sowohl für das Reich wie für Preußen einen Volkswirtschaftsrat verlangt. Es ist bekannt, wie seine Bemühungen an dem Eigewillen der Opposition gescheitert sind, auch für den preußischen Volkswirtschaftsrat hat der Landtag die Mittel nicht mehr bewilligt. Vielleicht möchte es sich anders gestalten, wenn statt desselben ein Staatsrat einträte, dessen Schwerpunkt in den wirtschaftlichen Kreisen läge.

Ein solcher würde die erheblichsten Dienste leisten können, ohne daß das Parlament zu befürchten brauchte, an seiner Macht etwas einzubüßen, denn die Thätigkeit des Staatsrats läge vor dem Gesetzeswurf, während das Eingreifen des Parlaments erst mit dessen Einbringung beginnt.

Also nicht um den konstitutionellen Apparat noch mehr zu komplizieren, sondern um die wirtschaftlichen Bedürfnisse des Volkes zur Geltung zu bringen, reden wir einem Staatsrate das Wort.



Deutsche Familiennamen aus Frauennamen.



eben den patronymischen Bildungen, welche in unsern Geschlechternamen einen weit größern Umfang einnehmen, als es bei oberflächlicher Betrachtung erscheint, kommen auch, obwohl nicht allein viel seltner, sondern überhaupt selten, Metronymika vor, d. h. solche Namen, durch welche die Abstammung von der Mutter, deren Bedeutung entweder an und für sich oder vermöge besondrer Umstände hervorragt, bezeichnet wird.

In der ältern Zeit war der Name der Mutter von dem Worte Sohn oder Kind begleitet; später fiel dieses Wort weg, und endlich wurde dem Frauennamen auch die Flexion entzogen. Bekanntlich findet dieselbe Abstufung innerhalb des patronymischen Verhältnisses statt; man vergleiche Lübsen (Sohn des Lubbo, aus Liuthald, -bert), Lübbeß und Lübben, Lübbe oder Lupp.

Das Nibelungenlied nennt den Siegfried zwar öfters Siegmunds Sohn oder Kind, bisweilen aber auch daz Siglinde kint; Ariemhilde dagegen wird niemals die Tochter Dankrats, der zur Zeit der Dichtung bereits gestorben war, genannt, wohl aber vroun (Frau) Uoten und der schoonen Uoten kint. Dieselbe Bezeichnung findet sich mitunter dem Namen ihres jüngsten Bruders Giselher hinzugefügt. Lateinische und deutsche Urkunden des Mittelalters sehen diese vollständige Form des metronymischen Verhältnisses fort, z. B. Gisilbertus filius Odilie, Hinricus filius Lutgardis, Rudolf et Ulrich filii Adelheidis, Henckel Katherinen son, Petrus dne (= dominae) Wobben sone, Johannes Margareten sohn. Zu Lübeck lebte um 1336 ein Nicolaus Verdammekensone, d. h. Sohn der Frau (ver aus vrouwe gekürzt; vergl. Jungfer aus Jungfrau) Dammeß oder Damke, wie jetzige aus der Koseform Dammo ent-

springene Geschlechtsnamen lauten. Heute giebt es einen Schriftsteller Elsensohn (Else aus Elisabeth), dessen Name sich wie Mendelssohn, Philippssohn und andre zumeist jüdische Patronymika verhält.

Gleichfalls in die alte Zeit fallen die Anfänge der Unterdrückung des Wortes Sohn, d. h. der Individualisirung eines Personennamens durch den bloßen Genetiv des Mutternamens, der alsdann als Bei- oder Zuname, wenn auch keineswegs sofort als Geschlechts- oder Familienname, zu betrachten ist. Aus dem dreizehnten Jahrhundert werden angeführt z. B. Henricus Thedildis (=Teuthildis), Henricus Hildegardis, aus dem vierzehnten Bertold Katerinen, Thidericus Verenherrades (der Frau Herrat Sohn); öfters begegnen die Formen Odilie und Odilien als Zunamen einer männlichen Person, wobei es sich trifft, daß dieser Name in den drei Formen Ottiliae, Odiliae und Ottilige in heutigen Geschlechtern fortlebt. Das bemerkenswerteste Beispiel der Erhaltung des metronymischen Genetivs ist aber der zugleich mit jenem Ver (Genetiv Vern) verschene Familienname Bernaleken (in Wien), Bernalken (in Köln), d. h. Sohn der Frau Adelheid (niederdeutsch Alke, Alfe); dasselbe bedeutet auch der heutige friesische Geschlechtsname Aljets, da Aljet gleich Adelheid ist.

Daß dem Mutternamen im Verlaufe auch die Genetivflexion entfällt, begreift sich aus derselben Erscheinung auf dem Gebiete der Patronymika, womit nebenbei die Unterdrückung der Präposition in zahllosen Familiennamen, die auf ein Lokal hinweisen, verglichen werden kann, z. B. von der Becke, Berbeck und Beek, zur Linde, Terlinden und Linde, aus dem Dahl, Imdahl und Dahl. Es darf nicht wunder nehmen, daß die ältere Zeit für diese Vereinfachung wenig oder gar nicht empfänglich war. Insbesondere muß bezweifelt werden, daß der Rotger Hadewich, welcher 1362 zu Osnabrück gelebt haben soll, seinen Beinamen von der Mutter und nicht vielmehr vom Vater bekommen habe. Schon im frühesten Altertume hat sich der Unterschied zwischen den Namen auf -wig (Kampf) und denen auf -wih (Heiligtum) verwischt; die letztern scheinen allerdings ausschließlich weiblich gewesen zu sein, während die Zusammensetzungen mit -wig weit überwiegend und vielleicht durchweg als Masculina zu gelten haben. Wer möchte annehmen, daß der Name des Abtes Hedwicus, welcher um 1200 in Holstein gelebt hat, sich nicht auf das Masculin Hadewig, sondern auf das Feminin Hadewih stütze? Hieraus folgt nun, daß kein sicherer Grund vorliegt, die heutigen Geschlechtsnamen Hedwig, Hedewig, Hettwig, Hawich als Metronymika zu betrachten. Dagegen wird in einer mittelalterlichen Urkunde aus Raumburg ein Mann Namens Elizabeth vorgeführt; daß dieser Name metronymisch sei oder wenigstens sein könne, leidet keinen Widerspruch.

Im Einklange mit den oben angeführten Bezeichnungen Johannes Margareten, Bertold Katerinen, Henricus Hildegardis darf man geneigt sein,

die Familiennamen Margreth, Grethe und Grethen (niederd. = Gretchen, oder Genetiv von Grethe?), Kattrein und Cattrein, Hilgard, Hillgarth und vielleicht Hilgert auf das metronymische Verhältnis zurückzuführen. Mit Hilgard stehen Armgardt (Irmingard, Irmgard; vergl. Irmgarth), Braungardt (vergl. Brunhild), Isengard und Isengarth, Delgard und Dellgaard (Odelgardis), Bilegard (Biligarda), Wolfgart auf derselben Linie; mit Hilgert lassen sich Lüttgert (Liudgard), Willgert (Willigard) vergleichen, wobei es zweifelhaft bleibt, ob diese Namen auf -gert nicht vielmehr ursprünglich mit -ger zusammengesetzt sind und angehängtes t enthalten. Während durch die auf -gard ausgehenden Namen nicht ausschließlich, sondern nur vorzugsweise Frauen bezeichnet wurden, scheint auslautendes -burg lediglich für weibliche Namen geeignet gewesen zu sein. Daher dürfen die Geschlechtsnamen Regenburg und Wendelburg (im 8. Jahrhundert Ragamburgis und Wandalburgis), auch wohl Ahlburg (Adalburg) als Metronymika gelten. Ebenso zeigen die mit -drud (vergl. Gertrud, Gertraud) zusammengesetzten Namen durchweg Feminina; dahin gehören die auf -traut ausgehenden Familiennamen Irmtraut, Ehrentraut, Liebetaut, Eisentraut. Der Name Demuth (Diomuot, Demuot) läßt sich zwar im Hinblick auf die in einer Urkunde des elften Jahrhunderts erhaltene volle Bezeichnung Emercho filius Demudis auf das Feminin gründen; er kann aber auch, wie viele andere auf -muot, als ursprüngliches Masculin angesehen werden. Ahlheid duldet keine andere Erklärung als aus Adelheid; einen Mann hat dieser Name im Altertume niemals bezeichnet. Die Geschlechtsnamen Nanni und Nanny stehen schwerlich dem bekannten, vermutlich zu Anna gehörigen weiblichen Vornamen gleich; wie Nanna, ein noch heute nicht ganz verklungener Frauennamen, dem Stamme Nand (mit dem Begriffe von „kühn“ vergl. Ferdinand) entsprungen ist, ebenso mit verkleinerndem i Nanni und Nani; von Nanni unterscheidet sich Nanny bloß graphisch. Obgleich Metz eine weibliche Rosenform (wahrscheinlich von Mahthildis, Mechthilt) gewesen ist und eines Jacobus filius Metz in einer hessischen Urkunde ausdrücklich erwähnt wird, so läßt sich doch durch nichts beweisen, daß der heutige Familienname Metz so zu verstehen sei; ebenso nahe und wohl näher liegt die Rücksicht auf den Namen der lothringischen Hauptstadt. Noch unsicherer, dünkt mich, steht es um Annecke, wie in niederdeutschen Gegenden allerdings das Deminutiv von Anna lautet; wenn nämlich Anno, wie ich glaube, aus Arno assimilirt hervorgegangen ist (vergl. Benno aus Berno), so kann Annecke gleich Arnecke sein (vergl. Bennede oder Benecke mit Bernede); soll aber Anno als Hanno (Hagano) verstanden werden, was sich ebenfalls hören läßt, so stimmt Annecke mit Hannede, wofern diesem Namen nicht vielmehr Johannes zu Grunde liegt, überein. Ganz unvorsichtig hat man den Geschlechtsnamen Hanne als Metronymikon gefaßt; Hanne stellt sich bequem zu Hanno, aber Johannes macht wieder Konkurrenz (vergl. Hanne-

mann und Johannemann, Junghann und Jungjohann). Während Isabella und Jacobine, wie Familien in Stettin und Halle heißen, unzweideutige Frauennamen sind, fragt es sich bei Auguste (aus Baiern nachgewiesen) nach der Aussprache, wonach sich bestimmen läßt, ob ein in Deutschland eingebürgerter weiblicher oder ein französischer männlicher Name zu Grunde liege. Der Name Charlott braucht nicht nothwendig Charlotte (engl. Charlot) zu bedeuten, es kann auch das französische Masculin Charlot gemeint sein. Molly kennen wir nur als Roseform von Amalie und etwa (nach dem Engl.) von Maria; bei Rosa dagegen dürfte die Möglichkeit einer lateinischen Übersetzung des Namens Rose, vielleicht sogar der Beziehung auf den Farbbegriff (vergl. Carmesin, Gehl, Goldfarb, Lichtblau, Rosenroth, Seegrün, Silbergrau, Violet) in Anschlag zu bringen sein. Else, in Eliensohn (oben S. 330) deutlicher Frauenname, hat doch mehrere Appellativbedeutungen, unter denen die der Erle oder Eller hervortragt (vergl. Elsholz); Else ist theils dem altdeutschen Ilisa gleichgestellt, theils als Abkürzung von Elisabeth betrachtet worden, wobei man mit Rücksicht auf den heutigen Familiennamen vergessen hat, daß Else auch aus dem Masculin Iliso entspringen kann, sowie daß ein Fluß im Harz so heißt. Gegen die von einem österreichischen Namensforscher ausgesprochene Vermutung, daß Riecke als Metronymikon gleich Friederike zu verstehen sei, wird sich jeder erheben, dem die altdeutsche Roseform Rieco (zu Rieh, reich) bekannt ist; vergl. Rieche, Rieke, Riecke, Rieck, Riccius. Wer die in Adreßbüchern vorhandenen Namen Liesen, Ließ, Lieske, Liesecke, Liesick, Lissel und ähnliche vor Augen hat, wird es nicht glauben mögen, daß dem Geschlechtsnamen Liese der aus Elisabeth gekürzte Frauenname Lise zu Grunde liege; ohne Zweifel leiten sich jene Namen alle ins Altertum zurück und gehören wahrscheinlich zum Stamme Liud; vergl. Lieze, Lüze, Lüse, Lüsche, Leiz, Leiß, Litsche, Liesching.

Es giebt auch einzelne Familiennamen, welche Vor- und Zunamen einer Frau als Einheit verbunden enthalten, wie Minameyer, Annemüller und Hannemüller. Der metronymische Charakter dieser Namen ist unverkennbar; wie anders könnten sie erklärt werden? Wie es scheint, fallen sie in die jüngste Zeit der deutschen Namengebung.

Bonn.

K. G. Andresen.



Dompejanische Spaziergänge.

Don Ludwig Meyer.

3.

(Fortsetzung.)



bgleich für Griechenland der Verfall damals längst begonnen hatte, war der Geschmack an der Kunst doch immer noch ebenso lebhaft wie früher. Alexander war auf die Freundschaft eines Pheippos und Apelles stolz gewesen; seine Nachfolger setzten diese Überlieferung fort und umgaben sich nicht nur gern mit Künstlern, sondern versuchten sich manchmal auch selbst als solche. Attalus III., der letzte König von Pergamon, modellirte in Wachs und ziselirte in Erz. Antiochus Epiphanes erholte sich von seinen Regentensorgen in der Werkstatt eines Bildhauers. Für ausgezeichnete Statuen oder Gemälde, welche sie zu besitzen wünschten, war ihnen kein Preis zu hoch. Sie zahlten den Künstlern fast wahnsinnige Summen. Einer dieser Fürsten erbot sich, die sämtlichen Schulden der Einwohner von Knidos, deren Gemeinde dem Bankrott nahe war, zu übernehmen, wenn sie ihm die Aphrodite des Praxiteles abtreten wollten. Ein anderer bot bei der von Mummius vorgenommenen Versteigerung der Beute von Korinth 100 Talente (400 000 Mark) für den Dionysos des Aristides. Mummius traute seinen Ohren nicht, urteilte aber, daß ein Bild, welches man so theuer bezahlen wollte, ein Wunder sein müsse, und behielt den Dionysos für Rom. Die rasende Leidenschaft dieser gekrönten Liebhaber kannte keine Grenze und kein Hindernis. Nichts war ihnen heilig, wenn es galt, ein schönes Kunstwerk zu erbeuten. Von ihnen haben es die römischen Prokonsuln gelernt, wie man es anzufangen hatte, um sich auf Kosten der verehrtesten Gottheiten eine reiche Galerie zu bilden; sie sind die Lehrer des Verres gewesen. In den unaufhörlichen Kriegen, die sie einander lieferten, waren die Schätze der Götter nicht besser geborgen als die der Könige. Als Prusias I. das Gebiet von Pergamon überfiel, machte er sich kein Gewissen daraus, aus einem hochberühmten Heiligtum die Bildsäule des Hephaistos, ein ausgezeichnetes Werk des Phrymachos, zu rauben. Ptolemäos Energetes drang auf seinem Zuge nach Asien unter dem Vorwande, die von Rambytes aus Ägypten entführten heiligen Bildwerke zurückzunehmen, in die Tempel ein und nahm alle Kunstgegenstände, die sich dort befanden, mit sich fort. So kam es, daß sich in den Palästen von Pergamon, Antiochia und Alexandria zahllose Meisterwerke anhäuften. Aber sie sollten hier nicht bleiben: denn die römischen Feldherren, für welche das Beispiel der griechischen Könige nicht verloren war, legten nun ihrerseits Beschlagnahme

auf diese reiche Beute und brachten sie — als schönsten Schmuck ihrer Triumphe — nach Rom.

Von den Fürsten und Königen vererbten sich diese Neigungen bald auch auf Privatleute. Die Nachfolge Alexanders verursachte bekanntlich endlose Wirren und Kriege. Nie stritt man heißer um die Gewalt, nie wurde sie leichter erobert und rascher wieder verloren als damals. In so bewegten Zeiten bilden sich schnell große Vermögen und gehen ebenso schnell wieder zu Grunde. Die Emporkömmlinge, die des Gestern gedachten und das Morgen fürchteten, beeilten sich denn auch, ihre vergänglichen Reichtümer zu genießen. Die Komödie des Menander hat den Typus jener Glückssoldaten, die das am Hofe der orientalischen Herrscher gewonnene Gold in wenigen Tagen mit den athenischen Courtisanen verpraßten, auf der Bühne heimisch gemacht. Sie zeigt sie uns, wie sie bei ihren Geliebten gute Aufnahme finden und ihre Parasiten ihnen schmeicheln, solange die Dareiken und Philippdore dauern, und wie sie dann fortgejagt und verspottet werden, sobald ihr Beutel leer ist. Unter diesen reichgewordenen Leuten fehlte es auch nicht an solchen, die einen besseren Gebrauch von ihrem Vermögen machten: sie ahmten ihren Herren nach und kauften Statuen oder Gemälde, um ihre Häuser damit auszumücken.

Dies war etwas neues. In der großen Zeit der Kunst hatten die Künstler wohl kaum für Privatleute gearbeitet. Es wird freilich berichtet, Agatharchos habe im Hause des Alkibiades gemalt, aber Alkibiades konnte für keinen gewöhnlichen Bürger gelten. In der Regel war es die Öffentlichkeit, für welche die Maler ihr Talent sparten. Sie bedeckten die gewaltigen Wände der Säulenhallen mit Szenen aus den alten Sagen und aus den Gesängen Homers, oder sie erfanden Gemälde für das Innere der Tempel. Vielleicht waren sie des Glaubens, es heiße die Kunst erniedrigen, wenn man sie dem Vergnügen eines Einzelnen dienstbar machte. Plinius wenigstens deutet dies an und fügt in prächtigen Worten hinzu, daß die Gemälde jener Künstler, statt in einem Hause eingeschlossen zu werden, in welches kaum ein paar Bevorzugte Zutritt fanden, die ganze Stadt zur Wohnung hatten, daß jedermann sie betrachten konnte und daß ein Maler damals ein Gemeingut der gesamten gebildeten Welt war: *pictor res communis terrarum erat.**) Es scheint aber, daß, als die griechischen Städte unter Alexander ihre Freiheit verloren, ihre Bewohner sich ihnen einigermaßen entfremdeten. Sie fühlten sich dem Gemeinwesen minder verpflichtet, seitdem es den Bürgern nicht mehr die gleichen Rechte gewährte und seitdem die Bürger an der Verwaltung ihrer Angelegenheiten minder unmittelbaren Anteil nahmen. Man war nicht mehr so stolz auf das Gemeinwesen, man trug nicht mehr so eifrig wie früher Sorge um seinen Schmuck und seine Verschönerung, man dachte weniger an den Staat und mehr an sich selbst. Das

*) Plinius XXXV, 118.

Geld, das nicht mehr für die öffentlichen Monumente bestimmt wurde, verwendete man lieber zur Dekoration des eignen Hauses, aus welchem man nun den Mittelpunkt des Daseins machte. „In der Geschichte der griechischen Kunst sagt Letronne,*) lassen sich zwei Hauptmomente unterscheiden: zuerst die Zeit, wo sie ausschließlich den Beruf hatte, durch die Bildsäulen der Götter und durch die malerische Darstellung ihrer Wohlthaten dem religiösen Glauben Nahrung zu geben, den Patriotismus der Bürger durch das stets lebendige Schauspiel der Großthaten ihrer Vorfahren zu wecken, wo also jedes Erzeugniß des Künstlers seine schon im voraus feststehende Bestimmung und Stelle hatte, und dann die Zeit, wo die Kunst sozusagen nur noch bestellte Arbeit lieferte, wo ihre Hervorbringungen zu Luxusgegenständen wurden, zu bloßen Raritäten herabsanken, den Produkten des Gewerbefleißes gleichgesetzt, weniger ihrer Schönheit als ihrer Kostbarkeit wegen gesucht und in den Palästen der Könige und der Reichen zu leerer Augenweide aufgespeichert wurden.“ Von jetzt an verlor der Künstler den Geschmack an jenen großen Gemälden, die, für ein ganz bestimmtes Monument geschaffen, mit dem Zweck und der Architektur des Gebäudes harmoniren mußten, seinen Charakter wiedergaben und überhaupt nur an dem Platze, den sie einnehmen, verständlich sind. Nach Neigung arbeitete er in seinem Atelier an Stoffen seiner Wahl, ohne sich viel darum zu kümmern, was aus seinen Bildern werden würde, oder vielmehr im voraus gewiß, daß sich immer ein reicher Liebhaber finden würde, bereit, sie teuer zu bezahlen und zum Schmucke seiner Wohnung zu verwenden. So fing man an, anstatt der für die öffentlichen Gebäude bestimmten großen Fresken oder umfangreichen Ölgemälde das zu malen, was Helbig treffend „Kabinettsbilder“ nennt. Jene Kabinettsbilder hing man an den Wänden der Privathäuser auf; sie wurden eine Art Bedürfnis, ein unentbehrlicher Luxus für die „Glücklichen dieser Erde.“**)

Von diesem Brauche schreibt sich nun auch das System der pompejanischen Wanddekoration her. Mit der großen Monumentalmalerei, welche sich an den Wänden der Tempel oder Säulenhallen entfaltete, hatte es durchaus nichts gemein. Um uns hiervon zu überzeugen, brauchen wir nur die Art und Weise zu studiren, wie die mythologischen oder sonstigen Szenen, welche die campanischen Häuser schmücken, an den Mauern angeordnet sind. In der Regel bedecken sie nur einen Teil derselben; sie haben ihren Platz inmitten einer Architekturdekoration, von welcher sie sich lebhaft abheben, sind in regelmäßigen Feldern verteilt und sehr oft von einem Rahmen umgeben, der sich an die Hohlkehle des Gesimses zu lehnen oder auf Konsolen zu ruhen scheint. Der Künstler hat ersichtlich eine Art optischer Täuschung beabsichtigt und auf die Betrachter den Eindruck machen wollen, als wären diese Malereien wirkliche Tafelbilder.

*) Lettres d'un antiquaire à un artiste.

***) Vergl. die Stelle des Aristoteles bei Cicero (de nat. deorum II, XXXVII, 95).

Dieses System der Decoration findet seine Erklärung eben nur in der Gewohnheit und Geschmacksrichtung der alexandrinischen Zeit. Aber den Luxus, kostbare Tafelbilder an den Wänden aufzuhängen, mußte man teuer bezahlen; nicht jeder konnte sich so kostspielige Neigungen gestatten. Man mußte ein König von Aegypten oder Syrien oder allermindestens ein mächtiger Minister oder gefürchteter Feldherr sein, man mußte die Völker lange bedrückt und ausgefogen und die Nachbarländer gewissenlos geplündert haben, um sich so ungeheure Säle erbauen zu können, wie die Geschichtschreiber sie mit Bewunderung schildern: ruhend auf hundert Pfeilern oder hundert Säulen aus Marmor, mit wunderbaren Statuen vor den Säulen und Tafelbildern von Meisterhand in den Zwischenräumen. Die Bürger stellten sich dies billiger her; auf ihre Wände ließen sie sich in Fresko*) falsche Pfeiler malen, welche falsche Tafelbilder umrahmten, und dann empfanden sie in ihrem kleinen Hause beim Anschauen der Mauern ihres Säulenhofes unzweifelhaft ein Vergnügen, nicht unähnlich dem der Könige oder der Großen, wenn diese in ihren Palästen mitten unter Meisterwerken lustwandelten. Die Freskomalerei war also für kleine Leute ein ökonomisches Mittel, das Beispiel der Reichen nachzuahmen. Da sie eine schnelle Ausführung verlangt und da man es hier mit Unvollkommenheiten im Detail nicht so genau nimmt, so benutzten sie die Künstler, um schneller zu arbeiten; sie konnten wohlfeiler produziren, und so wurde aus der Kunst eine Industrie. „Die Kühnheit der Aegypter, sagt Petronius,**) erfand für diese so bedeutende Kunst (der Malerei) ein abgekürztes Verfahren,“ und diese Ansicht ist sehr wahrscheinlich. Denn es ist natürlich, daß man in demselben Lande, wo die Menschen beständig das erbitternde Schauspiel des Luxus der Großen vor Augen hatten, auch versucht hat, sich um einen geringern Preis einige ihrer Genüsse zu verschaffen. Die Ausbreitung dieses neuen Verfahrens, fügt Petronius hinzu, habe den Ruin der Malerei herbeigeführt. Auch dies ist leicht verständlich: die Armen, oder wenn man will die minder Wohlhabenden, hatten es erfunden, um das Beispiel, das ihnen die Reichen gaben, irgendwie nachzuahmen; es währte aber garnicht lange, und die Reichen entlehnten es ihrerseits den Armen. Da es nun die Freskomaler bald durch Übung zu einer ziemlich befriedigenden Ausführung brachten, so begnügte man sich schließlich mit den Kopien, die sie nach berühmten Staffeleibildern anfertigten, und die Originalmalerei fand keine Aufmunterung mehr. Daher der Zorn der Kritiker

*) Ich spreche hier und an andern Stellen von „Fresken,“ obgleich manche Gelehrten diese Bezeichnung für ganz unzutreffend erklären. Petronne stellte es entschieden in Abrede, daß die antiken Gemälde wirkliche „Fresken“ in dem Sinne wären, wie wir das Wort heute verstehen. Dagegen begründet Otto Donner in einer Heibigs „Wandgemälden“ vorgedruckten Abhandlung die Ansicht, daß die Malereien, welche die Städte Campaniens schmückten, größtenteils al fresco ausgeführt sind.

***) Petronius, Sat. 2. Aegyptiorum audacia tam magnae artis compendiarium invenit.
Grenzboten II. 1883.

und der Kenner: Plinius und Petronius sprechen von dieser „ägyptischen Erfindung“ in ähnlichem Tone wie heutzutage manche Künstler und Kunstfreunde von der Photographie, die gleichfalls beschuldigt wird, daß sie die wahre Kunst zu Grunde richte.

Dieser Ursprung der Fresken von Herculaneum und Pompeji findet auch im übrigen volle Bestätigung. Die Originale, deren Kopien sie sind, gehörten unzweifelhaft der Zeit der Nachfolger Alexanders an; sie tragen den Stempel dieser Epoche an der Stirn und besitzen alle Eigentümlichkeiten derselben. Eine der großen Veränderungen, die sich damals in der griechischen Welt vollzogen, war es auch, daß fast überall die Monarchie an die Stelle der Republik trat. Um die Person des Herrschers und seiner Gemahlin sammelten sich Kriegsmänner, Minister, Diener, Poeten, Künstler; kurz, es bildete sich ein Hof, und der Einfluß desselben machte sich, wie es immer geschieht, bald in den Sitten der Völker bemerklich. Sie wurden glatter, zierlicher, verfeinerter. Man fing an, die Bornehmheit der Umgangsformen, die Genüsse des Geistes, die Gewähltheit der Unterhaltungen, die Freuden der Geselligkeit über alles zu schätzen. Das große Interesse der Gesellschaften aber, an denen beide Geschlechter teilnehmen, ist regelmäßig die Liebe; so gewann denn diese für die Gesellschaft und in der Folge auch für die Literatur jener Zeit die höchste Bedeutung. Von nun an lebt die Poesie von ihr, und der Poesie eifern die bildenden Künste nach. Aber die Liebe, wie die alexandrinischen Künstler sie zu malen pflegen, ist nicht die rasende Leidenschaft, die Euripides in der Phaedra dargestellt hat. Ihre Malerei wird nicht mehr, wie die des Polygnot, vom Epos oder auch nur von der alten Tragödie angeregt, vielmehr entlehnt sie ihre Stoffe der Idylle und der Elegie, diesen Lieblingsgattungen der hellenistischen Dichtkunst. Die Liebe ist bei ihnen eine Mischung von Galanterie und Empfindsamkeit. Gern stellen sie freilich die Göttinnen und Heroinen dar, die ein Liebesleid bedrückt; die von Paris verlassene Dinone, Ariadne am Gestade von Naxos, wie sie dem Schiffe nachblickt, das ihren Geliebten hinwegführt, Venus, die den Jäger Adonis in ihren Armen sterben sieht, sind ihre Lieblingsstoffe. Aber sie geben sorgsam Acht, daß der Schmerz dieser verlassenen Schönen ihrer Schönheit nicht schade. Ihre Verzweiflung zeigt eine sehr elegante Haltung, sie sind untröstlich, aber schön geschmückt, sie tragen Halsbänder und doppelte Armspangen, ihr Haar umschließen goldene Netze. Selten fehlt auch in einer Ecke des Bildes ein kleiner Liebesgott, der dem Vorgang einen Zug lächelnder Heiterkeit verleiht, wenn er allzu ernst zu werden droht. Auf den pompejanischen Fresken tummeln sich die Liebesgötter noch zahlreicher als auf den Gemälden Watteaus, Bouchers und anderer französischer Künstler des 18. Jahrhunderts. Sie sind das gewöhnliche Gefolge der Venus; sie helfen ihr, sich zu schmücken, reichen ihr ihre Kleinodien und halten ihr den Spiegel, worin sie sich betrachtet. Sie führen sie dem wartenden Mars zu; sie umgeben den verwundeten Adonis,

stützen seinen Arm, nehmen ihm das Gewand ab, tragen seinen Hirtenstab und seine Lanze. Ein Liebesgott ist es, der die Artemis in Endymions Höhle führt und ihr den schönen jungen Schläfer zeigt. Als Dinone versucht, den treulosen Gatten, der sie verlassen will, durch verzweifelungsvolle Bitten zurückzuhalten, bleibt Paris bei ihren Vorwürfen gleichgiltig und scheint kaum auf sie zu hören — begreiflich genug: der Künstler hat hinter ihm einen Amor angebracht, der sich lieblosend zu seinem Ohre neigt und ihm von seiner neuen Leidenschaft erzählt. Während aber in allen diesen Bildern die Liebesgötter nur Zubehör sind, machen sie in andern sogar den ganzen Inhalt der Darstellung aus. Der Künstler zeigt sie uns allein und in Beschäftigungen, die sonst das Erbteil des Menschen sind. Sie tanzen, singen, spielen, schmausen; mit geschwungener Geißel fahren sie auf einem von Schwänen gezogenen Wagen oder versuchen mit großer Mühe ein Löwengespann zu lenken. Sie halten Weinlese; sie mahlen Korn in einer Mühle, während niedliche kleine Esel, die sie an Blumenguirlanden führen, ihnen dabei helfen. Sie verkaufen, kaufen, jagen, angeln — eine Zerstreung, welche die Maler von Pompeji offenbar für ein besonders göttliches Vergnügen halten, denn Venus selbst erscheint bei ihnen wiederholt damit beschäftigt. Eine der anmutigsten und bekanntesten Darstellungen in diesem etwas gezierten und koketten Genre ist die Verkäuferin von Liebesgöttern. Ein altes Weib hat eben aus einem Käfig einen kleinen Gros genommen; sie hält ihn bei den Flügeln gefaßt und reicht ihn einem kaufslustigen jungen Mädchen hin. Das schöne Kind scheint kein völliger Neuling mehr, denn es hält bereits einen andern Gros auf dem Schoß; nichtsdestoweniger betrachtet es neugierig den zweiten, der ihm feilgeboten wird und munter die Ärmchen nach seiner neuen Herrin ausstreckt.

Was in der neuen Malerschule aus der Mythologie wurde, sahen wir bereits: die alten Mythen büßten ihre tiefe und ernste Bedeutung ein. Zu der gewöhnlichen Methode dieser Maler bei der Wiederaufnahme von Stoffen, denen die alte Kunst eine ideale Größe verliehen hatte, gehörte es, daß sie dieselben so viel als möglich auf menschliche Verhältnisse zuschnitten. Gern heben sie die Entfernung, welche die Götter von den Menschen trennt, völlig auf und behandeln die Heldensagen wie Abenteuer des alltäglichen Lebens. Wir merken, daß der Künstler, wenn er die Liebeshändel der Götter malt, stets im Auge hat, was am Hofe der Seleuciden oder der Ptolemäer vorging. In dem berühmten Parisurteil kokettirt Venus, um den Vorzug zu erhalten, mit dem schönen Schäfer genau wie eine elegante Weltbabe. Während Polyphem, am Ufer des Meeres sitzend, auf der Leier seine Schmerzen singt, kommt auf einem Delphin ein Gros herbei und bringt ihm einen Brief von Galatea. Mars und Venus sind vorsichtige Liebende, die, wenn sie miteinander kosen, nicht entdeckt sein wollen: auf einem Bilde aus Pompeji lassen sie sich, um bei dem Nahen von Störern gewarnt zu werden, von einem Hunde bewachen. Das ist denn

freilich eine recht vulgäre Art der Einmischung des wirklichen Lebens in die Göttersage.

Das Alter dieser Malerei wird durch ihren Charakter klar bezeichnet: ganz gewiß haben wir hier die alexandrinische Kunst vor Augen. Ist es aber sicher, daß diese Kunst in den Fresken von Pompeji getreu wiedergegeben ist? und wie weit können wir sie nach ihnen beurteilen? Es ergibt sich bereits aus dem Studium der eigentümlichen Bedingungen der pompejanischen Malerei, daß es zwischen dem Original und den Kopien unvermeidliche Unterschiede gegeben haben muß. Die pompejanischen Häuser sind in der Regel klein; der Raum, den der Architekt dem Maler zur Verfügung stellte, war selten von großer Ausdehnung und gestattete kaum, was die Griechen „Megalographie“ nannten. In den bildenden Künsten ist aber die Größe von hoher Bedeutung; oft wird ein großer Stoff, wenn er in einen allzu engen Rahmen eingeschlossen wird, zu einem Genrebild. Dies ist der Fall in Pompeji, wo die Fresken meist nur Verkleinerungen von reicheren und umfassenderen Kompositionen sind. Dazu kommt, daß, wenn uns diese Fresken nicht gerade den Eindruck großer Mannichfaltigkeit machen, die Schuld nicht gänzlich der alexandrinischen Schule, aus der sie stammen, zuzuschreiben ist. Unter den unzähligen Stoffen, welche diese Schule den pompejanischen Künstlern lieferte, mußten sie notwendig eine Auswahl treffen. Da nahmen sie denn am liebsten lachende und heitere Szenen und flohen diejenigen, die ihnen allzu traurig schienen. „Ein leidenschaftliches Gemälde, sagte schon Seneca, stürzt die Seele in Unruhe.“*) Diese braven Bürger wollten in dem glückseligen Lande, am Fuße der grünen Abhänge des Vesuvus, vergnügt leben; es wäre ihnen durchaus nicht damit gedient gewesen, hätte man ihnen alle Gräuel der antiken Mythologie vor Augen gestellt. Die Verbrechen der Familie Agamemnons, das Ende des Hippolytos, der von den Dornen am Wege zerrissen wurde, hatten zu berühmten Gemälden alexandrinischer Maler den Stoff gegeben. In Pompeji finden wir sie nicht wieder. In diesen für die stillen Freuden der Familie bestimmten Räumen waren sie nicht am Platze. Wenn sich die pompejanischen Künstler einmal an die Darstellung einer minder anmutigen Szene wagen, so modifiziren sie dieselbe in der Regel. Die an den wütenden Stier gefesselte Dirke, Aktæon, von seinen Hunden zerfleischt, sind ihnen nur Vorwände zur Darstellung schöner nackter Frauen oder freundlicher Landschaften. Dies also betrifft die Erfindung und die Wahl der Stoffe; die Ausführung zeigt noch mehr Verschiedenheiten. Wird ein Tafelbild in einem Freskogemälde reproduziert, so ändert sich damit unvermeidlich sein Charakter. Das Fresko verträgt nicht in gleichem Grade jene Feinheit der Züge, jene Vollendung im einzelnen, welche die Haupteigenschaften der alexandrinischen Meister ausmachten. Übrigens waren es nicht gerade diese

*) Seneca, De ira II, 2.

Vorzüge, welche die Maler von Pompeji besonders anstrebten; ja man kann behaupten, daß sie dieselben nicht nötig hatten. Heute, da die pompejanischen Häuser keine Dächer mehr haben, sehen wir ihre Malereien bei dem Lichte einer strahlenden Sonne, welche ihre geringsten Fehler unbarmherzig bloßlegt; aber geschaffen waren sie nicht für diese helle Beleuchtung. Die Räume, wo sie ihren Platz hatten, erhielten ihr Licht in der Regel nur von der Thür her, ja man hatte Vorkehrungen getroffen, um zu verhüten, daß die ganze das Atrium durchflutende Lichtfülle durch diese einzige Öffnung eindrang. Vorhänge, die zwischen den Säulen ausgespannt waren, gaben Schatten vor den Räumen, in denen die Bewohner die heißen Stunden des Tages zubrachten. In diesem Halbdunkel traten die Unvollkommenheiten der Ausführung nicht zu Tage, und die Künstler konnten manchen Vorzug und manche Feinheit ihrer Vorbilder hier ohne Schaden vernachlässigen.

Aber ungeachtet dieser Vorbehalte, die zu machen unumgänglich war, läßt sich mit vollem Recht behaupten, daß uns die Fresken von Herculaneum und Pompeji eine ziemlich zutreffende Vorstellung von der alexandrinischen Malerei vermitteln. Ja wir können sogar den Versuch machen, in diesen unvollständigen Kopien einige der berühmten Gemälde wiederzufinden, deren Schönheit uns die alten Kunsttrichter rühmen. Dieses Unternehmen scheint zuerst etwas gewagt; aber wir dürfen nicht vergessen, daß, wenn diese Gemälde heute verloren sind, wir doch wenigstens einige Erinnerungen an sie übrig haben. Sie sind bei den Schriftstellern erwähnt, die uns die Geschichte der antiken Malerei überlieferten; selten unterlassen es die Dichter, besonders die der Anthologie, ihrer Beschreibung ein paar Verse zu widmen; auf den Basreliefs und den Vasen finden wir mehr oder weniger genaue Nachahmungen von ihnen; endlich — und dies ist wichtiger — sind sie an den Wänden der Städte Campaniens vielfach reproduzirt worden. Vergleichen wir diese verschiedenen Kopien miteinander und kontrolliren wir sie mittelst der Nachrichten, welche die Kritiker und Poeten uns geben, so unterscheiden wir, was jeder Künstler dem Original entnommen hat, und gelangen so schließlich zu einer Rekonstruktion desselben wenigstens im großen und ganzen und in seinen Hauptlinien. Auf diese Art können wir uns beispielsweise zwei berühmte Gemälde des Nikias, die Andromeda und die Io, vergegenwärtigen. Der erstere Gegenstand findet sich in Pompeji zweimal in einer dort nicht gewöhnlichen Größe dargestellt; der andre kommt nur einmal vor, wurde aber zum Glück auch auf dem Palatin, im Hause der Livia, entdeckt. Es sind zwei schöne Malereien, die wie Gegenstücke wirken und einander hinreichend ähnlich sind, um für Werke von der nämlichen Künstlerhand zu gelten. Die allgemeine Anordnung und die wesentlichen Züge des Originals haben die Kopisten jedenfalls beibehalten; so vermögen wir uns von dem Charakter jener beiden Werke des großen athenischen Künstlers, der sich nach Plinius besonders in der Darstellung weiblicher Schönheit hervorthat, einen Be-

griff zu machen. Dasselbe ist der Fall mit einem Gemälde, das noch berühmter war als das des Mikias. Zwei kleine Fresken aus Pompeji zeigen die Medea, im Begriff ihre Kinder zu töten. Alle Beurteiler nehmen übereinstimmend an, daß es Nachahmungen, freilich sehr unvollkommene, eines Meisterwerkes des Timomachos seien. Neben Medea stehen ihre beiden Söhne und spielen mit Würfeln unter Aufsicht ihres Pädagogen. Dieser dramatische Zug, der ergreifende Gegensatz zwischen der sorglosen Freude der Kinder und dem schrecklichen Vorhaben der Mutter, gehört offenbar dem Originalbilde an. Alles übrige in den pompejanischen Fresken ist weniger glücklich; besonders der Gestalt der Medea fehlt es an Charakter. Zum Glück hat sich in Herculaneum eine Medea gefunden, eine umfangreichere und auch talentvollere Darstellung. Diesmal ist sie allein, ohne ihre Kinder; der Mund ist halb offen, die Augen sind irre und wild,*) die Finger umklammern krampfhaft den Griff des Schwertes; sie scheint die Beute unsäglichen Schmerzes. Diese Figur, eine der schönsten, die uns aus dem Altertum erhalten sind, ist sicherlich die Konzeption eines genialen Malers, die Kopisten von Pompeji hätten sie nicht erfunden; wir spüren die Meisterhand. Stellen wir nun neben diese Medea aus Herculaneum die Kindergruppe der pompejanischen Fresken, so haben wir höchst wahrscheinlich das ganze Bild des Timomachos beisammen.**)

So hat sich denn in diesem Winkel Italiens eine ganze bedeutame Epoche der griechischen Kunst für uns erhalten. Unser Vergnügen bei der Betrachtung dieser Wandgemälde steigert sich, wenn wir daran denken, daß sie uns eine große Malerschule allein noch vor Augen stellen — womit nicht gesagt sein soll, daß sie weiter kein Interesse für uns haben, als daß sie uns an verlorne Meisterwerke erinnern, und nicht auch um ihrer selbst studirt zu werden verdienen. Durch die beständige Wiederholung der Bezeichnungen „Nachahmer“ und „Kopisten“ wird, fürchte ich, das Verdienst dieser unbekannten Künstler leicht allzu tief herabgedrückt. Denn wir werden ihnen keineswegs gerecht, wenn wir sie einfach nur Dekorateure nennen und besonders wenn wir sie mit unsern heutigen Dekorateuren auf eine Stufe stellen. Freilich ahmten sie nach, aber sie thaten es mit einer gewissen Unabhängigkeit; sie waren nicht gänzlich die Sklaven ihrer Vorbilder; sie gaben dieselben frei wieder und zögerten nicht, sie nach den Bedingungen der Örtlichkeit, die sie auszumalen hatten, oder nach der Geistesrichtung des Herrn zu behandeln, den es galt zufriedenzustellen. Dies ergibt sich mit Sicherheit daraus, daß sich in Pompeji eine große Menge von Wiederholungen findet, die offenbar sämtlich auf dasselbe Original zurückgehen, ohne

*) Vgl. Ovid, Trist. II, 526: inque oculis facinus barbara mater habet. Vielleicht schwebt ihm das Bild vor, von dem hier die Rede ist.

**) Es steht fest, daß die zum Schmuck einer sehr schmalen Wandfläche bestimmte Medea von Herculaneum nur ein Teil eines umfangreichern Fresko ist. Das ursprüngliche Bild zeigte wahrscheinlich auch die Kinder und ihren Lehrer.

deshalb je einander völlig zu gleichen. Es war also an der Arbeit dieser Künstler doch auch manches Eigene, das ihre Begabung lebendig erhielt und sie davor bewahrte, zu bloßen Handlangern herabzusinken. Dies befähigte sie auch, selbständig zu erfinden, wenn es nötig war. Sie thaten es selten, da sie gezwungen waren, schnell zu arbeiten, und es förderlicher fanden, ihre Stoffe andern zu entlehnen als sich mit eignen Erfindungen abzumühen. Gleichwohl sahen wir, daß sie sich bisweilen von Vorgängen, deren Zeugen sie waren, anregen ließen und Genrebilder von unübertrefflicher Wahrheit zu Stande brachten. Ob sie aber erfinden oder nachahmen — sie machen alles mit einer Leichtigkeit, einer Anmut, einer Schnelligkeit der Ausführung, einer Sicherheit der Hand, die wir nur bewundern können. Und unsre Bewunderung verdoppelt sich, wenn wir uns erinnern, daß sie für die Bürger einer kleinen Stadt arbeiteten, wenn wir namentlich bedenken, daß dieselbe Geschmacksrichtung wie in Pompeji doch jedenfalls auch in der ganzen übrigen römischen Welt vertreten war, und daß es also überall Künstler von ähnlicher Begabung für ähnliche Werke gegeben haben muß. Und dies ist ein erstaunliches und überraschendes Ergebnis. Die Geschichtschreiber sagen uns, geniale Maler habe es damals nicht mehr gegeben; talentvolle dagegen — das zeigen die Wandgemälde von Pompeji — waren zu jener Zeit so zahlreich wie kaum je zuvor. Wir rühmen uns heute gern des Strebens, das unsre Zeit beseelt, ein gewisses Maß äußeren Behagens einer möglichst großen Zahl von Menschen zugänglich zu machen und breite Schichten der Bevölkerung materiell zu heben; es ist dies eine große Wohlthat. Im ersten Jahrhundert hatte man etwas ähnliches auf dem Gebiete der bildenden Künste geleistet. Dank den bequemen Methoden, welche eine umfassende Verbreitung ihrer Meisterwerke ermöglichten, hatten sie aufgehört, der ausschließliche Besitz einzelner zu sein und waren zu einer Quelle des Genusses geworden für alle Welt.



Drei Antworten.

1. An Herrn Classen in Hamburg.



in Nummer 17 der Grenzboten beschuldigt mich Herr Classen in Hamburg, meine Preisschrift „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit im Zusammenhange seiner Kritik des Erkennens, Berlin 1883“ aus dem Buche des Herrn Krause „Populäre Darstellung von Kants Kritik der reinen Vernunft, Jahr 1881“ „abgeschrieben“ zu haben. Diese Behauptung ist durch-

weg unwahr, die Beschuldigung des Plagiats formell wie materiell völlig unbegründet.

Wer mich oder mein Buch kennt, ja wer nur die angebliche Übereinstimmung in den angeführten Stellen genauer prüft, der bedarf keiner Verteidigung meinerseits, um von der Sinnlosigkeit jener Anklage überzeugt zu sein. Nur für diejenigen Leser, welche im guten Glauben, daß niemand ohne wirkliche Beweise eine so schwere Anschuldigung veröffentlichen könne, sich an die Worte des Herrn Classen selbst halten, mag folgendes gesagt sein.

Die Beschuldigung ist formell unbegründet, da ich die Schrift des Herrn Krause, bevor ich zur Darstellung von Kants Lehre übergehe, S. 48 anführe. Indem ich somit meine Leser auf dieselbe aufmerksam mache, sage ich doch, daß ich den Vergleich mit derselben nicht zu scheuen brauche, vielmehr ihn wünsche. Herr Classen verschweigt dies, weil er den Anschein erregen möchte, als hätte ich mir fremdes Verdienst heimlich anmaßen wollen. Es ist überhaupt nach allen Begriffen literarischen Eigentums unmöglich, von einem Plagiat zu sprechen, wenn in einer kommentirenden populären Schrift Einfälle anderer Autoren Verwendung finden, da es dabei lediglich darauf ankommt, das Beste, was über den Stoff gesagt ist, in ansprechendster Form zusammenzustellen, und es sich in den meisten Fällen gar nicht bestimmen läßt, wer eine gewisse Wendung zuerst gebraucht hat. Daß mein Buch nach dieser Hinsicht in keiner Weise unselbständiger ist als alle ähnlichen Schriften, z. B. die des Herrn Krause selbst, wird sogleich gezeigt werden.

Die Classensche Beschuldigung ist nämlich auch materiell unhaltbar aus folgenden Gründen. Erstens handelt es sich bei den in Parallele gestellten Sätzen durchaus nicht um selbständige Gedanken des Herrn Krause oder nur ihm allein originell angehörige Ausdrucksformen. Beweis:

A. Ein Teil der inkriminirten Stellen enthält nichts als Umschreibungen Kantischer Gedanken. Wenn aber dieselben Kantischen Begriffe von demselben Standpunkte aus in einem durch Kant selbst bedingten Zusammenhange populär erörtert werden sollen, so ist es ebenso selbstverständlich als unvermeidlich, daß nicht nur der Inhalt sich decken muß, sondern auch bei dem begrenzten Sprachschatze für diese Dinge ähnliche Wendungen wiederkehren. Wenn als Beispiel eines empirischen Gegenstandes bei Krause ein „roter Schrank,“ bei mir ein „blaues Beilchen“ steht, wenn Kantische Grundlehren, wie „Anschauungen sind keine Gedanken“ oder „Gedanken sind keine Gegenstände“ u. dergl., wenn auch immer noch anders gewendet, aber doch ähnlich sich wiederholen, so ist es einfach lächerlich, darin ein „Abschreiben“ sehen zu wollen.

B. Ein anderer Teil von Ausführungen, welche nicht direkt auf Sätze Kants zurückgehen, beziehen sich auf jedem philosophisch Gebildeten geläufige und häufig gebrauchte Redensarten, oder auf Fragen, die in neuerer Zeit in den verschiedensten Schriften vielfach erörtert worden sind. Bemerkungen wie

die, daß Geister (Intelligenzen), welche nicht in unsern Kategorien denken (sie nicht haben), unmögliche Dinge sind, daß das Kind die Raumvorstellung nicht fertig auf die Welt mitbringt, daß das Ding an sich nicht an uns anstößt u. dergl., hat doch wahrlich Herr Krause nicht erfunden. Die Frage, ob die reproduzirte Vorstellung auch dieselbe sei, wie die ursprüngliche, ist seit Pascal und Bayle immer wieder aufgeworfen worden, den unendlichen Fortgang in der Frage nach den Dingen an sich hat unter andern Liebmann in „Kant und die Epigonen“ eindringlich behandelt, die drastische Wendung, daß der Gegenstand beharrt, ob wir uns fort- oder wieder zurückdrehen, hat Kuno Fischer durch seinen Vergleich mit dem Chamisso'schen Zopfe angeregt. Es ist mir unverständlich, wie jemand sich als persönlichen Eigentümer von Bemerkungen ansehen kann, die längst vor ihm überall bekanntes Gemeingut der Philosophie geworden sind. Der Vorwurf, ich hätte diese Dinge von Krause abgeschrieben, kann also nur auf denjenigen Teil des Publikums berechnet sein, der die philosophische Literatur nicht kennt und nun Herrn Krause für den Originalphilosophen an sich halten soll. Um diesem Teil der Leser einen Begriff zu geben, wie leichtsinnig die Classensche Auflage konstruirt ist und wie absurd es ist, bei solchen Dingen von einem Plagiat zu sprechen, mögen einige der Stellen, die ich böswilligerweise von Krause entlehnt haben soll, mit entsprechenden Stellen „vor-krausescher“ Autoren verglichen werden.

Lange, Gesch. d. Materialismus, 2. A., II. S. 52: Es würde uns zu weit führen, hier auf eine spezielle Kritik der Kategorientafel einzugehen. S. 51: Woher aber sollen wir die einfachen und notwendigen Elemente alles Urtheilens — denn nur diese vermöchten uns wahre Kategorien zu geben — kennen lernen?

Liebmann, Zur Analysis der Wirklichkeit, 1. A., S. 152: So wenig es einen Sinn haben würde, von einer Helligkeit von 4 Quadrat- oder Kubikfuß, einer Temperatur von so und so viel Umfang, Dicke und Breite zu reden, ebensowenig haben dergleichen Raumprädikate Sinn und Anwendbarkeit in Hinsicht auf das Vorstellen. Wie lang, breit und dick mag wohl die Vorstellung einer Melodie oder des Weichengeruchs sein? S. 153: Das im Gesichtsfeld Vorgestellte besitzt Figur, Lage u., das Vorstellen weder dies noch jenes.

Lange, a. a. D., S. 414, 415: Von einem Vorstellen der Bilder an Stelle Grenzboten II. 1883.

Krause S. 77: Es liegt uns an diesen Arten zu urteilen gar nichts. . . . Wer steht uns nun dafür, daß wir jetzt alle diese verbindenden Thätigkeiten kennen? Es können doch noch mehr sein, oder vielleicht können wir je vier auf einander reduzieren, ja vielleicht sogar alle Kategorien aus einer einzigen ableiten.

Krause S. 42: Die Vorstellung selbst nimmt keinen Raum ein. Man kann nicht sagen, drei Meter Vorstellung. . . .

Das Vorstellen liegt aber auch nicht außer mir; denn das Sehen nimmt keinen Raum ein, nur das Gesehene.

Krause S. 40, 41: Sehe ich in meinem Kopfe oder in der Retina? . . . Wo

der vorgestellten Netzhaut kann sonach gar keine Rede sein. Es wäre dies die paradoxeste Annahme, die es giebt. Wie soll denn nun erst ein so fabelhafter Vorgang wie die sogenannte Projektion dazu gehören, um die vorgestellten Außendinge außerhalb des ebenfalls bloß vorgestellten Kopfes erscheinen zu lassen? . . . so würde sich daraus als wahrscheinliche Ansicht von der Wirklichkeit der Dinge eine fremdartig kolossale Vorstellung ergeben . . . abenteuerlicher Anstrich . . .

W. Göring, Raum und Stoff, 1876, S. 100: Ich bin von diesem gesehenen Baum 20 Schritt entfernt. Wie dann aber?

Wundt, Vorlesungen über die Menschen- und Tierseele, 1863, I. S. 270: Wenn ein Mensch von 6 Fuß Höhe in einiger Entfernung von mir steht, so ist sein Bild in meinen Augen vielleicht eine Linie groß. Sehe ich den Menschen darum wirklich in der Größe einer Linie? Gewiß nicht. — W. Göring, a. a. O., S. 25: Da sah man ja ein solch hinübergewandertes Bildchen vor sich, nun brauchte es ja nur noch vom Augennerv bis zum Zentralsitz fortgeleitet zu werden. — Wundt, a. a. O.: Davon also kann keine Rede sein, daß ich die Bilder im Auge unmittelbar vorfinde.

W. Göring, a. a. O.: Nur schade, daß dieses Bildchen stark verkleinert und gegenüber den äußeren Gegenständen verkehrt war. Welche Mühe machte man sich nun mit dem eingebildeten Problem, wie dann die Seele, die in ihrem Zentralsitz das natürlich noch umgekehrte Bildchen empfängt, es doch aufrecht in der natürlichen Größe vorstellen können. S. 85: Doch gilt das Gesagte unzweifelhaft auch für den Gehörsinn . . . es giebt sicherlich einen Hörraum, und dieser ist nirgends anders als in uns.

ist also die Vorstellung? Ich antworte: in keinem Teile des Organs. So lange man meint, daß die Vorstellungen in unserm Kopfe sind, kommt man zu den ungeheuerlichsten Folgerungen . . . da muß man dann annehmen, daß ein Raumvergrößerungsvermögen dem Gehirne beizuhöhe. Oder man sagt, die Vorstellung des 8 Fuß hohen Schrankes sitzt im Kopfe; nun ist aber der gefundene rote Schrank 20 Fuß entfernt, also heißt es, man projiziert seine Vorstellungen in einen Sehraum hinaus, und es ist dann eine lustige Frage zc.

Da nämlich der rote Schrank 8 Fuß hoch ist, meine Augen aber nur 2 Centimeter breit und mein Sehnerv nur $\frac{1}{4}$ Centimeter dick, entspricht die Frage, woher kommt es, daß ich einen Raum von 8 Fuß sehe, welcher doch nicht durch den $\frac{1}{4}$ Centimeter dicken Sehnerv übergeflossen sein kann. . . .

Aber es wird doch nicht jemand im Ernste behaupten wollen, er oder das Kind sähe den Schrank in seinem eignen Kopfe oder in seiner eignen Netzhaut drin.

Als ob die Natur uns aber geradezu ärgern wollte, stehen alle Bilder in der Netina auf dem Kopfe gezeichnet, und wir armen Menschen müssen diese Bilder nun umdrehen, um die Gegenstände richtig zu sehen.

Der Wirrwarr wird aber noch größer, sobald man bemerkt, daß nun auch das Ohr einen Gehörraum zc. . . .

Natürlich könnte man jedes populäre Buch in ähnlicher Weise mit Parallelstellen belegen; das Mitgeteilte genügt um zu zeigen, wie thöricht es ist, in solchen Trivialitäten ein Plagiat zu wittern.

C. Die Zusammenstellung ist zum Teil so künstlich gesucht, daß sie sich auf nichts bezieht, als auf ein einzelnes Wort, wie „verweigern,“ „zusammensetzen (stellen),“ „Begriff,“ „Farbe“ u. dergl., zum Teil ist gar keine Ähnlichkeit, sondern ein Gegensatz vorhanden, z. B. an der Stelle, wo Krause Schopenhauer angreift und ich die Streitfrage ablehne, oder wo es mir sogar als Plagiat angerechnet wird, daß ich andre Gleichnisse als Herr Krause gebrauche. (Also sind mir Gleichnisse überhaupt verboten!)

Zweitens ist der Schein ähnlicher Darstellung in beiden Büchern nur dadurch erzeugt, daß die Sätze ihrem Zusammenhange entrissen werden und die Selbständigkeit und Eigenart meiner Entwicklung dadurch verloren geht, d. h. dem Leser verheimlicht wird. Von der einzigen Seite meines Buches, S. 53, bei welcher die lebendige Redeweise an die Krausesche Darstellung dieses Themas (S. 41) erinnert, ist oben gezeigt worden, wie ähnlich die verschiedensten Schriftsteller diesen Stoff behandelt haben. Diese gelegentlichen Anklänge benutzt nun Herr Classen, um den Schein zu erwecken, als ob diese Seite beliebig herausgegriffen sei und alle übrigen dieselbe Übereinstimmung enthielten, und um nun die gänzlich unwahre Behauptung eines durchgängigen Plagiats darauf zu gründen.

Drittens sind die mühsam zusammengesuchten Stellen, selbst wenn — was nicht der Fall ist — die Abhängigkeit eine derartige wäre, wie Herr Classen wünscht, doch nur derart vereinzelt, daß es sich höchstens um unbewusste Reminiscenzen aus der Lektüre des Krauseschen Buches handeln könnte; sie sind aber überhaupt so gering an Zahl, so unbedeutend und nebensächlich in Bezug auf das Ganze meines umfangreichen Werkes, daß auf diese Übereinstimmung vereinzelter Worte hin für jeden Unbefangenen von einer unerlaubten Benutzung der Krauseschen Arbeit garnicht die Rede sein kann.

Viertens ist es charakteristisch für die ganze Art der Auflage, daß sie sich nicht auf eine einzige Nachweisung der Entlehnung eines originellen Gedankens stützen kann. Überall handelt es sich, wie nachgewiesen, nur um Umschreibungen Kant's oder längst und allgemein Bekanntes. Dagegen verschweigt Herr Classen vollständig die fundamentalen Unterschiede in Form und Inhalt der beiden Werke. Während Herr Krause sich mit seinem populären Kommentar eng an den Gang der Kantischen Kritik anschließt, geht mein Buch in der Anlage und Disposition, in den Mitteln und der Art der Darstellung, in Zielen und Resultaten weit über das Krausesche hinaus. Nach einer eingehenden Widerlegung des Materialismus gruppire ich, der Aufgabe gemäß, den ganzen Stoff um eine ausführliche Darstellung der transcendenten Ästhetik und behandle die Beziehungen des Kriticismus zur Mathematik und Naturwissenschaft vom Standpunkte meiner

speziellen Studien aus in selbständiger Gestaltung. Ich will mein Buch nicht anpreisen, ich kann nur bitten, es mit dem Krauseschen zu vergleichen, und jedermann wird sofort erkennen, auf welche wichtige Angaben und grundlose Verdächtigungen hin hier die im vorliegenden Falle doppelt schwere Beschuldigung des Plagiats in unglaublicher Verblendung gegen gewissenhafte und ehrliche Arbeit in die Welt geschleudert worden ist.

Ich überlasse es Herrn Classen sich mit seinem Gewissen und den Lesern sich mit ihrem Urtheile über Herrn Classen abzufinden. Für mich ist diese Angelegenheit an dieser Stelle erledigt.*)

Gotha, den 29. April 1883.

Kurd Laßwitz.

* * *

Gegenbemerkung.

Meine Behauptung hat nicht gelautet, daß Herr Laßwitz seine Preisschrift aus Krauses Buch abgeschrieben habe, sondern daß dieselbe „in den wichtigsten Popularisirungen“ nichts anderes als ein Plagiat des Krauseschen Werkes „Populäre Darstellung der Kritik der reinen Vernunft“ sei. Und das ist im Obigen nicht widerlegt, denn Plagiat ist nicht Abschrift, und daß das ganze Buch Abschrift oder Plagiat sei, habe ich nicht behauptet.

Die Preisrichter erklären, daß sie die „Koinzidenzen“ zwischen der Laßwitzschen Schrift und der Krauseschen Darstellung höchst geringfügig an Zahl und Bedeutung, zum Teil gewiß sogar zufällig finden. Also ist ein Teil gewiß nicht zufällig, wie doch Herr Laßwitz sich zu zeigen bemüht. Übrigens habe

*) Gleichzeitig mit dieser Entgegnung ist uns folgende Erklärung zugegangen: Die Unterzeichneten erklären in Beziehung auf den Aufsatz von H. Classen (Hamburg) „Zur Kenntnis des gelehrten Handwerks“ (Grenzboten 1883, S. 190 ff.): 1. daß die Koinzidenzen zwischen der von ihnen zur Prämierung vorgeschlagenen Schrift von K. Laßwitz: „Die Lehre Kants von der Idealität des Raumes und der Zeit“ und der im Dezember 1880 im Druck erschienenen (von Laßwitz S. 48 selbst zitierten) „Populären Darstellung von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft“ von Albrecht Krause höchst geringfügig an Zahl und Bedeutung, zum Teil gewiß sogar zufällig sind und den selbständigen Wert der ganz anders aufgebauten, an eigenartigen Gedankengängen reichhaltigen Laßwitzschen Arbeit nicht zu beeinträchtigen vermögen; 2. daß die Übereinstimmungen umso weniger ins Gewicht fallen, als die betreffenden Stellen des Krauseschen Büchleins größtenteils auf Originalität keinen Anspruch erheben können; 3. daß Herr Classen sich täuscht, wenn er die Krausesche Arbeit für eine Darstellung der reinen Lehre Kants ohne Umformungen hält; die Umformungen sind mindestens ebenso einschneidend, wie die Laßwitzschen. E. Laas (Straßburg). M. Heinze (Leipzig). W. Wundt (Leipzig).

Außerdem werden wir von dritter Seite noch um die Veröffentlichung folgender allerdings sehr merkwürdigen Thatsachen ersucht: Der Termin für die Abfassung der Preisarbeit war der 1. Juli 1882. Das Gutachten der Preisrichter ist datirt vom 18. Oktober 1882. Eine nicht preisgekrönte Arbeit aber wurde von Laß in Wien bereits unterm 11. August 1882 an ihren Verfasser zurückgesandt mit der Bemerkung, daß der Preis an Herrn Laßwitz in Gotha vergeben sei.

D. Hed.

ich die Zahl der übereinstimmenden Stellen nur aus Rücksicht auf den Raum dieser Blätter beschränkt und bin gern erbötig, noch viel mehr zu liefern.

Den Wert der Laßwitz'schen Arbeit herabzusetzen lag nicht in meiner Absicht, höchstens die Selbständigkeit derselben. Im Gegentheil erkläre ich gern, daß dieselbe nur gewonnen hat durch die Benutzung des Krause'schen Buches. Selbst das Recht zu dieser Benutzung würde ich nicht anfechten, wenn das Verfahren von vornherein ausgesprochen wäre.

Die Schlußbemerkung der Preisrichter wirft erst das wahre Licht auf die ganze Sache. Wenn die Umformungen, welche Krause der reinen Lehre Kants gegeben hat, mindestens ebenso einschneidend genannt werden wie die Laßwitz'schen, so muß doch Krause wohl mindestens ebenso original sein wie Laßwitz, was die Herren im zweiten Satze gern bestreiten möchten. Und daran liegt es eben. Die Umformungen sind nicht Umformungen der reinen Lehre Kants, sondern vielmehr der gebräuchlichen überlieferten Auslegungen Kants durch die Professoren der Philosophie. Sie sind in der That Umstellungen, Anwendungen und Weiterbildungen des echten Kant, welche die Fachleute allerdings gern totgeschwiegen hätten, nun aber, da sie ihnen in einer angenehmeren und einschmeichelnderen Form entgegentraten, zufällig mit einem Preise gekrönt haben.

Die Laßwitz'sche Gegenüberstellung von angeblichen Parallelstellen halte ich für ein schwaches Fechterkunststück. Denn die Vergleichung der Stellen bei Krause und Laßwitz, die ich gemacht habe, macht auf jeden Unparteiischen den Eindruck eines begangenen Plagiats, die von ähnlichen Sätzen und Wörtern bei Krause und vier verschiedenen andern Schriftstellern machen aber diesen Eindruck nicht. Ob nun bewußte oder „unbewußte Reminiscenz aus der Lektüre des Krause'schen Buches“ Herrn Laßwitz diesen Streich gespielt hat, ist für die Sache selbst und damit auch für mich vollkommen gleichgiltig.

Hamburg.

H. Classen.

2. Zur Bibliotheksfrage.

Im 14. Hefte dieses Jahrganges haben die Grenzboten einen Artikel über die königliche Bibliothek in Berlin gebracht, der verschiedene an unsern öffentlichen Bibliotheken herrschende Übelstände bespricht und unter anderm kräftig gegen die Sitte loszieht, die Bücher aus den Bibliotheken hinauszugeben und in die Wohnungen zu verleihen. Als ich den Artikel zuerst las, meinte ich, derselbe stamme wohl aus der Feder eines Beamten der königlichen Bibliothek in Berlin; die Bibliothek möge mancherlei tiefgreifende Änderungen in ihrem Verkehr mit dem Publikum vorhaben und wolle einen kleinen Fühler ausstrecken; ich hielt es nicht für möglich, daß ein einzelner aus dem Publikum selbst solche Ansichten über unser Bibliothekswesen entwickeln könne. Bei nochmaliger Durchsicht mußte ich mich freilich rasch überzeugen, daß ich in der That eine Stimme aus dem Publikum vor mir hatte, und der Artikel war mir nun doppelt er-

freulich. Der Verfasser wendet sich zwar zunächst aus einem eigennütigen Grunde gegen das Ausleihen der Bücher: er möchte nicht so oft in die Lage kommen, sich vergebens auf die Bibliothek bemühen und sich dort den Bescheid holen zu müssen, daß die von ihm gewünschten Bücher „verliehen“ seien. Er hat aber dabei doch wesentlich auch das Interesse der Bibliotheken und damit indirekt auch wieder das des Publikums, nämlich des Publikums späterer Zeiten, im Auge, indem er darauf hinweist, in welcher unverhältnismäßigen Weise bei unserm gegenwärtigen Ausleihsystem die Abnutzung der Bücher beschleunigt wird.

Vielleicht interessiert es die Leser dieser Blätter, nun wirklich die Ansicht eines Bibliotheksbeamten über die angeregte Frage zu hören. Sollte dieselbe im wesentlichen bestätigend und zustimmend ausfallen, so wird das hoffentlich keine Verwunderung erregen.

Zunächst möchte ich mit einer Berichtigung beginnen, einer Berichtigung freilich, die dem Verfasser nicht unwillkommen sein wird. Er hält das Ausleihen der Bücher für „eine aus den beschränkten kleinstaatlichen und kleinstädtischen Zuständen der Vorzeit herrührende Sitte.“ Soweit ich die Geschichte unsrer öffentlichen Bibliotheken kenne, ist dies ein Irrtum. Die kleinstaatlichen und kleinstädtischen Zustände der Vorzeit kannten das allgemeine Ausleihen der Bücher durchaus nicht; daselbe ist vielmehr einer der zahlreichen „Fortschritte,“ welche der moderne „Liberalismus,“ oder um den politischen terminus lieber durch den im Bibliotheksverkehr üblichen zu ersetzen, die moderne „Liberalität“ gebracht hat. Es ist noch gar nicht so lange her, daß unsre Bibliotheksverwaltungen so „liberal“ geworden sind, ihre früher sorgfältig gehüteten und geschonten Schätze zur allgemeinen Benutzung und Abnutzung hinauszugeben. Die städtische Bibliothek z. B., die ich zu verwalten die Ehre habe, wurde in der zweiten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts durch ein großartiges Legat eines Bürgers gestiftet, der, ohne direkte Leibeserben aus dem Leben scheidend, seine für die damalige Zeit äußerst reichhaltige und vielseitige Büchersammlung und dazu sein ganzes übriges Vermögen der Stadt vermachte. In seinem Testamente aber hatte er angeordnet, daß sein Vermögen „der studirenden Stadtjugend allhier innerhalb der Ringmauer zu Nutzen angelegt und verwendet,“ und daß für die Bibliothek „ein Bibliothekarius umb ein leidliches Salarium verordnet“ werden möchte, der „der studirenden Stadtjugend auf Begehren die Bücher vorlegen, jedoch nicht nach Hause folgen lassen“ sollte. Ein paar Jahrzehnte später wurde mit dieser Stiftung die Ratsbibliothek vereinigt und für das Ganze nun ein besondres Gebäude errichtet. Das ganze achtzehnte Jahrhundert hindurch aber und noch bis in die dreißiger Jahre des unsrigen herein war es durchaus die Regel, daß die Bücher in der Bibliothek selbst benutzt wurden. Bibliothekar war stets ein Mitglied des Ratskollegiums; derjenige Beamte, der heute in selbständiger Stellung die Bibliothek verwaltet, war damals bloßer „Observator.“ Wer ausnahmsweise ein Buch in seiner

Wohnung zu benutzen wünschte — und nur wirklichen Gelehrten, Männern in reifen Jahren, die ein Buch zu schätzen und zu behandeln verstanden, wurde dies gestattet —, mußte einen von dem Bibliothekar, also dem Rathsherrn, unterzeichneten Schein beibringen und bekam darauf das betreffende Buch vom Observator ausgeliefert. Ich führe alle diese Dinge an, um zu zeigen, daß eine Beschränkung unserz gegenwärtigen Ausleiheverfahrens keineswegs eine Nachahmung des Auslandes, sondern nur eine Rückkehr — Rückschritt! höre ich manchen Leser mit Entsetzen ausrufen — zu frühern Gebräuchen sein würde.

Diese Rückkehr, oder meinetwegen diesen Rückschritt — wie viele Rückschritte sind heutzutage Fortschritte! — wünscht sich nun der Bibliothekar vor allem aus einem Grunde, den der Verfasser des Bibliotheksartikels nicht berührt hat, auch nicht hat berühren können, weil er eben nur eine Stimme aus dem Publikum ist: deshalb nämlich, weil die dem heutigen liberalen Ausleihesystem zu Grunde liegende Idee faktisch garnicht durchführbar ist. Wer soll auf unsern öffentlichen Bibliotheken Bücher geliehen bekommen? Nach liberalen Anschauungen natürlich jedermann. Jeder Bibliothekar weiß, daß das ein Unsinn ist. Also nicht jedermann, und da hätten wir denn schon die erste Beschränkung. Wer soll sie also bekommen? Es ist wohl einer der schwächsten Paragraphen aller unsrer Bibliotheksordnungen, der auf diese Frage Antwort giebt. Die gedruckte Ordnung unsrer städtischen Bibliothek z. B. schreibt vor: „Bücher aus der Stadtbibliothek zu entleihen ist jedem gebildeten Einwohner gestattet, der durch seine Stellung oder seine sonstigen Verhältnisse die nötige Sicherheit bietet. An Personen, die nur vorübergehend sich hier aufhalten, insbesondre an Studenten der hiesigen Universität, können nur nach beigebrachter Bürgerschaft eines kautionsfähigen hiesigen Einwohners Bücher verliehen werden.“ Es ist klar, daß das höchst dehnbare Bestimmungen sind, die dem Bibliothekar eine große diskretionäre Gewalt einräumen und ihn leicht in die Lage bringen können, wegen zu großer Vorsicht mit dem Publikum, wegen zu großer Nachsicht mit seiner Behörde in Kollision zu kommen. Wer ist „gebildet“? Wer „bietet Sicherheit“? Wer ist „kautionsfähig“? — Vor einigen Jahren besuchte unsre Bibliothek häufig ein Mensch, der mir weder, nach seinen sonderbaren literarischen Wünschen zu urteilen, „gebildet“ zu sein, noch auch, nach seinem ganzen Wesen zu urteilen, „die nötige Sicherheit zu bieten“ schien. Ich verweigerte ihm daher stets die Mitgabe von Büchern — es waren meist seltene Kuriositäten, die er suchte —, und da er sich jedesmal bitter darüber beklagte, so erklärte ich ihm, es würde mir lieb sein, wenn er sich bei der Behörde über mein Verfahren beschweren wollte. Als er wochen- und monatelang immer wieder erschien, gab ich ihm endlich versuchsweise eine kleine Karität mit nach Hause. Er blieb darauf mehrere Wochen weg, und als ich das Buch einmahnen wollte, war er aus der Stadt verschwunden, und die Polizei konstatarirte, daß er am Tage darauf, nachdem er das Buch entnommen, die Stadt verlassen hatte.

Seiner Spur zu folgen bemühte ich mich vergebens. Die Bibliothek hat das Buch eingebüßt. Im Adreßbuche stand der Mensch verzeichnet als „Inhaber eines Schuldeneinziehungsbüreaus“! Ich hatte ihn ganz richtig taxirt: es war ein Lump.

Der Verfasser des Bibliotheksartikels erörtert die „wahrhaft anstößige Möglichkeit,“ daß ein Buch zu Gunsten eines einzelnen Entleihers, der dasselbe vielleicht monatelang unbenuzt zu Hause liegen lasse, allen übrigen entzogen werde. Weit anstößiger aber noch ist die andre Möglichkeit, die er gar nicht für möglich gehalten zu haben scheint, und die doch, auch bei der größten Vorsicht der Bibliotheksverwaltung, gar nicht so selten ist, daß nämlich ein Buch der Bibliothek für immer entzogen wird. Ein Fall wie der eben erzählte steht glücklicherweise vereinzelt da. Aber es werden auch Bücher von den Entleihern — verloren. Sind das Bücher, die im Buchhandel noch zu haben sind, so ist das Unglück nicht groß, die Bibliothek schafft sie auf Kosten des Verlierers oder seines Bürgen wieder an. Wie aber, wenn sie nur noch antiquarisch zu haben, vielleicht höchst selten in antiquarischen Katalogen auftauchende Erscheinungen sind? — Vorm Jahre verlor ein junger Mann ein Buch unsrer Bibliothek, das zu Anfang vorigen Jahrhunderts in Holland erschienen war. Es wurde der größten holländischen Antiquariatsbuchhandlung Auftrag gegeben, das Buch à tout prix zu schaffen. Nach monatelangem Harren offerirte sie — einen englischen Nachdruck, der natürlich abgelehnt wurde. Nach Verlauf von abermals mehreren Monaten tauchte endlich ein Exemplar der Originalausgabe in dem Lager eines großen Stuttgarter Antiquars auf, und die Angelegenheit war damit glücklich erledigt. Ein anderer Fall: Ein Universitätsdozent verlor vorm Jahre eine äußerst seltene kleine Schrift zur deutschen Theatergeschichte des 18. Jahrhunderts. Seit Jahr und Tag hat ein großer Frankfurter Antiquar Auftrag, das Büchlein wieder zu beschaffen — bis jetzt ohne Erfolg. Die Bibliotheksverwaltung studirt jeden ihr zugehenden antiquarischen Katalog auf das Schriftchen hin durch — vergebens. Inzwischen ist der betreffende Dozent, dem sein Verlust natürlich nicht minder verdrießlich ist wie dem Bibliothekar, an eine andre Universität berufen worden, die Angelegenheit droht einzuschlafen, die Bibliothek hat das Nachsehen. Aber gesetzt auch, das Buch fände sich noch irgendwo, wie kommt die Bibliotheksverwaltung dazu, für die Nachlässigkeit eines einzelnen durch derartige überflüssige Sorge und Arbeit zu büßen?

Man könnte sagen, die Vorsicht des Bibliothekars dürfe sich eben nicht bloß auf die Personen, sie müsse sich auch auf die Bücher erstrecken, die Bibliothek dürfe eben nicht jedes Buch ausleihen, sie müsse unterscheiden zwischen leicht wieder zu beschaffenden und seltenen Büchern. Da hätten wir ja aber schon die zweite Beschränkung! Erst soll nicht an jedermann, und nun soll auch nicht jedes Buch verliehen werden. In der That hat auch über den letzten Punkt

jede Bibliotheksordnung ihre Vorschriften. Die unsrige schreibt vor: „Nicht ausgeliehen werden in der Regel: 1. Seltene Inkunabeln und wertvolle Karten- und Prachtwerke. 2. Noch uneingebundene Bücher, insbesondre einzelne Hefte oder Nummern von Zeitschriften. 3. Nachschlagewerke, wie Encyclopädien, Wörterbücher und zur bibliothekarischen Praxis unumgänglich nötige bibliographische Hilfsmittel. 4. Auf Leihbibliotheken leicht zu erlangende belletristische Literatur.“ Man sieht, daß für jede dieser vier Kategorien besondre Gründe maßgebend gewesen sind. Bei der ersten Kategorie hat namentlich die Möglichkeit des Verlustes und die Schwierigkeit der Wiederbeschaffung vorgeschwebt. Leider ist nur diese Schwierigkeit keineswegs bloß bei „seltenen Inkunabeln“ vorhanden. Man kann sagen: Jedes dritte Buch, das auf einer Bibliothek, welche einen wissenschaftlichen Charakter hat, begehrt wird, würde, wenn es verloren ginge, entweder gar nicht oder nur mit Mühen und Opfern wieder zu beschaffen sein. Soll nun der Bibliothekar jedesmal erst entscheiden, ob dieser Fall vorliege? Wie oft würde auch hier wieder die unangenehme Situation entstehen, daß der Entleiher sich einbildet, unter der Willkür, der Ungefälligkeit oder gar der Ignoranz des Bibliothekars zu leiden, wo dieser doch nur nach seiner besten Überzeugung das Ausleihen eines Buches verweigern müßte.

Nun aber der dritte Punkt, über den auch der Verfasser des Bibliotheksartikels seine Wahrnehmungen gemacht zu haben scheint — die Behandlung der ausgeliehenen Bücher! Wie würde er hierüber erst urteilen, wenn er die jahrelangen Beobachtungen eines Bibliotheksbeamten seinem Urteil zu Grunde legen könnte!

Kein Gegenstand ist so empfindlicher Natur — ich habe ähnliches schon vor Jahren einmal dem verehrten Publikum in diesen Blättern auseinandergesetzt —, keiner bittet uns stillschweigend so flehentlich um Schonung wie das Buch, und doch, mit nichts wird gedankenloser, rücksichtsloser, gewissenloser verfahren als mit Büchern, mit fremden Büchern! Die wenigsten Menschen wissen ja ein Buch auch nur in die Hand zu nehmen und darin zu blättern. Anstatt es aufgeschlagen auf die Handfläche zu legen, talpen sie mit beiden Händen zu und queckschen ihre dicken, klebrigen Daumen unten zu beiden Seiten des Hefts hinein; die gelben Abdrücke davon kann man in vielverliehenen Bibliotheksbüchern vom ersten bis zum letzten Blatte verfolgen. Anstatt beim Umwenden oben am Schnitt die Blätter leise herüberzuschlagen, schieben sie sie unten mit angelecktem Finger hinüber. Was aber hat das arme Buch sonst noch alles zu leiden! Um es von einem Plaze des Tisches zum andern zu bringen, hebt und legt man es nicht — dazu ist, trotz aller Turnerei, das heutige Geschlecht viel zu kraftlos geworden —, nein, man scheuert es über den Tisch hin. Daß ein schöner, wertvoller Franz- oder Halbfranzband dadurch in wenigen Tagen ruinirt ist, kommt den Leuten nicht in den Sinn. Brauchen sie mehrere Bücher gleichzeitig, so ist es eine gewöhnliche Unart, daß sie das eine mit seinen doch niemals ganz

saubern Deckeln in das andre, aufgeschlagne hineinlegen. Diese Beobachtungen kann man täglich in der Bibliothek selbst machen. Wie wird aber erst beim Transport und bei der Benutzung zu Hause mit den geliehenen Büchern umgegangen! Da werden mit Bleistift, selbst mit Tinte Striche am Rande und zwischen die Zeilen gezogen, Bemerkungen hineingeschrieben, Ohren hineingebrochen, Alexe hineingemacht; herauszuschlagende Tafeln und Karten werden beim Entfalten regelmäßig zerrissen, dann ungeschickt geflickt und schief wieder eingelegt; das Wasserglas, die Kaffeetasse, die Petroleumlampe wird darüber geschüttet; Kinder geraten drüber und stellen ihre ersten Zeichenversuche drin an; Messer, Scheere, Schlüssel, Lineal, Falzbein, Streichholz oder was sonst gerade zur Hand ist, wird als Buchzeichen hineingeklemmt. Ein Glück, wenn die Bücher noch auf diese Weise geschlossen werden. Sie werden aber auch aufgeschlagen mit dem Rücken nach oben gelegt, was ziemlich auf dasselbe hinausläuft, als wenn man den Tisch damit abwischte, oder sie bleiben wochenlang mit denselben zwei Blättern aufgeschlagen auf dem Arbeitstische liegen. Allgemein verbreitet ist die Unsitte, die Bücher bei der Benutzung nicht einzuschlagen. So kann es kommen, daß an einem neuen Bande, der zum erstenmale aus der Bibliothek hinausgegeben wird, wenn er nach vier Wochen zurückkommt, die Etikette auf dem Rücken bereits so mit Schmutz überzogen ist, daß die Signatur darauf kaum noch zu lesen ist. Derselbe Schmutz aber, der an der Etikette klebt, bedeckt natürlich auch das ganze Buch, nur daß er dort weniger sichtbar wird. Beim Transport glauben manche den Büchern eine besondere Schonung angebeihen zu lassen, wenn sie sie in die Kleidertaschen pstopfen. Wunderliche Einbildung! Die Bücher werden dadurch nur verdorben, die Ecken werden stumpf, die Deckel abgeseuert, Schlüssel oder Messer, die man daneben in der Tasche trägt, schieben sich zwischen die Deckel und zerknittern die Blätter des Buches. Die ganz unglaubliche Erfahrung endlich, daß Bücher bei schlechtem Wetter ohne jeden Schutz (!) unterm Arme getragen wurden und total verdorben, mit halbdurchweichten Deckeln auf die Bibliothek zurückgebracht wurden, habe ich früher so oft gemacht, daß ich mich endlich genötigt sah, durch besondern Anschlag in der Bibliothek anzuordnen, daß bei nassem Wetter die Bücher nur verpackt transportirt werden dürften. Die Maßregel erregte anfangs Zorn, auch Gelächter. Und doch lag wahrlich kein Grund vor, weder darüber zu spotten, noch sich darüber zu erbofen. Öffentlich ausgehängte Anstandsvorschriften sind natürlich immer nur für diejenigen da, die sie nicht von selber befolgen. Die Anordnung hat das Gute gehabt, daß ein großer Teil des Publikums die Bücher jetzt überhaupt verpackt transportirt, und hat sicherlich so manchen veranlaßt, auch bei der Benutzung die Bücher etwas mehr zu schonen als früher.

Das Schlimme ist, daß das Publikum keinen Unterschied machen will zwischen gewöhnlichen Leihanstalten und großen öffentlichen Bibliotheken. Und doch muß

schlechterdings auf diesen Unterschied gedrungen werden. Die Bücher einer Leihanstalt können vollständig konsumirt werden. Sie haben nach einer Reihe von Jahren ihre Dienste gethan, ihr Kaufpreis ist durch die Leihgebühren zehn- und zwanzigfach wieder eingekommen, das Publikum, das immer nach neuem verlangt, fragt nicht mehr nach ihnen, und so werden sie endlich ausrangirt und machen andern Büchern Platz. Öffentliche Bibliotheken dagegen haben in erster Linie den Zweck, die Bücher zu konserviren, sie für die Nachwelt aufzubewahren. Dieser Zweck wird vereitelt, wenn es der Mitwelt gestattet wird, die Bücher nach Leihbibliotheksgewohnheit zu konsumiren. Der Verfasser des Bibliotheksartikels hat vollständig Recht, wenn er sagt, daß ein bedeutender Teil der deutschen Literatur unsers Jahrhunderts über kurz oder lang wird neu von den Bibliotheken angeschafft werden müssen, wenn anders die Nachwelt noch an diesem Besitze teilnehmen soll.

Allen den geschilderten Übelständen kann nur dadurch gesteuert werden, daß die öffentlichen Bibliotheken sich entschließen, das gegenwärtige Ausleihesystem, wonach das Hinausgeben der Bücher die Regel, die Benutzung an Bibliotheksstelle die Ausnahme ist, fallen zu lassen und zu der frühern Weise zurückzukehren, nach welcher das Hinausgeben die Ausnahme bildete. Die öffentlichen Bibliotheken sollen gewiß das Interesse des Publikums in jeder Weise wahren. Sie sollen ihre Lese- und Arbeitszimmer täglich öffnen, sollen sie womöglich den ganzen Tag über offen halten, sollen für jede wünschenswerte Bequemlichkeit des lesenden und studirenden Publikums sorgen. Gewiß, das alles sollen sie. Aber höher steht das eigne Interesse der Bibliotheken, und dieses erheischt, daß die Bücher so viel als möglich unter der Aufsicht von Bibliotheksbeamten benutzt werden. Was man dagegen geltend gemacht hat: daß es sich in den Arbeitsräumen einer Bibliothek nicht mit der Sammlung arbeiten lasse wie zu Hause, daß für viele die Abend-, ja zum Teil die Nachtstunden die Hauptarbeitszeit bilden und ähnliches, verdient gewiß Berücksichtigung, kann aber nicht als ausschließlich maßgebend betrachtet werden. Tiefe wissenschaftliche Probleme wird niemand im Lesezimmer einer Bibliothek lösen, Material aber zu wissenschaftlichen Arbeiten läßt sich dort sicherlich ebensogut sammeln wie zu Hause. Freilich müssen die Herren sich das flüchtige, vorläufige Exzerpiren abgewöhnen, welches sie nötigt, wenn es dann wirklich soweit ist, von den Exzerpten Gebrauch zu machen, sich dieselben Bücher immer wieder vorlegen zu lassen. Wo nach Lage der Sache Ausnahmen erwünscht sind, können sie ja jederzeit gemacht werden, immer natürlich unter gewissenhafter Berücksichtigung der Personen und der Bücher, um die sichs handelt. Schon der Umstand, daß das Ausleihen wieder als eine besondere Vergünstigung zu betrachten wäre, würde in hohem Grade erzieherisch wirken und allen denen, die heutzutage ein Buch für nichts achten, weil sie es monatelang umsonst zu Hause liegen haben können, vor dem Werte desselben wieder Achtung einflößen.

Aber noch ein anderer Gewinn würde sich ergeben. Je weniger Bücher aus der Bibliothek hinausgegeben würden, desto weniger Menschen würden vergeblich auf die Bibliothek kommen, desto mehr würden überhaupt sich einfinden, weil sie nicht wie bisher immer fürchten müßten vergeblich zu kommen, und desto mehr würde, wie der Verfasser des Bibliotheksartikels ganz richtig bemerkt, der in den Büchern steckende Wert wirtschaftlich nutzbar gemacht werden. Unsere öffentlichen Bibliotheken sind vielleicht der großartigste Luxus, den ein Staat oder eine Gemeinde sich gestatten kann, ein viel größerer als unsere öffentlichen Kunstsammlungen. Wie klein ist das Publikum, das von unsern Bibliotheken Nutzen zieht, im Vergleich zu den Massen, die in unsern Museen Belehrung, Anregung, Genuß und Erhebung finden! Ich habe einmal ausgerechnet, welchen Wert es darstellt, wenn auf unserer städtischen Bibliothek ein Mensch ein Buch geliehen bekommt. Das Exempel war ganz einfach. Ich schätzte das Areal ab, auf dem unser mitten in der innern Stadt gelegenes Bibliotheksgebäude steht, dazu das Gebäude selbst, dazu ferner den ganzen kolossalen, in den seit zwei Jahrhunderten aufgespeicherten Büchern steckenden Wert. Zu den jährlichen Zinsen, welche die Summe dieser drei Posten ergab, rechnete ich die jährlich aus Stiftungsgeldern und städtischen Mitteln gezahlten Betriebskosten, Beamtengehälter und die für Neuanschaffungen verfügbaren Mittel und dividirte die Summe durch die durchschnittliche Anzahl der jährlich ausgeliehenen Bücher. Ich bin erschrocken über das Ergebnis dieser Rechnung und werde mich wohl hüten, sie hier mit Ziffern vorzuführen. Ich müßte ja gewärtigen, daß morgen jemand den Antrag stellte, den Bibliothekar zum Teufel zu jagen, die Bibliothek zu schließen, die Bücher zu verauktioniren, das Bibliotheksgebäude abzubrechen und das Areal als Bauplatz für Zinspaläste zu parzelliren. Nur so viel will ich verraten, daß, wenn ein in bescheidenen Verhältnissen lebender Mann, etwa ein Volksschullehrer, sich einmal im Jahre ein Buch aus der städtischen Bibliothek leiht, die Stadt ihm damit ungefähr das zurückerstattet, was er das ganze Jahr über an städtischen Steuern bezahlt. Wie wünschenswert wäre es da, daß der Nutzwert unser Bibliotheken in etwas mehr und dafür lieber in kleineren Portionen ginge.

Auf die Frage, ob der Bücherverstandt in die Provinz grundsätzlich abzuschaffen oder als Ausnahme unter erschwerenden Umständen beizubehalten sein würde, geht der Verfasser des Bibliotheksartikels nicht ein. Ich will auch diese Frage schließlich mit ein paar Worten berühren. Der Provinzbewohner, der aus Neigung oder Liebhaberei wissenschaftliche Studien betreiben möchte, ist ohne Frage sehr schlimm daran. Wie mancher hat mir schon versichert, daß er beim besten Willen nicht weiterstudiren könne, daß er vertrocknen und versauern müsse, da er von allen literarischen Hilfsmitteln entblößt sei! Wie gerne möchte man solche Weggesetzte durch möglichst reichliche Bücherzufuhr unterstützen! Dennoch ist es klar, daß, sowie einmal das jetzige Ausleihesystem

abgeschafft würde, jeder Bücherversandt in die Provinz damit erst recht wegfallen müßte, wenn nicht die größte Ungerechtigkeit entstehen soll. Wenn der Bewohner der großen Stadt, der seine hohen Steuern zahlt, der drei-, viermal so teuer wohnt als der Kleinstädter, der das ganze Jahr über alle Unannehmlichkeiten der großen Stadt erträgt, die Schätze der Bibliothek nur an Ort und Stelle benutzen darf, wie käme der Provinziale dazu, daß ihm die Bücher wohlverpackt vom Postboten ins Haus gebracht würden? Dann könnte man ja dem Großstädter, der bequem studiren will, nur den guten Rat geben, in die Provinz überzusiedeln. Ich glaube, daß man in diesem Punkte auf Bibliotheken viel zu sentimental ist. Was würde man sagen, wenn der Provinzbewohner beanspruchen wollte, daß ihm das städtische Museum gelegentlich einige Bilder zur Besichtigung zuschicken sollte, oder daß das Stadtorchester und das Stadttheater so und so oft im Jahre zu ihm in die Provinz kämen und ihm Konzert und Theater vorspielten? Ganz zu schweigen von der enormen Abnutzung, welche die Bücher bei dem gegenwärtig leider selbst an den Bibliotheken gebräuchlichen gänzlich ungenügenden Verpackungsmodus auf dem Transport erfahren. Wer es je mit angesehen, mit welchem unnötigen Kraftverbrauche in Bahnhof- und Postpackereien die Pakete verladen werden, der wird zugestehen, daß die jetzige Art, kostbare, gutgebundene Bücher in eine dürstige Pappe eingeschnürt zur Post zu geben, der baare Unsinn ist. Wie werden einem aber erst die Bücher von den Entleihern zurückgeschickt! Wiederholt habe ich Pakete bekommen, die amtlich auf der Post hatten verschlossen werden müssen, weil die elende Verpackung beim Transport gesprungen war, und kürzlich ist es mir zweimal hintereinander begegnet, daß Leute, die nach mehrmonatlicher Säumnis gemahnt worden waren, eingebundene (!) Bücher unter Kreuzband zurücksandten. Faktum!

Schließlich noch eine Bemerkung. Es ist selbstverständlich, daß alle die vorstehenden Ausführungen sich nicht auf die Universitätsbibliotheken beziehen. Diese geistigen Kistkammern für Professoren und Studenten nehmen in jeder Beziehung eine Ausnahmestellung ein. Es ist ihre Sache, wie sie es in diesen Stücken halten wollen. So viel weiß ich, daß ich Gott danke, nicht Universitätsbibliothekar zu sein, denn ein gefährlicheres Bibliothekspublikum als die studirende Jugend ist für mich gar nicht denkbar. Aber auch die Herren Professoren sind nicht ganz ungefährliche Gäste. Sie genießen ja an der Universitätsbibliothek das Vorrecht, selber an die Bücherbretter zu gehen und sich ihren Bedarf nach Belieben auszusuchen. Was das für die Ordnung in einer Bibliothek bedeutet, weiß jeder Bibliothekar. Über die Universitätsbibliotheken ließe sich ein eignes Kapitel schreiben.

Hoffentlich entschließt sich die königliche Bibliothek in Berlin dazu, mit einer Reform des Ausleihesystems vorzugehen. Sie kann am ehesten „das Obium auf sich nehmen.“ Andre werden ihr dann schon nachfolgen.

3. An den paterfamilias in Nr. 13 d. Bl.

Sie wollen von einem kundigen Manne Aufklärung darüber, daß Sie mit Ihren „kleinen pädagogischen Reflexionen“ im Irrtum seien. Ich bin als Kundiger der Meinung, daß Sie der Schule die volle Wahrheit gesagt haben. Dennoch schreibe ich, um Sie in Ihren Ansichten zu bestärken und Sie zu reizen, in Ihren kleinen Reflexionen fortzufahren. Die Schule hat sich in ihrem lobenswerten Vorwärtstreben während des letzten Dezenniums doch wohl hier und da in Einseitigkeiten und Übertreibungen verirrt, und sie beherbergt in ihren Kollegien mehr als früher junge Ehemänner und alte Junggesellen, die nicht recht wissen, wie einem paterfamilias zumute ist.

Hätten Sie nur zwei oder drei Ihrer sechs Kinder in „höhere“ Schulen zu schicken, dann würden Sie inne werden, daß in diesen die behandelte Sache noch viel schlimmer aussieht. Mein Ältester braucht voraussichtlich für das laufende Jahr folgende Hefte:

1 Stillheft,	8 Bogen weiß und Pappdeckel	Mark 0,50
2 englische,	8 „ „ „ „	„ 0,40
2 französische,	8 „ „ „ „	„ 0,40
2 lateinische,	8 „ „ „ „	„ 0,40
1 geometrisches,	4 „ „ „ „	„ 0,20
1 Algebraheft,	4 „ „ „ „	„ 0,20
1 Physikheft,	4 „ „ „ „	„ 0,20
1 Rechenheft,	4 „ „ „ „	„ 0,20
1 Oktavheft,	4 „ „ „ „	„ 0,20
2 Diarien,	128 „ Konzeptpapier, viel unnütziges blaues Papier und Pappdeckel	2,00
Summa: 52 Bogen weiß, 128 Bogen Konzept,		Mark 4,70.

Bei dem nächst Jüngeren verringert sich die Zahl der Hefte, aber nicht der Preis, denn bei ihm müssen die erstern liniirt sein. Ein neunjähriger Knabe, für den ich das Schulgeld in der mittlern Volksschule bezahle, braucht nach seiner Behauptung im nächsten Jahre:

1 Grammatikheft à 20 Pf. = 20 Pf.	5 Bogen, Formular 11,
1 Diarium à 50 „ = 50 „	16 „ Konzept- und blaues Papier,
2 Stillhefte à 20 „ = 40 „	10 „ Formular 2,
4 Schreibhefte à 10 „ = 40 „	12 „ „ 11.
Summa: Mark 1,50. 27 Bogen weiß und 16 Bogen Konzept.	

Sein Mitschüler Schulze brachte ein Stillheft von 6 Bogen. Der Lehrer sagte ihm: „Das können wir nicht brauchen, das ist zu dick!“ Schulze mußte Formular 11 bringen.

Alle diese Hefte könnte sich der Schüler selbst für die Hälfte des Preises aus dem besten Kanzeleipapier herstellen. Statt dessen werden sie neben Tuschchen,

Schulfarben, Pinseln, Gummis, Bleistiftspitzern, Alfredfedern, Normalhaltern und dem theuern Reißzeug ꝛ. von unsern Herren Mitscherlich's bezogen.

Die Herren Mitscherlich's sind aber in neuerer Zeit nicht bloß zu Papierheftern, sondern auch zu Buchhändlern emporgestiegen; denn was könnte in unsrer Zeit einträglicher sein als der Handel mit Schulbüchern, besonders für höhere Schulen? Schon die Volksschule hat sich durch Einführung von konzentrischen Kreisen und Kurven und Stufen für jede einzelne Klasse sehr bequem oder sehr unbequem (das Geschäftsinteresse der Herausgeber und Verleger, die Neubeschaffung jede Oitern verursacht auch den Lehrern viel Verdruß) und den Vätern sehr teuer gemacht; was will das aber gegen die Region von Lehr- und Übungsbüchern, Grundrissen, Leitfäden, Tabellen ꝛ. sagen, die die höhere Schule, und sei es nur bis in die höchste der Mittelklassen hinauf, gegenwärtig verlangt? Wie jeder Militärkapellmeister sich jetzt einbildet, er müsse Märsche komponiren, weil alle vorhandenen Märsche nichts taugten, so glaubt auch jeder Schulmeister heutzutage, er müsse Schulbücher fabriziren, weil alle bisherigen Schulbücher nicht zu brauchen wären. So haben sich denn, allein bis zu den höchsten Mittelklassen hinauf, die Jungen nach und nach anzuschaffen: für den Religionsunterricht etwa 3—5, für den deutschen 6—8, für den griechischen 4, für den lateinischen nicht unter 6, für den französischen mindestens 4, für den englischen gewiß 3, für den geographischen 3—4, für den historischen 3—4, für den mathematischen etwa 5 Unterrichtswerke und -Werthchen, sodaß sich die Gesamtzahl auf 30—35 beläuft, ungerechnet die im Schulprogramm nicht angeordneten, offiziell „eingeführten“, aber beiläufig mit den unwiderstehlichsten Wendungen „empfohlenen“ Bücher, oder auch die verbotenen Eselsbrücken, für die die Schüler wie die Pseudobuchhändler eine besonders feine Nase besitzen.

Manche der programmmäßigen Lehrmittel sind so voluminös, daß der Lehrer genug zu thun hätte, wenn er sie eben nur lesen und das Gelesene repetiren ließe; der Qualität nach ist der Stoff einiger so tiefgreifend und theoretisirend, daß sich bereits der Obersekundaner eine genügende Fachzensur an der Universität holen könnte, wenn er den Stoff aufgenommen und gehörig verdaut hätte. Das kann er natürlich nicht. Wozu dann aber derartige Lehrbücher für Mittelschulen und gar für solche, die nur für das Leben, nicht für das Studium vorbereiten wollen?

Früher hieß es, „mit Heften,“ jetzt heißt es „mit Büchern trefflich ausgestattet“ ꝛ. Der Schüler brauchte eigentlich ein Last- oder Zugtier, um seine Schulliteratur hin und her zu transportiren. Das hat er nicht; Ranzen und selbst Schultasche verschmäht er (die letztere ganz mit Recht, denn an den schweren, vollgestopften Schultaschen tragen sich die Jungen schief, wie jeder Arzt bestätigen wird), und so läßt er gern den größten Teil seiner fliegenden Bibliothek im Schulschrank, und der reelle Wert derselben liegt der Hauptsache nach in dem vielen Gelde, welches sie dem Vater gekostet hat. Der Schüler aber soll seine

Wicher mit nach Hause nehmen, denn er hat als fast vereinzelt dastehende Eigenart seines Berufs zwei Werkstätten, in denen er dasselbe Handwerkszeug braucht. Er bedarf ihrer zu den „Hausarbeiten.“

Ach, mein verehrtester paterfamilias, was sagen Sie zu diesem Kapitel? Was meinen Sie als Mann ohne alle pädagogische Voreingenommenheit zu folgendem Gedankenerguß?

Die Gebäude unserer höhern Schulen sind zum allergrößten Teile geräumig, licht am Tag und am Abend, gut ventilirt und normal heizungsfähig; sie enthalten Musterschulbänke, auf denen allerdings noch hie und da die Schüler nach ihrer vermeintlichen geistigen, aber nicht nach der Körpergröße geordnet sind, obwohl die letztere faktisch einmal in einer Klasse zwischen 190 und 130 Centimetern differiren kann. Es ist ein Lehrerzimmer da, welches den nichtbeschäftigten Lehrern ermöglicht, Korrekturen und andre Arbeiten zu erledigen, und die Schullokale sind weitaus geeigneter zu Privatarbeiten der Schüler als das Haus. (Aus meinen Schülerbesuchen könnte ich ergötzliche Dinge erzählen, inwieweit die häusliche Einrichtung dem Schüler das Arbeiten ermöglicht.)

Wie nun, wenn man in dem Satze: „Häusliche Arbeit ist zur Befestigung und Übung des in der Schule Gelernten nicht zu entbehren!“ statt des Wortes „häuslich“ das Wort „Privat-“ oder „Schul-“ setzte und in dem Satze: „Das Haus muß die private Thätigkeit der Jugend mit Gewissenhaftigkeit überwachen!“ das Wort „Haus“ durch das Wort „Schule“ ersetzte und die sechste, fünfte und vierte Klasse 1—2 Stunden, die dritte, zweite und erste Klasse 2—3 Stunden täglich länger in der Schule festhielte und dabei natürlich richtige Pausen mit Spielen zwischen die auf sechs Arbeitstage verteilten Stunden einlegte? Wie, wenn die Lehrer statt der Eltern jene Überwachung übernähmen und auch nicht wie bisher den Korrekturärger mit den Heften und die halbe Lehrerbibliothek zur Vorbereitung ins stille Heim sich tragen ließen? Wie, wenn man mit diesen Einrichtungen bei der untersten Klasse und bei dem jungen Anflug der Lehrerschaft begänne? Dann würde sich nach und nach ein Halbinternat als die unserer Ansicht nach beste Form der höhern Schule herausbilden. Der Schule käme zu, was der Schule ist, und dem Hause, was des Hauses ist, und dem Lehrern wahrlich noch genug am Gesamtwerke der Erziehung. Die Lehrer wären viel öfter in Gemeinschaft und flögen nicht von Stunde zu Stunde ein und aus, während nur der Direktor immer am Orte seiner Arbeit zu finden ist. An Stelle der leidigen Pflichtstundenzahl träte eine gehörige Amts- und Expeditionszeit, auf welche wirkliche Ruhe und Erholung folgen würden. Entweder Lehrer und Schüler gingen nach dem Tagewerke befriedigt nach Hause, weil sie sich sagten: Unsere Berufspflichten für den Tag sind vollständig erledigt; ich, Lehrer, kann nun meiner Familie leben, den Pegasus oder irgend ein andres Pferd reiten, einem längst gefühlten Bedürfnis bez. eines neuen Lehrbuchs abhelfen, oder auch der Geselligkeit leben; ich, Schüler, kann nun mit Vater, Mutter

und Geschwistern in aller Gemütsruhe den Abend verbringen, mit ihnen spazieren gehen oder auch eines meiner Lieblingsfächer treiben oder aus der Schülerbibliothek etwas lesen. Oder aber: Lehrer und Schüler fühlten sich von den vielen Arbeitsstunden in der Schule so überbürdet, daß sogar die Lehrer klagten. Dann würde die viel umstrittene Frage der Überbürdung bald gelöst sein; der Stoff würde beschnitten werden, das Schulregiment würde bestürmt werden, die Ziele herabzustimmen; es würde ganz wahrscheinlich nachgeben, denn es hat das Wohl der Schüler wie der Lehrer im Auge, und unter den Vertretern desselben giebt es viele Familienväter; kurz, zu allgemeiner Befriedigung erstünde ein Normalarbeitstag für die geistige Arbeit der Jugend, wie er für die körperliche derselben bereits in vielen Staaten besteht. Was meinen Sie dazu?

Ihr wohlaffectionirter

Kundiger und paterfamilias II.



Die Brogliesche Interpellation und die Abrüstungsfrage.



Am 1. Mai hatte der französische Senat seinen großen Tag. Der Herzog von Broglie hatte die Absicht kundgegeben, an die Regierung eine Anfrage in Betreff des Charakters und der Bedingungen der Tripelallianz zwischen Deutschland, Oesterreich und Italien zu richten, und so waren das Haus und die Galerien ungewöhnlich gefüllt. Es kam aber nichts dabei heraus, als daß der Herzog durch den Minister des Auswärtigen in einer Weise abgefertigt wurde, die einer Niederlage gleichkam. Nicht wurde über den Gegenstand der Interpellation durch die Debatte nicht verbreitet, aber darum war es dem Interpellanten auch wohl nicht zu thun gewesen, er hatte vermutlich nur der Republik wieder einmal einen Fleck aufs Kleid spritzen wollen. Hätte er irgendwie die Hoffnung und die Absicht gehegt, vom Chef des auswärtigen Amtes eine Mitteilung praktischer Natur zu erlangen, so würde er sich einer Enttäuschung ausgesetzt haben; denn Herr Challemel-Lacour gestand aufrichtig, daß er sich über den Gegenstand der Frage in vollständiger Unkenntnis befinde, und deutete ziemlich verständlich an, daß er seinerseits erwartet habe, von dem verehrten Kollegen, der in der Sache die Initiative ergriffen, über die dunkle Frage einige Aufklärung zu erhalten.

Der Herzog von Broglie begann mit der Bemerkung, da die Tripelallianz bereits im italienischen, ungarischen und englischen Parlamente diskutiert worden,

so habe Frankreich als die dabei ganz besonders interessirte Partei unzweifelhaft das Recht, zu erfahren, wie es mit der Angelegenheit eigentlich stehe. Die parlamentarische Republik dürfe vor einer vollständigen Klarlegung des Gegenstandes nicht zurückschrecken. Die Opposition sei berechtigt, eine solche zu fordern, die Regierung verpflichtet, sie zu geben. Sollte das Ministerium sich weigern zu antworten, so würde man daraus den Schluß ziehen können, daß die Freiheit der Tribüne in monarchisch regierten Ländern größer als in republikanischen sei. Nach einem Hinweise auf den angeblich unsichern Gang der europäischen Politik seit dem russisch-türkischen Kriege kam der Redner auf den Charakter der Tripelallianz zu sprechen, wobei er bezweifeln wollte, daß derselbe ein rein defensiver sei, da der Minister selbst einmal gesagt habe, die fremden Mächte seien von einem feindseligen Geiste gegen Frankreich beseelt. Früher sei des österreichisch-deutschen Bündnisses gedacht worden, und dabei habe das damalige Ministerium behauptet, daß ein Einverständnis zwischen den mitteleuropäischen Mächten bestehen möge, ein Bündnis im strengen Wortsinne aber nicht existire. Jetzt sei Italien zu der Gruppe hinzugetreten, könne da die jetzige Regierung in Abrede stellen, daß sie dies einigermaßen beängstige? Frankreich sei überhaupt isolirt, da es auch mit England auseinandergekommen. Der Herzog schloß mit einer Bemerkung über die Kolonialpolitik des Kabinetts und ermahnte dasselbe, vorsichtig zu sein, so lange es noch Zeit sei.

Der Minister erwiderte zunächst, daß er nicht verstehe, wie man ihn um Aufschluß über eine Sache ersuchen könne, deren Ursprung und Beschaffenheit noch in Dunkel gehüllt sei. Zwar sei dieselbe in andern Parlamenten zur Sprache gekommen, aber dort habe man sich höchst unbestimmt ausgedrückt, und er würde sich freuen, wenn der Herr Kollege den Gegenstand etwas mehr beleuchten könne, da er dann besser mit ihm bekannt erscheinen würde als die Regierung. „In der That, so fuhr Herr Challemel-Lacour ironisch fort, ich hoffte zuversichtlich von dem Herrn Herzog etwas neues über ein Thema zu hören, worüber man bis jetzt nur flüsternd gesprochen hat. Am 26. April gab Herr Gladstone auf eine Frage, die im Hause der Gemeinen über die Sache an ihn gerichtet wurde, die etwas schroffe Antwort, man möge sich die Zeitungsberichte über das ansehen, was in Rom und Pest vorgekommen sei. Ich hätte seinem Beispiele folgen können, aber es lag mir daran, zu zeigen, daß wir vor keiner öffentlichen Hindeutung auf die Frage zurückscheuen, und so entschloß ich mich, die Interpellation des Herrn Herzogs zu beantworten. Ich glaube indeß, daß er klüger gethan hätte, sich nach etwas, das so wenig bekannt ist, nicht zu erkundigen. Die Frage war eine verfrühte, obwohl ich zugeben möchte, daß eine Annäherung wirklich stattgefunden hat. Aber was für eine Annäherung? Führte sie in die europäische Politik ein neues Element ein? Ich glaube nicht. Vor achtzehn Monaten, bei Gelegenheit eines gewissen königlichen Besuchs in Wien, hörte man genau ebenso von Verhandlungen sprechen

wie heute. Nun denn, damals verlautete nichts von Feindschaft gegen Frankreich, und ich bin der festen Überzeugung, daß diese Annäherung Deutschlands, Oesterreichs und Italiens von nicht sehr jungem Datum war. Ferner, hat sie die Lage der Dinge irgendwie geändert? Auf welche besondere Macht zielte sie ab? England, Rußland und die Türkei waren ebenso wie Frankreich davon ausgeschlossen, und sowohl in Rom als in Pest hat man offen jede feindliche Absicht gegen Frankreich in Abrede gestellt. Ich halte diese Ablehnungen für aufrichtig. Ich kann an die Existenz einer solchen feindlichen Absicht nicht glauben, da kein Staatsmann, kein Mensch, der im Besitze seiner gesunden Sinne ist, glauben kann, Frankreich könne aus dem Räte Europas gestoßen werden. Ließe sich irgendeine Macht durch unverständige Berechnung oder Leidenschaft zu dem Gedanken an aggressives Vorgehen und zur Ausführung dieses Planes verleiten, so würde sie die Aufgabe keineswegs leicht finden. Wir sind weder beunruhigt noch getäuscht, wir nehmen eine Annäherung, die uns nicht bedroht, nicht übel. Man hat erklärt, daß niemand davon träumt, unsre Sicherheit anzugreifen, und ich bin mit dieser Erklärung vollständig zufriedengestellt. Ich bedauere aber, daß ich nicht imstande bin, den Herzog de Broglie weiter aufzuklären. Doch darf ich sagen, daß dieses Ereignis unsre Beziehungen zu den Mächten weder verändert hat noch verändern wird. Herr de Broglie hat es für passend gehalten, auf unsre Ohnmacht und Vereinzelung hinzudeuten. Wohlán, wir streben nach keinem Bündnisse. Wir bemühen uns nur, mit den Mächten auf gutem Fuße zu leben. Wir arbeiten mit Geduld, Offenherzigkeit und Ehrlichkeit auf dieses Ziel hin und werden damit fortfahren; aber wir werden niemand gestatten, von uns etwas zu verlangen, was sich mit unsrer Würde nicht verträgt. Indem wir fortfahren, die Rechte aller zu achten, werden wir die unsrigen nicht aufgeben, und wir sind überzeugt, daß wir gleiche Gerechtigkeit beanspruchen können. Wenn aber Frankreich nicht eifersüchtig ist, so ist es deshalb nicht unvorsichtig. Ein Land wie das unsre, welches, besiegt, sich wieder aufgerichtet hat, ein altes Land mit einer geographischen Lage, die es nötigt, eine starke Armee auf den Beinen zu halten, hat die Verpflichtung, stets auf der Wacht zu sein. Wir haben auch mit einem gewissen Maße von Mißtrauen zu kämpfen, aber dieses wird hoffentlich im Verlaufe der Zeit überwunden werden. Ich hoffe, daß die Offenheit und Aufrichtigkeit unsrer Politik dieses Gefühl modifiziren wird. Ich habe nicht die Absicht, mich auf Spekulationen über die Zukunft einzulassen. Nach all dem Gerede, das während der letzten drei oder vier Wochen über die Tripelallianz ergangen ist, habe ich Grund zu glauben, daß Frankreich diese Erörterung nicht gewünscht hat. Das Land ist wachsam, aber nicht ängstlich, es macht sich nichts aus fruchtlosen Debatten, es weiß sehr wohl, daß zu gewissen Zeiten Schweigen der beste Weg ist. Schweigen allein ist stolz. Schweigen allein ist mit Würde bekleidet.“

Die letzten Worte waren ein Zoll an das Bedürfnis der Franzosen nach schönstehender Pose. Die friedlichen Erklärungen des Ministers dagegen waren dankenswert, da man sie für aufrichtig halten darf. Der Interpellant konnte sich als abgeführt, seinen eigentlichen Zweck als vereitelt betrachten. Seine Verteidigung war schwächlich bis auf die allerdings richtige Bemerkung: „Schweigen schließt Vertrauen auf sich selbst ein, und dieses Selbstvertrauen ist nicht vorhanden, und zwar in großem Maße deshalb nicht, weil die sich fortwährend folgenden Ministerien immer ein andres politisches Programm haben als ihre Vorgänger.“ Übertreibung dagegen war der Schlußsatz der Verteidigungsrede des Herzogs, worin er sagte: „Vor einigen Tagen stellte Herr Bocher einen Vergleich zwischen dem jetzigen Zustande unsrer Finanzen und dem von 1848 an. Ich kann denselben Vergleich vom diplomatischen Gesichtspunkte aus anstellen. In den Finanzen wie in der Diplomatie habt ihr Republikaner alles umgeworfen und zerstört.“

Die gesperrten Worte in der Rede Challemel-Lacours sehen, verglichen mit andern, fast aus, als ob der Minister erwarte, von einer Gruppe von Mächten zu einer Verminderung der gewaltigen Kriegsmacht aufgefordert zu werden, die Frankreich sich seit 1871 geschaffen hat. Die Reise Graf Schuwaloffs nach Paris, auf der er Berlin berührte und eine Unterredung mit dem Fürsten Bismarck hatte, ist mit einem derartigen Plane in Verbindung gebracht worden, und Andrieux hat sich offen zu der Meinung bekannt, demnächst werde Frankreich direkt ersucht werden, zu entwaffnen. Andre gehen zwar nicht so weit, nehmen aber an, daß durch den Beitritt verschiedner Mächte zu der Friedensliga Deutschlands, Osterreich-Ungarns und Italiens, der auch Rußland sich anzuschließen im Begriff stehe, ein moralischer Druck in jener Richtung geübt werden würde, und vermuten, daß Schuwaloffs Sendung hiermit im Zusammenhange stehe. Sie glauben zu wissen, daß er beauftragt sei, der französischen Regierung die Versicherung zu geben, daß der Beitritt Rußlands zur Tripelallianz keinerlei Wirkung auf die vortrefflichen Beziehungen haben werde, die jetzt zwischen beiden Ländern bestehen, denn den Gliedern des Bundes lägen alle offensiven Absichten durchaus fern. Schließlich behaupteten diese Wohlunterrichteten, die durch sieben Schlüssellöcher hintereinander gehorcht zu haben scheinen, daß Schweden und Norwegen auf dem Punkte stehen, der Friedensliga gleichfalls beizutreten, daß England sie mit günstigen Augen betrachtet, und daß Spanien noch zwischen Anschluß und Nichtanschluß schwankt, wobei sie darauf hinwiesen, daß die Offiziösen in Berlin neuerdings wiederholt angedeutet haben, der spanische Finanzminister sei bei seinem Widerstande gegen die Erneuerung des deutsch-spanischen Handelsvertrages von rein politischen Beweggründen ausgegangen. Es sei, meinen die Herren, nicht leicht herauszufinden, welche andern Beweggründe damit gemeint sein könnten als die Furcht, Frankreich zu mißfallen.

Wir lassen es dahingestellt, wie viel an diesen Vermutungen ist und ob sie überhaupt irgend welche Begründung in Thatsachen haben. Daß eine Abrüstung in allen Großstaaten Europas im allgemeinen zu wünschen sei, mag zugestanden werden, aber das Wie der Ausführung des Gedankens ist die Hauptsache, und dieses Wie ist angesichts der vorhandenen Schwierigkeiten bis jetzt für gewöhnliche Augen unerfindlich und selbst ungewöhnlichen vermutlich noch nicht genügend klar geworden.

Die Abrüstungsfrage ist schon oft aufs Tapet gebracht worden. Die Gründe für eine Verminderung der Kriegsbudgets in den verschiedenen Ländern ringsum lassen sich auf den ersten Blick sehr wohl hören. Unter dem heutigen System starker Einstellung von Arbeitskräften in die Heere und kostspieliger militärischer Einrichtungen giebt die Welt zur Vorbereitung auf Kriege fast ebenso große Summen aus als früher bei der Führung von Kriegen selbst. So scheint es, daß der Friede uns Europäern des Kontinents fast so teuer zu stehen kommt als der Krieg, und wenn jener ohne die Schrecken ist, welche dieser im Gefolge hat, so fehlen ihm andererseits die geistige Erhebung, der Ruhm und die Möglichkeit von Kompensationen, welche ein Krieg verheißt. Denn abgesehen von Eroberungen und andern äußern Vorteilen, die dem Sieger zu Teil werden, hinterläßt ein großer Krieg, wie die Erfahrung in den letzten Jahrzehnten gezeigt hat, mit der Erinnerung an seine Szenen voll Blut und Zerstörung, an seine Opfer an Menschen und Geld und an seine Einwirkung auf Handel und Gewerbe in den Völkern und Regierungen stets eine Sehnsucht nach Beseitigung der Ursachen einer etwaigen Wiederkehr und damit eine gewisse Sicherung des Friedens. Ein bewaffneter Friede dagegen hat nichts, was seine Verluste aufwäge. Höchstens könnte man mit Fug sagen, daß eine weit ausgedehnte militärische Erziehung wohlthätig für den Charakter der Völker sei, daß sie, wenn durch sie der allgemeinen Arbeit Kräfte entzogen werden, dies dadurch wieder einbringt, daß sie breite Schichten der Bevölkerung an Sauberkeit, Pünktlichkeit und straffen Gehorsam gewöhnt, daß viele in ihr die Schule fortsetzen, daß andre hier Liebe zu König und Vaterland lernen, und daß mit alledem eine Macht geschaffen wird, welche einen vortrefflichen Damm gegen extrem liberale staatsfeindliche Lehren und Bestrebungen zu bilden geeignet ist.

Der Krieg hat eine sehr ernste Folge: er macht die öffentliche Meinung gleichgiltig gegen alles andre; Klagen über Mißbräuche, Gebrechen, Mängel verhallen dann ungehört, und von Reformen ist nicht die Rede. Vom bewaffneten Frieden gilt das zwar nur insofern, daß die Rüstungen und deren Instandhaltung und stete Verbesserung große Ausgaben verursachen, sodaß andere Bedürfnisse teilweise nicht befriedigt werden können, aber diese Verkürzung wird doch bisweilen recht schwer empfunden.

Weiter läßt sich gegen das Bestreben der kontinentalen Staaten Europas, sichs einander an kriegerischen Einrichtungen gleich zu thun, folgendes sagen.

Wenn die eine Nation der andern heimlich ein paar Stufen auf der Leiter zuvorkommen, wenn sie ihre Armee verdoppeln oder auch verstärken könnte, ohne sofort bei den Nachbarn Nachahmung dessen hervorzurufen, so würde das Opfer, das man fordert, gerechtfertigt sein. Aber die Erfahrung zeigt, daß diese Voraussetzung nicht zutrifft. Das gewaltige Anschwellen der französischen Armee seit der Katastrophe von 1870 und 1871 hat die Deutschen selbstverständlich nur bewogen, ihre Wehrkraft ebenfalls zu steigern, das Heer durch neue Regimenter und Batterien zu vermehren, strategische Eisenbahnen zu bauen, und die Festungen nach den neuesten Regeln der Kunst umzugestalten, die Mobilisierung der Streitkräfte zu erleichtern und das Offizierkorps zu verstärken. Oesterreich thut auf diesem Gebiete ungefähr desgleichen, Italien und Rußland bleiben nicht hinter ihm zurück. Man darf sich ohne schwere Gefahr nicht überbieten lassen. Das Ergebnis ist, daß Europa sich in dieser Beziehung beinahe in den Zustand zurückversetzt sieht, in dem es sich vor siebenzig Jahren, zu Ausgang der großen Kriege Napoleons I., befand. Nur zählten die Soldaten damals nach Zehntausenden, während sie jetzt nach Hunderttausenden zählen und dreimal soviel der Mann kosten als in jener Zeit, wobei wir freilich nicht vergessen dürfen, daß das Geld jetzt dreimal geringern Wert hat als früher. Jede Nation hat ihrer militärischen Größe etliche Ellen hinzugefügt, und zwar mit so gleichmäßigem Hinzuthun gegenüber den Nebenbuhlern über den Grenzen, daß die verhältnismäßige Länge und Breite der Rivalen sich im Vergleiche mit dem, was sie vor sieben Jahrzehnten war, nicht erheblich verändert hat.

So richtet sich denn der Gedanke einer Entwaffnung oder richtiger, da eine solche schlechterdings unmöglich ist, einer Abrüstung auf die Frage: Könnte man nicht zu den alten Zuständen zurückkehren, wo selbst in Kriegszeiten kleine stehende Heere für ausreichend galten? Die praktischen Schwierigkeiten, die sich dem entgegenstellen, sind so bedeutend, daß die liebenswürdigen Schwärmer, die auf diesem Wege die Last der Kriegsvorbereitung vermindert zu sehen hoffen, sich, wie wir fürchten, einer schweren Täuschung hingeben. Wir müßten da zunächst einen sehr scharfsichtigen, sehr unterrichteten und sehr unparteiischen kosmopolitischen Beamten- oder Gerichtshof haben, der die militärischen Hilfsquellen der rivalisirenden Staaten abschätze und mit einander vergliche, ein Wesen voll Gerechtigkeitsfönn, Billigkeitsgeföhl und Weisheit, das allen dermaßen imponirte, daß sie ihm unbedingtes Vertrauen entgegenbrächten und sich seinen Verfügungen unweigerlich fügten.

Das Ziel, die Rüstungen einzuschränken und doch die gegenwärtigen Proportionen der Armeen neben einander unverändert zu erhalten, erweist sich sofort als Aufgabe von unendlicher Schwierigkeit. Setzen wir den Fall, daß zwei Staaten genau gleich groß, gleich bevölkert und überhaupt gleich beschaffen wären, und daß jeder von ihnen eine Million Soldaten bei der Fahne und in den Listen hielte, so könnte der Schiedsrichter oder das internationale Tribunal allerdings zu jedem der beiden sagen: Vermindere deine Streitkräfte auf die

Hälfte, ihr werdet dann beide vergleichsweise dieselbe Stärke behalten. Aber leider giebt es keine zwei Länder, die sich in allen Stücken vollständig gleichen. Der Wortführer und Sachwalter des einen könnte mit guten Beweisen behaupten, daß die Truppen auf jeder der beiden Seiten dann zwar der Zahl nach gleich wären, aber aus den oder jenen Gründen dem Werte nach nicht. Der eine Souverän könnte ein zu Revolutionen geneigtes Volk unter sich haben, der andre nicht, und so müßte jener so viel Truppen mehr halten dürfen, als die Differenz der Charaktereigentümlichkeiten verlangte, was sich in Zahlen nicht ausdrücken lassen würde. Rußland könnte hier auf Polen, vielleicht auch auf die Nihilisten, Oesterreich-Ungarn auf die Panславisten, Italien auf die Irredentisten und Republikaner, Frankreich auf seine Kommunisten und Anarchisten hinweisen, um ausgedehntere Rüstungen zu rechtfertigen, als sie solchen Staaten zu erlauben wären, welche keine militärischen Extravorkehrungen gegen innere Feinde bedürften.

Ferner hätte die Geographie ihre Bedeutung bei Entscheidung solcher Fragen. Die Grenzen wollen berücksichtigt sein. England z. B. braucht als Insel keine erhebliche Landmacht zu Hause. Spanien hat in den Pyrenäen eine weit bessere Grenze als Frankreich nach Osten hin oder Deutschland an der Weichsel. Eine sehr ausgedehnte Küstenlinie mit vielen Punkten, die zur Landung von feindlichen Truppen geeignet sind, ist für jedes Land eine Gefahr an sich, weshalb England und Frankreich wenigstens mehr Kriegsschiffe haben müßten als Deutschland und Oesterreich-Ungarn. Wie wollte man sich über diese schwer, ja vielleicht gar nicht genügend abzuwägenden Verhältnisse und Bedürfnisse verständigen? Wieviel Regimenter mehr kommen dem Mangel an einem hohen und teilweise unwegsamen Gebirgszuge gleich, der dem Nachbar die Grenze deckt, wie viel weniger Militär kann ein Staat ohne Gefahr haben, dem ein breiter Strom wie die untere Donau seine Flanke schützt? Rußland könnte eine ganze Reihe von Gründen für die Berechtigung, eine große Armee zu halten, anführen, seine ungeheure Ausdehnung über zwei Weltteile, die unzivilisirten Völkerschaften in den neuen asiatischen Teilen des Reiches, die Nachbarschaft Chinas u. dergl. Die Billigkeit geböte ferner, die Abrüstung auf die Flotten zu erstrecken. Ein Staat wie Deutschland ohne Kolonien ist naturgemäß mit wenigen guten Schiffen stärker als Großbritannien mit seinen vielen überseeischen Besitzungen und einer dreimal stärkern Kriegsflotte. Ein Krieg zwischen England und Frankreich ist jetzt nicht wahrscheinlich, aber in Zukunft keineswegs unmöglich. England würde dann vor allem den Weg nach Indien und Australien schützen und seine über alle Meere zerstreuten Kolonien wahren müssen, und so müßte unser Schiedsrichter, wenn ihm die Macht gegeben wäre, ebenso wie Abrüstungen, auch Rüstungen zu dekretiren, billigerweise eine Vermehrung der britischen Flotte anbefehlen.

Eine Nation ist endlich nach Montecuculis Wort nicht bloß stark, wenn sie viele Soldaten hat, sondern auch wenn sie sich großen Reichthums, der Mittel,

ihre Klassen zu füllen, und eines ausgedehnten Credits erfreut. Die finanzielle Befähigung eines Staates ist mit andern Worten ein mächtiger Faktor bei jedem sich verlängernden Kampfe, und so würde der Schiedsrichter sein Urtheil in der Weise zu fällen haben, daß England mit seinem praktisch unbeschränkten Credit weniger gerüstet sein dürfte als das nicht so günstig gestellte Frankreich.

Diese Dinge sind, wie schon angedeutet, der Art, daß sie sich nicht mit menschlichem Verstande messen und abwägen und nicht mit einander in Vergleich bringen lassen. Nur die Zeit und die Thatsachen lösen solche Probleme. Die in einem Lande und Volke ruhenden Kräfte zu Eroberungen und zur Verteidigung bis zum Äußersten sind zum guten Theile geistiger Art und deshalb nicht von vornherein abzuschätzen. Wer kann die Kosten und die Folgen eines Feldzugs voraussehen, wo das Unerwartete sich in der Erfahrung als das gewisste und am häufigsten vorkommende aller Ereignisse erwiesen hat? Wir fürchten daher, daß alle Hoffnung auf eine Abrüstung nach der Größe und Bevölkerungszahl der verschiedenen Staaten grundlos, ein Traum, eine Chimäre ist. Keine Nation wird sich einer solchen Maßregel unterwerfen wollen, und wollten sie es alle, so hätten wir keinen Richter oder Verteiler, der Klugheit und Umsicht genug besäße, Probleme zu lösen, denen nur übermenschliche Geisteskraft, nur Unwissenheit gewachsen sein würde.

Vielleicht könnte aber ein gutes Beispiel etwas thun, sagt man. Vielleicht hat einmal ein großer Staat eines schönen Morgens ein Einsehen, rüstet ab und fordert artig die Nachbarn zur Nachfolge auf. Wir fürchten, das wird nicht geschehen. Die Lage ist in den verschiednen Ländern verschieden. Es giebt solche, welche dringend des Friedens bedürfen. Osterreich z. B. denkt nicht daran, seine früheren Besitzungen in Italien und seine früheren Rechte in Deutschland wiederzugewinnen, aber an seiner türkischen Grenze hat es zu hoffen, an seiner russischen zu fürchten. Deutschland ist zufrieden, sich im Westen eine sichere Grenze geschaffen zu haben, Italien ist, abgesehen von den Narreteien seiner Irredenta und trotz einiger Belleitäten wegen Tunis, die ihm mit der Zeit wohl vergehen werden, gleichfalls befriedigt und hat alle Ursache dazu. Rußland dagegen ist eine expansive Macht, und Frankreich ist den Alp der Revanche noch nicht los geworden. Wollten diese beiden Mächte abrüsten, so würde das von einem großen Teile des Volkes als Verzicht auf Hoffnungen angesehen und schwer empfunden werden, die seit Generationen gehegt und gepflegt worden sind. Die andern Mächte aber können Schwert und Panzer nicht ablegen und rosten lassen, ehe sie gewahr geworden sind, daß jene Traumgebilde zerflossen sind und nüchterner Betrachtung der Lage Raum gemacht haben. Wer den Moskowitern die Begier nach Konstantinopel und der Balkanhalbinsel, den Franzosen alle Hoffnung auf den Wiedergewinn Elsaß-Lothringens ausreden könnte, würde viel für den ewigen Frieden zu leisten imstande sein. Wir glauben aber, daß beides zu tief eingewurzelt ist, um Hoffnung zu gestatten, und so bleibt für die Zukunft nur ein Trost, die weitverbreitete Überzeugung, daß der Krieg von Jahr zu Jahr ein kostspieligeres Unternehmen geworden ist, das große Opfer verlangt und schreckliche Katastrophen im Gefolge hat. Damit aber werden freilich nur Kriege erschwert, nicht Kriegsrüstungen unnütz gemacht; denn diese sind ja, wie die Dinge liegen, die hauptsächlichsten Kriegverhütungsmittel. Bin ich schwächer als der übelwollende Nachbar, so wird er mich anfallen, bin ich gleich stark wie er, so wird er sichs mindestens überlegen und, so lange es ihm seine Leidenschaft zuläßt, Ruhe halten.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



oweit war Graf Dietrich in seiner Rede gekommen, während deren er zuweilen einen forschenden und unruhigen Blick nach seiner Mutter warf, als sie ihm mit der Hand zu schweigen winkte und mit leiser, gebrochener Stimme, ohne ihr Gesicht zu enthüllen, zu sprechen anfing.

Es ist gut, sagte sie, ich habe dich verstanden. Du sollst mir nicht länger das Herz mit vergiftetem Dolche durchbohren. O Dietrich, Dietrich, solche entsetzliche Vorwürfe deiner Mutter! Deiner Mutter, die auf der Welt nichts mehr hat als dich!

Aber ich bitte dich, liebste Mama, was sind das für übertriebene Ausdrücke! sagte er, näherkommend. Vergifteter Dolch! Ich bitte dich. Habe ich denn dir speziell Vorwürfe gemacht? Ich sprach von der Welt im allgemeinen, und du konntest es nicht in Abrede nehmen, daß ich Recht habe.

Ja, du hast Recht, sagte sie schluchzend. Du hast Recht, Dietrich, und ich will dir diesmal durch die That Recht geben. Wir wollen uns bessern, mein Sohn, du hast mich tief erschüttert. Wir wollen zusammen abreisen, wir wollen aller Heuchelei entgehen. Es ist uns noch ein kleiner Rest Geldes geblieben, der uns erlaubt, eine stille, bescheidne Häuslichkeit an einem abgelegenen Orte zu führen. Du sollst deine Entlassung nehmen, mein Sohn, und wir wollen in einem freundlichen, kleinen Städtchen, wo die Lebensmittel noch billig sind, unserm Leben die Weihe der Tugend geben!

Dietrich sah sie etwas argwöhnisch an, aber der Ton, der aus diesem verhüllten Munde zu ihm drang, klang so echt, und er hatte einen solchen Respekt vor der Entschiedenheit seiner Mutter, daß er jetzt in der That glaubte, sie mache Ernst, und er habe sie durch seine erschütternden Worte auf einen neuen Lebensweg gebracht. Er rückte einen Stuhl dicht an das Sopha, setzte sich darauf und legte seinen Arm um ihre Schultern.

Meine liebste Mama, sagte er zärtlich, nimm es doch nur nicht gar zu schwer. Lieber Himmel, wer wägt denn seine Worte immer auf der Goldwaage? Man braucht doch nicht gleich das Kind mit dem Bade auszuschütten. Ich meinte doch nur —

Was meinstest du? rief die Gräfin, jäh in die Höhe fahrend, sodaß er erschrocken zurückprallte. Was meinstest du?

Mein Gott, sagte Dietrich, verlegen unter dem Blicke dieser dämonischen Augen, ich meinte, man sollte nicht alles auf die Spitze treiben. Es ist doch nun nicht mit einem male nötig, in ein kleines Mattenneß zu kriechen. Gibt es denn nur keinen Mittelweg?

Was für einen Mittelweg meinst du?

Nun, ich meine einen Weg, auf dem man festhält, was man hat, aber doch nicht gerade etwas Unlogisches neu unternimmt.

Das verstehe ich nicht.

Siehst du, Mama, sagte Dietrich nach einer Pause, es ist mit der Liebe eine ganz eigne Sache, obwohl ich wohl eigentlich nicht nötig hätte, dir das erst auseinanderzusetzen. Es beruht das meiner Überzeugung nach auf einer gewissen Chemie der Seelen, wenn ich mich so ausdrücken darf. Goethe hat das in seinen Wahlverwandtschaften so schön klar gemacht. Wo nicht eine seelische Übereinstimmung von Natur schon da war, ist alle Liebesmüh umsonst. Und ganz besonders trifft das bei energischen Naturen zu. Dorothea ist ein ganz eigentümliches Wesen, wie mir, kann ich wohl gestehen, noch keines vorgekommen ist. Nicht daß sie etwa Besonderheiten hätte, die sie auf den ersten Schlag vor andern bemerklich machten, wie eine sehenswerte Spezialität. Es ist nicht leicht zu sagen, worin ihre Eigentümlichkeit besteht, denn wenn man ihre Eigenschaften betrachtet, so sind es schließlich dieselben, welche andre Frauen auch haben. Ich möchte fast sagen, sie ist dadurch ausgezeichnet, daß es unmöglich ist, ihre Besonderheit zu definiren, und daß doch alle Züge, welche der weiblichen Natur gemeinsam sind, bei ihr in besonderm Glanze hervortreten. Ich möchte sagen, sie ist wie ein ganz besonders gut und deutlich gelungener Abzug eines Kupferstichs. Alle andern Blätter zeigen dasselbe Bild, aber dies Blatt zeigt es am schärfsten.

Ich bewundere wirklich deine Objektivität, sagte die Gräfin kopfschüttelnd. Erst war es die Chemie, nun kommen die Kupferstiche!

Damit will ich nur bezeichnen, fuhr er fort, daß es nicht leicht ist, ihrer Natur beizukommen, wenn sie nicht will. Denn je ausgeprägter ein Charakter ist, desto schwerer läßt er sich mit einem andern vermischen. Wenn Dorothea wirklich Herrn Eschenburg liebte, wofür ich übrigens noch gar keinen Beweis sehe, so würde es ganz unmöglich sein, sie davon abzubringen. Solche Naturen lieben nur einmal. Aber selbst so, wo ihr Herz, wie ich denke, noch frei ist, empfinde ich ihr gegenüber die völlige Unmöglichkeit, von Liebe zu sprechen, weil ich weiß, daß meine Natur nicht mit der ihrigen zu verschmelzen ist. Der Stoff ist zu verschieden, und meine Natur ist ebenfalls eine scharf ausgeprägte. Niemals werde ich imstande sein, ihr einen Antrag zu machen. Ich brächte das Wort nicht über die Lippen.

Nun, sagte die Gräfin kalt, dann ist es ja gut, daß ich mich mit dem Gedanken an den kleinen Ort vertraut gemacht habe, und ich empfehle dir, dich ebenfalls daran zu gewöhnen. Lebt wohl, ihr ehrgeizigen Pläne, lebe wohl, Glanz der Welt! Die letzten Altenschwerdts werden in einer Kleinstadt verkümmern, du kannst mit den Spießbürgern eine Pfeife in der Aneipe rauchen, während ich mit der Frau Bürgermeisterin und der Frau Apothekerin Strümpfe stricke.

Aber Mama, rief er unmutig, ist denn diese Baronesse Sertus das einzige

Frauenbild auf Erden? die einzige Partie, die zu machen ist? Wenn es für mich durchaus nötig ist, eine reiche Partie zu machen — was mir allerdings einleuchtet — muß es denn gerade diese sein?

Hast du soviel Zeit? Und denkst du, daß es bei einer andern anders sein würde? Ich kenne dich, Dietrich. Deine Phantasie ist immer rege, aber die Thatkraft fehlt dir. Da klügelst du nun in einer mir ganz unverständlichen Weise an der Erscheinung dieses Mädchens herum, findest dies und das, stellst Betrachtungen an und versäumst darüber das Wichtige. Das wird immer so sein, es wird dir mit einer jeden ähnlich gehen. Dorothea ist wie andre auch, nur hochmütiger als die meisten jungen Damen, die ich kenne. Du, ganz wie dein seliger Vater, läßt dich abschrecken, abweisen, wieder anziehen, schlägst dich immer mit Idealen herum und vergißt die Wirklichkeit. Es war, als ob ein Engel vom Himmel mir jenen Brief des Barons Sextus überbracht hätte, in welchem jener alten Bestimmung über die Erbschaft von Eichhausen Erwähnung geschah. Und du willst dies Glück in die Schanze schlagen.

In solcher Weise redend, wußte die Gräfin das leicht bewegliche Gemüt des Sohnes nach und nach umzustimmen und wieder auf den anfänglich betretenen Pfad zu lenken. Er wiederholte, vom Glanz der großen Aussicht auf die Erbschaft Eichhausen geblendet und durch die stärkere Willenskraft der Mutter besiegt, sein Versprechen, das Seinige zu thun, um die Partie zustande zu bringen.

Doch weigerte er sich hartnäckig, eine gewisse Passivität aufzugeben.

Der Gedanke, von dieser stolzen Schönheit direkt ins Gesicht einen Korb geschleudert zu erhalten, ist mir unerträglich, sagte er. Ich frage sie nicht, ob sie mich heiraten will. Du hast es mit dem Vater in Gang gebracht, ihr beiden könnt es auch ausfechten. Das wird übrigens nur vorteilhaft sein. Wo äußere Gründe zu einer Heirat führen, da ist es besser, die Eltern bringen alles in Ordnung. Ich wäre imstande, im letzten Augenblick alles zu verderben, wenn ich mit erheuchelten Empfindungen eine sentimentale Komödie aufführen sollte. Ich halte mich dafür zu gut. Ich habe auch meinen Stolz.

Dierundzwanzigstes Kapitel.

Zu dem Diner am folgenden Tage war auch Pfarrer Sengstach geladen worden. Dorothea hatte ihren Plan der Kolonisation bei ihrem Vater zur Sprache gebracht, und dieser war mit weniger Widerstreben, als sie gefürchtet hatte, darauf eingegangen, die Sache zu überlegen. Es bewog ihn dazu mehr die Rücksicht auf die Person als das Vertrauen zu dem Plane selbst. Denn er war der Ansicht, daß nur die Wiederherstellung der patrimonialen Gerichtsbarkeit und der alten Ständeversammlung das Loos der armen Leute verbessern könne. Aber er war jetzt ganz besonders geneigt, seiner Tochter alles zu Gefallen zu thun. Er fühlte so etwas wie Verpflichtung gegen sie, weil er sie zum besten des Familienstolzes verheiraten wollte. Er ließ den Pfarrer Sengstach um sein Gutachten bitten.

Pfarrer Sengstach war so begeistert von der Idee, daß der Baron lächeln mußte. Der Pfarrer hielt in seinem Innern Dorothea für eine Lichtgestalt, welche imstande sei, das ganze Land vom Elende zu befreien, falls ihr könig-

liche Macht verliehen würde, und sein Gutachten hatte einen dichterischen, beinahe schwärmerischen Ton. Daß er in Gesellschaft dieser bewunderten jungen Dame stundenlang mit dem Baron über eine so schöne, wohlthätige Idee verhandeln konnte, erfüllte ihn mit Wonne, und er ward auf den Gipfel der Zufriedenheit erhoben, als ihn der Baron artig einlud, an dem genannten Tage bei ihm zu speisen. Die Aussicht, so viel Schönheit und Grazie von neuem im Schoße der Familie, an der Tafel der Vornehmen bewundern zu dürfen, machte ihn vor Glück strahlen.

Als ihn zu der bestimmten Zeit des Dinens das bescheidne Lohnfuhrwerk wiederum vor dem Portale des Schlosses abgesetzt hatte und er im ehrwürdigen Frack, der noch der Mode seiner Examenzeit angehörte, in weißer Halsbinde und schwarzen Handschuhen dem Diener folgte, welcher ihn in die Halle führte, kam über ihn in dem Vorgefühl, mit der jungen Dame zusammenzutreffen, welche die Herrin eines solchen Wohnsitzes und dazu eine unvergleichliche Persönlichkeit war, eine Verwirrung, welche ihn eines guten Theiles seiner intellektuellen Fähigkeiten beraubte. Er mußte sich ein wenig verfrüht haben, denn die Halle war ganz leer, als er eintrat, und diese Beobachtung diente nicht dazu, seine Selbstbeherrschung zu befestigen. Er betrachtete, langsam den großen Raum durchmessend, die Gemälde an den Wänden, die schweren massiven Möbel, die altertümlische vornehme Ledertapete, die hohen Fenster mit den Glasmalereien, den vergoldeten Kronleuchter, der aus gewaltiger Höhe herabhing, und blieb endlich vor dem Bildnis einer Dame aus dem vorigen Jahrhundert stehen, deren Wespentaille, buntgeblümtes, weitausgeschnittnes Kleid und thurmhohe, federgeschmückte Frisur seine Aufmerksamkeit besonders erregte. In der Vermutung, daß dies wohl eine in der längst verschollenen Zeit ihrer Blüte abkonterseite Urgroßmutter der von ihm verehrten jungen Dame sein könne, studirte er deren Züge, die fein gezeichneten Augenbrauen, die Form des Mundes und der Nase und bedauerte, daß der Puder die Farbe der Haare nicht erkennen lasse. Die Augen waren von eignem dunkeln Glanz, der ihm bekannt erscheinen wollte, auch der Schnitt des Gesichtes hatte etwas ihn anheimelndes, nur gaben die Schönpflasterchen neben der linken Munddecke und über dem rechten Auge dem Gesicht etwas feddes und weltlich herausforderndes, was ihm fremdartig vorkam.

Indem er in Betrachtung vertieft vor dem Gemälde stand, vernahm er plötzlich das Rauschen einer seidnen Schleppe und den trocknen Klang kleiner Absätze auf dem Parketfußboden hinter sich, und das Blut drang ihm gewaltsam zum Herzen, indem er es sich nicht anders denken konnte, als daß es Dorothea selbst sei, die sich ihm näherte. Als er sich jedoch eiligst umdrehte, sah er, daß es nicht das freundliche Antlitz des jungen Mädchens war, welches er sich gegenüber blickte, sondern ein mehr herrisches, härteres und markirteres Frauengesicht. Er sah zu seiner Überraschung die Dame vor sich, welche ihn vor einiger Zeit in seiner Klausur besucht und ihn schon einmal in derselben Weise enttäuscht hatte. Gräfin Sibylle erschien ihm jedoch anders als das erste mal. Es war heute keine Liebenswürdigkeit und kein Zug christlicher Opferwilligkeit bei ihr zu entdecken, sondern sie kam mit einem beinahe finstern Blick und einer fragenden Miene auf ihn zugeschritten, und sie hatte eine gebieterische Überlegenheit in ihrer Haltung, die ihn kalt und abstoßend berührte. Sie war wie immer schwarz gekleidet, aber es blitzte von allerhand polirten Flächen aus ihrem Anzuge hervor, als seien tausend kleine Facetten in den Falten und Spitzen des schweren Seidenkleides versteckt, welches knisternd und

krachend eine lange Schleppe in wogender Bewegung hinter sich herzog. Diese alle Farben verschmähende Kleidung funkelte und strahlte, ohne daß doch irgend ein Stückchen Gold zu sehen war, mehr als eine andre Toilette, die in bunten Farben und mit Geschmeide ausgeführt worden wäre, und es schien dem guten Geistlichen in seiner erregten Phantasie, als komme eine schillernde Schlange in wellenförmigen Windungen auf ihn zu, ihn mit unheimlich leuchtenden Augen fascinirend.

Nun, mein lieber Herr Pfarrer, sagte sie mit gömmerhaftem Tone, was führt Sie hierher?

Er erklärte nach einer tiefen Verbeugung den Grund seiner Anwesenheit.

Das ist mir sehr angenehm, sehr angenehm, sagte sie zerstreut. Apropos, daß ich in der Angelegenheit der innern Mission bei Ihnen war, das brauchen Sie nicht zu erwähnen, falls die Rede auf dergleichen kommen sollte. Nicht als schämte ich mich, zu einem guten Werke bereit gewesen zu sein, aber ich liebe es nicht, daß davon gesprochen wird. Sie wissen, es soll die linke Hand nicht wissen, was die rechte thut.

Ganz wohl, sagte der Pfarrer, ich werde zu schweigen wissen. Daß meine Ansicht von der traurigen Unfruchtbarkeit guter Lehren und Wohlthaten bei dem unwissenden Volke dieses Landes leider bei dieser Gelegenheit wieder eine Bestätigung gefunden hat, werden die Frau Gräfin wohl noch nicht erfahren haben.

Wieso? fragte sie mit gerunzelter Stirn.

Ich weiß kaum, ob ich es erzählen soll, da es Sie vielleicht betrüben wird, aber immerhin ist es lehrreich. Einer der Leute, welche Sie besucht haben, Frau Gräfin, jener leichtsinnige Bursche, Claus Harnsen, von dem wir sprachen, hat sich unmittelbar nachher, noch in derselben Nacht, nachdem Sie ihn vermahnt, ein schweres Vergehen, ich muß wohl sagen Verbrechen, zu Schulden kommen lassen. Er hat einen Einbruch versucht.

Die Gräfin hustete leicht und hielt ihr spitzenbesetztes Taschentuch vor den Mund. Eine kreidige Färbung verbreitete sich um ihre Augen, welche plötzlich an Glanz verloren hatten.

Ist das zur Anzeige gekommen? fragte sie mit einer Stimme, die etwas heiseres im Ton hatte.

Nein, es ist nicht zur Anzeige gekommen, sagte der Pfarrer, ein wenig verwundert über diese Richtung des ersten Gedankens der Gräfin. Der Herr, bei welchem Harnsen den Einbruch versucht hat, ein Fremder, der im Gasthause wohnt, hat aus Mitleid die Sache auf sich beruhen lassen, da ihm nichts genommen worden ist, der unglückliche Mann dagegen sich eine Verletzung durch einen Sturz beim Einsteigen zugezogen hat.

Und woher haben Sie es erfahren?

Es war ein Gerüde unter den Leuten, und ich habe mich darauf bei dem Fremden selbst erkundigt. Obwohl es vielleicht meine Pflicht wäre, eine Anzeige zu machen, habe ich doch den Vorstellungen des Fremden, eines reisenden Malers, nachgegeben.

Sie haben Recht, sagte Gräfin Sibylle. Man muß an die Frau und die Kinder dieses Mannes denken. Wenn der Fremde es nicht anzeigen will, hat niemand das Recht dazu.

Sie sprach in kurzer, abgebrochener Weise, unähnlich ihrer sonstigen Art, und der Pfarrer wunderte sich von neuem, daß er keine jener wohlgesetzten

Wendungen zu hören bekam, die ihm früher eine so gute Meinung von der Frömmigkeit der Gräfin gegeben hatten.

Er konnte jedoch die Angelegenheit nicht weiter erörtern, wie er wohl gewünscht hätte, denn es traten jetzt der Baron, Graf von Francken und Graf Dietrich ein, und die Gräfin legte den Finger auf den Mund, indem sie ihm mit dieser Geberde und einem bezeichnenden Blick Stillschweigen auferlegte. Er trat zurück und verbeugte sich, während seine Augen nunmehr die ihm interessanteste Erscheinung unter der kleinen Gesellschaft suchte.

Aber Dorothea war noch nicht zu sehen.

Als Dorothea sich zum Essen ankleidete, war Millicent, die getreue Freundin und Botin, hereingetreten und hatte ihr eines jener Briefchen überbracht, welche seit der Verbannung Eberhardts auf Umwegen anzukommen pflegten. Errötend ließ Dorothea die Hand mit der Rose sinken, welche sie im Begriff war an ihrem Busen festzustecken, und griff nach dem Schreiben, Millicent aber verschwand in der Gewißheit ihrer Überflüssigkeit mit einem Lächeln voll Teilnahme und Schalkhaftigkeit. Mit ungeduldiger Hand ward die Enveloppe zerissen.

Meine geliebte Dorothea, laß das junge Mädchen, indem beim Verfolgen der schönen ebenmäßigen Schriftzüge ihre Wangen sich höher färbten und ihre Augen leuchteten, in diesem Augenblicke erhalte ich die Photographie, welche Sie mir gesandt haben. O seliges Entzücken, dies teure Angesicht, nach dem die Sehnsucht meine Seele erfüllt, nun so nahe vor mir zu haben und in dem kleinen, schwärzlichen Abbild das unerreichbare Original zu lieben! Ist es doch wenigstens ein Schatten der Person selbst, hat doch die gütige Sonne selbst hier ihre Vermittlung geboten und sehen mich diese angebeteten Augen mit ihrem eignen Blicke an. Ich sehe Sie, meine Dorothea, wie aus einem Spiegel blickend vor mir, und die willige Phantasie schlägt mir eine ätherische Brücke über den Abgrund unsrer Trennung und belügt mich mit beglückenden Bildern. Ich bin berauscht im Anblick dieser himmlischen Reize. Meine Lippen pressen sich wieder und wieder auf dies glückselige Papier, das in Ihren Händen gewesen ist und Ihre Anmut zu mir trägt, meine Knie beugen sich wie die der Gläubigen vor dem Heiligenbilde. Welch ein Trost ist mir dieses kostbare Geschenk in dem traurigen Suchen nach der so schnell verronnenen Zeit, wo wir uns ungehindert sehen und sprechen konnten, wo ich neben Ihnen durch ein Land hin wanderte und ritt, welches Sie mir zum Paradiese machten! Tausend Seufzer erlöst dieses Pfand Ihrer Treue aus meinem bedrückten Herzen und führt mir die köstlichen Stunden herbei, wo ich leicht und frei neben Ihnen atmen durfte. Und doch mischt sich dieser Freude sofort ein heftiger Schmerz bei, indem dies Porträt mit zwingender Gewalt die schöne Zeit herbeiführt, welche vergangen ist, und die Sorgen aufrührt, mit welchen die Zukunft droht. Indem ich Sie so lebhaft vor mir sehe und wieder den Klang Ihrer Stimme in meinem Ohre vernehme und in meiner Brust wiederhallen höre, wird die Befürchtung des Verlustes umso schneidender. Ich schöpfe flammende Liebesglut mit gierigem Blick aus diesem Spiegelbild Ihres Selbst, und diese Flammen verzehren mich. Werde ich je der Seligkeit vom Himmel gewürdigt werden, das geliebte Original mein nennen zu dürfen? Ach, seit heute sind Furcht und Hoffnung bei mir auf den Gipfelpunkt der Spannung getrieben, und ich fühle mich wie zerrissen von diesen mitleidlosen Strömungen. Lassen Sie sich erzählen: Nachdem ich heute Mittag ein so unerwartetes und umso freudiger begrüßtes Glück gehabt hatte, indem

ich Sie für eine selige Minute beim Grafen von Francken sehen und sprechen durfte, zeigte mir dieser gute und verehrungswürdige alte Herr eine strenge Miene. Ich begreife ihn, Dorothea. Er ist in den Zauberbann Ihrer Reize gekommen und hat nicht unberührt bleiben können. Diese unbeschreibliche Anziehungskraft, welche Sie ausstrahlen, nimmt alles gefangen, und ich sehe bei allen Personen, die mit Ihnen in Berührung kommen, fast dieselbe, immer eine mächtige Wirkung. So ist auch der Graf verliebt in Sie, Dorothea, verliebt wie ein Vater, oder wie ein Geizhals. Er möchte Sie bewachen, wie der Drache seinen unschätzbaren Hort. Die Aufmerksamkeit, welche ich Ihnen widmete — ich spreche in seinem Sinne, denn welches Wort ist Aufmerksamkeit für mich! — ist ihm aufgefallen und hat ihn beunruhigt. Ich verdanke es ihm nicht, ja ich liebe ihn deshalb, ich verehere in ihm die Sympathie, welche Sie ihm einflößten. Der Graf ist entschlossen, Ihrer Ruhe halber zu interveniren, er will unser Verhältnis Ihrem Vater gegenüber zur Sprache bringen. Das sagte er mir. Begreifen Sie nun, Dorothea, in welchem Tumult alle meine Sinne und mein innerstes Fühlen sich befinden? Ich sehe das Glück meines Lebens auf die Schneide eines Messers gelegt — fällt es hier oder dort? Und doch ist in gewissem Sinne ein Gefühl von Befreiung über mich gekommen, der Befreiung von dem Druck der Heimlichkeit. Was ich selbst noch nicht wagte und was mir nach Ihren Briefen als in weiter Ferne stehend vorschwebte — der Graf will es thun. Er will Ihren Vater fragen, ob er unsrer Verbindung zustimmt. Ob ich Hoffnung habe? Nach den Worten des Grafen nicht. Er sagte mir geradezu, daß er mir keine Hoffnung machen könne, und er fragte mich, ob ich trotzdem wünsche, daß er mit dem Baron spräche. Vielleicht hätte ein klügerer Mann als ich ihn gebeten, unverbrüchliches Schweigen über das Geheimnis zu bewahren, welches er entdeckt hatte, aber mir flüsterte in diesem kritischen Augenblick eine innere Stimme zu, und ich folgte nicht der bedächtigen Klugheit, sondern dem unwiderstehlichen Drange meiner Liebe zu Ihnen, die keine Schranken der Vorsicht mehr dulden mag und, ihres Ursprungs würdig, alle Kleinlichkeit, alles Zagen, alle Bedenken verschmäh't und überwindet. So gilt es nun, Dorothea, so ist nun der Würfel im Rollen! Möge ein gütiger Gott ihn uns gnädig wenden! Und noch ein Wort, meine angebetete Dorothea! Es steht jener Augenblick vor mir, wo mein Boot mich zur Küste trug und ich Sie in Begleitung eines Herrn sah, den ich im Näherkommen als den Grafen Dietrich von Altenswerdt erkannte. Ich habe von Natur keinen Hang zur Eifersucht. Ich kenne das stolze Herz, welches sich mir zuneigte, zu gut, als daß ich mir auch nur vorzustellen vermöchte, es könnte sich ändern und könnte die heiligen Versprechungen vergessen, welche es mir gab. Nach den Worten, die Ihr Mund sprach, ist mir kein Zweifeln mehr möglich. Aber gerade dieser Mann, Dorothea! — Eine solche Verbindung! — Der Stolz Ihres Vaters auf seine vornehme Familie! — Noch niemals habe ich so lebhaft wie in dieser Stunde den unerträglichen Abstand von der Größe meiner Ansprüche zu der Kleinheit meines Wertes empfunden. Ich fühle mich in einer grausamen Lage zwischen meinem hochfliegenden Streben und einem Geschick, welches mich zu Boden drückt. Wie hat sich alles verändert, seitdem Schloß Eichhausen diesen Besuch beherbergt! Welche Bitternisse mischen sich in die Süßigkeit Ihrer Liebe, o verhängnisvolle Schönheit! Welche traurige Gedanken bestürmen mich, seitdem ich mich als verbannt betrachten muß! Wie ist die Erinnerung an unser glückliches Beisammensein vergiftet! Wer Sie liebt, Dorothea, und nicht von

der Natur und dem Geschick zugleich begünstigt wird, hat eine gefährliche Stellung. Er ist mit der Aussicht auf den Himmel an den Rand des Abgrunds der Hölle gestellt. Sein Herz und sein Kopf sind im unverjöhnlichen Kampf mit einander und sein ungestilltes Verlangen muß ihm eine Pein auferlegen, die kein Ende hat. Sie kennen und lieben gelernt zu haben, ohne Sie besitzen zu dürfen, wäre ein unerträgliches Loos. So zittere und bange ich vor dem Ergebnis des heutigen Tages und möchte stehen: Wenn es auch ungünstig ausfallen sollte, bleiben Sie dieselbe, die Sie mir waren!

Dorothea las diesen Brief, las ihn noch einmal, preßte ihn an die Lippen und drückte ihn auf ihr klopfendes Herz. Sie war in die größte Aufregung geraten, und ihre Finger waren so unruhig, daß sie kaum imstande war, ihre Toilette zu beenden, während doch von der Bendüle auf dem Kamin der Schlag des Hammers in der Hand des kleinen bronzenen Bergknappen ihr verkündigte, daß die Stunde des Diners gekommen sei. Die Gewißheit über die nahe bevorstehende Entscheidung machte ihre Pulse fliegen und gab ihrem Blick einen fieberhaften Glanz. Sie fürchtete, daß jedermann in ihrem Gesichte lesen könne, und sie wagte es nicht, ihr Zimmer zu verlassen. Erst Millicents Hereinkommen gab dieser Spannung ihrer Nerven eine kleine Erleichterung. Sie warf sich ungestüm in die Arme der Freundin und verbarg ihr Gesicht an deren Schulter.

Der Unvorsichtige! flüsterte sie. Er hat den Grafen von Francken beauftragt, um mich zu werben!

Millicent fuhr erschrocken zusammen.

Es ist keine Zeit, darüber zu reden, sagte Dorothea. Es ist nun auch nicht mehr zu ändern.

Der Graf ist unten, erwiederte Millicent. Wenn du ihm einen Wink gibst, so schwiege er wohl.

Dorothea blickte sie lange an, und ein Sturm von Gedanken tobte durch ihren Kopf.

Nein, sagte sie dann mit einem Blick nach oben, er hat es so gewollt, und ich mag nicht dem Rade des Schicksals in die Speichen greifen!

Sie drückte beide Hände der Freundin, ergriff ihren Fächer und eilte hinaus. Millicent sah ihr mit nassen Augen nach und seufzte tief. Sie setzte viel Vertrauen auf die Macht der Liebe, aber sie kannte den Baron Sertus.

Dieser pünktliche Herr hatte soeben zum drittenmal seine alte silberne doppelhänjige Cylinderuhr hervorgezogen, von der er behauptete, daß sie allen modernen Chronometern an Zuverlässigkeit überlegen sei, und konnte bei seiner Tochter Hereintreten eine kleine tadelnde Bemerkung nicht unterdrücken, eine Bemerkung, welche den Pfarrer bis über die Ohren erröten machte und ihm eine Empfindung verursachte, als beginne der eichene Fußboden unter seinen Füßen zu wanken.

(Fortsetzung folgt.)





Parlamentarische Offenherzigkeiten.



ortschrittliche Blätter wittern Konflikt und schmunzeln dabei, als schnüffelten sie den Duft einer gebratenen Gänseleber. Gewisse Geschäfte floriren ja in Kriegszeiten mehr, als wenn das öffentliche Leben seinen gleichmäßigen Gang nimmt. Darum hoch der Krieg! Auch scheint schon das Kommando: Klar zum Gefecht! erteilt und hier und da etwas unrichtig verstanden worden zu sein, da verschiedene Herren sich plötzlich einer ebenso unerwarteten wie dankenswerten Offenheit befleißigen. Es versteht sich von selbst, daß damit nicht auf die immer häufigeren Beweise der schlechten Lebensart des verfloffenen Bürgermeisters von Neuwied angespielt werden soll, wiewohl auch er sich jezt im Eifer manchmal verschnappt. Man begreift ja leicht, daß Herr Richter den Augenblick nicht erwarten kann, als Oberfeldherr eines Parlamentsheeres den Herren Nolke, Bronsart e tutti quanti den Meister zu zeigen, und da er sichs noch außerdem so uneigennützig angelegen sein läßt, in die Trockenheit parlamentarischer Verhandlungen jederzeit durch Leistungen in der niedern Komit Abwechslung zu bringen, so kann ihm wohl einmal etwas menschliches begegnen. Grobsein, wo man sich sicher weiß, von der Gegenseite nie mit gleicher Münze bedient zu werden, ist nicht schwer, aber selbst der gemeine Mann wünscht dann und wann durch etwas andres von seinem Lieblingskomiker unterhalten zu werden, und mit dem Witzmachen geht es nicht immer so glatt, wie man möchte. So unlängst mit der gloriosen Disjunktion: Entweder nimmt den Soldaten sein Dienst gänzlich in Anspruch, dann verschone man ihn mit Arbeit in seinem bürgerlichen Verufe, oder er hat freie Zeit, dann setze man die Dienstzeit herab. Hört man da nicht förmlich einen von jenen beliebten „Komikern“ mit dem Hahnenkamm auf dem Kopfe seinen „Cousin“ fragen, was schwerer sei, ein Pfund Federn oder ein Pfund Blei? Aber der Effekt war unerbiedigt trauriger Natur. Die Myrmidonen lachten nicht, sic nahmen den Späß für Ernst und riefen gehorjam: „Sehr

richtig!“ Jetzt muß der arme Achill sich darauf gefaßt halten, mit Nußanwendungen seiner Logik geplagt zu werden: Entweder nimmt der parlamentarische Dienst den Abgeordneten gänzlich in Anspruch u. s. w. Für die Zukunft werden wohl Zeichen verabredet werden müssen, damit die Komparserie weiß: Jetzt kommt das Stichwort für Heiterkeit, jetzt für Zustimmung u. s. w. Denn so peinlich es sein muß, nach einem vermeintlich guten Witz nur fragenden Blicken der Zuhörer zu begegnen, die noch auf die Pointe warten: beschämender ist eine solche ernsthafte Zustimmung auf jeden Fall. Dagegen blieb dem Redner die Anerkennung versagt, wo er sie redlich verdient hatte. Seinen Klagen über die Bedrückung der bürgerlichen Geschäfte durch die Konkurrenz der Militärschuster, Militärsattler u. s. w. und über die mehreren Seidel Bier, welche schon in Kantinen in Zivilkleiden geflossen sein können, lag ja augenscheinlich ein ernstes Studium von Zunftakten aus dem sechzehnten oder siebzehnten Jahrhundert zu Grunde, in welchen Beschwerden über die bürgerliche Nahrung derer *artificum palatinorum* oder Hofe-Handwerker nicht selten und genau mit denselben Argumenten vorkommen, wie sich deren Herr Richter gegen die Soldatenarbeit bedient. Dieses Erwachen historischen und konservativen Sinnes bei dem großen Abgeordneten wäre wohl einer kleinen Aufmunterung wert gewesen, wenn er sich auch im Gegenstande diesmal vergriffen hat. Vielleicht sagt er den strengeren politischen Freunden, welche ihm die Konzession zum Vorwurf machen, zur Entschuldigung, im Parteikampf sei ihm jedes Mittel recht, sogar die Anerkennung der Verwerflichkeit einer ungezähmten Konkurrenz und einer Preisgebung des wirtschaftlich Schwachen. Allein auch das wäre etwas Neues und bedingungsweise Erfreuliches, da der Mann, welcher sich zum Sprachrohr für jede Bosheit gegen das deutsche Reich macht, und welcher sich sogar entblödete, den durch seinen unqualifizirbaren Artikel bekannt gewordenen amerikanischen Gesandten als Autorität zu zitiren (oder war das vielleicht nur erwiederte Höflichkeit, da jener Herr irgend einen Abgeordneten als Autorität für einen besonders taktvollen Ausdruck zitiert hatte?), doch bisher sorglich alles vermieden hat, was der — konservativen — Wahrheit die Ehre geben würde.

Als zweiter in der Liste der Offenherzigen präsentiert sich Herr Stern, Redakteur aus Frankfurt und Hospitant der Fortschrittspartei. Redakteur muß man sein und Stern heißen, um eine Pflichtverfümmnis der preussischen Regierung gerade da zu entdecken! Der Staat kümmert sich nicht darum, wo und wie die Rabbinatskandidaten ihre Vorbildung erworben und welche politische Gesinnung sie haben. Abnorm! Darin hat der Mann Recht, und hoffentlich bestimmt er seine Gastfreunde, einen Gesehentwurf einzubringen, welcher die Lücke angemessen ausfüllen würde. Die Frage verdient auch deshalb nicht in Vergessenheit zu geraten, weil wir bei einer Ordnung des betreffenden Prüfungswesens endlich erfahren würden, was eigentlich im Talmud steht, da gegenwärtig die Gelehrten sich darauf beschränken, zu versichern, die Dinge, welche Professor Rohling und andre gefunden haben wollen, stünden garnicht darin.

Von einem Hospitanten des Fortschritts zu einem Mitgliede der „Volkspartei“ ist der Schritt nicht groß. Rechtsanwalt Payer aus Württemberg will sich den König von Württemberg als seinen ganzen und ungetheilten Landesvater nicht rauben lassen. Hat ihm jemand denselben ganz oder teilweise nehmen wollen? Das eigentlich nicht. Allein der Schatzsekretär Burchard hat sich herausgenommen, die kaiserliche Botschaft eine landesväterliche Mahnung zu nennen, und in diesem Punkte ist man sehr empfindlich, zumal wenn man der Volkspartei angehört. Dem Kaiser und dem Kanzler ist ja alles zuzutrauen! Mit Berufung darauf, daß die Würtemberger durch ihr Schweigen bei jener Redewendung des Herrn Burchard ihre Einwilligung erteilt hätten, könnte eines schönen Morgens der König von Württemberg vom Throne gestoßen werden, und wenn die konservativen Schwaben meinen, die Gefahr sei nicht drohend, das dynastische Feingefühl eines noch über den Fortschritt Fortgeschrittenen läßt sich so schnell nicht beruhigen. Es ist ja nicht das erstemal, daß die Demokraten sich als Paladine der bedrohten Souveräne bewähren. Im Jahre 1866 scharten sich geschätzte Mitglieder der damaligen Fortschritts- und Volksparteien um den armen Bundestag als letzten Hort der Freiheit, um den Kurfürsten von Hessen, den König von Hannover und Herrn von Beust. Welches Glück für die deutschen Fürsten, daß, wenn es sich darum handelt, der Reichseinheit etwas anzuthun, man sich ihrer — der Fürsten — wohlwollend erinnert. Ihr Fürsten könnet ruhig sein, fest steht die Wacht der Volkspartei'n!

Und endlich Herr Bamberger, rechter Seitenverwandter des Fortschritts! Wenn ein so gewiegter Geschäftsmann mobil macht, muß es ernst stehen. Daß er mit edler Bescheidenheit die Eloquenz als aus der Mode gekommen bezeichnet, werden ihm zwar manche guten Freunde verübelt haben, und es war wirklich nicht notwendig, Herrn Lasker so zu kränken. Doch das ist eine Kleinigkeit im Vergleich mit den unschätzbaren Eröffnungen politischer Natur. „Wer in unserm lieben Deutschland jetzt eine republikanische Verfassung erstreben wollte, der wäre ein reiner Narr,“ und „die Regierung muß den Weg gehen, den die Reichstagsmajorität ihr vorzeichnet.“ Der Minister Scholz war in der That wenig großmütig gegen den Redner, aber darin am wenigsten, daß er ihm das „Jetzt“ aufmüßte. Um des Himmels willen, man kann sich doch nicht für ewige Zeiten binden! Es können „Konjunkturen“ eintreten, die unbenußt zu lassen wenig Geschäftsgeist bekunden würde. „Jetzt“ begnügen wir uns mit dem Parlamentarismus, und zwar nicht dem Parlamentarismus „in der übertriebenen Weise, daß man alle vierzehn Tage nach neuen parlamentarischen Kombinationen ein neues Ministerium macht“; beileibe nicht! da würde alles Vergnügen für die endlich auf parlamentarischem Wege ans Ruder Gelangten aufhören. Eine neue Kombination läßt sich bald zustande bringen, wenn es sich überhaupt um Opposition gegen eine Regierung handelt, und noch dazu mit der Aussicht, deren Stelle einzunehmen. In solcher übertriebenen Weise wollen wir den Parla-

mentarismus durchaus nicht, weder jetzt noch künftig. Wer einmal im Ministerfauteuil sitzt, will auch warm darauf werden, den Genuß der Macht auskosten, dauernde Spuren seiner Herrschaft hinterlassen. Unter uns: namentlich den guten Freunden und getreuen Nachbarn wäre garnicht zu trauen, die würden den parlamentarischen Staatsmännern am ersten Abstimmungen zwischen die Füße werfen, um sie zum Stolpern zu bringen. Dagegen heißt es sich bei Zeiten vorsehen. Darum nur ein mäßiger Parlamentarismus, keine Forcetur, morgens und abends einen Eßlöffel voll, und wenn er Unbequemlichkeiten verursacht, aussetzen — das Rezept ist schon oft angewendet worden, und hat sich meistens überraschend gut bewährt. „Ein Zusammenwirken von organischen Mehrheiten in der Volksvertretung mit der Regierung,“ das ist der Bambergerische Parlamentarismus, der sich ins Praktische übersezt so ausnimmt: Wir, die Opposition, sind die organische Mehrheit, folglich muß die Regierung den Weg gehen, welchen wir ihr vorzeichnen; will sie sich dazu nicht bequemen, so hat sie uns Platz zu machen; sollte sich indessen nach vierzehn Tagen eine Mehrheit gegen uns bilden, so werden wir vor allem prüfen, ob sie organisch oder anorganisch sei, und darnach unsre Entschlüsse fassen.

Es besteht also, wie bemerkt, Klarheit. Auf dem „linksten“ Flügel entfaltet die Volkspartei unter den sympathischen Zurufen des Zentrums das Banner des Partikularismus; dann folgt die Brigade Richter mit dem Feldgeschrei: Befreiung des Königtums aus der Gewalt des Hausmeiers! — dann die Brigade Bamberger, welche für jetzt keine Republik und auch nur einen gemüthlichen Parlamentarismus will. Ist das Reich nicht glücklich zu preisen, wo den Radikalsten der Radikalen höchstens ein Übermaß an Loyalität zum Vorwurfe gemacht werden kann? Und doch nicht Ruhe und Frieden? Es giebt eben böse Menschen, wie jener bairische Major erfahren hatte, der sich pensioniren ließ, weil sein Feldwebel ihn „gar so viel sekirte.“

Schließlich noch einmal Herr Richter! Derselbe machte die erfreuliche Mitteilung, daß die ungünstigen Urtheile über sein politisches Wirken sich in den Zeitungen immer häufiger vernehmen ließen, suchte aber den angenehmen Eindruck sofort wieder durch die Versicherung abzuschwächen: die Verfasser solcher Artikel sprächen nicht ihre eigene Überzeugung aus, sondern lieferten nur bestellte, von der Regierung honorirte Arbeit. Hiernach scheint er sich auch in seiner Ansicht über Kritik auf dem Komödiantenstandpunkt zu befinden und jeden Journalisten für einen Reisläufer zu halten, der im Tagelohn lobt oder tadelt, je nach Bestellung — aus dem Munde eines Mannes, welcher mitten in der Öffentlichenmeinungs-Industrie steht, gewiß ein merkwürdiges Bekenntnis, das an Wert noch gewonnen haben würde, wenn er seine Offenherzigkeit noch etwas weiter ausgedehnt und bekannt gemacht hätte, aus welchem Fonds und nach welchem Tarif der Ruhm des Herrn Richter bezahlt wird.

Zur Lutherfeier.

Von einem Lutheraner.



vor vierundzwanzig Jahren feierte das deutsche Volk mit allgemeiner Begeisterung den hundertsten Geburtstag Schillers. Im gegenwärtigen Jahre steht uns die Feier von Luthers vierhundertstem Geburtstag bevor. Wird die Begeisterung eine gleiche sein? — Was ist Schiller gegen Luther? Ohne Zweifel hat der Dichter auf unsre nationale, ästhetische und politische Entwicklung einen weitreichenden Einfluß geübt. Über Luther aber konnte Döllinger, eine katholische Autorität ersten Ranges, sagen: „Es war seine überwältigende Geistesgröße und wunderbare Vielseitigkeit, welche Luther zum Manne seiner Zeit und seines Volkes machte; und es ist richtig: es hat nie einen Deutschen gegeben, der sein Volk so intuitiv verstanden hätte und wiederum von der Nation so ganz erfaßt, ich möchte sagen, von ihr eingesogen worden wäre, wie dieser Augustinermönch in Wittenberg. Sinn und Geist der Deutschen war in seiner Hand, wie die Leier in der Hand eines Künstlers. Hatte er seinem Volke doch auch mehr gegeben, als jemals in christlicher Zeit ein Mann seinem Volke gegeben hat: Sprache, Volkslehrbuch, Bibel, Kirchenlied; und alles, was die Gegner ihm zu erwiedern oder an die Seite zu stellen hatten, das nahm sich matt und kraft- und farblos aus neben seiner hinreißenden Beredsamkeit. Sie stammelten, er redete. Nur er war es, der der deutschen Sprache, dem deutschen Geiste das unvergängliche Siegel seines Geistes aufgedrückt hat, und selbst diejenigen unter den Deutschen, die ihn von Grund der Seele verabscheuen als den gewaltigen Irrlehrer und Verführer der Nation, können nicht anders, sie müssen reden mit seinen Worten, müssen denken mit seinen Gedanken.“*)

Dies Urtheil eines Katholiken aber muß der Protestant noch wesentlich vertiefen und erweitern. Dem Protestanten gilt der große Reformator als der Geburtshelfer der modernen Weltanschauung. Ist er doch der Befreier des Geistes, Herzens und Gewissens von aller Menschensatzung, der Zerberberer des geisttötenden Joches der Formel und des Buchstabens, der Erneuerer der wahrhaft christlichen Sittlichkeit, welche aus der innersten Überzeugung erwächst anstatt jener Verflachung und Veräußerlichung durch die sogenannten guten Werke, die von einem Nebenmenschen auferlegt, von menschlicher Autorität ihrem Werte und ihrer Wirkung nach geschätzt werden. Luther gräbt das reine Evangelium aus all dem Schutt und Rehricht der Jahrhunderte hervor. Er macht den evangelischen

*) Vergl. W. Baumgarten, Eine deutsche Revue. Rostock, Hinrichs, 1883.

Kernspruch: „So halten wir es nun, daß der Mensch gerecht werde ohne des Gesetzes Werke allein durch den Glauben“ zu seinem eignen Denk- und Wahlspruch und zu dem aller fernern menschlichen Weiterbildung. Dies wunderbare Wort versetzt ja den Menschen in die unmittelbarste, allerpersönlichste Beziehung zu seinem Gott, dem Gott der Heiligkeit und der Liebe. Zum Gott der Heiligkeit durch die Worte: „Gerecht ohne des Gesetzes Werke.“ Denn diese eröffnen ihm die Einsicht in die Unzulänglichkeit und Unwürdigkeit des eignen, vermeintlich recht-schaffnen Wandels und bringen ihm den unermesslichen Abstand des Geschöpfes vom Schöpfer, die unüberwindliche Macht der Sünde zum Bewußtsein. Zum Gott der Liebe durch die Worte: „Gerecht allein durch den Glauben.“ Denn auf Grund der aus dem Sündenbewußtsein folgenden Erlösungsbedürftigkeit erwecken sie das Verständnis für die im Erlösungswerk gipfelnde überschwängliche Liebe Gottes; aus diesem aber erwächst der Glaube, d. h. das zuversichtliche Ergreifen der Hilfe bietenden göttlichen Liebeshand und damit zugleich die Gegenliebe zu dem, „der uns zuerst geliebt hat,“ und die in ihr wurzelnde fröhliche Gewißheit, daß Gott in Gnaden den Glauben als Gerechtigkeit anrechnet, das will sagen: daß er das durch solchen innern Läuterungsprozeß erzeugte ernste Streben nach Gerechtigkeit für die That gelten läßt. Die im Glauben beruhende Liebe ist nun aber auch wirklich die Quelle ganz neuer sittlicher Triebe und Kräfte: durch sie wird die Macht der Sünde gebrochen, da in ihr das Streben nach Gerechtigkeit zur Herzenssache geworden ist. „Die Liebe ist des Gesetzes Erfüllung.“ Zunächst freilich nur noch im Keim; aber dieser Keim entfaltet sich seiner Natur nach zu immer innigerem Liebesleben und gestaltet sich mehr und mehr zum völligen Einheitsbände zwischen Gott und dem Menschen, zur „Kindschaft Gottes.“ Aus solcher Erfahrung heraus weiß der Apostel Paulus zu berichten, daß „der alte Mensch“ in ihm gestorben und „ein neuer Mensch erstanden ist in recht-schaffner Gerechtigkeit und Heiligkeit.“ Dies Bewußtsein begeistert ihn zum jubelnden Lobpreis der „herrlichen Freiheit der Kinder Gottes,“ denen alle Dinge zum besten dienen müssen.

Seit des Apostels Tagen ist kaum ein einziger aufgetreten, der von dieser evangelischen Wahrheit durchdrungen und beherrscht gewesen wäre gleich unserm Luther. Hören wir, wie er sich selbst über sie äußert. „Die Romanisten nennen Papst, Bischöfe, Priester und Mönche den geistlichen Stand, Fürsten, Herren, Handwerker und Ackerleute den weltlichen Stand. Das aber ist eine feine Erdichtung, die niemand einschüchtern darf. Wahrhaft geistlichen Standes sind alle Christen durch Taufe, Evangelium und Glaube. Christus hat sie alle zu Priestern gemacht. Wenn ich durch den Glauben erkenne, wie lieb mich Gott hat, daß er mir zu gut und zu meinem Heil seinen einigen Sohn hat vom Himmel herunter gesandt, ihn lassen Mensch werden und um meiner Sünde willen sterben, auf daß mir, der ich hätte müssen ewig verdammt sein, geholfen würde, und mir alles mit diesem seinem Sohne geschenkt habe, sodaß ich mich

desſelbigen und alles, was ſein iſt, rühmen darf und darauf pochen und trogen wider Sünde, Tod, Teufel, Hölle und alles Unglück; ſo iſt es nicht möglich, ich muß ihn wiederum lieb haben und ihm hold ſein, ſeine Gebote halten und alles, was er nur haben will, mit Luſt und Liebe thun. — Glaube iſt eine lebendige, erwegende (= verwegene) Zuverſicht auf Gottes Gnade, ſo gewiß, daß er tauſendmal darüber ſtirbe. Und ſolche Zuverſicht . . . machet fröhlich, trozig und luſtig gegen Gott und alle Kreaturen, welches der heilige Geiſt thuet im Glauben. Daher der Menſch ohne Zwang willig wird, jedermann Gutes zu thun, jedermann zu dienen, allerlei zu leiden, Gott zu Liebe und Lob, der ihm ſolche Gnade erzeiget hat — alſo daß unmöglich iſt, Werk vom Glauben ſcheiden, ja ſo unmöglich, als brennen und leuchten vom Feuer mag geſchieden werden. — Durch den Glauben fährt der Chriſt über ſich in Gott; aus Gott fährt er wieder unter ſich durch die Liebe und bleibt doch immer in Gott und göttlicher Liebe. — Durch den Glauben wird ein Chriſtenmenſch ſo hoch erhaben über alle Dinge, daß er ein Herr aller wird geiſtlich; nicht daß er leiblich ihrer mächtig ſei, ſie zu beſitzen, wie die Menſchen auf Erden, aber ſie müſſen ihm alle unterthan ſein und helfen zu ſeinem Beſten und zu ſeiner Seligkeit, es ſei Leben oder Tod, Gutes oder Böſes, Gegenwärtiges oder Zukünftiges . . . Das iſt eine rechte allmächtige Herrſchaft, die da regieret auch in leiblicher Unterdrückung. — Ein Chriſtenmenſch iſt ein freier Herr über alle Dinge und niemand unterthan.“*)

So äußert ſich jene „herrliche Freiheit der Kinder Gottes“ aus der innerlichſten Erfahrung des großen Mannes heraus. Im Bollgeföhle dieſer Freiheit iſt er ſelbſt aus dem zagenden Grübler zum todesmutigen Helden geworden. Als ihr begeiſterter Prophet und Vorkämpfer hat er dann das von neuem auferlegte Joch des Menſchendienſtes beſeitigt und die urſprüngliche, gottebenbildliche Würde des Menſchen erneuert. Eben dadurch aber iſt er der Bahnweiſer der neuen Zeit geworden. Denn worin beruht hauptſächlich die unterſcheidende Eigentümlichkeit der modernen Weltanſchauung? Unverkennbar darin, daß das Bewußtſein von der Menſchenwürde und von der Freiheit der Perſönlichkeit lebhafter und allgemeiner erwacht iſt als in irgend einer früheren Periode der Geſchichte. Daher die wunderbare Beweglichkeit der Geiſter in den letzten Jahrhunderten, durch welche ſich die Menſchheit mit ſteigendem Erfolge der Löſung ihrer erhabenen Aufgabe nähert, ſich das Erdreich unterthan zu machen. Nur die Verblendung kann in Abrede ſtellen, daß Luther dieſe Richtung angebahnt habe.

Aber ſein Verdienſt beſchränkt ſich keineswegs darauf. Der Begriff der Freiheit iſt, wie die Erfahrung nur zu deutlich lehrt, den größten Mißverſtänd-

* An den Chriſtlichen Adel ꝛc. — Vorrede zum Römerbrieſe. — Von der Freiheit des Chriſtenmenſchen.

nissen ausgesetzt. Welche verderblichen Konsequenzen dieselben mit sich bringen, das erleben wir heutzutage mehr denn je. Gerade für die Gegenwart ist es daher von höchster Wichtigkeit, über das wahre Wesen der Freiheit aufgeklärt zu werden. Nächst der heiligen Schrift nun findet sich über diese Lebensfrage nirgends klarere, eindringendere Belehrung als bei Luther. Eben darum ist er nicht der Revolutionär, wozu die Gegner ihn zu machen pflegen, sondern der Reformator; niedergerissen hat er nur, um neu zu bauen. Luther redet wohlweislich von der Freiheit des „Christenmenschen,“ während die falsche Auffassung den Christen möglichst aus dem Spiel läßt oder sich seiner gänzlich entledigt. Luther gründet die Freiheit auf die Gebundenheit in Gott und seinem „allmächtigen“ Worte, während der Mißbrauch sich ausschließlich auf menschliche Vernunft und Kraft stützen will. Für Luther ist die wahre Freiheit unbedingt das Ergebnis des schmerzlichen Bußkampfes, der sich mit Gottes Hilfe den Siegespreis des Glaubens, der Liebe und der Hoffnung erringt, während auf der andern Seite der natürliche sinnliche Hang den Ausgangspunkt, die „Emanzipation des Fleisches“ das Ziel bildet.

Solchen Belehrungen, die wir ihm danken, hat er aber erst dadurch ihren vollen Wert und ihre fortwirkende Kraft gesichert, daß er sie durch seinen Wandel vollauf bestätigt und uns damit ein lebendiges Vorbild gegeben hat. Sein ganzes Leben, wie es offen vor aller Augen ausgebreitet liegt, ist ein ununterbrochenes Ringen mit seinem Fleisch und mit der Welt, ein immer völligeres Erringen der Freiheit des Christenmenschen durch die Waffen des Glaubens und der Liebe. Und dieses Vorbild ist gerade für uns ein so unvergleichlich anregendes, weil der Mann unserm gegenwärtigen Geschlechte so nahe steht. Luther ist ein echter Kernmensch gewesen, der alle berechtigten Bestrebungen der neuen Zeit wie kein anderer in seiner Persönlichkeit wie in einem Brennspiegel zusammengefaßt hat. Daher kann er jedem Menschen der neuen Zeit, welcher zum Lichte strebt, als Muster dienen. Er ist in erster Linie ein echter deutscher Mann gewesen. Jeder gute Deutsche findet in ihm sein eignes Fleisch und Blut. In keiner andern vorbildlichen Persönlichkeit hat sich gleichermaßen, wie in ihm, das christliche und das deutsche Wesen zur lebensvollen Einheit durchdrungen. Daher ist er im hervorragendsten Sinne Muster und Vorbild für uns Deutsche.

Wahrlich, wir Deutschen müssen, wenn wir uns nicht des schändlichsten Abfalls von unserm eigensten, besten Wesen schuldig machen wollen, uns heilig verpflichtet fühlen, der Gedekfeier dieses herrlichen Volksgenossen, den man „den größten Deutschen“ mit vollem Rechte genannt hat, unter Aufbietung aller verfügbaren Mittel den denkbar höchsten Glanz zu verleihen.

Machen wir einmal einen Voranschlag über die Aussichten, welche sich für die Erfüllung dieser Verpflichtung bieten.

Zunächst fällt der Blick auf die große Zahl der Ultramontanen. Daß sie nicht mitfeiern werden, ist selbstverständlich, daß sie der Verherrlichung ihres größten Feindes entgegenarbeiten, ist menschlich. Daß sie sich aber entblöden, dabei mit versteckten und offenen Lügen, Verleumdungen und Schmähungen zu Werke zu gehen, ist teuflisch. Und doch haben sie von Anfang an dergleichen Mittel nicht verschmäht.

Köstlins Lutherbiographie (Bd. 2, S. 589) berichtet: „Einige Zeit vor Luthers Tode erschien in Italien ein Gedicht über sein angebliches Ableben. Darin wurde gemeldet, der Totkranke habe das heilige Abendmahl genommen und dann gefordert, daß sein Leichnam auf einen Altar gelegt und öffentlich verehrt werde. Bei der Beerdigung aber sei ein schrecklicher Sturm und Rumor losgebrochen, als ob die Hölle zusammenstürzte. Erst als man die von dem Unwürdigen genossene heilige Hostie, die man deutlich in der Luft hängen sah, mit großen Ehren wieder in das Heiligtum gelegt, habe der Tumult aufgehört. In der folgenden Nacht habe man noch größern Lärm an seinem Grabe vernommen und dann dieses leer gefunden, nur voll Schwefelgestankes, der alle Umstehenden krank gemacht habe. Dadurch seien viele zur Besserung des Lebens und zum heiligen katholischen Glauben wieder gebracht worden.“ Aber auch im eignen Vaterlande erlebte Luther dergleichen Kundgebungen in Menge. Bei ihrer Beurteilung muß freilich Geist und Ton jener harten Zeit in Anschlag gebracht werden. Aber selbst in dem so überaus toleranten vorigen Jahrhundert finden sich ähnliche Erscheinungen. An katholischen Gymnasien Deutschlands war damals ein Lehrbuch der Geschichte gebräuchlich mit dem Titel: „Historische Rudimente,“ erschienen Konstanz 1761. Da heißt es unter anderem: „Im Jahre 1521 hat Kaiser Carolus V. auf dem Reichstage zu Worms, um das vom Papste gefällte Urteil zu vollziehen, mit Bestimmung der übrigen Reichsstände den Luther als einen, der kein Mensch, sondern der Teufel in menschlicher Gestalt, welcher zum Verderben des menschlichen Geschlechts den Unflath und Kehrrath der vorlängst verworfnen Kezereien gleichsam in ein Schindgrub zusammen geschüttet und unter dem Namen der evangelischen Bekenntnis allen Frieden und evangelische Liebe zu zerstören und gänzlich zu vertilgen sich bemüht, in die Reichsacht erklärt und dessen als eines verstockten Kezers pestilenzialische Schriften und Bücher öffentlich zu verbrennen befohlen.“ In unserm Jahrhundert hat ein neuer Landshuter Lehrplan dieses Buch wieder als Lehrmittel einführen wollen!*)

Wie sich in der Gegenwart die ultramontane Feindseligkeit gestaltet hat, dafür zeugen die unlängst von der „Germania“ verbreiteten und ausdrücklich vertretenen Briefe aus Hamburg von dem pseudonymen „Gottlieb“ (auch in besonderm Abdruck für 60 Pfennige zu haben). Dort wird über Luther so ge-

*) Zirngiebel, Das Institut der Gesellschaft Jesu. Leipzig, 1870.
Grenzboten II. 1888.

prochen: „Der Geist der Empörung bildet einen Grundzug in seinem Charakter . . . er glaubt sich ohne weiteres berechtigt, zu Mord, Totschlag, zu gewaltfamer Empörung gegen die bestehenden Verhältnisse aufzureizen . . . eine Masse von Zoten und Lüsternheiten verunreinigen viele Partien in seinen Schriften . . . auf der Wartburg brannte in ihm die sinnliche Leidenschaft . . . er reißt jede Gelegenheit vom Zaun, um auf sein Lieblingsthema, die Freilassung des fleischlich-sinnlichen Elements der Menschennatur, mit den rücksichtslosesten, schmutzigsten Worten zurückzukommen . . . nicht um eine Schwäche handelt es sich hier, denn in Luthers Leben und Lehrsystem erscheint die Zügellosigkeit der fleischlichen Lust nicht als beiläufige Schwäche, sondern als ein ausgesprochenes Prinzip.“ (!)*

Aber auch an größeren wissenschaftlichen Werken derselben Richtung fehlt es nicht. Besonders macht sich in neuester Zeit die ausführliche „Geschichte des deutschen Volks seit dem Mittelalter von Johannes Janssen“ bemerklich. Der Geist und die Methode dieses Buches ist kürzlich in zwei lesenswerten Broschüren von dem Lutherbiographen J. Köstlin und von A. Ebrard beleuchtet worden.**)

Der Verfasser schildert den unseligen Luther als den frevelhaften Zerstörer der Blütezeit Deutschlands, welche vor der „sogenannten Reformation“ bestand. Um die Berechtigung dieser Auffassung nachzuweisen, hat er „alle Schäden, alle Fehler, alle Sünden, die auf reformatorischer Seite vorgekommen sind, mit dem Eifer und der Sorgfalt eines *accusateur public* aufgestöbert und registriert.“ Dabei scheut er sich nicht, „mit raffinirtester Tendenz und systematischer Sophistik“ überall „geschichtliche Büge zu entstellen, ungeschichtliche einzutragen,“ durch ungenaue und lückenhafte Citate und durch Verschweigung wesentlicher Büge die Wahrheit zu verhüllen, aus den Thatfachen falsche Folgerungen zu ziehen, ja nach Bedarf auch zu groben Unwahrheiten zu greifen. Mit einem Worte: Janssen thut es jenen Widersachern gleich, von denen Luther selbst gesagt hat: Was an uns böse ist, das mügen sie auf; des andern, guten schweigen sie. „Als Resultat erscheint uns das Bild einer Kirche, die so bodenlos schlecht, so heillos verrucht, so rein aus Negation der sittlichen wie christlichen Wahrheit bestehend war, daß man absolut nicht begreift, wie ein solches Monstrum aus dem Abgrunde auch nur ein halbes Jahrhundert bestehen konnte.“ Die genannten Broschüren begründen dies Urteil durch zahlreiche Belege. Allerdings ist Janssen klug genug, die früheren frechen, lügnerischen Schmutzgeschichten und plumpen Verleumdungen mit Stillschweigen zu übergehen. Durch ihre Benützung hätte er doch seinem Werke zu deutlich seinen Stempel aufgeprägt, als daß es möglich gewesen wäre, solche Reklame dafür zu machen, wie man sie im letzten Jahrgange eines bekannten Weihnachtskatalogs findet, wo es

*) Baumgarten a. a. D., S. 44, 47.

***) Luther und Janssen von J. Köstlin. Halle, Niemeyer, 1883. — Die Objektivität Janssens von A. Ebrard. Erlangen, Deichert, 1882.

heißt: „Der Erfolg dieses epochemachenden Werkes darf ein großartiger genannt werden. Sieben Auflagen sind seit seinem erstmaligen Erscheinen (1876) nötig geworden. Jeder Gebildete wird es als ein Geschenk von bleibendem Wert mit Freuden auf dem Weihnachtstische begrüßen.“ Darum sind aber jene rohen Mittel nicht etwa kaltgestellt. Dafür zeugen schon Gottliebs Briefe. „Anderwärts, in dunkleren, katholischen Regionen wird gerade jetzt dergleichen verbreitet.“ So hausirt man von Baderborn aus mit spottbilligen Pamphleten, deren eines z. B. sich „Luther gegen Luther“ betitelt. Was in Schulen und auf Kanzeln geleistet wird, entzieht sich leider der Beobachtung. Und diese Richtung greift in Deutschland weiter und weiter um sich. Dafür zeugen die aller Orten neu erstehenden katholischen Kirchen. Gerade gegenwärtig erbaut man solche in Weimar und Eisenach — in Eisenach angesichts der Wartburg! Besonders an den gemischten Ehen hat der Ultramontanismus ein Mittel, sich mehr und mehr in den protestantischen Boden hineinzuwählen. Die willkommene Unvorsichtigkeit des Fürstbischofs von Breslau hat ja kürzlich auf solche und schlimmere Bestrebungen ein scharfes Schlaglicht geworfen. In jeder Seele, welche auf diesen Wegen erschlichen, mit diesen Mitteln erpreßt wird, erwächst eine Feindin Luthers. Was wird also die Lutherfeier von ultramontaner Seite zu erfahren haben?

Im besten Falle feindliche Zurückhaltung. Geeigneten Ortes leichtlich gewaltthätige Gegenmaßregeln. Und wenn uns Gott davor behütet, unter allen Umständen literarische Angriffe in gesteigertem Maße. Großes darin wird uns von der Schlesiſchen Volkszeitung in Aussicht gestellt. „Der nötige Stoff, heißt es dort, liegt in populärer Form präparirt bereits in den Redaktionspulten sämtlicher katholischen Zeitungen zur Verfügung.“ Welcherlei Stoff das ist, davon hat uns jene Zeitung schon am 5. Dezember v. J. eine Probe gegeben in dem Diktum: „Luther hat die Magd als tertium quid mit in die christliche Ehe zugelassen.“ Und eben jene Zeitung vertraut darauf, daß „jetzt in den weitesten Kreisen Luthers Leben nach Janſſen fleißig studirt werde.“*) Man sieht, es handelt sich bei Gelegenheit unsrer Jubelfeier um einen Sturmangriff auf der ganzen Linie gegen die Stellung, welche Luther in den Herzen der Seinigen einnimmt.

Wie begegnet man solchem Gebahren auf protestantischer Seite? Leider wird demselben von hier aus nur zu viel Vorschub geleistet! Seit dem religiös verflachten achtzehnten Jahrhundert hat sich jene weichmütige, grundsatzlose Toleranz ausgebildet, welche einen der Krebschäden unsers Geschlechts bildet. Ihr Wahlspruch ist das einseitig gefaßte Wort der Apostelgeschichte: In allerlei Volk, wer Gott fürchtet und Recht thut, der ist ihm angenehm. Sie liebt es, die konfessionellen Gegensätze möglichst zu vertuschen, strebt, die sorgfältig auf-

*) J. Köstlin a. a. D., S. 71.

gespürte „historische Berechtigung“ des Widerparts in jeder Weise gelten zu lassen, scheut sich nicht vor den weitgehendsten Zugeständnissen an ihn, ja sie hilft ihm, die etwaigen Schwächen der eignen Stellung schonungslos aufzudecken. Und alles dessen rühmt sie sich als einer wahrhaft geschichtlichen und unparteiischen Objektivität.

Das wäre erträglich, wenn man sich auf allen Seiten gleicher Nachsicht und Duldung befleißigte. Aber die gepriesene Toleranz ist mehr und mehr einseitig geworden, und jetzt so gut wie ausschließlich nur noch bei uns Protestanten zu finden. Welch ein Abstand zwischen solchen Seelen und einem Luther, der trotzigen Mutes und unter Gefahr Leibes und Lebens nie ermangelte, die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Papst Leo X. hatte die mit exzentrischen Verwünschungen erfüllte Bannbulle gegen ihn erlassen. Luther verbrannte sie und begleitete diesen kühnen Schritt mit einer kleinen Schrift: „Wider die Bulle des Endchrists.“ „Dich, Leo X. — so ruft er seinem Gegner zu —, und euch, ihr Herren Kardinäle, und euch alle, die ihr in Rom etwas geltet, verklage ich hiermit und sage euch frei ins Angesicht: wenn in eurem Namen diese Bulle ausgegangen ist, und ihr sie für euer anerkennt, so werde ich meine Bollmacht gebrauchen, mit welcher ich in der Taufe durch Gottes Barmherzigkeit ein Kind Gottes und Miterbe Christi geworden bin, gegründet auf den Felsen, der die Pforten der Hölle nicht fürchtet; und ermahne euch in dem Herrn, daß ihr in euch gehet und diesen teuflischen Lästerungen Einhalt thuet, und das schleunig. Wo ihr das nicht thut, so wisset, daß ich und alle Diener Christi euren vom Satan selbst eingenommenen Sitz für den Sitz des Antichrists halten, welchem wir auf keine Weise gehorsam und verbunden sein wollen, sondern welchen wir als den Erzfeind Christi verfluchen!“ So schrieb der gewaltige Mann schon im Anfange seiner öffentlichen Laufbahn, wo er fast noch allein der furchtbaren Weltmacht gegenüberstand. Aber mit gleicher Unerschrockenheit verfocht er diesen Standpunkt sein ferneres Leben hindurch und ließ noch kurz vor seinem Ende ein Buch ausgehen: „Wider das Papsttum in Rom vom Teufel gestiftet.“ Das ist kein Mann für unser Toleranz, sie möchte am liebsten dem Feinde, der ihr Streiche auf den rechten Backen giebt, auch den linken darbieten, ungeachtet es sich hier nicht um persönliche Beleidigungen, sondern um den Bestand der heiligsten Sache handelt. Höchstens würde sie Kruppschen Kanonen mit alten Hakenbüchsen begegnen. Von ihr ist nicht zu erwarten, daß sie sich warm und mannhaft zu Luther bekenne. Der Lutherfeier wird sie, wenn sie sich überhaupt beteiligt, aus lauter zarter Rücksicht auf die Gefühle der katholischen Brüder nach Möglichkeit die Spitze abzurechen suchen. Auf sie war die kürzlich im Reichstage geäußerte Bitte des Abgeordneten Windthorst gemünzt: man möge die Lutherfeier doch so einrichten, daß sie für die Katholiken nicht verlegend werde. Von der Toleranz wird diese Bitte bereitwilligst erfüllt werden; wie denn auch ein angesehenes Tageblatt sich

über jene Bitte sehr verwundert aussprach, da doch sicherlich niemand daran denke, zu einer solchen Besorgnis Anlaß zu geben.

Immerhin ist diese Gesinnung mit einem geringen Maße protestantischen Interesses noch vereinbar. Allein in den meisten Fällen entstammt sie der leidigen Gleichgiltigkeit gegen jedwede über das alltägliche Bedürfnis sich erhebende Bestrebung. Die Hauptvertreter dieser beschränkten Lebensanschauung sind die biedern Durchschnittsphilister, die namentlich, wo es sich um religiös-kirchliche Fragen handelt, von einer Gänsehaut befallen werden. Wie sollten sie sich durch Luthers Geburtsfeier, bei der solche Fragen in den Mittelpunkt treten werden, auch nur einen Augenblick in ihrer Gewohnheit und Gemütlichkeit stören lassen!

Zu dieser großen Zahl der lauen oder gleichgiltigen Protestanten aber gesellt sich eine andre Schar, die von wesentlich verschiedenen Voraussetzungen aus unserm Jubelfest mehr oder weniger ihre Teilnahme versagen werden. Sie besteht aus allen den Zeitgenossen, welche auf Grund wissenschaftlicher Überzeugungen ihre Stellung zur Sache nehmen. „Der Gegensatz des Katholicismus und Protestantismus ist . . . auf dem Gebiete der Wissenschaft zur gänzlichen Bedeutungslosigkeit zusammen geschwunden. . . . Wo um Autonomie oder Heteronomie des Geistes als solchen gestritten wird, da kann die Nebenfrage, ob das Prinzip dieser Heteronomie die Kirche oder die Schrift sein solle, nur ein schwaches Interesse erregen; und ebenso muß es als verschwendete Mühe erscheinen, um einzelne nähere Bestimmungen an den Lehren von Erbsünde, Rechtfertigung, Sakrament u. s. f. sich zu zanken, wo das Ganze jener Lehren mit samt der Weltanschauung, die ihren Boden bildet, in Frage gestellt ist.“ So zuversichtlich sprach schon vor mehr als vierzig Jahren David Strauß in der Vorrede seiner „Christlichen Glaubenslehre.“ Seitdem klingt dieser Ton ununterbrochen fort, nur daß man die Register mehr und mehr verstärkt hat.

Die herrschende Philosophie weiß gegenwärtig mit Bestimmtheit, daß das Christentum in seiner Selbstauflösung begriffen, daß an die Stelle des „alten Glaubens“ ein „neuer Glaube“ getreten sei. Dieser neue Glaube ist der „Materialismus,“ auch „Monismus“ genannt. Er bekämpft den alten Dualismus zwischen Gott und Welt, Geist und Materie, Jenseits und Diesseits; er läßt nur die Materie mit den ihr innewohnenden Kräften gelten. Wer in diesem Kreise noch etwas Idealismus übrig behalten hat, erbaut sich an der Größe des „Universums.“ Dieser neue Glaube fährt sehr vornehm daher. Sich selbst als Vollender der ganzen bisherigen geistigen Entwicklung preisend, sieht er mit Geringschätzung auf alle herab, die auf einer Vorstufe stehen geblieben sind. Was kann ihm Luther sein? Höchstens wird er ihn, seiner entscheidenden Eigentümlichkeit entkleidet, in abgeblaßter Allgemeinheit als einen in Beschränktheit befangenen Freiheitsapostel betrachten, wogegen niemand kräftiger protestiren würde als Luther selbst. Unter den Festgenossen des Jubiläums

wird er sich entweder garnicht oder nur in herablassender Erhabenheit finden lassen.

Was ist vollends von jener großen Menge zu erwarten, welche aus dergleichen grundstürzenden Theorien die praktischen Folgerungen gezogen hat? Aus dem Herzen ähnlich gesinnter Zeitgenossen sind sie bereits treffend gezogen worden vom Apostel Paulus: „Lasset uns essen und trinken, denn morgen sind wir todt!“ Dieser Grundsatz bildet den Sumpfboden, in dessen Miasmen die verderblichen Pestkrankheiten ausgebrütet werden, welche den Fortbestand aller göttlichen und menschlichen Ordnungen, damit aber die Existenz des Menschengeschlechts an der Wurzel bedrohen, als da sind der Atheismus, der Kommunismus, der Anarchismus, der Nihilismus, und wie sich die barbarischen Bestrebungen nennen, welche heute mit unerhörter Schamlosigkeit und brutaler Offenheit ihr Wesen treiben. Um ihretwillen könnte man sich unter Umständen veranlaßt sehen, die Festräume, in denen man Luthers Geburtstag begehen wird, mit polizeilichen Maßregeln gegen ihre wüsten Störungen zu schützen.

Was wird bei solcher Lage der Dinge aus dem beabsichtigten Feste werden? Wird es nicht bei der Fülle von Gleichgiltigen und Launen, von versteckten und offenen Feinden hüben und drüben ein klägliches Fiasko machen zur Freude aller Widersacher und zur bleibenden Schädigung des protestantischen Bewußtseins?

Das kann und darf nicht sein! Das kann und darf keiner geschehen lassen, welcher der Überzeugung lebt, daß der Protestantismus der Hort des Menschengeschlechts, insbesondre die Grundlage unsrer nationalen Wohlfahrt, Luther aber der Vater des Protestantismus ist. Gerade je ungünstiger die Aussichten zu sein scheinen, desto ernster und gebieterischer tritt an uns Protestanten, in vorderster Reihe an die Leiter in Kirche und Staat, die Forderung heran, in jeder erdenklichen Form und mit Aufgebot aller Kräfte durch möglichst großartige Kundgebungen den Beweis zu liefern, daß der Name Luther nach wie vor eine Weltmacht darstellt, und dadurch den Getreuen verstärkten Halt und neu befestigte Zuversicht zu schaffen, die Launen zu erwärmen, die Schwankenden und dem Abfall Zugeneigten zu stützen und wieder heranzubringen, die Widersacher aber zurückzuschrecken und von der Vergeblichkeit ihres Ansturms zu überzeugen. Zu diesem Zweck wird es darauf ankommen, daß die fundamentale Bedeutung, welche dem Werke des großen Reformators, namentlich aber auch und vor allem seiner genialen Persönlichkeit innewohnt, in ersinnlich klarster Anschaulichkeit den weitesten Kreisen vor Augen gestellt werde.

In der That regt es sich aller Orten. Es ist nicht zu verkennen, daß das Bewußtsein von der Notwendigkeit einer religiös-sittlichen Erneuerung unsers Geschlechts in steter Ausbreitung begriffen ist. Daß eine lebendige, getreue Wiederauffrischung von Luthers Bild für diesen erhabenen Zweck höchst förderlich sein muß, kann niemandem zweifelhaft sein. So bereitet man sich denn auf

mannichfache Weise für das Kommende vor und läßt es an Vorträgen, Schriften, Zeitungsartikeln, Festkomitees und dergleichen nicht fehlen. Durchmustern wir einmal die Mittel, die zur Verfügung stehen.

Festgottesdienste und Schulfeierlichkeiten in allen protestantischen Städten und Dörfern sind selbstverständlich. Was könnte auch angemesseneres, in seiner Art wirksameres erdacht werden? Schade nur, daß es überwiegend nur denen zu gute kommt, welche ohnehin schon innerlich der Sache anhängen.

Ähnliches gilt von der angekündigten oder bereits geschenehen Herausgabe kleiner oder größerer, volkstümlicher oder gelehrter Schriften über Luther. Besonders sachgemäß müßte eine Lebensbeschreibung sein, welche in knappster Form, in markigen, lichtvollen Zügen, in einem für jedermann lesbaren, verständlichen und anziehenden Tone abgefaßt und womöglich mit Bildern geziert zu niedrigstem Preise oder unentgeltlich massenhaft verbreitet würde. Die dazu erforderlichen Ausgaben würden durch Vereine oder besondere Sammlungen leicht gedeckt werden können. Hat sich doch kürzlich unter dem Vorgange angesehener Männer ein „Verein für Reformationsgeschichte“ gebildet. Vielleicht nimmt er die genannte Aufgabe unter die seinigen auf, wie er denn nach seinen Statuten beabsichtigt, „die Resultate gesicherter Forschung über die Entstehung unsrer evangelischen Kirche, über die Persönlichkeiten und Thatfachen der Reformation und über ihre Wirkungen auf allen Gebieten des Volkslebens dem größern Publikum zugänglicher zu machen, um das evangelische Bewußtsein durch unmittelbare Einführung in die Geschichte unsrer Kirche zu befestigen und zu stärken.“

Höchst erfreulich und dankenswert ist auch die bevorstehende, durch kaiserliche Munifizenz geförderte Neuherausgabe von Luthers Werken. Nichts vermag unmittelbarer in eines Menschen Wesen und Streben hinein zu versetzen als die Schöpfungen seines eignen Geistes. Zu bedauern ist nur, daß der Kreis der Bevorzugten, denen die für die Aneignung jener Werke unentbehrlichen äußern und innern Voraussetzungen zu Gebote stehen, ein gar zu beschränkter ist. Überhaupt aber kann das geschriebene Wort bei aller seiner Bedeutsamkeit der Erreichung des zunächst vorschwebenden Zieles einer gelungenen Lutherfeier überwiegend nur als Vorbereitung dienen. Es bedarf handgreiflicherer, mehr in die Sinne fallender, packender und fortreißender Veranstaltungen.

An mehreren Orten wird die Errichtung eines Denkmals beabsichtigt. Durchaus anerkennenswert, aber doch nur dann über engere Grenzen hinaus wirkend, wenn jede größere Stadt, allen voran die Reichshauptstadt, ihren Bewohnern und Besuchern die Gelegenheit verschaffe zu einer angemessenen Anschauung der äußern Erscheinung des Helden, dessen Name und Bild von Jugend auf ihrem Geiste vorschwebt. Ohne Zweifel würden diese Erinnerungen dadurch wesentlich aufgefrischt und vertieft werden. Wie viel die Malerei zur Verherrlichung Luthers beitragen kann, dafür liefern zahlreiche Kunstwerke von Lucas Cranach bis auf Spangenberg hinreichenden Beweis. Gewiß wird sie es auch

jezt nicht an sich fehlen lassen. Die Baukunst bietet bereits mehrfach ihre reichen Gaben für unsern Zweck dar. In Leipzig, in Wittenberg und Worms werden Kirchenbauten beabsichtigt. In Kiel will man ein „Lutherhaus“ gründen.

Am weitesten würde man auf diesem Wege gelangen, wenn man einen seit dem Anfange unsers Jahrhunderts gehegten Plan in diesem Jahre endlich mit Ernst und Ausdauer durchzuführen begönne: den Plan der Errichtung eines neuen Doms in Berlin. Es ist eine Ehrensache von ganz Deutschland, daß sein Kaiser nicht länger in dem alten verfallenden Gebäude, welches neben allen den Prachtbauten der neuen Zeit eine so klägliche Rolle spielt, dem Herrn diene. Überhaupt ist es eines der dringendsten Interessen der protestantischen Welt, daß die Metropole des Protestantismus ein seiner beherrschenden Weltstellung entsprechendes Gotteshaus aufzuweisen habe. Beträchtliche Mittel dazu liegen bereit. Ihre Vervollständigung könnte man mit Vertrauen der freien Liebeshätigkeit der Deutschen diesseits und jenseits des Ozeans anheimstellen. In welchem Maße dieselbe für eine große Sache erwärmt werden kann, das haben wir aus Anlaß des Schiller-Jubiläums und der Ausbaung des Kölner Doms erlebt. Wie betriebsam war man damals überall mit Vereinsorganisationen, mit Vorträgen, Aufführungen, Ausstellungen, Bazars, Vorlesungen u. dgl. Daß solche Bemühungen großartigen Erfolg haben können, dafür zeugt die Schillerstiftung und das nun vollendete herrliche Gebäude in Köln. Hat unsre Nation so mächtige Werke zu Stande gebracht, wie sollte es ihr unmöglich sein, der gemeinsamen Hauptstadt zu ihrem wertvollen Schmuck zu verhelfen, dessen Mangel jeden Vaterlandsfreund aufs empfindlichste schmerzen muß? Wenn zur Abhilfe das vierhundertste Geburtstagsfest Luthers den Anstoß gäbe, so würde dadurch sein großer Name für alle Folgezeit mit dem Bestande des ersten protestantischen Domes verknüpft sein. Für die Gegenwart aber würde dadurch dem Zwecke einer begeisterten Festesfeier in mannichfaltiger Richtung Vorschub geleistet werden.

Damit wäre eine Reihe von Hilfsmitteln aufgezählt, von denen jedes in seiner Art erspriesslichen Einfluß auf die Feststimmung üben könnte. Sie alle würden aber an Wirksamkeit beträchtlich zurückbleiben hinter der auf die weitesten Kreise sich erstreckenden einschlagenden, zündenden Kraft eines Dramas, welches, der schöpferischen Phantasie eines genialen Dichters entsprungen, Luther zum Helden hätte und diesen volkstümlichsten aller Volksmänner in würdiger Form persönlich redend und handelnd zur unmittelbaren Anschauung brächte. Wenn wir doch ein solches Drama besäßen! Einer unsrer genialsten Künstler äußerte einmal: „Ich wundre mich immer, daß ihr Protestanten den Luther nicht dramatisch behandelt. Wenn ich nicht Katholik wäre, ich hätte mich längst an ihn gemacht.“ Bekanntlich hat sich Zacharias Werner an diesen Stoff gewagt. Sein Drama „Die Weihe der Kraft“ beweist, welche Fülle von dramatischen Motiven der Stoff birgt, wenn selbst ein so beschränktes, undisciplinirtes Talent ihm solche Wirkungen abzugewinnen wußte. Allerdings sind die

zahlreichen Schönheiten des Stückes durch die Verjährenheit und Phantasterei des Verfassers so oft verdeckt und entstellt, daß zuletzt, wie Julian Schmidt mit Recht urteilt, „eine wüste, mystische Atmosphäre das historisch-dramatische Gemälde vollständig überschleiert.“*) Nichtsdestoweniger ist das Stück seinerzeit über die bedeutendsten Bühnen gegangen und hat „Epochen gemacht.“ In gänzlicher Ermangelung eines Bessern sollte man fast wünschen, es wieder hervorgeholt zu sehen. Große Abschnitte des Dramas würden ihren Erfolg auch heute nicht verfehlen. Vielleicht wäre eine verbessernde Bearbeitung möglich.**)

Freilich hat die dramatische Verwertung von Luthers Leben große Schwierigkeiten. „Ein Drama im strengern Sinne — sagt Julian Schmidt — läßt sich aus Luthers Geschichte nicht machen. Die höchst wunderbare Entwicklung dieser mächtigen, echt deutschen Natur knüpft sich an eine so komplizierte Reihe bedeutender und folgenreicher Gemütsbewegungen, daß es unmöglich ist, von dem geschlossenen Kreise einer bestimmten Handlung aus auf sie zurückzublicken und dadurch wie in einem Prozeß die Einheit der künstlerischen Idee nachträglich herzustellen. . . . Eine andre Frage wäre es, ob nicht eine kühne Shakespearesche Hand aus der ganzen Breite seiner Laufbahn die hervorstechendsten Charakterzüge auswählen und mit gänzlicher Hintansetzung der Zeitbestimmungen ein anschauliches Charaktergemälde darstellen könnte. Zu der Abrundung eines Kunstwerkes ist diese Gattung nicht geeignet, allein der Stoff würde dem Dichter zu Hilfe kommen; er würde die Menge fesseln, wenn auch nicht nach strengen dramatischen Gesetzen.“ Nun, einer Shakespeareschen Hand warten wir wohl für jetzt vergebens. Vielleicht könnten aber auf einem andern Wege auch ohne eine solche die mit Recht hervorgekehrten Schwierigkeiten gehoben und die ebenso richtig aufgestellten Forderungen in den Hauptpunkten befriedigt werden. Wie, wenn man zu diesem Zwecke die Hilfe der Musik in Anspruch nähme?

Luther zu feiern ohne wesentliche Herbeiziehung der Musik müßte von vornherein als unstatthaft erscheinen schon wegen der bekannten Stellung, welche er selbst zu dieser Kunst eingenommen hat. „Der schönsten und herrlichsten Gaben Gottes eine ist die Musika. Sie vertreibt den Teufel und macht die Leute fröhlich. Man vergißt dabei alles Zorns, Unkeuschheit und anderer Laster. Ich gebe nach der Theologie der Musik den nächsten locum und die höchste Ehre.“ Solchen und zahlreichen ähnlichen Aussprüchen gemäß hat er die edle Kunst auch praktisch geübt und zwar mit höchstem, epochemachendem Erfolge. In vollem Rechte ist H. A. Köstlin, wenn er in seiner Geschichte der Musik (S. 136) sagt: „Mit der Reformation ist die Tonkunst eine Macht im Volke, eine Macht am häuslichen Herde geworden. Der Mann, welcher der Hort und Begründer der evangelischen

*) Geschichte der deutschen Literatur im 19. Jahrhundert. II, S. 39 f. (2. Aufl.)

***) Wenn nicht Albert Lindners eben in diesen Tagen erschienenen Stück „Der Reformator“ geeigneten Ersatz bietet.

deutschen Volkskirche geworden ist, muß auch ohne Anstand der Begründer der deutschen Musik genannt werden. Denn das ist er geworden durch das Lied »Ein' feste Burg,« das zündend in das Volksleben und den Volksgeist einschlug, ebenso wie durch die wichtige Persönlichkeit, welche er für die Tonkunst einsetzte, um ihr den Ehrenplatz im deutschen Gemüt und Volksleben, in Kirche, Schule und Haus zu sichern. So ist er der geistige Ahn des großen Sebastian Bach geworden.“

Daß zum Jubelfeste gerade dieses Mannes aller Glanz und Schmuck aufgebieten werden muß, dessen die musikalischen Ausdrucksmittel fähig sind, ist klar. So wird man denn auch überall auf musikalische Aufführungen bedacht sein. Es fragt sich nur, was man aufführen soll. Danthymnen und Cantaten, und wäre es selbst S. Bachs Cantate über „Ein' feste Burg,“ werden der Absicht nur unvollkommen genügen. Nur allgemeine, mehr oder weniger unbestimmte Empfindungen werden ihr Ergebnis bilden, nicht aber eine konkrete Anschauung von der eigenartigen Persönlichkeit, worauf es doch vor allen Dingen ankommt. Und doch hat die Tonkunst eben für diesen Zweck die ausgiebigsten, förderlichsten Formen zu ihrer Verfügung. Wie leben nicht die musikalischen Gestalten unsrer klassischen Opern in der Seele jedes Deutschen, der sich nur irgend über die Alltagsphäre erhoben hat! Sie sind uns ebenso gegenwärtig und vertraut wie die Helden des Dramas. Freilich für die Oper wäre Luther schwerlich als Held zu verwenden. Seiner hohen Idealität würde durch den für diese Kunstgattung unentbehrlichen Realismus des Bühnenapparats der Blütenstaub abgestreift werden. Überhaupt würden sich hier die Schwierigkeiten, welche Julian Schmidt gegen die dramatische Verarbeitung dieses Stoffes hervorhob, nur wiederholen. Dagegen dürfte sich innerhalb der musikalischen Kunstformen eine Aushilfe darbieten, nämlich das sozusagen ideelle Drama, das Konzertdrama, von alters her Oratorium genannt. Dies scheidet von der szenischen Darstellung ab, hat es also nicht mit der sinnlichen, sondern nur mit der innerlichen Anschauung zu thun, bei der die Phantasie des Hörers den freiesten Spielraum behält. Ihm ist kein Stoff zu ideal und zu erhaben. Ebenso wenig wird ihm leicht einer zu kompliziert sein. Der Oratorien-dichter steht seinem Gegenstande sehr frei gegenüber. Er kann die Vorteile des Dramas mit den Bequemlichkeiten des Epos vereinigen. Wohl ist es auch seine Aufgabe, eine bestimmte, einzelne Handlung in die Mitte zu stellen, in welcher alle sonstigen Einzelheiten wie in einem Brennpunkt zusammentreffen. Aber dieselben brauchen nicht so eng an den einen Zentralkreis angeschlossen zu werden. Entlegenes läßt sich zusammenknüpfen, ja zeitlich und räumlich bewegtes ins Spiel ziehen. Kurz, der Dichter kann hier, auch ohne gerade das dramatische Genie eines Shakespeare zu haben, „aus der ganzen Breite einer Heldenlaufbahn die hervorstechendsten Charakterzüge auswählen und mit gänzlicher Hintansetzung der Zeitbestimmungen ein anschauliches Charaktergemälde darstellen.“ Ob ein Kunst-

werk dieser Gattung eine eindringende, fortreißende, vollstümliche Wirkung zu erzielen fähig ist, das wird nur derjenige fraglich finden, der nie Zeuge gewesen ist von den Erfolgen der Bach'schen, Händel'schen, Mendelssohn'schen Oratorien. Kein Wunder; pflegen doch in dergleichen Werken mehr als in den Opern die Stoffe zugleich großartig und populär zu sein; auch wird hier der Musik durch die breitere Verwertung des Chorelements und durch die Heranziehung der Orgel zur Entfaltung ihrer vollen Kraft reichere Gelegenheit geboten als sonst irgendwo. Allenthalben in deutschen Landen wird denn auch der Oratorien- gesang mit Begeisterung gepflegt; allenthalben giebt es Einrichtungen, durch welche die Bekanntschaft mit diesen Tonschöpfungen tausenden von Mitwirkenden und abertausenden von Hörern zugänglich und so die besungnen Helden den weitesten Kreisen vertraut gemacht werden. Würde doch auch Luther dem deut- schen Volke so ins Herz gesungen! Ist er doch wie kein anderer dazu angethan, Held eines Oratoriums zu sein.

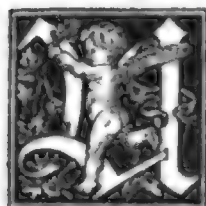
Aber besitzen wir ein Luther-Oratorium? Die Kreuzzeitung, die Weserzeitung, die Post und andre Blätter haben kürzlich auf ein solches hingewiesen, welches bereits seit mehreren Jahren vorhanden ist und sich wiederholt vor der Öffent- lichkeit bewährt hat. Es ist das Oratorium: „Luther in Worms. Dichtung von W. Rossmann. Musik von L. Meinardus.“ Wer irgend der Lutherfeier Teilnahme schenkt, sollte sich mit diesem Werke, dessen Partitur, Klavierauszug und Textbuch im Verlage von Siegel in Leipzig erschienen ist, bekannt machen. W. Rossmann's Dichtung wird als Muster eines modernen Oratorientextes von verschiedenen Seiten gerühmt. Ohne sich an chronologische oder lokale Bedingungen zu binden, gruppiert er eine Reihe von charakteristischen Vorgängen um den Reichstag zu Worms zu einer künstlerischen Einheit und zeichnet dadurch ein anschauliches Bild von Luthers Persönlichkeit und von der Entstehung, dem Wesen und dem Verlauf der Reformation. L. Meinardus hat es verstanden, wie mehrfach berichtet wird, dieser Zeichnung ein lebhaftes Tonkolorit zu verleihen und damit die Intentionen des Dichters nicht nur zur entsprechenden Erscheinung zu bringen, sondern sie wesentlich zu verdeutlichen und vertiefen. Die „musikalische Akademie“ in Königsberg hat den „Luther in Worms“ 1880 zum Geburtstage Kant's öffentlich zu Gehör gebracht. Ein Kritiker schrieb damals darüber: „Schöner dürfte wohl kaum jemals der Geburtstag unsers großen Philosophen gefeiert worden sein als durch die Aufführung dieses mächtigen Werkes, welches mit wahrhaft packender Gewalt den Gedanken der Reformation zum tönenden Ausdruck bringt.“ Wie sehr müßte die Wirkung durch eine Aufführung am Geburtstage Luthers erhöht werden!

Wir stehen am Schlusse. Möchten unsre Worte nicht ungehört verhallen. Wir haben zu zeigen versucht, wie mannichfaltig die Mittel sind, welche sich darbieten, um die Ehrenschild gegen unsern großen Reformator einzulösen, wie unabweislich ihre völlige Tilgung erfordert wird. Mögen denn die evan-

gelischen Brüder — jeder an seiner Stelle, aller häuslichen Zwistigkeiten ver= gessend —, mögen Fürsten und Unterthanen, Leitende und Geleitete, mit ver= einten Kräften zusammen eintreten für die Erreichung des gemeinsamen Zieles: der würdigen Feier des Lutherjubiläums!



Der Diktator von Wilna.



unter diesem Titel sind soeben bei Dunder und Humblot in Leipzig die Memoiren des Grafen M. N. Murawjew erschienen, ins Deutsche übersetzt nach dem in der Russkaja Starina zuerst veröffentlichten Texte und mit einer biographischen Einleitung über Murawjew versehen.*) Der Mann, welcher im Jahre 1863 den polnischen Aufstand in den sechs Provinzen des nördlichen Littauen, dem sogenannten nordwestlichen Gebiete, niederwarf, hat darin versucht, seine damaligen Thaten, welche in einem Teile der russischen Gesellschaft und in ganz Europa Widerspruch hervorriefen, zu rechtfertigen. Freilich nicht vor Europa zu rechtfertigen, denn das wäre ein vergebliches Unternehmen, sondern vor seinen Landsleuten. Allein die Motive, welche die gebildete Gesellschaft Rußlands damals bewogen, das Murawjew'sche Regiment in Littauen zu verdammen, vermag er in den Memoiren nicht zu entkräften und daher ebensowenig das Urteil dieses Teiles seiner Landsleute zu ändern; und denjenigen Russen, welche ihrer Gesinnung nach schon damals ihm zustimmten, wäre es überflüssig, nachträglich noch die Berechtigung eines Verfahrens nachzuweisen, dessen Härte niemals verkannt worden ist.

Jetzt eben sind ja gerade die Gesinnungsgenossen Murawjew's in Rußland obenauf, die ihm damals zujauchzten und ihm Heiligenbilder als Anerkennung dafür schickten, daß er in Littauen den polnischen Verrat an der russischen Nation blutig niedertrat und das „alte russische Vätererbe“ Littauen dem Polentum für immer zu entreißen unternahm. Murawjew stützte sich damals gerade auf Moskau, auf die national-russische Partei, auf die Kirche, auf Katkow, der zugleich mit Murawjew in dem Kampfe gegen die Polen sich und seine „Moskauer Zeitung“ groß machte. Und gerade jetzt poltert man in jenen Kreisen wieder

*) Der Diktator von Wilna. Leipzig, Dunder und Humblot, 1883.

laut gegen alles, was in den westlichen Grenzgebieten nicht echt russisch nach Blut und Glaube ist. Man versteigt sich so weit, ganz ernsthaft vorzuschlagen, daß, um die Einwanderung der Deutschen aufzuhalten, Rußland sich zum Beschützer der Irländer aufwerfen und diesen unglücklichen Leuten ein großes Asyl in Polen-Litauen öffnen möge. Dies ist allein ein Beweis dafür, daß man nachgerade hat einsehen müssen, wie vergeblich es ist, mit Gewalt, mit halber Gewalt eine höher stehende nationale Kultur durch eine zurückstehende Nationalität zu verdrängen. Es ist ein Eingeständnis dafür, daß das System, welches Murawjew in Litauen, Miljutin und Tscherkaszk in Polen einführten, vollkommen gescheitert ist. Und diese Memoiren des einstigen nationalen Helden, so leer, selbstzufrieden und einseitig beschränkt sie sind, mögen doch die Einsicht reifen lassen, daß es vergeblich sei, mit bloßem nationalen Selbstgefühl Völker andern Stammes und andern Glaubens in die Bahnen des Moskauerthums und der Orthodogie zwingen zu wollen. Ist Murawjew denn nicht mit allen gepriesenen Werken vollkommen gescheitert? Hat dieses System, die polnische Sprache, den katholischen Glauben in Litauen auszurotten, durch Bereicherung des Bauern auf Kosten des Adels, durch Vertreibung der Polen aus aller Verwaltung das Land russisch zu machen, nicht völlig Schiffbruch gelitten? Wenn heute — was übrigens thatsächlich vorläufig nicht wohl möglich ist — der Aufstand von 1863 sich wiederholte, wäre man denn in Petersburg der Herrschaft sicherer als damals? Murawjew erzählt uns unbesangen, wie in Petersburg, wie in der kaiserlichen Familie selbst im Jahre 1863 bereits alle Hoffnung aufgegeben war, Polen zu halten, wie selbst Kaiser Alexander II. nur wenig Vertrauen hatte, im Besitz Litauens bleiben zu können. Und wir haben unsererseits oft erzählen hören, der Kaiser habe damals Polen dem Könige von Preußen angeboten, der dieses Geschenk jedoch nicht habe annehmen wollen. Murawjew rühmt sich der Wiederherstellung nicht nur der russischen Gewalt in Litauen, sondern auch der russischen Nationalität. Ein Blick aber auf die Wirklichkeit genügt, um zu sehen, daß wohl die Gewalt vorhanden ist, daß aber die Bemühungen um Befestigung russischen Wesens im Volke nichts weiter gewesen sind als sehr teure, dem russischen Staat an Geld und Menschen, an Ehre und Moral sehr teure Opfer, die vollkommen vergeblich waren. Was nachgeblieben ist von diesem gerühmten Murawjew'schen System, ist zum guten Teil wirtschaftliche Mißregierung, unnütze Quellen des Hasses gegen die russische Regierung, die verstärkte Sehnsucht, von ihr loszukommen.

Was hat es genützt, daß nach dem System Murawjew's man sich vorlog, die Mehrzahl des litauischen Landvolkes sei eigentlich russisch nach Herkunft und Glauben? Wie viele hat man denn in die russischen Kirchen hineingelockt, die allenthalben mit dem Opfer vieler Millionen erbaut wurden? Werden diese Kirchen nicht noch heute an Feiertagen notdürftig gefüllt mit abkommandirten russischen Kanzlisten und Garnisonssoldaten? Hofft man wirklich, daß, weil

allerdings die Kenntniss der russischen Sprache sich unter dem Landvolke ausgebreitet hat, Rußland nun für das nächste Jahrhundert die riesigen Opfer geduldig darbringen werde, welche dazu gehören, um dieses Volk nun auch allmählich seine eigne Sprache, die älter ist als die russische, vergessen zu machen, um in den russischen Stamm aufzugehen, wie der Littauer Preußens in den deutschen aufgegangen ist? blieb man noch leichtsinnig genug, um die gewaltige Kulturarbeit ganz zu übersehen, die Deutschland auf diesem Felde in seinem Osten hat leisten müssen? Ist heute der russische Beamte in Littauen nicht gehaßt, verachtet wie nur jemals? Und kann es denn anders sein? Wo wären denn in Rußland die vielen Beamten, die nicht in der Mehrzahl müßten verachtet werden vom Littauer oder Polen? Wer erklärt denn lauter und ununterbrochener als der Russe selbst, daß seine Bürokratie nichtswürdig sei?

Nun erst die weisen Maßregeln wirtschaftlicher Natur, mit denen Murawjew das unglückliche Land beglückt hat! Er nannte das Befreiung des geknechteten Bauern von einem polnischen und katholischen grausamen Herrn. Diese Befreiung, wie Murawjew und sein Nachfolger Kaufmann sie verstanden, hätte die Wirkung verheerender langer Kriege gehabt, wenn sie nicht von Potapow an schleunig wieder wäre rückgängig gemacht worden. Ohnehin ist noch genug nachgeblieben, um den Aufschwung des Volkes aufzuhalten. Was an Wohlthaten dem Lande zu Teil ward: die Aufhebung der Leibeigenschaft, die Besserung der Justiz, der Verwaltung, die notwendige Zügelung des alten polnischen Unwesens, der nichtsnutzigen Herrenspielerei von Panen und Schlächta — das war die Pflicht jeder einigermaßen verständigen Regierung und gehörte nicht zum „System“ Murawjews. Zu diesem System aber gehörte die unsinnige wirtschaftliche Ablösung der bäuerlichen Ländereien, welche nicht so sehr darauf ausging, Bauer und Herrn von einander zu trennen, als darauf, den Herrn durch den Bauern zu ruiniren; dazu gehörte es, den Hof, die Äcker, die ganze Wirtschaft des Herrn zu zerstören durch hineingeschobene Bauerländereien, die unsinnigsten Wünsche der Bauern auf Kosten der Herren und des Wohlstandes des Landes zu erfüllen; dazu gehörte die Mißachtung allen Rechtes der polnischen Volksklasse und die Heiligung allen Unrechts, aller Willkür der littauischen Bevölkerung. Wie viele schwere Mißstände von heute sind auf dieses Murawjewische System zurückzuführen! Auch das Verschwinden der Wälder gehört hierher, über das so viel geklagt wird. Es entspringt aus jenem System, zu welchem sich Murawjew offen bekennt und welches von dem nationalökonomischen Werte des Waldes ebensowenig etwas weiß wie von einem strengen privaten Recht an dem Walde. Wo dem Waldbesitzer noch keine genügenden Schutzrechte gegen Waldfrevel zu Gebote stehen, wo gesetzlich Weideservituten in ungeheurer Ausdehnung durch Murawjew eingeführt und nachher beibehalten worden sind, wo also gesetzlich die Waldverwüstung angeordnet ist, da ist es recht erheiternd, von Klagen über Entwaldung zu hören. Und ein Mann, der mit Überzeugung solche Zu-

stände schuf, Zustände, die in Persien möglich wären, in Japan aber schon seit lange für barbarisch würden erklärt werden, ein solcher Mann erklärt sich hier für einen Vertreter des russischen Genius und wird von vielen dafür gehalten! Zum Glück giebt es aber doch auch in Rußland Leute, die anderer Meinung sind, wie man aus interessanten Aufzeichnungen eines ehemaligen Bizegouverneurs von Kowno sieht, von denen uns Bruchstücke in der interessanten Einleitung zu diesen Memoiren geboten werden.



Die große Kunstausstellung in Berlin.

1.



Obwohl die deutschen Künstler, insbesondere die Berliner, welche doch am nächsten an der Ausstellung ihrer Akademie beteiligt sind, anderthalb Jahre lang Ruhe gehabt haben, ist die Physiognomie der am 3. Mai eröffneten Ausstellung, welche damit aus einer Herbst- in eine Frühjahrsausstellung umgewandelt worden ist, eine so überaus trostlose, daß man drauf und dran ist, an der deutschen Kunst überhaupt zu verzweifeln, wenn es nicht wenigstens einen stichhaltigen Grund gäbe, welcher diese trostlose Erscheinung als eine zufällige, nicht notwendige erklärte. Dieser eine Grund ist der heillose Zwiespalt unter den deutschen Künstlern, infolge dessen sie sich mit Händen und Füßen gegen eine Centralisation der Kunstbestrebungen wehren. Das nimmer auszurottende Grundübel der Deutschen, welches in der Politik die schlimmsten Früchte gezeitigt hat und immer noch zeitigt, wüthet mit gleicher Stärke auch unter den deutschen Künstlern und macht sie nicht nur unempfindlich gegen die Regungen des Nationalgefühls, sondern auch blind gegen ihre eigensten Interessen. München will der Vorort der deutschen Kunst sein und bleiben, und da werden keine Mittel gescheut, um dieses Prestige aufrecht zu erhalten, welches in Wahrheit eitel Dunst und Nebel ist. Ein Blick auf die Geschichte der modernen Kunstentwicklung Münchens lehrt die Unhaltbarkeit desselben. München war der Vorort der deutschen Kunst, insbesondere der Malerei, solange durch Cornelius und seine Schule dank der Opferfreudigkeit eines kunstsinigen Königs die monumentale Kunst, die Kunst großen Stils kultivirt wurde. München war auch noch der Vorort der deutschen Kunst, solange Piloty der Historienmalerei durch Einimpfung des modernen Kolorismus eine neue, wenn auch nur für

Existenz zu verschaffen mußte. Seitdem aber diese zweite Phase in der Münchner Kunst sich wieder verflüchtigt hat und die Münchner Kunst in Genre- und Landschaftsmalerei oder, wie böse Zungen sagen, in Wirtshaus- und Touristenmalerei auseinandergelassen ist, hat München kein Anrecht mehr auf den Vorzug, der Vor- und Hauptort deutscher Kunst zu sein. Besitzt denn aber München keine hervorragenden Porträtmaler? könnte jemand fragen. Ja wohl! einen: Lenbach, aber der ist erst ein bedeutender Bildnismaler geworden, als er sich von Piloty lossagte und die Alten, insbesondere Tizian, Van Dyck und Velasquez befragte. Und die Münchner Plastik? Ja, wohin die sich seit Wagnmüllers Tode verkrochen hat, weiß kein Mensch zu sagen. Wir werden im Sommer den Versuch machen, sie auf der internationalen Kunstausstellung in München auffindig zu machen. Für heute müssen wir uns mit zwei Porträtbüsten begnügen, welche Professor Roth nach Berlin geschickt hat, der ganz in das Wagnmüllersche Fahrwasser hineingesteuert ist, d. h. in jene zwar lebendige, aber malerische Auffassung der Natur, welche schon jetzt die Formenbehandlung des Barockstils adoptirt hat und notwendig, vielleicht sogar mit Umgehung des anmutigen Rococo, zum Popsstile führen muß. Daß die sogenannte deutsche Renaissance, wie sie heute in München in der Architektur, in der Möbelschleierei und in den übrigen Zweigen des Kunsthandwerks grassirt, sich ohnehin schon nur noch wenig vom Barockstil unterscheidet, ist eine Thatsache, welche niemand in Abrede stellen kann, der noch Augen zu sehen hat. Georg Hirth, der Herausgeber des populären „Formenschatzes,“ hat diese Neigung der Münchner Künstler, die sich zum Teil aus historischen, zum Teil aus andern, nicht der Erörterung unterliegenden Ursachen erklärt, auch sehr schnell begriffen und deshalb den „Formenschatz der Renaissance“ in einen allgemeinen „Formenschatz“ umgewandelt, in welchem sich Renaissance, Barock, Rococo und Popf lustig durcheinander tummeln.

München will also nach wie vor der Zentralkpunkt der deutschen Kunstbestrebungen bleiben, obwohl es seine historische und sachliche Berechtigung dazu verloren hat. Wenn wir dagegen denselben Maßstab geschichtlicher Beurteilung an Berlin legen, so ergibt sich, daß diese Stadt an die Stelle Münchens getreten ist und treten mußte, weil die preussische Staatsregierung klar erkannte, daß eine Blüte der Kunst nur von einer systematischen Förderung derselben durch den Staat zu erwarten ist. Denn der pathetische Satz der Freiheitshelden, daß die echte Kunst nur in einem freien Staate, in einer Republik gedeihen könne, ist eine leere Redensart, deren Gegenteil viel leichter begründet werden kann. Die römische Republik, Cromwell und seine Puritaner, Danton und Robespierre verhielten sich entweder gleichgiltig und ablehnend gegen die Kunst oder sie rotteten sie radikal aus. Was die französischen Kommunards gegen die Kunst gethan haben, ist noch allen Zeitgenossen in frischer, grauenvoller Erinnerung. Die athenische Republik, welche man immer als rühmliches Bei-

spiel anführt, war zur Zeit der Kunstblüte, d. h. unter ihrem Präsidenten Perikles eine Art konstitutioneller Monarchie. Perikles war in Sachen der Kunst ebensogut ein Autokrat wie der Erbauer der Cheopspyramide, wie die sizilischen Tyrannen und die attalidischen Herrscher auf der Burg von Pergamon. Wenn Leon, dieses Muster eines radikalen Freiheits- und Gleichheitsmenschen, fünfzehn Jahre früher aus Ruher gekommen wäre, hätte die griechische Kunst niemals im Parthenon ihre Blüte erreicht. Und die holländische Republik? Solange die Dranier kräftig und groß waren, blühte und gedieh die Kunst. Als aber die Mynheers Generalstaaten das große Wort führten, mußte die eine Hälfte der Künstler, wie der große Rembrandt, elend zu Grunde gehen und halb verhungern und die andre Hälfte auswandern.

Ebenso schlecht aber, wie mit der Kunst in der Republik, steht es mit der Künstlerrepublik. Wir haben die beste Illustration in Frankreich erlebt. Seit 1881, wo die Künstler die Leitung des „Salons“, der großen Jahresausstellung in Paris, übernommen haben, sind drei Salons hinter einander überaus kläglich ausgefallen. Die Regierung hatte das, als sie den „Salon“ den Künstlern freigab, wohl vorausgesehen, und sie veranstaltet deshalb alle drei Jahre einen „Salon“, in welchem sie die auserlesensten, während dieses Zeitraumes entstandenen Kunstwerke vereinigen will.

Wir in Deutschland haben noch die umgekehrte Erfahrung zu machen. Die von Künstlern geleiteten Ausstellungen haben während des letzten Jahrzehnts ein trauriges und niederschlagendes Resultat ergeben, und selbst die akademische Körperschaft, welche in Berlin an der Spitze der großen Ausstellung steht, hat sich nicht stark genug erwiesen, um einerseits wirklich hervorragende Kunstwerke aus dem In- und Auslande heranzuziehen und die Ausstellung so zum Sammelpunkte der modernen Kunstbestrebungen zu machen, andererseits die Flut der Mittelmäßigkeit fern zuhalten, damit eine Kunstausstellung nicht zum Jahrmärkte werde. Nur das unmittelbare Eingreifen der Staatsbehörden und das Gewicht ihrer Autorität kann unsers Erachtens eine Reorganisation unsers vollständig veralteten und verrotteten Ausstellungswesens, herbeiführen. Nur die Organe, über welche der Staat allerorten verfügt, sind imstande, auswärtige Künstler zu einer Beteiligung an den Kunstausstellungen zu veranlassen und den einheimischen zugleich diejenigen Garantien zu bieten, welche sie in der Willkür von Künstlergenossenschaften und Körperschaften nicht zu sehen glauben. Dann müßte der Staat freilich auch andre Entschädigungen und Aufmunterungen aussetzen als ein paar goldne Medaillen. Wenn der Pariser Salon in seinen sonstigen Einrichtungen auch nicht nachahmenswert ist, so ist er es doch wenigstens in Bezug auf die Preise und die Belohnungen. Auch Künstler, welche der Akademie bereits entwachsen und daher nicht mehr zur Erlangung akademischer Stipendien berechtigt sind, können bisweilen Reiseunterstützungen recht gut gebrauchen.

Wenn die großen periodischen Kunstausstellungen unter der Agide des Staates stattfänden, wäre den Berliner Künstlern eine doppelte Beschämung eine doppelte Niederlage erspart geblieben. Es ist bekannt, daß die Berliner Künstler, soweit sie durch eine Korporation, sei es die des Berliner Künstlervereins, sei es die des Lokalverbandes der allgemeinen Kunstgenossenschaft, verbunden sind, sich geweigert haben, die Münchner internationale Kunstausstellung von 1883 zu beschicken, weil sie der Ansicht waren, daß die rasche Aufeinanderfolge der internationalen Kunstausstellungen im allgemeinen schädlich sei und die lokalen Ausstellungen im besondern beeinträchtige. Auf diese Erklärung hin haben sich Abgesandte der Münchner Künstlerschaft nach Berlin und Düsseldorf begeben und haben es durch Verhandlungen, über welche nichts oder doch nichts sicheres bekannt geworden ist, zu Wege gebracht, daß die Berliner und Düsseldorfer ihre Erklärung zurückgenommen haben. Ob dieser Schritt in Wirklichkeit Folgen haben wird, ob die Berliner nach München neue Bilder geschickt haben oder nur alte Atelierhüter, die kein Mensch sehen und haben will, oder ob sie sich trotz des offiziellen Widerrufs in der Mehrzahl zurückgehalten haben, ist nebensächlich. Hauptsache ist, daß die berufenen Vertreter der Berliner Künstlerschaft eine Niederlage dadurch erlitten haben, daß sie die Superiorität Münchens anerkannten und die Münchner Mächer von neuem in ihrer Position befestigt haben. Eine zweite Niederlage ist die, daß sich die Münchner Künstler zum Dank für das Entgegenkommen der zu Kreuz gekrocheneu Berliner von der Berliner Ausstellung so gut wie ganz fern gehalten haben. Während die letztere in den verflossenen Jahren durchschnittlich etwa 40—50 Künstlernamen aus München aufzuweisen hatte, ist diese Zahl jetzt auf 34 herabgesunken, und von diesen hat kaum die Hälfte auf eigne Hand ausgestellt. Die andre Hälfte der Gemälde — denn die vier plastischen Arbeiten sind nicht der Rede wert — ist von Kunsthändlern ausgestellt worden, welche die Bilder auf Spekulation gekauft haben und mit ihnen auf den Ausstellungen hausiren gehen. Es bleiben also etwa achtzehn Münchner Künstler übrig, welche es der Mühe für wert gehalten haben, in Berlin auszustellen. Und wie viele von diesen achtzehn haben die eingesendeten Arbeiten für die Berliner Ausstellung geschaffen oder auf derselben zum ersten male öffentlich gezeigt? Ich glaube, nicht ein einziger. Einige der Münchner Bilder habe ich schon vor vier Jahren auf der internationalen Ausstellung in München gesehen!

Die kleinliche Eifersucht der Münchner auf Berlin trägt also in erster Linie die Schuld an der Zersplitterung der Künstler durch eine Ausstellungshebe, die niemand frommt als den Mitgliedern der Komitees, welche die Ausstellungen zu einer Art Sport degradirt haben. Die Ausstellungen würden mit einem Schlage eine andre Physiognomie gewinnen, wenn sie der Staat in die Hand nähme. Dann würden es sich die Künstler zur Ehre anrechnen, sich an solchen Ausstellungen zu beteiligen, und würden gebieterisch verlangen,

daß die Kunsthändler, welche große Arbeiten von ihnen in ihren Händen haben, dieselben für die Dauer der Ausstellung freigäben. Auf der diesjährigen Ausstellung suchen wir vergebens nach einem Meisterwerke von bedeutendem Inhalt, von idealem Schwung und von großartiger Ausdrucksweise. Wir hätten es, wenn Peter Janssen, der Düsseldorfer Meister, sein großes Gemälde „Die Kindheit des Bacchus,“ in welchem er den ganzen Umfang seines Könnens, den Reichtum seiner Phantasie und die Fülle seiner Gestaltungskraft zusammengefaßt, nicht bei dem Kunsthändler, seinem Auftraggeber, sondern im Polytechnikum ausgestellt hätte. Aber er und viele andre tragen mit Recht Bedenken, Werke von ernster Bedeutung unter bunter Jahrmarktswaare aufzustellen, welche der Zufall zusammengeführt hat.

Der Staat hat den akademischen Kunstausstellungen in Berlin, auch ohne daß er die direkte Leitung derselben in den Händen hat, immer sein Wohlwollen bewiesen. So hat er in diesem Jahre den Neubau der technischen Hochschule in Charlottenburg, die letzte Monumentalschöpfung Hübigs, zur Verfügung gestellt, weil der Holzbau, der seit 1875 den Ausstellungen diente, seit dem Brande der Ausstellung für Hygiene und Rettungswesen zu feuergefährlich erschien. In allen innern Angelegenheiten läßt er den Akademikern und der Jury, welche durch Wahlen aus dem Senat, den ordentlichen Mitgliedern der Akademie und dem Verein Berliner Künstler zur Unterstützung seiner hilfsbedürftigen Mitglieder zusammengesetzt ist, freie Hand.

Der von Jahr zu Jahr zunehmende Rückgang der akademischen Kunstausstellungen macht es unzweifelhaft, daß diese Art der Verwaltung nicht mehr zweckmäßig ist. Wer sich gern durch Zahlen überzeugen läßt, dem genüge die Thatsache, daß die diesjährige Ausstellung etwa 170 Nummern weniger umfaßt als die vorige, 978 gegen 1118, wobei zu betonen ist, daß sich das Durchschnittsniveau auch hinsichtlich der Qualität erheblich gesenkt hat.

Groß war die Anzahl von Historienbildern auf den Berliner Ausstellungen niemals. Soweit war es jedoch noch niemals gekommen wie in diesem Jahre, wo nur ein einziges Bild vorhanden ist, welches auf jenen stolzen Namen Anspruch erheben kann, und dieses ein Bild ist von einem Fremden, von dem Böhmen Wacslav Brozik eingeschendet worden. Daß die Historienbilder alten Stils mit der Zeit verschwinden, ist an und für sich kein Unglück. Denn es war ein Irrtum der Schulästhetiker, der längst widerlegt ist, in dem historischen Gemälde die höchste Entwicklung der Malerei zu sehen. Aber wenn nur irgendwo Reime zu bemerken wären, welche uns die frohe Zuversicht gäben, daß an die Stelle des Veralteten etwas Neues, Lebenskräftiges treten, daß der große Stil in der Malerei nicht verschwinden wird, auch wenn er sich nicht mehr an den Ereignissen einer Vergangenheit erproben kann, welche unjerm Herzen völlig fremd ist. Nichts dergleichen. Wohin man blickt — tabula rasa!

Der Böhme Brozik kann uns nicht mehr lehren, wie man im großen Stile komponirt und malt. Er hat selbst von Lessing und Piloty die Behandlung historischer Stoffe gelernt, ist dann nach Paris gegangen und hat dort seine Palette mit einigen französischen Farben bereichert. Den Parisern haben seine Gemälde trotz ihrer Dimensionen denn auch garnicht imponirt. Brozik ist zwanzig Jahre zu spät gekommen, sagten sie mit mitleidigem Achselzucken, und Brozik schickte seine Bilder nach Berlin, wo sie mit der großen goldnen Medaille ausgezeichnet wurden. In diesem Jahre hat er aus Dankbarkeit wiederum ein sehr umfang- und figurenreiches Gemälde eingesendet, welches die Beurteilung seines Landsmannes Johannes Huz durch das Konzil von Konstanz 1415 darstellt. Brozik ist nämlich ein großer Patriot, welcher sich vorgenommen zu haben scheint, die ganze böhmische Geschichte nach und nach auf die Leinwand zu bringen. Technisch ist dieses Gemälde insofern bemerkenswert, als der Künstler durch Einschaltung der graublauen und schwärzlichen Töne von Munkacsy und dem Franzosen Laurens seinen schillernden Lokaltönen eine ernste Haltung, eine feierliche Stimmung zu geben versucht hat. Indessen bleibt noch soviel von reiner Stoffmalerei übrig, daß das Auge an den Sammet- und Brokatgewändern des Kaisers und seiner Begleiter, der Geistlichkeit und der Böhmen, die zu Huz halten, mit größerem Wohlgefallen haftet als an der Physiognomie des dunkelgekleideten Märtyrers, welcher mit dem Ausdruck unerschütterlicher Standhaftigkeit gen Himmel blickt, während ihm ein Bischof, dessen Gesicht von Leidenschaft und Haß verzerrt ist, sein Todesurteil vorliest. Hier wie dort ist der Gesichtsausdruck rein konventionell, nicht aus der Tiefe der Seele geschöpft, sondern äußerlich nach der herkömmlichen Schablone aufgeprägt. Wie die einen ihrer Entrüstung, ihrem Abscheu, die andern ihrer Teilnahme, ihrem Wohlwollen Ausdruck geben, das ist alles gleich schematisch und ohne Originalität. Nicht wenig Figuren sind auch ganz dazu angethan, trotz ihrer pathetischen Haltung und ihrer aufgeregten Geberde das Gegenteil der von dem Künstler beabsichtigten Wirkung herbeizuführen. Kaiser Sigismund unterscheidet sich nicht viel von dem sanften Coeurkönig eines Kartenspiels, und auf der böhmischen Seite sieht man zwei Gestalten, in welchen die Intelligenz den massigen Körperformen nicht das Gleichgewicht hält. Auf die Komposition, die nach der Regel de tri akademischer Vorschriften gemacht ist, wollen wir nicht eingehen, weil der Gegenstand, eine Konzilsitzung, die langweilige Anordnung bedingt haben kann. Aber warum wählt man sich einen solchen Vorwurf, mit welchem schlechterdings nichts anzufangen ist? Eine Konzils- oder Reichstagsitzung kann künstlerisch im engeren Sinne nicht verwertet, sondern nur malerisch ausgenutzt werden, indem der Künstler den Hauptaccent auf die Behandlung des Stofflichen legt, und das hat Brozik gethan. Wir blicken in das Innere einer gothischen Kirche, durch deren bunte Glasfenster farbige Lichtstrahlen in den dämmerigen Raum fallen, und sehen in der Kirche auf drei Seiten eines Vierecks eine große An-

zahl von Männern verteilt, die in prachtvolle Stoffe gekleidet sind, welche auf ein Haar dem mattfarbigen, schillernden Seidenplüsch gleichen, mit dem man heutzutage Möbel bezieht und den man auch zu Portieren und Wandbekleidungen verarbeitet. So setzt sich das Ganze aus lauter Außerlichkeiten zusammen, ohne daß ein inneres Band diese verschiedenen Elemente umschließt. Es sind dieselben bunten Mosaikstifte, aus welchen Delaroche vor vierzig Jahren seine thränenvollen Historienbilder komponirt hat, nur neu aufgefärbt und mit einem Raffinement in den Farbenverbindungen zusammengesetzt, welches in dem Grade zunimmt, als sich der geistige Inhalt verflüchtigt.

In großen und ganzen läßt sich die Betrachtung, zu welcher uns das Brozische Bild veranlaßt hat, auf die meisten Gebiete der modernen Kunst ausdehnen. Das technische nimmt so sehr überhand, drängt so sehr alle geistigen Interessen zurück, daß sich der Standpunkt der Beurteilung eines Kunstwerkes danach völlig verschoben hat. Unsere Ausstellung bietet für diesen Umschwung ein interessantes Beispiel. Der Belgier Emil Wauters hat zwei große Porträts eingesendet, welche in dem gewaltigen Lichthose neben Broziks Gemälde ihren Platz gefunden haben. Das eine derselben stellt eine nicht mehr junge, anmuthslose Dame in ganzer Figur dar, in eleganter Toilette und in ein mit dem höchsten Luxus ausgestattetes Zimmer hineingestellt. Alle Farben sind bis zur Stumpfheit abgedämpft, als wären sie sämtlich auf einen mattgrünen Ton abgestimmt, welcher Rot braun, Gelb lederfarben und Blau grau macht. Diese Harmonie der matten grauen Töne ruft nun eine wahrhaft leidenschaftliche Bewunderung unsrer Künstler hervor, welche in dieser ungesund auf die Spitze getriebenen Neutralisation aller bestimmten Lokalfarben ein nachahmenswertes Beispiel sehen. Daß das geistige Leben in dem Kopfe der Dame nicht zum Ausdruck gekommen ist, daß die Seele sich nur mühsam an die Oberfläche emporarbeitet wie ein Lichtstrahl durch dichten Nebel, daß die Modellirung ohne Geschmeidigkeit ist, als wären die Formen aus Blech getrieben und nachträglich lackirt, diese Mängel werden übersehen, weil das Kolorit gar zu vornehm und interessant ist! Auf dem andren Bilde, welches einen häßlichen Knaben zu Pferde am Meeresstrande darstellt, ist wenigstens das Tier kräftig herausmodellirt, aber ohne Knochengestalt, und auch dem Knaben ist in dem Streben nach distinguirter Auffassung alles körperliche, natürliche und gesunde verloren gegangen.

Immerhin hat sich Wauters einen Stil, eine eigene Ausdrucksweise geschaffen, wenn dieselbe auch nicht für jedermann erfreulich ist. Wie wenigen modernen Porträtmalern ist ein gleiches gelungen! Von den hundertundzwanzig Porträts, welchen die Ausstellung ihre Arme geöffnet hat — eine erschreckend große Zahl! —, kann man mindestens sechzig aussondern, von denen weiter nichts zu sagen ist, als daß sie mehr oder minder glücklich kolorirte Photographien sind, welchen jede künstlerische Qualität, jedes künstlerische Gepräge fehlt. Und von der andern Hälfte kann man weitere dreißig aussondern, die vortrefflich

gezeichnet und tüchtig modellirt sind, die aber in keinem Punkte eine originelle Auffassung, eine gewisse Selbständigkeit des Künstlers verraten, welche die in die Ecke gezeichnete Signatur ihres Urhebers überflüssig macht. So trägt z. B. ein ganz geistreich und lebendig behandeltes Porträt einer jungen Dame von dem Franzosen Edouard Bertier, einem Schüler von Bouguereau und Cabanel, den allgemeinen Charakter der modernen französischen Schule: große Vornehmheit in der Inszenierung und ein Streben nach bizarren Farbenverbindungen. Besondere Kennzeichen fehlen. Kaum dreißig Porträts bleiben übrig, die sich auf etwa zwanzig Maler so verteilen, daß man sie an ihrer Handschrift erkennt, mag dieselbe nun in gutem oder schlechtem Sinne charakteristisch sein. So ist A. von Werner z. B. kein Porträtmaler im höchsten Sinne des Wortes, weil seine Malweise ein summarisches Verfahren liebt, welches jeder feineren Individualisierung im Wege steht und weil ihm die Kunst fehlt, in den Tiefen der Seele zu lesen und das Gelesene zu verwerten. Aber er hat sich doch einen malerischen Stil gebildet, welcher, mag er auch nicht besonders fein und reizvoll sein, doch markant und charakteristisch ist. In dieselbe Kategorie der Bildnismaler mit eigenem Stil — wir zitiren nach unserer Ausstellung — gehören ferner Gustav Richter, Gussow, Anaus, Bokelmann, Biermann, Schrödl, Ernst Hildebrand und Keller. Richter hat schon eine so große Zahl romantischer, poetischer, eleganter oder doch wenigstens malerisch anziehender Bildnisse geschaffen, daß man von zweien, welche ausnahmsweise diese Vorzüge nicht besitzen, nicht viel Aufhebens zu machen braucht. Wenn man das ganze Werk von van Dyck oder von Frans Hals zusammenstellen würde, gäbe es auch genug Bilder auszumergen, welche zum Ruhme dieser Meister nichts beitragen. Von den beiden Damenporträts von Gussow könnte man dasselbe gelten lassen, wenn man nicht zugleich die beunruhigende Beobachtung machte, daß der Künstler, der so originell begonnen hat, vielleicht infolge der vielen Aufträge Gefahr läuft, seine Originalität preiszugeben und sich in die flache Alltäglichkeit der Salonmalerei zu verlieren. Es ist zwar sehr schön und verdienstvoll, daß der tapfere Naturalist die Atlasrobe einer Balldame ebenso naturgetreu und täuschend zu malen versteht wie den groben Friesrock einer Bäuerin, daß er das runzliche Gesicht eines alten Mannes ebenso sorgsam und ebenso liebevoll wiedergiebt wie den zarten Teint einer jugendlichen Schönheit. Wenn aber das geistige Gepräge der Physiognomie der Koben- und Stoffmalerei so völlig geopfert wird, wie auf jenen beiden Bildnissen, so muß man bei Zeiten einen Warnungsruf erheben. Auch eine Studie in halber Figur, ein junges hübsches Mädchen, welches einen Teller mit Mustern trägt, verrät eine bedenkliche Hinneigung zu jener porzellanartigen Modellirung des Fleisches, zu jener dustigen, malerischen Behandlung, wie sie Paul Thumann zur Freude aller ätherischen Pensionsmädchen kultivirt, die aber in der Natur nirgends ihr Vorbild haben. Der alte Gussow war mir, trotz seiner bisweilen struppigen Manieren, lieber als der neue mit seinem glänzenden

Firniß. Wie man zart und fein modelliren und malen kann, ohne sich dabei von der Natur zu entfernen, beweist ein Porträt von Anaus, das Bildniß seiner Frau. Die Dame ist etwa in halber Lebensgröße, nicht ganz bis zu den Fußspitzen dargestellt, was ein so geschmack- und einsichtsvoller Künstler wie Anaus nicht für nötig hält, da er nicht Quadratmeter von Leinwand braucht, um seine außerordentliche malerische Fähigkeit zu entfalten. Die Dargestellte in einfachem schwarzen Kleide, welches nur durch eine rote Blume belebt ist, sitzt auf einem braunen Lederstuhl, der sich von einem dunkelgrünen Fond abhebt. Das ist alles. Aber mit welcher genialen Kraft ist das geistige Leben erfasst und auf dem kleinen Raume der Gesichtsfäche zum Ausdruck gebracht! Wie tritt die Hand ergänzend hinzu, um die Charakteristik zu vervollständigen! Welche Beobachtung der Natur in allen Einzelheiten, z. B. in der Stellung der Pupillen, welche die Kurzsichtige erkennen lassen! Und welche souveräne Meisterschaft in der Beherrschung der technischen Mittel, die mit einer so erstaunlichen Leichtigkeit gehandhabt sind, daß trotz subtilster Durchführung von miniaturenartiger Feinheit nirgends das Nachwerk zu Tage tritt und die Hand des Künstlers störend vor die objektive Erscheinung schiebt! Ebenbürtig diesem Meisterwerke, wenn auch mit Hilfe andrer technischer Prozeduren erreicht, sind das Porträt eines jungen Mannes von Bokelmann, ebenfalls in kleinem Maßstabe ausgeführt und mehr genreartig, aber ungemein flott und geistvoll behandelt, fest angefaßt und von glücklichster Inspiration eingegeben, und das lebensgroße Bildnis einer Dame in schwarzem Atlaskleide von Ferdinand Keller in Karlsruhe. Der letztere hat, ohne dabei den geistigen Ausdruck zu beeinträchtigen, sich die Lösung eines malerischen Problems zur Aufgabe gestellt und sein Ziel in der vollkommensten Weise erreicht. Das schwarze Kleid ist mit schwarzen Spitzen und Perlen besetzt. Schwarz ist der große Federhut und schwarz sind die Handschuhe, von denen der eine bereits die Hand bedeckt, während die bloße Linke in ihrer blendenden Weiße einerseits durch das umgebende Schwarz gehoben wird, andererseits selbst die schwarzen Massen teilt und in Bewegung bringt. Aus dem bräunlichen Hell Dunkel des Hintergrundes löst sich ein Treppengeländer von schwarzem Schmiedeeisen, und rechts vom Beschauer blickt ein prächtig gemalter großer, brauner, langhaariger Hund zu seiner Herrin empor. Innerhalb von Schwarz, Braun und Grau ist eine bewunderungswürdige Mannigfaltigkeit der Töne erreicht, die Velasquez und van Dyck nicht besser zu Stande gebracht haben. Aber das darf man bei Leibe nicht laut werden lassen, weil es unter den Ästhetikern, Kunstphilosophen und Kunsthistorikern eine ausgemachte Sache ist, daß die besten modernen Künstler den schlechtesten alten nicht das Wasser reichen können.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Dorothea entschuldigte sich und begrüßte den kleinen Kreis. Sie verneigte sich vor der Gräfin, nickte Dietrich zu, gab dem Pfarrer die Hand und tauchte einen seelenvollen, bittenden Blick tief in des Grafen von Francken Augen. Er antwortete in derselben stummen Sprache und mit einem ermunternden Kopfnicken, und bot ihr dann den Arm, um sie in das Speisezimmer zu führen, wohin Baron Sextus mit der Gräfin bereits voranschritt. Ihm sowohl wie den übrigen Personen, mit Ausnahme des Barons, welcher an die kaltwerdende Suppe dachte, war es aufgefallen, wie besonders schön Dorothea heute ausah. Sie war von einem innern Feuer durchglüht, welches ihre Farben lebhafter und ihre Augen schimmernder machte. Pfarrer Sengstac ging wie im Traume hinter ihr her, das Gekräusel des dunkeln Haares in ihrem Nacken bewundernd, und hätte einmal beinahe auf die meergrüne Schleppe getreten, die sich vor seinen Füßen hiningelte.

Das Mittagessen war vorzüglich. Der Koch legte mit allen Schüsseln Ehre ein, und die Weine waren ausgezeichnet. Baron Sextus, obwohl selbst ein mäßiger Mann, hielt darauf, einen guten Keller zu führen, und hatte im Laufe langer Jahre manche Sorte angeammelt, die ebensowenig wie die alten Bäume in seinem Park mit Geld allein zu beschaffen waren.

Und doch war niemand an der von schwerem Silbergeschirt und Krystall blinkenden Tafel, der diese Genüsse so recht zu würdigen gewußt hätte, mit Ausnahme wiederum des Barons selber. Dorothea spielte nur mit Messer und Gabel, und ein Vögelchen hätte mit dem Schnabel nippend mehr aus dem Glase geschöpft als sie. Graf Dietrich aß wenig und trank zwar viel, aber ohne rechtes Verständnis und mehr, um sich in gute Laune zu bringen — ein Versuch, der selten irgend jemand nach Wunsch gelingt. Er fühlte sich in einer

schiefen Lage, und es war ihm peinlich, immer wieder seine Liebenswürdigkeiten wie seine geistreichen Bemerkungen mit höflicher Kälte aufgenommen zu sehen. Graf von Francken war kein Freund von Diners. Er war an eine äußerst einfache und frugale Kost gewöhnt und zog das Wasser allen übrigen Getränken vor. Pfarrer Sengstach war so glücklich und so verwirrt, daß er gar nicht wußte, was er genoß. Wenn Dorothea das Wort an ihn richtete, wechselte er Fisch und Fleisch, und indem er überlegte, was er ihr antworten sollte, that er Salz an sein Quittengelée. Sie richtete sehr oft das Wort an ihn, da er der einzige bei Tische war, mit dem sie ganz unbefangen sprechen konnte, und der arme Geistliche war mehr als einmal nahe daran, zu ersticken, indem er durch rasches Niederschlucken eines halbgekauften Bissens seinen Sprachorganen Raum schaffen wollte. Gräfin Sibylle endlich war viel zu sehr damit beschäftigt, den Baron zu unterhalten, als daß sie die Speisen und Getränke besonders hätte beachten können.

Wohl wußte sie den Laffitte zu schätzen, der wie ein Rubin in ihrem Glase funkelte und auch das Licht ihrer Augen zu beleben vermochte, wohl schlürfte sie mit der Zunge des Kenners den schweren Carte Noire aus der flachen geschliffenen Schale, aber sie vergaß keinen Augenblick den Zweck ihres Besuches, und die Bezauberung ihres Wirtes blieb beharrlich ihre Aufgabe. Sie hatte während der Zeit ihrer Anwesenheit im Schlosse den Charakter des Barons durch aufmerksames Zuhören und Beobachten so genau kennen gelernt, daß sie fast immer vorher wußte, was der offenherzige, biedere alte Herr zu sagen beabsichtigte. Dann pflegte sie, während er zu sprechen anfang, seinen Blick mit ihren fesselnden Augen festzuhalten, ganz andächtig in seine Rede versunken und seine Worte gleichsam durstig auffaugend. Und in seine Gedanken pflegte sie hier und da ein Wort hineinzuworfen, welches den Sinn dessen, was folgen mußte, schon vorher leise andeutete und im voraus bestätigte. Es ist merkwürdig, sagte sie dann wohl, wenn er geendigt hatte, es ist höchst merkwürdig, wie unsre Ideen sich berühren. Ganz dieselben Gedanken sind durch meine Seele gezogen, nur vermochte ich niemals, denselben einen so klaren, überzeugenden Ausdruck zu geben.

Mit bewundernswerter Geschicklichkeit verstand sie, den Baron die Süßigkeit einer sorgenden, pflegenden weiblichen Hand fühlen zu lassen, ohne seinen Stolz auf seine Rüstigkeit zu verletzen. Eine gewöhnliche Frau wäre an dieser Aufgabe gescheitert, eine gewöhnliche Frau hätte nach dieser oder jener Seite hin zuviel gethan. Baron Sextus war von seinem Gichtanfall wiederhergestellt, aber es war bei ihm noch eine große Empfindlichkeit gegen Zugluft und gegen unbequeme Lagen seines kranken Fußes zurückgeblieben. Deshalb war ihm Schonung und Pflege sehr erwünscht. Aber Baron Sextus fühlte auch den Eskadronchef noch in allen Gliedern und gab sich das Ansehen, alles verzärtelte und weibische Wesen zu verachten. Er hatte seine vierundsechzig Jahre so wacker

getragen, daß er nicht daran dachte, ein alter Mann zu sein, und in Gegenwart der Gräfin — so geschickt hatte sie gespielt — fühlte er sich oft ganz jung, fühlte sich immer verpflichtet, jung zu sein. Es war bewundernswert, wie Gräfin Sibylle es verstand, ihm eine wollene Decke über den Fuß zu legen, ihm ein Kissen in den Nacken zu stopfen, ihm eine Fußbank unterzuschieben, ohne daß es den Anschein hatte, als geschähe dergleichen. Sie scheute sich niemals, solche Dienste selbst zu leisten, es schien ihr im Gegenteil die höchste Freude zu gewähren, ihn zu bedienen, und er ließ es sich gern gefallen, die weißen Finger mit den blinkenden Ringen geschäftig um seine Bequemlichkeit bemüht zu sehen. Hatte es doch niemals das Aussehen, als werde ein Invalide verpflegt, und wenn Baron Sertus unter ihrer Sorge in einem weichgepolsterten Lehnstuhl mit einer Schlummerrolle unter dem Kopfe und das gichtische Bein auf einem schwellenden, sanft gebogenen Faulenzler ausgestreckt, dalag, hatte er das Gefühl, ein Mann in seinen besten Jahren zu sein, der es sich zur Abwechslung einmal bequem mache. Wie sie seine kleinen Schwächen zu behandeln verstand! Er hatte unter anderm die Eigenheit, das Schlafen am Tage als eine hybaritische schlechte Gewohnheit hart zu verurteilen. Ein richtiger Feldsoldat, pflegte er zu sagen, der müsse schlafen können wie die Hunde, zu jeder Stunde. Er müsse zum Schlafen die Zeit benutzen, welche ihm der Dienst dazu frei lasse, gleichviel ob es Tag oder Nacht sei. Die Gewohnheit aber, welche heutzutage sogar junge Offiziere angenommen hätten, sich am Tage auf dem Sopha lang zu machen, sei weibisch und verrate den Niedergang der alten preussischen Strammheit. Diese Ansicht verhinderte ihn jedoch nicht, selbst um die Stunde zwischen vier und fünf, wo er meistens in seinem Arbeitszimmer oder in der Bibliothek war, über dem Lesen einzunicken. Er würde niemals zugegeben haben, daß er geschlafen hätte, er würde es sehr übel vermerkt haben, wenn man dies Einnicken hätte bemerken wollen. Gräfin Sibylle schien dies instinktmäßig erfahren zu haben. Sie war mehrere male um diese Zeit bei ihm gewesen, da sie in Schloß Eichhausen von einem großen Interesse für die Schätze der Bibliothek beseelt wurde, und sie bemerkte wohl, daß mitten im Gespräche über den Stammbaum oder das Wappen irgend eines stolzen Geschlechts zu bestimmter Zeit die Augen des alten Herrn sich schlossen und bald nachher sein tiefer, regelmäßiger Atem sich in Schnarchen verwandelte. Dann hielten sich selbst die gemalten Edelbamen an den Wänden nicht ruhiger als Gräfin Sibylle, kein Fältchen ihres Kleides veränderte die Lage, kein Blatt im Buche raschelte, kein Armband klorrte, nur erschlafften wohl die Züge des scharf geschnittenen Gesichtes, und es nahmen die funkelnden Augen einen weniger lebhaften Ausdruck an. Ließ der leisere Atem aber das nahe Erwachen des Barons erkennen und öffneten sich seine Augen, so fuhr Gräfin Sibylle mitten in dem Satze fort, der vor einer halben Stunde vielleicht schon begonnen war, und unmöglich hätte Baron Sertus erkennen können, daß diese liebenswürdige Frau seine Unhöflichkeit und seine

Nachgiebigkeit gegen sich selbst bemerkt hatte, von der er zu denken geneigt war, daß sie nur eine Minute etwa gedauert habe.

Hatte es aber die Gräfin auch verstanden, ihren Besuch für den Baron zu einer wahren Freude zu machen, indem sie alle Unbequemlichkeiten, die für einen in seinen Eigenheiten festgewurzelten ältern Herrn durch die dauernde Anwesenheit Fremder wohl entstehen können, kluger Weise in eben so viele Annehmlichkeiten verwandelte, so scheiterten nach einer andern Richtung hin alle ihre Künste. Dorothea gegenüber vermochte sie keine Fortschritte zu machen. Sie hätte so sehr gewünscht, eine gewisse Autorität über das junge Mädchen zu gewinnen, durch welche sie die allzu laue Werbung ihres Sohnes hätte unterstützen können, aber sie mußte sich überzeugen, daß dies Herz sich umso fester zuschloß, je dringender sie an dessen Pforte pochte. Schon nach dem ersten Abend hatte sie die Umarmungen und Küsse weggelassen, womit sie zuerst stürmisch vorgegangen war, und hatte das Wesen einer mütterlichen Freundin angenommen, welche durch ihre Lebenserfahrung geeignet ist, über die Jüngere belehrend zu wachen. Aber ihre Grundsätze standen auf zu unsicherm Fundament, als daß sie nicht gegenüber der lichtvollen Lebensanschauung Dorotheens sich als Sophismen hätten zeigen müssen, und sie hatte auch diesen Ton allmählich verlassen. Nun zeigte sie sich als Freundin ohne die mütterliche Überlegenheit und gründete ihre Unterhaltung auf das Interesse an der Kunst, welches sie in hohem Maße zu besitzen vorgab. Aber auch hier fühlte sie sich auf ungewissem Boden und beschränkte sich gar bald auf die bloße Beteuerung ihrer Vorliebe für die Komponisten, welche Dorothea liebte, weil sie fühlte, daß dieselbe ganz andre Ansichten hatte als sie. Es war der Gräfin niemals in den Sinn gekommen, daß die Kunst eine andre Bedeutung habe als die, reiche und vornehme Leute zu amüsiren, und sie stand verlegen vor der Anschauung Dorotheens, daß die Musik eine ernste und bedeutungsvolle Seite für die Erziehung des Gemüthes habe. So mußte sie sich immer mehr auf die Beobachtung einer äußerlichen Zuvorkommenheit beschränken, und oft sah sie von der Seite, wenn sie sich um den Baron bemühte, mit einem finstern und haßerfüllten Blick nach Dorothea hin, einem Blick, der dem Baron sehr aufgefallen sein würde, wenn er ihn jemals überrascht hätte. Dieses Mädchen, sagte sich die Gräfin, ist das Hindernis meines Erfolgs.

Dorothea ihrerseits durchschaute die Gräfin wohl nicht vollständig, aber sah doch genug, um bekümmert zu sein. Alle die kleinen Liebkosungen, mit welchen sie ihrem Vater sich zu nähern nie aufgegeben hatte, waren überflüssig geworden und beiseite gedrängt durch diese schmeichlerische Frau, und mit tiefer Betrübniß verfolgte sie die Fortschritte, welche die Fremde bei dem trotz seiner Gleichgiltigkeit und Schroffheit innig geliebten Urheber ihrer Lage machte.

So ward ihr auch jetzt bei allem Fieber, welches die Erwartung verursachte, der Appetit hauptsächlich durch die Art und Weise verdorben, mit der Gräfin Sibylle den Baron Sextus mit dem Zauberneck ihrer Blicke und Worte immer enger und enger umgarnte.

Fünfundzwanzigstes Kapitel.

Der Graf von Francken sah dem Ende des Diners mit einiger Ungeduld entgegen. Abgesehen davon, daß er schon lange die Schüsseln unberührt an sich vorübergehen ließ und seinem Wein immer mehr Wasser beimischte, anstatt von den neu angebotenen Sorten zu nehmen, sehnte er sich nach einem ungestörten Augenblick, wo er dem Baron unter vier Augen die wichtige Angelegenheit des Verhältnisses zwischen Eberhardt und Dorothea vortragen könnte. Die große Vorliebe, welche er immer für die Tochter seines Freundes gehegt hatte, war durch seine Unterredung mit ihr noch gesteigert worden, und die Beobachtungen, welche er in der letzten Zeit hinsichtlich der Altenswerdts gemacht hatte, trieben ihn zu einem thätigen Eingreifen. Er war umsomehr gedrängt, sein Gewissen zu entlasten, als sich gerade bei ihm, auf seinem einsamen Besitztum die Fäden verdichtet hatten, welche zwischen der jugendlichen Freundin und dem Maler gesponnen waren, sodaß er befürchtete, durch sein fortgesetztes Schweigen Verrat an der Freundschaft mit dem Baron zu begehen.

Die von ihm ersuchte günstige Gelegenheit eines Zwiesgesprächs mit Baron Sextus sollte sich zu seiner angenehmen Überraschung leichter und schneller finden, als er erwartet hatte. Anstatt nach Aufheben der Tafel mit den Damen in das Musikzimmer zu gehen, zog der Baron ihn bei Seite und schlug vor, eine Cigarre in seinem Arbeitszimmer zu rauchen. Der Graf nahm mit Vergnügen an und ging mit seinem Wirt die Treppe hinauf, während die jüngeren Herren bei den Damen blieben.

Obwohl es noch nicht ganz dunkel geworden war, brannten doch schon die Wachskerzen in ihren silbernen Armleuchtern auf dem großen Ebenholzschreibtische des Barons und warfen ein behagliches Licht über dies stille Gemach. Ein kleines Feuer war im Kamin angezündet, und die prasselnden Fichtenscheite verbreiteten eine gelinde Wärme, welche bei den schon kühler werdenden Augustabenden und in dem großen Schlosse nicht unangenehm war. Die Herren zündeten ihre Cigarren an, es wurde ihnen der Kaffee präsentirt, und sie setzten sich in zwei niedrige, weiche, mit grünem Rips überzogene Lehnstühle einander gegenüber.

Indem nun der Graf überlegte, wie er wohl am geschicktesten die delikate Frage anregen könne, fiel es ihm auf, daß der Baron eigentümlich schweigsam und nachdenklich sei. Er blies den Rauch in ungewöhnlicher Weise

von ſich, ja ſchien ſich zu bemühen, Ringel zu erzeugen, was ſonſt gar nicht ſeine Sache war. Der Graf dachte, es müſſe ihm irgend etwas auf dem Herzen liegen, er habe vielleicht ſelbſt ſchon hiñſichtlich ſeiner Tochter Verdacht geſchöpft, und um ihn erſt gleichſam aufthauen zu machen, fing er an, ein Lieb-
lingsthema zu berühren.

Das Militär-Wochenblatt, ſagte er, hat in letzter Zeit verſchiedne Artikel über das Fußgeſecht der Kavallerie gebracht. Es ſcheint, als wollte man dieſem Zweige der Ausbildung eine beſond're Wichtigkeit verleihen, welche derſelbe früher nicht hatte.

So! ſagte Baron Sextus.

Ich erinnere mich, fuhr der General fort, daß Seine Königliche Hoheit der Prinz Friedrich Karl bei einem Manöver in der Nähe von Torgau, wo ich eine aus zwei ſchweren und vier leichten Regimentern kombinirte Diviſion kommandirte, während der Kritik eine bemerkenswerte Rede über die Taktik der drei Waffen hielt.

Ei! ſagte Baron Sextus mit einer zerſtreuten Miene.

Der Prinz ſagte damals, hub der General verwundert von neuem an, daß die Ergebniſſe des Zusammenwirkens der drei Waffen neben einander dem Reſultat der Addition zu vergleichen ſeien, die Ergebniſſe ihres Zusammenwirkens unter gegenseitiger Unterſtützung aber dem Reſultat der Multiplikation. Nun ſcheint es mir auf der Hand zu liegen, daß eine richtige Unterſtützung nur unter der Bedingung ſtattfinden kann, daß jede einzelne Waffengattung in ihrer ſpeziellen Art vollkommen iſt, und es erſcheint mir deſhalb bedenklich, eine Art Verquickung von taktiſchen Eigentümlichkeiten eintreten zu laſſen, wie das Üben des Fußgeſechts bei den Reitern doch offenbar bedeutet. Ich bezweifle ſehr, daß die ruſſiſchen Dragoner auf einem weſtlichen Kriegstheater ſich bewähren würden.

Sehr wahr, erwiederte Baron Sextus.

Er ſtand bei dieſen Worten auf, ging, die Hände auf den Rücken gelegt, einmal durch das Zimmer, ſchürte das Feuer mit einem langen Haken, trat dann dicht vor den Grafen und fragte, die Cigarre aus dem Munde nehmend:

Was würden Sie davon denken, lieber Freund, wenn ich mich wieder verheiratete?

Den General verließ in dieſem Augenblick völlig die Faſſung.

Sind Sie des Teufels? fragte er.

Die an ſich ſchon rötliche und dunkle Geſichtsfarbe des Barons ſchattirte ſich um noch mehrere Nuancen tiefer und er ſagte ſehr unzufrieden: Ich glaube doch nicht, daß Eure Excellenz nötig haben, meinewegen an den Fürſten der Hölle zu appelliren.

Nach dieſen Worten ſchleuderte er ärgerlich die Cigarre in den Kamin und ſtellte ſich dann ſchweigend mit dem Rücken vor das Feuer.

Mein verehrtester Herr Nachbar, sagte der General nach einer langen Pause, ich habe nun, so lange ich lebe, immer noch die Erfahrung gemacht, daß kein Mensch jemals einen andern um Rat fragt, als nur aus dem alleinigen Grunde und aus dem einzigen Verlangen, eine Bestätigung seiner eignen Ansicht und eine Bestärkung in seinem Vorfat zu hören.

Bei mir trifft das nicht zu, sagte Baron Sertus trocken.

Der General lächelte. Es giebt eine Art von Freundschaft, sagte er, welche in der Besorgnis, sich zu kompromittiren, mit ihrem Rat gerade in denjenigen Fällen zurückhält, wo er am nötigsten wäre, oder welche aus falscher Nachgiebigkeit gegen bessere Überzeugung spricht. Ich glaube, daß eine derartige Freundschaft gefährlicher ist als offene Feindschaft, und ich möchte nicht, daß ich mir selbst jemals den Vorwurf machen müßte, ein solcher falscher Freund gewesen zu sein. Deshalb will ich, da Sie mich einmal gefragt haben, mein lieber Nachbar, mit meiner Ansicht nicht hinter dem Berge halten. Es ist ja schließlich nur meine individuelle Meinung, die ich äußern kann, und eine objektive Richtigkeit der Anschauung kann ich so wenig wie irgend ein anderer beanspruchen. Vielleicht haben meine persönlichen Erfahrungen dazu beigetragen, mich überhaupt etwas skeptisch hinsichtlich ehelichen Glückes zu machen. Sie wissen, daß ich in vorgerücktem Alter mich mit einer Dame vermählte, welche etwa fünf- undzwanzig Jahre jünger war als ich, und daß ein trauriges Schicksal die Folge davon war. Sie ist jetzt tot, und ich weine ihr Thränen nach, die ihre Quelle in der Erkenntnis meiner Thorheit haben. Mein eignes Unglück hat mir Veranlassung gegeben, über die Bedingungen einer glücklichen Ehe nachzudenken, und ich bin zu einem Schlusse gekommen, der für Sie, mein Freund, wenn ich ihn auf Ihre Idee anwende, durchaus nicht günstig lautet. Wollen Sie daher meinem Rate folgen, so lassen Sie das Wagstück, von dem Sie sprechen.

Der Baron verließ seinen Platz vor dem Kamin, ging auf den Baron zu und reichte ihm die Hand, indem er sagte, er bedauere im höchsten Grade, so traurige Erinnerungen wieder aufgeweckt zu haben. Übrigens sollte ich meinen, verehrtester Freund, fuhr er dann fort, daß Sie in Ihrem edelmütigen Bestreben, den schuldigen Teil zum eignen Nachteil zu entlasten, wohl zu weit gehen. Ich habe darüber meine besondern Gedanken. Eine tugendhafte und von rechtlichen Gesinnungen, von Ehrenhaftigkeit und Stolz erfüllte Frau würde es sich unter allen Umständen zur Ehre angerechnet haben, an der Seite eines Mannes wie Sie durchs Leben zu gehen.

Der General schüttelte den Kopf. Es sind derartige Ansichten und hierauf gegründete Maximen hinsichtlich der Ehe vielfach im Schwange, sagte er. Aber ich glaube trotzdem nicht, daß sie richtig sind. Die Natur siegt unter allen Umständen, mein Freund, und sie kümmert sich gar wenig um unsre, aus dem Rodeg der gesellschaftlichen Regeln abgezogenen Wünsche. Ja ich möchte wohl behaupten, daß es sehr schlimm ist, wenn sie sich durch äußere Rücksichten unter-

drücken läßt. Denn sie kehrt dann ihre eignen Waffen gegen sich selbst und zerstört das innerste Wesen der armen Betroffenen, welche glaubten, die Gesetze ihres Daseins durch die Vorschriften der Ehre und des Stolzes ungiltig machen zu können. Solche Irrtümer sind die Quelle des meisten Unglücks in der höhern Gesellschaft.

Ich bin anderer Meinung, sagte der Baron. Meiner Überzeugung nach liegt die Quelle dieses Unglücks ganz einfach in der Verachtung der von Gott selbst eingesetzten Autorität in religiöser und staatlicher Hinsicht. Die moderne Gesellschaft hat sich nicht gescheut, an die Heiligkeit des Altars und des Thrones zu rühren, das ist der Urgrund aller Zerrahrenheit in der Neuzeit. Denn wie wollte wohl die Autorität des Vaters, die Autorität des Eheherrn respektirt werden, wo das Gözenbild der Vernunft an Stelle der Offenbarung gesetzt und die königliche Macht durch eine Schaar demokratischer Schreihälse beeinträchtigt wird? Übrigens, um auf diesen besondern Fall zurückzukommen: Mit mir liegt die Sache anders, als sie mit Ihnen gelegen hat. Ich habe, wenn ich mich wirklich entschließen sollte, zu heiraten, keineswegs die Absicht, ein junges Mädchen zu nehmen.

Sie werden es nach dem, was wir schon besprochen haben, nicht für eine Indiskretion halten, sagte der Graf lächelnd, wenn ich die Vermutung ausspreche, daß Sie die Frau Gräfin von Altenschwerdt heiraten wollen.

Baron Sextus hustete und wandte sich ab. Allerdings hatte ich daran gedacht, erwiderte er. Vorausgesetzt natürlich, daß diese Dame geneigt wäre, ihre Unabhängigkeit aufzugeben, um einem eigenwilligen und bärbeißigen alten Soldaten den Lebensabend zu verschönern.

Haben Sie die Gräfin schon früher gekannt? fragte der General. Soviel ich weiß, ist sie eine geborne Freiin von Anseburg.

Persönlich kenne ich sie erst seit dem Tage, wo Sie sie bei mir sahen. Ich habe indessen gehört, daß sie eine glänzende Rolle in der Gesellschaft gespielt hat. Die Anseburgs sind eine sehr gute, alte Familie. Als ich noch im Dienste war, habe ich wohl von dem Vater der Gräfin als einem der besten Steeplechase-Reiter damaliger Zeit reden hören. Der Graf Altenschwerdt war, wenn ich mich recht entsinne, ein etwas excentrischer Herr. Er war viel im Auslande und soll viel Geld für Gemälde ausgegeben haben. Sehen Sie, verehrter Freund, fuhr Baron Sextus dann lebhafter und in weichem Tone fort, indem er sich wieder dem General gegenübersetzte, ich habe nicht viel Freude im Leben gehabt. Schon früh war ich verwitwet — ich hatte den Dienst bei meiner Verheiratung quittirt, um besser ein Auge auf meine Besitzungen haben zu können — der heißeste Wunsch meines Lebens, einen Sohn mein nennen zu können, der diese Besitzungen erben würde, blieb mir versagt — ich lebe recht trostlos dahin. Wäre ich im Dienst geblieben, so könnte ich jetzt vielleicht einen Namen unter den Führern unsrer Armee haben — auch das blieb mir ver-

sagt. So ziehe ich den größten Teil des Jahres draußen umher, und wenn ich hier im alten Schlosse meiner Väter sitze, gräme ich mich. Darf ich mich da nicht der Hoffnung hingeben, die wenigen Jahre, die mir noch beschieden sind, in der Gesellschaft einer Frau von Geist und Gemüt zu verleben, die mein Geschwätz geduldig anhört, mir diese öden Räume behaglich macht, sodaß ich sie doch endlich noch einmal mit dem Gefühl bewohnen kann, in meiner eignen Stammburg heimisch zu sein — und die mir zuletzt die Augen zudrückt? Und wer weiß — vielleicht hat mir der Himmel für mein Lebensende noch eine Gnade vorbehalten, um die ich ihn beinahe seit dreißig Jahren vergeblich angefleht habe.

Baron Sextus beschattete die Augen mit seiner Hand. Er war tief bewegt.

Der General hatte ihm mit großer Sympathie zugehört. Er konnte sich in die Gefühle seines Freundes hineindenken, obwohl er selbst von ganz anderer Lebensanschauung war und obwohl er in seiner Vereinsamung bei der Vorstellung, eine solche Tochter, wie Dorothea, sein nennen zu können, den Baron un dankbar nennen mußte. Seine Menschenkenntnis ließ ihn die größten Befürchtungen für den Freund hegen, denn er beurteilte die Gräfin von Altenschwerdt anders und bezweifelte wohl nicht ihren Geist, aber ihr Gemüt. Großer Gott! sagte er sich, wie blind sind wir Menschen! Wie wenig sind wir befähigt, uns selbst zu beurteilen und wie dankbar müssen wir dir sein, daß du nicht nach unserm Willen, sondern nach deiner Weisheit mit uns handelst!

Er ließ dem Freunde Zeit, sich wieder zu fassen, und fragte dann, in der Absicht, jetzt jenen andern Punkt herbeizuziehen, der ihm am Herzen lag: Was wird Ihre Tochter Dorothea dazu sagen, wenn Sie heiraten?

Meine Tochter Dorothea, erwiderte Baron Sextus, ist ein so vortreffliches Mädchen, daß sie sich über alles freuen wird, was ihren Vater glücklich macht.

Ja, mein Freund, sagte der General nachdrücklich, da haben Sie ein wahres Wort gesprochen. Dorothea ist eine Perle, sie ist ein großer Schatz.

In vielen Fällen, fuhr der Baron fort, ist es ein sehr unerquickliches Verhältnis, wenn erwachsene Kinder leben, während der Vater sich zum zweitenmal verheiratet. Aber hier ist das ja auch anders. Ich denke dann erst meinem Wunsch Ausdruck zu geben, wenn Dorothea verheiratet sein wird. Und es ist meine Absicht, daß sie ihren Mann nach Paris begleiten soll. Graf Dietrich soll in seiner diplomatischen Laufbahn bleiben. Ich habe an mir selbst gesehen, wie bedenklich es ist, wenn ein Mann seine Thätigkeit dem Lande zu früh entzieht und sich auf sich selbst zurückzieht. Es macht egoistisch.

Graf Dietrich ist ein sehr liebenswürdiger junger Herr und entspricht gewiß ganz Ihren Erwartungen, sagte der General.

Baron Sextus schwieg und nahm eine frische Cigarre. Sehen Sie, mein lieber Herr Nachbar, sagte er dann, ich denke, er wird sich, wenn er erst unter

Dorotheens Fittig ist, noch mehr entwickeln. Dorothea hat einen merkwürdigen Charakter. Es ist so ein gewisses Etwas in ihr, wovon ich glaube, daß es ihren Mann verhindern wird, jemals etwas Niedriges zu thun. Sie ist ganz eine Frau wie für Dietrich geschaffen.

Sie wollen damit jedoch nicht sagen, daß Dietrich etwas Niedriges zu begehen imstande wäre, wenn er nicht eine vortreffliche Frau bekäme.

Gewiß nicht. Indessen will ich nicht leugnen, daß ich wünschte, er wäre etwas männlicher. Nun, er ist noch jung, und das wird sich schon finden. Er ist, wie das jetzt den meisten jungen Männern so geht, von der Zeitkrankheit angesteckt. Das spricht jetzt, wie in meiner Zeit die Professoren auf dem Katheder, aber es fehlt die Thatkraft.

Und sind Sie sicher, daß er hinsichtlich seines Geistes und Gemüths ganz für Dorothea passen wird?

O, warum nicht? sagte Baron Sertus. So viel ich sehe, passen die beiden vortrefflich zusammen, und das ist mir sehr lieb, da sie doch ihr Leben lang mit einander auskommen müssen.

Ich will Ihnen offen gestehen, daß ich hierin Ihrem Gedankengange nicht recht zu folgen vermag, sagte der General. Sie meinen, weil die jungen Leute zusammen leben müßten, wäre es gut, wenn sie zu einander paßten. Ich sollte aber denken, wenn sie nicht zu einander paßten, würde es ein gefährliches Experiment sein, ja sogar ein Verbrechen, sie zu einem gemeinsamen Leben zu zwingen.

Ja ja, sagte der Baron, das wird sich dann alles, so Gott will, schon zurechtfinden.

Es wird sich schwerlich irgend etwas zurechtfinden, was nicht daraufhin angelegt ist, sondern sich seiner Natur nach bekämpft.

Gewiß, gewiß. Aber warum sollte hier nicht das beste Einvernehmen herrschen? Sie wissen, daß es sich um die alte Familienbestimmung handelt, wonach die Herrschaft Eichhausen meiner Tochter für den Fall verbleibt, daß sie einen Grafen Altenschwerdt heiratet, und —

Der Baron unterbrach sich selbst, lächelte und fuhr dann fort: Sollte ein Fall eintreten, wie ich ihn vorhin als eine Möglichkeit und eine besondere Gnade Gottes bezeichnete, so würde freilich die Herrschaft in direkter männlicher Descendenz weitererben. Aber das sind ungefangene Fische, und ich will die einmal gebotene Sicherheit nicht aufgeben wegen einer Hoffnung, einer Chimäre. Bei einer so wichtigen Frage kann man nicht kaltblütig und besonnen genug vorgehen.

Der General beschloß, einen entscheidenden Schlag zu thun. Baron Sertus war so erfüllt von seinen eignen Ideen, daß es unmöglich erschien, ihn auf sanfte Art abzulenken.

Mir hat es den Eindruck gemacht, sagte er in entschiednem Tone, als ob Dorothea und Dietrich garnicht zusammen paßten. Er ist ein geschiedter, liebenswürdiger und hübscher Mann, aber er ist nicht der Mann, der Dorothea glücklich machen wird. Ein derartiges Zusammenpassen, wie es für die Ehe nötig ist, läßt sich überhaupt nicht nach bestimmten Eigenschaften abmessen, noch weniger nach äußern Gründen. Die glückliche Ehe ist nicht das Fazit eines Rechenexempels.

Ah, bah! sagte der Baron etwas bestürzt. Und was zum Henker sollte daraus folgen, wenn die Beiden wirklich nicht harmonirten?

Ganz einfach das, daß sie sich nicht heiraten dürfen.

Das wäre! rief Baron Sextus ganz verwirrt. Nein nein, das wollen Sie nicht im Ernste sagen, verehrtester Freund. Es würde mir ja in der Seele leid thun, wenn Dorothea nicht glücklich werden sollte. Nein nein! Aber seien Sie ganz ruhig. Ich werde meinen Musjöh Schwiegersohn gehörig ins Gebet nehmen, und das — hätte ich beinahe gesagt, sollte ihm in die Glieder schlagen, wenn er sich nicht so benehmen wollte, wie sichs gehört! Da lassen Sie mich sorgen!

Sie verstehen mich noch nicht, lieber Freund. Ich glaube, daß ganz reale Gründe vorliegen, welche verhindern, daß jemals Dorothea mit dem Grafen Dietrich glücklich werden kann. Und es tritt deshalb ganz einfach die Frage an Sie heran: Wollen Sie Ihren Absichten hinsichtlich der Herrschaft Eichhausen zu Gefallen Ihre Tochter für Zeit ihres Lebens elend machen, oder wollen Sie auf jenen Plan verzichten, um Ihre lebenswürdige und des Glückes in so hohem Maße würdige Tochter wahrhaft glücklich zu machen.

Der Baron saß ganz wie versteinert da und vermochte sich noch nicht recht in diese ihm ganz neuen Ideen hineinzufinden. Sein Plan hatte ihm als etwas so selbstverständliches und unerschütterliches vor Augen gestanden, daß er gar nicht den Gedanken zu fassen vermochte, es könne daran irgend ein Haken oder gar ein fundamentaler Fehler sein.

Aber in aller Welt Gottes, sagte er endlich, was bringt Sie denn nur auf solche Vermutungen? Das ist das erste Wort, was ich darüber höre, daß da nicht alles in Ordnung sein sollte.

Das will ich Ihnen sagen, antwortete der General in festem Tone. Dorothea hat eine tiefe Herzensneigung zu dem Herrn Eschenburg gefaßt, der soviel bei Ihnen verkehrte und den ich jetzt, seitdem Altenswerdts da sind, nicht mehr hier getroffen habe. Ich wundere mich, daß Sie es nicht bemerkt haben, daß die beiden jungen Leute für einander schwärmen, denn ich glaubte schon, er sei weggeblieben, weil Sie dieser Passion ein Hindernis in den Weg gelegt hätten.

Der Baron hörte diese Worte nur deshalb ruhig an und ließ den Grafen nur deshalb nach dem ersten Satze ungestört noch weiter sprechen, weil er so überrascht und entsetzt war, daß er keinen Ausdruck für seine Gefühle finden

konnte. Aber seine sich erweiternden Augen, die Spannung in seinen Zügen und die vorgebeugte Haltung seines Körpers redeten verständlich genug für den alten General. Es dauerte noch eine kleine Weile, bis er seine Gedanken gesammelt hatte, dann aber brach er in einen Strom von Bervünschungen aus. Hätte ein anderer Mann als gerade dieser hochverehrte Freund dem Baron eine solche Eröffnung gemacht, so würde wohl die Schale des Zorns beim Überfließen auch den unschuldigen Träger der unheilvollen Botschaft mit getroffen haben. Aber das Ansehen, welches seine Stellung und seine Persönlichkeit dem Grafen von Francken verliehen, vermochte den Baron, sich auf solche Äußerungen zu beschränken, welche allein gegen die pflichtvergeffene Tochter und den frechen Abenteuerer, wie Baron Sextus sich ausdrückte, ihre Spitze kehrten. Er war so ganz in Staunen über das Unerhörte befangen, daß er nur in unzusammenhängenden Sätzen zu sprechen vermochte und gar nicht etwa seinen Willen, dies Verhältnis zu zerbrechen kundgab, sondern nur seinem Grimm darüber Luft machte, daß es überhaupt stattfinden könne.

Der General ließ den Sturm vorüberbrausen, ohne ihn auch nur mit einer Silbe zu hemmen. Als aber der Baron geendet hatte und ihn ratlos und unruhig mit fragendem Blick ansah, sagte er seufzend: Sie haben sehr Recht, mein verehrtester Herr Nachbar, und ich wundere mich nicht, daß Sie außer sich sind. Es ist eine höchst schmerzliche Entdeckung, wenn man sieht, daß ein langgehegter schöner Plan plötzlich durch ein unvorhergesehenes und unliebsames Ereignis zerstört wird.

O, was das anbetrifft, entgegnete der Baron Sextus hitzig, so kann davon gar keine Rede sein. Mein Plan bleibt ganz unverändert bestehen, und es geht kein Tittelchen davon ab. Ich bin nur über die Frechheit empört, mit der dieser Mensch das Gastrecht verletzt hat, und ich bin traurig über den Mangel an kindlicher Liebe und Ehrgefühl, den ich bei Dorothea entdecken muß.

So viel ich weiß, hat Dorothea Ihre Absicht, sie mit dem Grafen Dietrich zu vermählen, nicht gekannt, warf der Graf ein. Sie möchte deshalb wohl zu entschuldigen sein. Denn gewiß hat sie nicht Ihrem Vater entgegenhandeln wollen.

Sie hat es freilich nicht gewußt, und sie weiß es noch nicht, aber das verringert ihre Schuld nur wenig. Wie ist es möglich, daß sie sich herbeilassen konnte, mit einem Menschen zu charmiren, einem Farbenflecker, dessen Herkunft man nicht kennt und von dem man nur so viel weiß, daß er ihr unebenbürtig ist? Das ist mir unfasßbar!

Mein bester Herr Nachbar, sagte der General, wir sind beide wohl zu alt in der Welt geworden, um uns noch so sehr zu wundern, wie Sie es thun. Lassen Sie uns die Sache ruhig überlegen, dann werden wir die Ursachen des Unglücks einsehen und es so am ersten repariren können. Erinnern Sie sich doch, daß ich selbst Sie gewarnt habe, Herrn Eschenburg gar zu warm aufzunehmen.

Sie aber hatten von vornherein einen Narren an ihm gefressen, und Sie haben ihn zum Hausfreund gemacht.

Da bin ich eben ein alter Esel gewesen! schrie der Baron. Alt wird man, da haben Sie Recht, aber ob man klug wird, das ist mir jetzt sehr fraglich.

Dann dürfen Sie auch über Dorothea nicht gar so hart urteilen, sagte der General lächelnd. Ich denke übrigens, daß Sie es nicht nötig hätten, einen so harten Stein gegen sich selbst zu schleudern. Herr Eschenburg ist ein Mann von so vorzüglichen Eigenschaften, daß weder Vater noch Tochter sich zu schämen brauchen, ihn liebgewonnen zu haben. Ich teile vollständig die Meinung, die Sie bei einer frühern Gelegenheit gegen mich aussprachen, daß er ein vollkommener Gentleman ist, und daß ein echter Edelmann auch den Bürgerlichen insofern schätzt, als er Qualitäten besitzt, durch die der Adel sich auszeichnen soll. Sie sprachen damals sehr gut und sehr richtig, lieber Nachbar, und ich habe eine zu hohe Meinung von Ihrer Gerechtigkeitsliebe, um annehmen zu können, daß der Ärger Sie jetzt verleiten könnte, gegen Ihre bessere Überzeugung zu sprechen. Es ist schlimm, daß diese Geschichte Ihrem Plan in die Quere kommt, aber Sie werden nicht im Unmut darüber Ihre eignen Prinzipien verleugnen wollen.

Baron Sextus dachte an die Warnung der Gräfin Sibylle, und es schwebte ihm schon auf der Zunge, dem General zu sagen, was sie ihm über die Vergangenheit Eberhardts in dunkeln Andeutungen mitgeteilt hatte. Aber verschiedene Überlegungen hielten ihn davon zurück. Zunächst die Scheu, sich vor seinem Freunde zu blamiren. Er hatte dem General gegenüber seinen Scharfblick auf Menschen so sehr betont, daß es ihm ein fataler Gedanke war, sich nun als einen gänzlich der Menschenkenntnis entbehrenden Mann hingestellt zu sehen. Es war schon ärgerlich genug, daß der General gesehen hatte, was ihm entgangen war. Dann aber auch scheute er sich, etwas Ungünstiges über Eberhardt weiterzutragen, bevor er sicher war, ob es wahr sei. Er bereute jetzt, daß er sich durch die Szene mit seiner Tochter hatte abhalten lassen, die Gräfin näher auszuforschen und der Sache auf den Grund zu gehen. Es war ihm dabei allerdings auffallend, daß Eberhardt nicht wieder gekommen war, und es stieg der Verdacht in ihm auf, der junge Mann fühle sich schuldbewußt und wage es nicht, der Gräfin vor die Augen zu kommen, aber immer wieder sprach eine innere Stimme gegen solche Vermutungen. Er konnte nicht glauben, daß Eberhardt ein niedriger Mensch sein sollte. Er neigte jetzt mehr zu dem Glauben, Dorothea könne ihm einen Wink gegeben haben. Er erklärte sich jetzt die Heftigkeit, mit welcher sie Eberhardt verteidigt hatte, und vermutete ganz richtig, daß sie sein Fernbleiben veranlaßt habe. Der alte Herr konnte über alle diese Gedanken nicht sogleich zur Klarheit kommen und begnügte sich damit, das einzige auszusprechen, was bei ihm ganz fest stand, nämlich seinen Entschluß, auf jeden Fall, die Sache möge liegen wie sie wolle, dem Verhältnis zwischen Dorothea

und dem Maler ein schleuniges Ende zu machen. Aber der General hatte sich einmal vorgenommen, sein möglichstes zu thun, um dem liebenden Paare zu helfen, und er gab es so schnell nicht auf, den Baron umzustimmen.

Wenn ich bedenke, welche Wichtigkeit und Heiligkeit die Ehe hat, sagte er gelassen, wenn ich bedenke, daß sie nicht allein für die Einzelnen, welche sich durch ihr Gelübde binden, sondern für die ganze menschliche Gesellschaft von der höchsten Bedeutung ist, so glaube ich, können wir nicht vorsichtig genug sein, wo es sich um die Verbindung der Kinder handelt, die wir doch lieben und glücklich sehen wollen. Ich stelle mir vor, daß ein Paar an den Altar tritt. Die Kirche hat es für segensreich und notwendig gehalten, die eheliche Vereinigung durch ihre Ermahnung und ihren Segen zu befestigen. Die Kirche sowohl als der Staat haben alle Vorkehrungen und Maßregeln getroffen, um in Rücksicht auf die menschliche Schwäche recht deutlich und verständlich zu machen, welchen Zweck die Ehe hat und welche Bedingungen dazu erforderlich sind. Es wird die freie Zustimmung, also gegenseitige Liebe und Achtung, bei beiden Theilen vorausgesetzt und ein feierliches Versprechen der Liebe und Treue angeordnet. Es wird eine Bürgschaft verlangt, daß die leibliche Existenz der zukünftigen Gatten gesichert sei. Es sind schwere Strafen auf die Übertretung der für die Ehe giltigen Bestimmungen gesetzt. Es ist bei allen Gesetzgebern die Überzeugung maßgebend gewesen, daß die Ehe die Grundlage aller menschlichen Gesellschaft, und daß ihre Heilighaltung keine private Sache, sondern vielmehr eine Angelegenheit sei, die unter der Obhut der ganzen Gesellschaft und unter Aufsicht des Staates und der Kirche stehen müsse. So tritt also Ihre Tochter in das Gotteshaus, und in feierlicher Stille nach Anrufung des allmächtigen Schöpfers Himmels und der Erde legt sie vor menschlichen und göttlichen Zeugen das Bekenntnis ab, daß sie aus freien Stücken dem Manne, den sie liebe, ihre Hand reiche, um einen neuen Hausstand zu gründen, dessen Fundamente die Treue, die Wahrhaftigkeit, die Frömmigkeit sein sollen. Ich fürchte, mein verehrtester Freund, wir lassen uns im Getriebe gewohnheitsmäßiger Anschauungen nur zu sehr über den Ernst dieses Gelübdes täuschen und verfallen in eine Gedankenlosigkeit, die sich schwer rächen muß. Denn all dieser feierliche Apparat der kirchlichen Zeremonie und des bürgerlichen Gesetzes ist doch nicht willkürlich erdacht, sondern entspricht der innern Wichtigkeit und Heiligkeit der Ehe. Werden die Bedingungen verlegt, welche der Gesetzgeber forderte, so kann wohl der Richter auf Erden, aber niemals der Richter im Himmel betrogen werden, und der Meineid, der am Altare geschworen wurde, trägt wohl nicht oft die Strafe menschlichen, aber immer die Strafe göttlichen Gesetzes. Kann wohl ein unseligeres Verhältnis erdacht werden, als das zwischen zwei Gatten, die sich nicht lieben? Je inniger das Band ist, welches sie vereinigt, desto tiefer schneidet es ein, wenn es Unwillige fesselt. Es erfordert nicht allein zu jeder Stunde und Minute eine gegenseitige Rücksichtnahme und Anbequemung, sondern

es will ja gerade die tiefsten und leidenschaftlichsten Gefühle der Menschenbrust erwecken und leiten. Es wird ja die tiefste Quelle alles Guten im Menschen vergiftet und seine Natur selbst verfälscht, wenn die Lüge sich dieser heiligen Stätte bemächtigt. Wenn ich je unglücklich gewesen bin, so war es damals, als ich beobachten mußte, wie unendlich meine arme Frau litt, sobald sie das Band mit mir gelockert fühlte, sobald sie sich schuldig wußte. Welche Qualen hat die Unselige ausgestanden! Wie sie sich zwingen mußte, zu lügen und zu betrügen! Wie ihr jede Minute vergällt ward durch Furcht der Entdeckung, durch Scham vor mir, durch unreine Wünsche! Wie sie in den Schmutz gezogen ward durch das Ersinnen tausend kleiner Listen, um unentdeckt zu bleiben! Ja, es war eine Erlösung, als sie endlich ein Mittel ergriff, welches ich dem armen verzweifelnden Herzen ja nicht anrathen durfte: als sie von mir entfloh. Und wie viele solche Verhältnisse giebt es in der Gesellschaft und sind die Ursache der meisten Verbrechen und des meisten Unglücks! Es ist schrecklich, daran zu denken. Denn wenn es auch nur wenige giebt, die so energisch in ihrer Bosheit sind wie der Schurke, der meine arme Frau entführte, und wenige so hingebend und leidenschaftlich wie sie, die sich vom häuslichen Herde entführen ließ, so ist das Loos derjenigen, die nur der Kraft, aber nicht der Wünsche entbehren, nicht besser. Sie verzehren sich in Mißmut und Ungeduld, ihre Pflichten erscheinen ihnen lästig, ihre Rechte gleichgiltig, ihre Freuden schal. Sie werden von ihren Talenten verlassen wie von ihrer Seelenruhe. Sie suchen umher, um einen Ersatz zu finden, sie wollen sich in Gesellschaften, in Theater, Konzert und auf Reisen betäuben, aber der Wurm in ihrem Innern stirbt nicht, denn aus der Lüge, die das Fundament ihres Daseins bildet, erblüht keine einzige Blume wahrer Freude. So wird denn, was dem Unglück die Krone aufsetzt, die Erziehung der Kinder vernachlässigt und damit das Unheil für alle Ewigkeit fortgesetzt. Denn nur aus dem reinen Gemüte der Eltern quillt die rechte Erziehung ihrer Kinder, und keine Hilfe Fremder kann das ersetzen. Keine Kunst kann die Natur vertreten.

Der Baron dachte bei diesen Worten des Generals an seine eigne Ehe und mußte sich sagen, daß viel Wahres in ihnen enthalten sei. Doch war er schon so lange Zeit Witwer, daß er nur noch ein undeutliches Bild der Vergangenheit hatte.

Das ist alles sehr richtig, sagte er, aber in dem wichtigsten Punkte bin ich doch andrer Meinung. Ich glaube gar nicht, daß die Liebe die Grundbedingung der Ehe ist. Es kommt vielmehr auf Rechtschaffenheit, Tugend und rücksichtsvolles Benehmen, sowie auf Übereinstimmung hinsichtlich des Temperaments an. Dies und die Gleichheit der Lebensstellung ist die Hauptsache. Wenn es auf ein so romantisches Gefühl wie die Liebe ankäme, würden sich Staat und Kirche wohl gehütet haben, die Ehe so gewichtig und heilig zu machen. Denn Liebe wird äußerst selten gefunden und besteht meiner Überzeugung nach zumeist aus unklaren und schwärmerischen Jugendempfindungen, die mit der Zeit von selbst verschwinden. Nein, mein verehrter Freund, die göttliche Ordnung hat den Gehorsam vornan gestellt, und die Ehe ist deshalb die Grundlage der Gesellschaft, weil sie in der Familie ein Abbild des richtigen Staates darstellt. Es soll sich Weib, Kind und Gesinde nach dem Herrn richten und ihm gehorchen, wie in einem gut regierten Lande alle Unterthanen sich nach dem König richten und ihm gehorchen sollen. Unser soziales Unglück kommt alles aus der einen Quelle, daß wir angefangen haben, an Gottes Wort und Offenbarung zu

zweifeln. Darnach zweifelten wir natürlich an dem König von Gottes Gnaden, und nun zweifeln wir endlich an der Autorität des Familienchefs. Das mag nun überall, wo der Familienchef schwach ist, so hingehen, aber nicht in meinem Schlosse. Hier soll geschehen, was ich will, und das werde ich sowohl meiner Tochter als dem Herrn Eschenburg beizubringen wissen.

Wenn Rechtschaffenheit und Tugend, sowie Gleichheit des Temperaments und der Neigungen das richtige Fundament sind, so weiß ich nicht, was Sie gegen die Verbindung Eschenburgs und Dorotheens einzuwenden haben, sagte der General.

Aber ich bitte Eure Excellenz! rief der Baron. Ein Maler! Ein Bürgerlicher! Ein unbekannter Mensch! Ich verstehe Sie gar nicht!

Wenn dieser bürgerliche unbekannt Maler ein rechtlicher Mann und in guten Verhältnissen, dazu auch der Rechte ist, um Dorothea glücklich zu machen, so müssen Sie alle andern Rücksichten beiseite setzen, selbst die auf die Vererbung der Herrschaft Eichhausen.

Das wird mir nicht einfallen! Ich will das alte Wappenschild und den alten Stammbaum nicht entehren.

Die Verbindung mit einem edelsinnigen Manne entehrt kein Wappenschild und keinen Stammbaum.

Wir wollen nicht weiter darüber reden, wenn es Eurer Excellenz genehm ist, sagte der Baron mit einer Stimme, die vor Erregung zitterte. Ich werde unn und nimmermehr, unter keiner Bedingung und unter keinen Umständen Dorotheens Hand einem andern geben als dem Grafen von Altenshwerdt.

Der General zuckte die Achseln und sah seinen Freund mit traurigem Blicke an. Er kannte dessen Hartnäckigkeit zu gut, um noch irgend einen Versuch zu machen, der die Lage der Liebenden nur hätte verschlimmern können.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Die Marienverehrung in den ersten Jahrhunderten. Von F. A. von Lehner
Mit 8 Doppeltafeln in Steindruck. Stuttgart, J. G. Cotta.

Die große Bedeutung, welche die Verehrung der Maria in der mittelalterlichen Kirche und überhaupt innerhalb der ganzen mittelalterlichen Kultur behauptet, hat schon zu vielen und darunter auch manchen verdienstlichen Untersuchungen und Darstellungen geführt. Auch für die neuern Zeiten bis auf den heutigen Tag fehlt es nicht an literarischen Arbeiten mannichfacher Art über den Gegenstand, sodaß eine große Marienliteratur für die Zeit vom frühen Mittelalter bis jetzt vorliegt. Aber für die ersten Jahrhunderte unsrer Zeitrechnung lag die Sache noch immer ziemlich im Dunkeln, und es ist deshalb ein großes Verdienst Lehnners, des Direktors des Museums zu Sigmaringen, dieselbe in einer mit ebenso viel Fleiß als Gelehrsamkeit abgefaßten Schrift, die dem kunstsinigen Fürsten Karl Anton von Hohenzollern zugeeignet ist, aufs gründlichste behandelt zu haben. Auf Grund einer ausgezeichneten Belesenheit in der patristischen Literatur hat der Ver-

fasser seinen Stoff gesammelt und systematisch gegliedert. Er beleuchtet denselben nach allen Seiten und unter den verschiedenen geschichtlichen Gesichtspunkten. Er sucht die Keime der Marienverehrung in den Evangelien auf, zeigt das allmähliche Wachsen dieser Anschauung und die Entstehung des Marienkultus, woraus dann endlich die Entmenschlichung und die Vergötterung der Mutter Jesu entstand. Diesem Teile des Buches, der einen wesentlich theologischen und religionsgeschichtlichen Charakter hat, schließen sich die Verherrlichungen der Maria in der Dichtung der ersten Jahrhunderte an, in der epischen wie in der hymnischen Dichtung, was dem Verfasser Gelegenheit bietet, umfangreiche Stellen dieser oft so innig und zart empfundenen Werke in ausgezeichnete Übersetzung wiederzugeben.

Der eigentliche und letzte Zweck des Verfassers ist jedoch nicht ein kirchen- oder religionsgeschichtlicher, obwohl seine Arbeit in dieser Hinsicht völlig auf der Höhe der Aufgabe steht und nach dem jetzigen Stande des Quellenmaterials die Sache abschließt, sondern ein kunstgeschichtlicher oder, wie er selbst sagt, ein archäologischer. Lehner wollte mit seinem Werke einen Beitrag zur Geschichte des „Werdens und Wachsens bestimmter kunstgeschichtlicher Ideale“ liefern, und er hat in der That mit seinem Buche einen solchen Beitrag von großem Werte gespendet. Mit Rücksicht auf diesen eigentlichen Zweck des Werkes könnte der übrige, allerdings viel umfangreichere Teil als eine Einleitung angesehen werden. Ein anderer würde vielleicht diese Einleitung viel kürzer gehalten haben, aber es gewährt sicherlich große Freude und Befriedigung, einen solchen Stoff voll aus den Quellen zu schöpfen und ihn in aller Breite zu bearbeiten. Dabei gewinnt ja auch der Leser, denn er sieht selbst, wie sicher, erschöpfend und gewissenhaft der Verfasser zu Werke gegangen ist, und er sieht dann auch den ganzen Gegenstand seinem Ursprung, Werden und Wachsen nach klar vor seinen Augen liegen.

In besondrer Untersuchung behandelt Lehner 87 den ersten Jahrhunderten angehörende Kunstwerke einzeln und ausführlich; die wichtigsten derselben sind auf acht Steindrucktafeln abgebildet. Man erkennt, daß die Kunstwerke hier in vollkommener Weise Denkmäler einer gewaltigen Geistesströmung innerhalb der ersten christlichen Jahrhunderte sind, und daß sie das Aufkommen und die Ausbildung einer Anschauung und Lehre, einer Verehrung und eines Kultus widerspiegeln, die in der Weltgeschichte seit anderthalb Jahrtausenden dauernd und oft entscheidend eingegriffen, die zu zahllosen Werken menschlicher Kunst, und darunter auch zu einigen der höchsten und vollendetsten, Inhalt und Stoff gegeben haben.

So sind in dem Buche aufs glücklichste die Grundlagen dargelegt, welche es ermöglichen, das Dichterwort seiner ganzen Bedeutung nach geschichtlich zu begreifen:

Selber die Kirche, die göttliche, stellt nicht
Schöneres dar auf dem himmlischen Thron,
Höheres bildet
Selber die Kunst nicht, die göttlich geborne,
Als die Mutter mit ihrem Sohn.

Wer könnte die Wahrheit dieses Wortes angesichts der göttlichen Jungfrau Marias leugnen, welche den Namen der Sigtinischen Madonna trägt! Da aber das Vollkommene nicht wie ein Wunder aus den Wolken herabfällt, sondern als Schluß langer Entwicklungsreihen und Vorbereitungen entsteht, diese aber für das Madonnenideal schon in die ersten Jahrhunderte zurückweisen, so wird Lehnners Buch sicherlich auf einen großen Preis dankbarer Leser rechnen dürfen.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. V. Perbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Rudwiz-Leipzig.



Bismarcks Inkonsequenz im Streite mit den Ultramontanen.



icht selten wird in der liberalen Presse der Vorwurf laut, die Politik des Reichskanzlers sei eine inkonsequente. Man bekam das in der Entwicklung verschiedener Fragen, z. B. im Verlaufe der Zoll- und Steuerreform, zu hören, und jetzt wird die Klage von neuem erhoben: er soll seine Ansichten und Grundsätze in Betreff des Streites mit der römischen Kirche gewechselt haben. Kein Vorwurf ist grundloser als dieser. Die Meinungen, die Wünsche des Kanzlers sind unverändert dieselben wie vor zehn Jahren, und wenn er seine Ansprüche herabstimmt, wenn er sich anschickt, die eine oder die andre Forderung fallen zu lassen, so ist das kein Fehler, sondern angesichts der veränderten Verhältnisse eine Notwendigkeit.

Den Fürsten Bismarck der Inkonsequenz zeihen kann nur der, welcher sich schlechterdings nicht in die Lage und die Aufgabe eines leitenden Ministers hineinzudenken vermag. Wer längere Zeit an der Spitze einer Staatsregierung steht, wird seine ursprünglichen Gedanken und Zwecke sehr selten ganz, ohne Veränderung oder Abstrich, durchführen können. Er hat mit dem Leben zu thun, das sich unablässig umgestaltet, und für dessen Wechselfälle er sich nicht im voraus einrichten und binden kann. Er kann „nicht wie eine Kanonenkugel immer geradab laufen“, denn er steht Situationen gegenüber, mit denen er rechnen, nach denen er sich verhalten muß, und die keineswegs immer dieselben bleiben. Wechselt die Situation, so muß er sich in der Praxis ihr anbequemen, vor ihr einbiegen und einen andern Plan machen und verfolgen. Im vorliegenden Falle aber wechselte die Situation vor allen Dingen durch die Un-

Grenzboten II. 1889.

beständigkeit der Parteien, deren Verhalten wiederum zum guten Teile durch den Neid bestimmt wurde. „Der Neid im politischen Leben ist das Nationallaster der Deutschen, sie können es nicht vertragen, jemand lange eine hohe, leitende Stellung einnehmen zu sehen.“

Die Position der Regierung dem Ultramontanismus gegenüber war unmittelbar vor dem Kriege mit Frankreich eine starke und vorteilhafte. Sie wurde eine wesentlich andre durch das Entstehen der katholischen Partei, von deren Gründern man anfänglich erwarten durfte, sie würden (man denke an Savigny) der Regierung ihre Unterstützung gewähren, während sie ihr alsbald in schroffer Weise entgegentraten. War die Stellung des Kanzlers hierdurch schon geschwächt, so würde der ganze Kampf mit dem Zentrum immerhin ein anderer gewesen sein und zu günstigeren Ergebnissen geführt haben, wenn Bismarck ihn an der Spitze der konservativen Partei hätte durchsetzen können. Der Reichskanzler war aus dieser Partei hervorgegangen, konnte aber, wenn er dem Bedürfnisse der Zeit gerecht werden, wenn er das eine der beiden großen Hauptziele seiner Politik, die Sicherstellung und Stärkung Deutschlands, erreichen wollte, nicht durchweg mit ihr weitergehen. Dies und daneben der lange verhaltene und bald nach dem Kriege ausbrechende Neid der alten Standes- und Glaubensgenossen „drückte ihn hinüber auf die liberale Seite.“ Wenn das deutsche Reich festwachsen sollte, mußte es zu einer Verständigung mit den Politikern dieses Lagers kommen, der Kanzler mußte mit der damals stärksten Partei zu einer Einigung gelangen, wie er sie vor 1866, wo das gleichfalls im Interesse Preußens und Deutschlands wünschenswert war, vergeblich erstrebt hatte. „Das war namentlich in den Jahren notwendig, wo das junge Reich noch von einer Tripelallianz wie in der Raunig'schen Epoche bedroht war. Die letzte Leistung der deutschen Diplomatie ist die Vereitelung einer Koalition der benachbarten Großmächte gegen uns seit dreizehn Jahren. Zu diesem Zwecke mußte die Regierung an der Spitze der Liberalen, der Mehrheit im Reichstage, erscheinen, und dies wurde durch Kompromisse erreicht.“ Darüber fielen die Konservativen vom Kanzler ab, wobei, wie bemerkt, ihr Neid als starkes Motiv mitwirkte. Die „Junker“ waren zuerst verstimmt, dann grollten sie, zuletzt brachen sie in offenen Zorn aus. Zu Anfang des Jahres 1872 kam es über der Frage des Schulaufsichtsgesetzes zwischen ihnen und dem Kanzler zu hellem Konflikt. Die Herren machten Front gegen die Regierung, indem sie im Bedürfnisse gesinnungsvoller Opposition mit Windthorst und Genossen die „Vindikation des monarchischen Prinzips gegen parlamentarische Majoritätswirtschaft“ und die „Verteidigung des christlichen Charakters unsers Staates“ auf ihre Fahne schrieben. Und in ähnlicher Weise ging es mehrere Jahre fort, man entsinne sich der Stellung, welche die Kreuzzeitung in den Tagen der großen Verleumdungen durch die „Reichsglocke“ und die sie läutenden Land- und Hofjunker gegen den Ministerpräsidenten und zur Sache der Ultramontanen einnahm, und noch heute fühlt

sich ein großer Teil der Partei dieser Sache näher verwandt als derjenigen, welche die Regierung vertritt.

Und ganz ähnlich wie von 1872 an mit den Konservativen erging es dem Kanzler von 1877 an mit den Liberalen. Auch hier bewog neben doktrinären Belleidäten der Meid, der Wunsch, mehr noch als bisher zu gelten, mehr Anteil am Regiment zu haben, Minister aus dem Kreise der Parteigenossen neben den Kanzler oder an seine Stelle zu setzen, zum Abfall, und wieder erfuhr die Situation, mit welcher Bismarck den Ultramontanen gegenüber zu rechnen, nach welcher er sich mit seinen Gedanken und Tendenzen einzurichten hatte, eine wesentliche Veränderung. Es war hier der andre große Zweck des Kanzlers, der in Frage kam, die Verteidigung des monarchischen Prinzips gegen verfassungswidrigen Parlamentarismus, wie ihn nicht bloß die Fortschrittspartei, sondern auch die weiter rechts stehenden Liberalen, wenn auch gemäßigter und verhüllter, erstrebten.

Der Liberalismus hatte vor 1866 behauptet, die Regierung habe sich dem Willen der Volksvertretung zu unterwerfen oder zurückzutreten und einem aus der Mehrheit der letztern gebildeten Ministerium Platz zu machen. Bis zu dem genannten Jahre hatte Bismarck diese vom Westen her importirte Lehre einfach für unanwendbar auf Preußen erklärt. Jetzt bemühte er sich im Hinblick auf die Notwendigkeit, das neue Deutschland durch Eintracht gegen das Ausland zu sichern und zu stärken, bei jeder Gelegenheit, die Liberalen zu Ansichten zu befehlen, die besser zu den monarchischen Institutionen stimmten. Er führte die Politik der Kompromisse ein, auf welche er schon 1863 hingewiesen hatte, und auf welche die Nationalliberalen gleich andern Gemäßigten jetzt in den meisten Fällen eingingen. Er gewann sie durch Entgegenkommen gegen ihre Lieblingswünsche und möglichst schonende Behandlung ihrer Vorurteile.

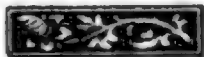
Bei der Schnelligkeit, mit welcher der innere Ausbau des deutschen Staates infolge dieser Methode vor sich ging, konnte es nicht fehlen, daß sich, als man Zeit zu genauerer Betrachtung des Geschaffenen fand, Mängel am Werke herausstellten, die rascher Beseitigung bedurften. Ein Teil der Nationalliberalen erkannte dies an, ein anderer nicht. Alle erinnerten sich jetzt mehr oder minder ihrer doktrinären Vergangenheit, in allen, namentlich in den Führern, regte sich die Neigung, nun endlich sein Teil an der Gewalt zu bekommen, direkter und umfänglicher mitzuregieren, und so wurde die Unterstützung des Kanzlers durch die Partei immer fraglicher. Man setzte sie noch in sein Programm, aber die Thaten ließen zu wünschen übrig. Man verfuhr erst dilatorisch, dann kühl, darauf abwehrend und zuletzt geradezu feindselig. Als der Kanzler sich Ostern 1877 vom Kaiser seinen Abschied erbat, war einer der Beweggründe dazu auch Verdruß und Ermüdung vor der zunehmenden Opposition der stärksten unter den liberalen Parteien, die sich namentlich im Hinblick auf die Feindschaft der Ultramontanen gegen das Reich entschieden auf die Seite des Schöpfers des

lehren hätte stellen sollen, ihm aber ihren Beistand niemals voll zu Teil werden ließ.

Inzwischen waren die Pläne des Kanzlers zur Umgestaltung der wirtschaftlichen Einrichtungen des Reiches gereift, und zu diesem Zwecke suchte er sich die Mitwirkung der Nationalliberalen zu verschaffen. Bennigsen, mit dem er darüber verhandelte, wollte sich nicht allein entscheiden, er nahm die Vorschläge Bismarcks einfach entgegen, um sich darüber mit andern Führern seiner Partei zu besprechen. Dies geschah, und einige Tage nachher wurde von den Blättern der Nationalliberalen die Parole „konstitutionelle Garantien“ ausgegeben. Es war der deutliche Ausdruck des nie ganz geschwundenen und vom linken Flügel der Partei wiederholt schon geäußerten Gefühls, daß man im Reichskanzler nicht sowohl einen Freund und Mitarbeiter, als einen Gegner vor sich habe, dem man sich nur mit größter Vorsicht weiter nähern dürfe, und dessen Vorschläge man mit allerlei Kautelen durchspicken müsse, wenn sie für die Macht des Parlaments ungefährlich sein sollten. Das Verlangen nach jenen Garantien schmeckte halb nach der Denkart eines Handelsmannes, halb nach der eines Advokaten. Es war ein merkantiles Geschäft, das offenbar von Herrn Lasfer angeraten worden war, welcher schon 1863 bemerkt hatte, daß man endlich auch „Volksrechte“ fordern und gewähren müsse. Jetzt, wo man als begehrt, als notwendig und unumgänglich erschien, war, wie Herr Lasfer meinte, die Zeit gekommen, diese günstige Konjunktur kaufmännisch auszunutzen und der Regierung abzudrücken, was man wünschte. Der Kanzler aber lehnte das Verlangen als unerfüllbar ab, und von jetzt an verwandelten sich die Nationalliberalen in eine Partei, die fast in allen Fragen, welche den Reichstag und den Landtag beschäftigten, mehr oder minder entschieden mit der Opposition stimmte und der Regierung bisweilen die natürlichsten Dinge abschlug, lediglich um einen Druck auf sie auszuüben. Das Ausscheiden des linken Flügels aus dem Fraktionsverbande änderte daran wenig. Die ganze Partei war von der alten Mißgunst erfüllt, und ihre Blätter verrieten dies deutlich, wenn sie die Sache auch in allerlei Phrasen hüllten. Man hatte die Gelegenheit benutzen wollen, sich zu höherer Geltung, zur Mitherrschaft zu verhelfen, und als das mißlungen, wollte man dem spröden Kanzler dadurch, daß man ihm Hindernisse in den Weg legte, wenigstens zeigen, daß man eine Macht sei, die Schaden könne und die durch Zugeständnisse gewonnen werden müsse. Daß der wahre Fortschritt darunter litt, der Ausbau des Reiches gehemmt wurde, war Nebensache, es galt den Fortschritt des Parlamentarismus über die Verfassung hinaus, die Erweiterung der Befugnis der Herren am Dönhofsplatz und auf der Leipziger Straße und zunächst die Befriedigung des Ehrgeizes der Parteiführer. Fürst Bismarck aber hat seit Beginn dieses Auftretens der Nationalliberalen nur stärker als früher empfunden, daß sie unzuverlässige Bundesgenossen sind, und im übrigen mit Hilfe anderer wesentliche Punkte seines reformatorischen

Programms durchgesetzt, nicht so viele, als er mit dem Beistande der alten Verbündeten verwirklicht haben würde, aber immerhin einige von Bedeutung. Jene andern waren die Konservativen und das Zentrum. Deshalb aber zu sagen, er sei im junckerlichen Sinne konservativ, also reaktionär, geworden, wäre genau so ungereimt, als zu behaupten, er sei unter die Ultramontanen gegangen. Jene beiden Parteien zeigten sich bereit, ihm gewisse Absichten durchbringen zu helfen, und er nahm dies an. Den gemäßigten Liberalen steht nichts im Wege, sich ihm von neuem zu nähern und wieder durch Kompromisse mit ihm weiter zu kommen, wenn sie eine gewisse Grenze ihrer Ansprüche respektiren.

Bis jetzt haben sie dazu geringe Neigung an den Tag gelegt, und das ist einer der Hauptgründe, weshalb der Kanzler seine ursprünglichen Absichten dem Ultramontanismus gegenüber modifiziren mußte. Er befindet sich vor einer stark veränderten Situation. Man unterstützt seine Politik auch in dieser Angelegenheit nicht mehr wie früher. Ein Teil der Konservativen geht mit dem Zentrum. Die Fortschrittspartei hat sich mit demselben ebenfalls verbunden und fördert dessen Bestrebungen. Die Sezessionisten thun in wesentlichen Stücken desgleichen. Die Nationalliberalen aber leisten nur lauen Beistand, sie schweigen meist, und der Verdacht ist nicht abzuweisen, daß sie sich im stillen freuen, das Zentrum zu einer gewissen Macht erwachsen zu sehen, daß die Verlegenheiten, die dadurch für die Regierung entstanden, ihnen recht waren, daß sie eine schwache Regierung wollen, damit sie selbst stärker erscheinen. So aber ist die natürliche Folge des Ausfalls der Liberalen aus der Rechnung des Kanzlers, daß dessen Widerstand gegen die Ansprüche Roms schwächer wurde, und wenn darüber geklagt wird, so ist die Klage nicht an den Fürsten Bismarck zu adressiren, sondern an die Parteien, die ihn im Stiche ließen, und in erster Reihe an die Liberalen.



Bewegungen im deutschen Buchhandel.



u den zweifelhaften Geschenken, mit denen die liberalisirende Ära unser Vaterland gesegnet hat, gehört auch das Einheitsporto. Wir möchten behaupten, daß weder die Eisenbahn mit ihrer Außerfurssetzung so vieler Werte noch das perhorreisirte Tabaksmonopol so tief einschneidende Wirkungen gehabt haben und haben können, als das 50 Pfennigpaket hervorgebracht hat und noch hervorbringen wird. Der Maßstab für die Würdigung der Wirkungen solcher Unternehmungen scheint uns

in dem Geschrei zu liegen, welches sie begleitet. Je größer dies ist, desto geringer die Sache. Während über das Tabaksmonopol, welches doch nur für eine beschränkte Gesellschaftsklasse in seinen fatalen Wirkungen fühlbar sein würde, die gesamte gebildete und ungebildete Welt Zetermord schreit, hat das Eisenbahnwesen, welches von ungeheuerem Einfluß auf das Eigentum von Tausenden war, nur in seinem Entstehen Kämpfe gegen das Privatinteresse zu führen gehabt; jetzt werden seine Konsequenzen überall gleichgiltig als selbstverständlich hingenommen. Und die That des „Postgenerals,“ die faktisch im kommerziellen Verkehr das unterste zu oberst zu kehren droht und zersplitternd wirkt wie eine Dynamitmine, ist nicht nur ohne allen Widerstand ins Leben getreten, sondern wurde sogar von dem Beifall derjenigen begrüßt, in deren Interessen sie am tiefsten einschneiden sollte.

In welcher Weise zerstörend und umwälzend eine solche dem Anschein nach geringfügige und bequeme Neuerung auf Einrichtungen wirken kann, die durch lange Entwicklung vor äußerem Einflusse geschützt zu sein und nur den Gesetzen der innern Gravitation zu gehorchen scheinen, das zeigt der Zustand, in welchem ein so festgefügtter Bau wie der deutsche Buchhandel in kurzer Zeit geraten konnte.

Auf den nachfolgenden Blättern, die sich mit dem Eindrucke, welchen die veränderten Verkehrsbedingungen auf die buchhändlerischen Verhältnisse hervor gebracht haben, und mit den Bewegungen und Kämpfen und den sonstigen Folgen, die sie veranlaßt haben, beschäftigen sollen, werden Angelegenheiten zur Sprache kommen, von denen man behaupten könnte, sie gehörten als Interna einer geschlossenen Berufsgenossenschaft nicht vor das Forum der Öffentlichkeit. Uns aber scheint es, daß gerade die Angelegenheiten des Buchhandels, mit deren Prosperiren das der besten Güter der Nation so eng verknüpft ist, der allgemeinen Beachtung würdig sind, und daß vor allem der Leserkreis, an welchen sich diese Blätter wenden, das lebhafteste Interesse an den Vorgängen nehmen muß, welche sich im Buchhandel abspielen.

Daß sich Bewegungen im Buchhandel entwickelt haben, welche nicht nur dessen bestehende Einrichtungen umzustürzen, sondern auch von verhängnisvoller Einwirkung auf die geistige Produktion selbst zu werden drohen, davon ist die Kenntnis bereits in weite Kreise gedrungen. Man hört auch von Nichtbuchhändlern die Fragen erörtern, welche den Buchhandel bewegen, aber die Komplizirtheit der Verhältnisse gestattet den Außenstehenden kaum, sich ein richtiges Bild der Sachlage und ihrer Konsequenzen zu machen — herrscht doch selbst in den zunächst beteiligten Kreisen noch vielfach Unklarheit über die nahenden Gefahren und über die Mittel, ihnen zu begegnen. Es wird deshalb nicht überflüssig sein, wenn einmal an solcher Stelle wie dies Blatt auf diese Fragen eingegangen wird; vielleicht trägt es zur Klärung und zum Entschluß in den nächstbeteiligten Kreisen selbst bei.

Man hört häufig auf die Klagen, welche über die Mißstände im Buchhandel immer dringender laut werden, die Antwort, daß es nie anders gewesen sei; die Kämpfe, die jetzt den Buchhandel bewegen, seien so alt, wie der Buchhandel selbst. Allerdings konnte man schon vor hundert Jahren und länger die Schlagwörter vernehmen, welche auch heute im Buchhandel die Parteien bilden: Rabatt oder Ladenpreis, Handelsfreiheit oder Korporationsgesetze, Sortimentss- oder Verlagsinteresse, Privat- oder Gemeininteresse. Diese Fragen sind immer wieder aufgetaucht, und man könnte annehmen, daß sie eitel seien, daß wie bisher auch künftig alles schließlich von selbst in gesunde Bahnen einlenken werde, und daß der Buchhandel seine althergebrachte abgeschlossene Idylle weiter leben könne wie bisher, wenn man nicht in Betracht zu ziehen hätte, daß erst jetzt durch die veränderten Verkehrsbedingungen wirklich und eigentlich diese Fragen zu brennenden, den Nerv der buchhändlerischen Institutionen berührenden geworden sind. Es handelt sich nicht mehr um geringe Schäden oder Vorteile, sondern um sehr tiefgehende und verhängnisvolle Wandlungen.

Das 50 Pfennigpaket hat die allerdings von jeher betriebene aber früher nur in beschränktem Maße mögliche und deshalb in der That wenig einflußreiche sogenannte Schleuderei, daß heißt die rücksichtslos auftretende und unbegrenzte Konkurrenz zur Beherrscherin des Marktes erhoben; es hat ermöglicht, daß auch im Buchhandel, der sich bisher auch dadurch vom gemeinen Kaufmannsgeschäft unterschied, daß das Prinzip des Freihandels seine Grenzen wenig zu verrücken vermochte (glücklicherweise sträuben sich die berufenen Vertreter des Standes noch heute gegen die in der That absurde Zumutung, daß der Buchhandel ein rein kaufmännisches Geschäft sei und nur kaufmännischen Prinzipien zu folgen habe), der wildeste Raubbau zum Schaden zunächst des Provinzialsortimentshandels, aber in natürlicher Konsequenz auch des Gesamtstandes, von wenigen in besonders günstiger örtlicher Position befindlichen ausgeübt und zur alles zertreffenden allgemeinen Praxis gemacht werden konnte. Hauptsächlich von den beiden Plätzen Berlin und Leipzig aus haben einige intelligente — dies Prädikat ihnen vorzuenthalten sei uns ferne — Buchhändler mit großer Thatkraft sich die Vorteile nutzbar gemacht, welche das Einheitsporto für Waaren und Geldsendungen aufschloß, indem sie durch Verzicht auf einen Teil des normalen den Sortimentern zufallenden Gewinns auf ein bedeutendes Geschäft durch großen Umsatz richtig spekulirten und durch billige Offerten, die über das ganze Land verbreitet wurden, einen beträchtlichen Teil des gesamten Bücherabfahres an sich rissen. Es ist ja jedermann bekannt, daß der Sortimentshandel mit scheinbar hohem Gewinn arbeitet, d. h. die Vorteile, welche der Verleger ihm für den Vertrieb seiner Erzeugnisse einräumt, sind und müssen bei dem einzelnen Artikel sein ein namhafter Teil von dessen vom Verleger festgesetzten Marktpreis. Bei dem geringen Umsatz und der Schwierigkeit und Kostspieligkeit des

Vertriebes aber — sie hängen mit der Art der „Waare“ eben eng zusammen — bleibt in der That dem einzelnen Sortimentler nur ein dürftiger Gewinn, der fast nie der Arbeit und den Kenntnissen entspricht, welche das Büchergeschäft verlangt, und der recht eigentlich den Buchhandel zu einem „idealen“ Geschäft macht. Also trotz des relativ hohen Rabattes, den die Sortimentler genießen, bleibt ihnen ein sehr schwächtiger faktischer Gewinn, und eine intensive und rücksichtslose Konkurrenz kann einen großen Teil dieses Standes mit Leichtigkeit auf das Trockne setzen. Und dies ist geschehen. Der Sortimentler im Lande draußen wurde zunächst gezwungen, der Konkurrenz, welche ihm von den Centralpunkten des Buchhandels aus erwuchs, dadurch zu begegnen, daß er seinerseits einen Teil des knappen Verdienstes preisgab, um die Raubzüge in sein Gebiet zurückzuweisen und seine untreu werdenden Kunden festzuhalten (denn natürlich wandten sich alsbald nicht nur die Privatbücherkäufer in ihrem Privatinteresse, sondern auch die einsichtigen Vertreter der Regierungen, offenbar im Staatsinteresse, dahin, wo sie billig bedient wurden), er konnte hoffen die Konkurrenz zu schlagen, und mit der Zeit wieder die normalen Verhältnisse herbeizuführen. Aber das war vergebliche Hoffnung, denn die unter günstigeren lokalen Verhältnissen arbeitenden Schleudrer waren im Stande, wie ihr Umsatz wuchs, sich mit immer geringerem Verdienst zu begnügen, und sie wurden selbst zu immer weiteren Unterbietungen getrieben durch die Konkurrenz, in die sie untereinander gerieten. Ein weiterer Erfolg dieser Manipulationen war aber der, daß auch energische Naturen in der Provinz sich dazu aufrafften, mit der gleichen Waffe für die eignen Interessen zu kämpfen; bald wurde die Schleuderei allgemein, und statt daß vom Centralpunkte aus allein geschleudert wurde, fing man an, von einer Reihe von andern Punkten aus Feldzüge in weitere Gebiete zu unternehmen, ja die Leipziger Herren Schleudrer selbst wurden auf ihrem eigensten Gebiete von auswärts angegriffen, und zwar so energisch, daß dem Schreiber dieser Zeilen einer der Hauptvertreter des Prinzips der Handelsfreiheit versicherte, ihm sei die ganze Schleuderei verleidet.

Unter dieser Konkurrenzjagd, die nur auf kurze Zeit dem Unternehmer wirklich namhaften Gewinn bringen kann, litt naturgemäß die große Mehrheit der kleinern und mittlern Sortimentergeschäfte, die in einem beschränkten Wirkungskreise ihren bescheidenen Gewinn aus nur mäßigem Umsatz ziehen, ganz ungemein; ihnen wurde — und besonders den Geschäften mit einem bestimmt umschriebenen Literaturverbrauch, wie denen der Universitätsstädte — mehr und mehr der Boden unter den Füßen weggezogen, und sie kamen in eine empfindliche Nothlage. Diese wurde noch verschärft durch eine ganz besondere Kategorie von modernen Umwälzern, welche auf dem Einheitsporto reitend günstige Platzverhältnisse benutzen, um den eigentlichen berufenen Buchhändlern die Verhältnisse angenehm zu machen. Sie besteht in einer Art von Engelmachern, die in Leipzig domiciliren. Diese Herren schufen in der Provinz — namentlich in den kleinern

und kleinsten Orten, welche sich den Luxus eines eignen, selbständigen Buchhändlers nicht gestatten können und bisher auf die nächstgelegenen Kreis- u. Städte angewiesen waren, eine ganz neue Spezies von Buchhändlern, die sich trotz ihres nichtbuchhändlerischen Charakters — meist stehen sie der Literatur nur durch ihre Thätigkeit der nötigen Zusammenfassung derselben im Pappdeckel nahe — leicht wenigstens soweit erleuchten ließen, daß sie den Vertrieb der gangbarsten Waare (wie Schulbücher u. dergl.) um den Pfennig konkurrenz als eine Art von feststehenden Kolporteurs für ihre „Kommissionäre“ in die Hand nahmen. Solche Buchhändler wurden und werden zu Hunderten fabrizirt, und ihre Erzeuger handeln natürlich nur in dem löblichen Streben, der Bildung und Aufklärung auch in die fernsten Winkel den Weg zu bahnen; vom wahren Sortimentier ist es ebenso natürlich nur neidische Bosheit, wenn er behauptet, daß damit ein Buchhändlerproletariat in die Welt gesetzt werde, welches nur zum Ruin des soliden Geschäfts und zu dessen Diskreditirung beitragen könne, und daß die Herren „Kommissionäre,“ welche sich diese intelligente Hilfsarmee erzeugen, sich nur durch die Art der Manipulation von dem gemeinen (botanisch gemeint) Schleudrer unterscheiden. Natürlich sind solche Neubuchhändler, die sich übrigens selbstverständlich sobald als möglich von dem Gängelbände ihres Gründers emanzipiren und kühnern Flug wagen — denn warum sollten sie diesem länger als nötig Tribut entrichten? — kreditunfähig, und es gelingt ihnen nur zum kleinen Teil, von den Verlagsbuchhändlern mit dem Vertrieb andrer Literatur als der landesüblichen Bedarfsware, direkt betraut zu werden. Für das Geschäft des Bahnbrechens für die neuen Erscheinungen und die eigentliche Literatur stützt sich der Verleger nach wie vor auf die Fähigkeit der „Kollegen“, der wirklichen Buchhändler, wenn er auch zuläßt, daß an dem ihnen so notwendigen, weil sichern Brotgeschäft des „Waaren“-Verkaufs sich andre mästen.

So ist das Einheitsporto der Keim von Bewegungen im Buchhandel geworden, die sich mit der Notwendigkeit von Naturgesetzen aus ihm entwickeln mußten, und die jetzt einen Zustand herbeigeführt haben, welcher eine Reihe von wertvollen, ja für das geistige Leben der Nation durchaus notwendigen Existenzen ernstlich in Frage gestellt hat. Es ist dem Sortimentier alten Schlags unmöglich, mit dem gleich geringen Gewinn zu arbeiten wie die Schleuderer, denn der Umsatz, der sich durch die billigeren Preise der letztern allerdings etwas gehoben haben wird, kann schlechterdings nicht soweit erhöht werden, daß auch jeder einzelne Sortimentier mit niedrigerem Gewinn das Gleiche wie bisher verdient. Faktisch ist der in der Hauptsache nicht ausdehnbare Bücherabsatz in andere Hände gespielt, und die Preisdrückung ist nur dadurch möglich geworden, daß er sich in weniger Hände konzentrierte; indem einige wenige ihren Umsatz verzehnfachten, konnten sie sich auch mit dem dritten oder vierten Teile des Gewinns begnügen, der unter andern Bedingungen nötig ist. Die andern aber werden gezwungen sein, über kurz oder lang die Hände in den Schooß zu legen und den

vergeblichen Kampf aufzugeben, wenn ihnen nicht von außen her Hilfe zu teil wird. Nach dieser Hilfe haben sie aber bisher vergeblich gerufen. Verleger, Publikum und Regierungen wetteifern, ihren Ruin vollständig zu machen.

Thun sie aber daran recht?

Um diese Frage beantworten zu können, ist in einer andern Frage Stellung zu nehmen: Ist nicht das moderne Prinzip der Handelsfreiheit das richtige und natürliche? Dann wäre es ja Torheit, dem Hilferuf der Sortimentler zu folgen, denn ihr Untergang wäre das Nützliche und das laissent aller das Vernünftige. Wäre aber die Beantwortung dieser Frage anders zu fällen, so stünde man der weitern Frage gegenüber: Kann man überhaupt dem notleidenden Sortimentler noch zu Hilfe kommen, und ist es nicht vergeblich, gegen die Macht der veränderten Verkehrsverhältnisse noch anzukämpfen?

Es ist ja von vornherein zuzugeben, daß für das Publikum sowohl als für die produzierenden Verleger unzweifelhafte Vorteile mit dem veränderten Vertriebe verbunden sind. Das Publikum kauft billiger, als es früher kaufen konnte, und je billiger es kauft, desto mehr wird voraussichtlich, wenigstens zum guten Teil, der Verleger absetzen. Z. B. werden die Bibliotheken, die ein bestimmtes Budget haben, für die zwanzig Prozent, welche sie vom Ladenpreis der Bücher erhalten, zwanzig Prozent mehr Bücher anschaffen können als bisher; in solchen Fällen freilich wird der Verleger keinen Vorteil haben, wenn die Behörden den Sortimentler zwingen, zu Gunsten des Staatsfächels bestimmt begrenzte Lieferungen zu einem ermäßigten Preise abzugeben.

Dennoch möchten wir entschieden das moderne Prinzip für schädlich erklären, und zwar weil nach unsrer Meinung, wie wir schon andeuteten, nicht nur die äußern Interessen einer beschränkten Berufsgenossenschaft, sondern mit ihr auch wichtige Kulturinteressen empfindlich berührt werden. Zwar scheint darin eine Wertvergeudung zu liegen, wenn man, statt die Konzentration des Buchervertriebs in wenig Hände zu gestatten und hierdurch billigeren Absatz zu erzielen, einen vielverzweigten Sortimentshandel aufrecht zu erhalten bestrebt ist, der bei einem zu kleinen Beträgen zersplitterten Umsatz verhältnismäßig hoher Vorteile bedarf, um existenzfähig zu bleiben, also die Verhinderung der durch die Schleuderei bewirkten Herabsetzung der Ladenpreise und des hierdurch erhöhten Absatzes zur Voraussetzung macht. Aber in der That würde eine ganz andere und ungleich bedeutendere und verhängnisvollere Wertverschleuderung stattfinden, wenn man wirklich den Prozeß der Zersetzung, in welchem sich der Buchhandel befindet, unaufgehalten sich weiter vollziehen lassen wollte.

Was hat denn der Sortimenterbuchhandel alten Schlags zu bedeuten? Seine Thätigkeit beschränkt sich doch nicht allein darauf, daß er die sicher abzusetzenden Schul- und Gesangbücher, Bibeln und Kompendien zc. an den Mann oder an den Jungen bringt, sondern er muß durch seine eigenste thätige Verwendung für den größten Teil der Produktion erst den Markt suchen oder schaffen.

Alles das, was gegen andre Erzeugnisse konkurrirend auf den Markt tritt, alles das, was eine sachkundigen Empfehlung bei dem ratsbedürftigen Publikum braucht — welches sich doch auf Inserate und unsre heutigen Rezensionen auf Gegenseitigkeit unmöglich verlassen kann —, alles das, was bei geringer Auflagezahl ein weitzerstreutes und schwer zu findendes Publikum auffuchen muß — und das sind die meisten wissenschaftlichen und Fachschriften —, bedarf eines ganz andern Vertriebs, als ihn der Schleuderer ausüben kann. Mit seinen Katalogen und Inseraten vermag er doch nur den Boden abzuweiden, den der eigentliche Sortimentler mit seinem Schweiß gedüngt hat. Das weiß wohl jeder unsrer verehrten Leser, der ohne Skrupel gewohnt war, sich von seinem Sortimentler die neue Literatur zur Ansicht kommen zu lassen, um dann von den Herren Lorenz und Genossen sich das Beliebte mit dem hohen Rabatt, der ersterem unmöglich war, zu verschreiben. Aber den Verlegern ist es noch nicht klar; sie sehen in den runden, netten Massenbestellungen, welche ihnen die Freihändler zugehen lassen, nur kolossale Erfolge dieser thätigen Herrn und nehmen keinen Anstand, sie zu begünstigen; daß die Bestellungen den Sortimentern im Lande nur durch die Schleuderinserate und =Offerten abgejagt wurden, und daß sie den Sortimentler hiergegen schützen sollten, will ihnen nicht plausibel werden. Sie werden sich sehr wundern, wenn erst einmal das alte Sortiment ruiniert ist, und wenn sie von den Helden der Freiheit „Verwendung“ für ihre Einzelheiten verlangen. Wie sollen es dann die paar Herren machen, die gesamte Literatur an den einzelnen Mann zu kolportiren oder dem einen Konkurrenzbuch gegen das andre durchzuhelfen? Sie werden dem Verleger die festen Bestellungen, die zufällig an sie kommen, präsentiren, wo aber keine von selbst kommen, werden sie das Buch für nicht absatzfähig erklären und sich abwenden; sie werden aus bestimmten Werken ein Monopol machen (sagen wir aus Meyers Konversationslexikon gegenüber dem von Brockhaus u. a., die dann aus den ihren lustig Pappe mahlen lassen können), da sie dann leichte Arbeit haben, und werden sich den Teufel um das kümmern, was nicht von selbst geht; sie werden den Verlegern auf der einen Seite eine Unfähigkeit, auf der andern eine Macht zeigen, die diese in Erstaunen versetzen wird. Und die Verleger selbst? Sie werden sich der Hälfte ihrer bisherigen Produktivität fürderhin enthalten können. Ein Segen! ruffst du, lieber Grenzbotenleser? Ja welche Hälfte wird denn dann nicht mehr gedruckt werden? Kolportageromane, Vaszivitäten, die Kunst in 14 Tagen Bräutigam zu werden, immer neue Gelegenheitsluther und dergl.? Diese? Nein, sie werden blühen und duften wie bisher. Aber die mühsame Monographie des jungen Gelehrten, das kostbare wissenschaftliche Werk, bei welchem der Verleger gar nicht an Gewinn denkt, sondern welches er opferfreudig druckt in der Hoffnung, doch vielleicht nach und nach die Kosten zu decken, die Bücher welche in kleiner Auflage gedruckt werden und deren Liebhaber man persönlich kennen muß, um sie zu finden — diese Bücher werden verschwinden, und die

Lieferungsprachtwerke werden trotz ihrer Massenverbreitung keinen Ersatz geben. Hierin liegt die Gefahr, welche das Stephanskind, die moderne Schleuderei heraufbeschworen hat. Das Sortiment hat eine Kulturmission, welche mit ihm zu Grunde gehen muß, denn es ist niemand da, der sie aufnehmen kann, und hierin ist auch die Notwendigkeit begründet, daß der althergebrachte solide Sortimentsbuchhandel geschützt werden muß, wenn es auch sonst vielleicht gleichgültig erscheinen könnte, ob ein paar tausend Existenzen mehr der gehätschelten Zeitströmung zum Opfer fallen. Nur mit seiner Hilfe kann der intensive Büchervertrieb ermöglicht werden, die der wahre Verleger, der Verleger der eigentlichen geistigen Produktion nötig hat. Fällt es, so fällt ein großer Teil der materiellen Produktion, d. h. die Verlagsthätigkeit wird eingeschränkt, damit fällt aber auch ein guter Teil der geistigen Produktion selbst; es muß notwendig ein starker Rückschlag auf das allgemeine geistige Leben eintreten, und deshalb muß man umzukehren versuchen. Wenn jemand ein Monopol gesichert werden soll, so sichere man es dem Sortimenter, und überlasse es nicht den Schleuderern, sich eins zu nehmen. Auch die andre geschiedte Idee des Herrn Stephan, das Monopol der Postbuchhandlung, welche noch nicht ganz aus der Luft verschwunden zu sein scheint, denn sie wird jetzt im Kleinen beim Reichskourzbuch probirt, wird nicht die Rolle des Sortimenters übernehmen können, sie ist wohl auch nicht zu diesem Zweck erfunden!

Aber was kann man thun?

Natürlich muß sich der Buchhandel selbst zu helfen suchen. Denn vom Publikum kann nicht soviel Platonismus verlangt werden, daß es seine Bücher nicht da holen sollte, wo es sie am billigsten bekommt; es würde auch zum geringsten Teil begreifen, worauf es ankommt, und der einzelne Einsichtige kann nicht viel helfen, auch wenn er nicht zum Schleuderer ginge.

Nach Staatshilfe zu schreien — man hatte die Absicht —, wäre nach unsrer Meinung auch dann kein praktisches Beginnen, wenn nicht der Staat, beziehentlich seine Vertreter, bewiesen hätten, daß die Sortimenter vor die unrechte Schmiege kommen, wenn sie bei ihnen um Schutz gegen die Schleuderei bitten; denn auf dem Boden des Buchhandels wachsen Pflanzen, denen auch wir absolut freie Entwicklung wünschen müssen.

Ob es klug war, dem Staat, als er sich vor kurzem einmal in buchhändlerische Dinge zu mischen beabsichtigte, gerade da in die Arme zu fallen, ist eine andre Frage, die aber hier jetzt nicht erörtert werden soll. Nur das sei bemerkt, daß wir es nicht für klug halten, die Herren Kolportage-Schund- und Schandverleger an der Freiheit der Wissenschaft partizipiren zu lassen. Wäre ein scharfer Gesetzesparagraph gegen die Kolportage zur Annahme gelangt, so wäre dem Sortiment ein unschätzbare Segen zu Teil geworden und dem Verlage kaum empfindlicher Schaden gethan, denn er hätte seinen Vertrieb höchstens anders einzurichten brauchen; die Menschheit aber hätte kaum viel ver-

loren, wenn wirklich das oder jenes Lieferungswerk etwas weniger ins Volk gedrungen wäre.

Der Buchhandel muß sich selbst helfen, und er hat auch schon Anstrengungen genug zu diesem Zwecke gemacht, d. h. der notleidende Teil dem indifferent zuschenden gegenüber, aber ohne bisher etwas zu erreichen. Einmal weil niemand ein festes Ziel im Auge hatte — man wußte wohl, was man nicht wollte, d. i. die jetzigen Zustände, aber nicht was man wollte, d. i. welches Abhilfemittel — und dann, weil eben sehr verschiedene, sich vielfach kreuzende Interessen in Frage kommen, denen allen man eine gewisse Berechtigung nicht absprechen kann; es war schwer, darüber einig zu werden, was man eigentlich wollen sollte. Die Sonderinteressen bildeten ein Gestrüpp, in welchem der mögliche Pfad nicht mehr sichtbar war.

Ganz seltsame Vorschläge sind gemacht worden, um gedeihliche Zustände herbeizuführen, von denen der eine utopischer war als der andre. Wir wollen hier nur einen erwähnen, weil er, immer wieder auftauchend und zwar nicht nur bei den einen Ausweg suchenden Sortimentern, sondern auch bei manchen Verlegern Anklang findend, recht zeigt, wie wenig klar man sich über die Natur der Dinge ist. Man stellte die Forderung — in der Annahme, dadurch die Schleuderer zu lähmen —, daß die Rabattsätze der Verleger erniedrigt würden, um dadurch die jetzt durch die Konkurrenz und den Kundenrabatt bewirkte Herabschraubung der Ladenpreise unmöglich zu machen. Das verlangen die Leute, die ohne hohen Gewinn bei geringem Absatz zu Grunde gehen müssen! Und sie glauben dadurch den Unterbietungen der Schleuderer zu begegnen, während doch faktisch nur diesen wie ihnen selbst der Gewinn geschmälert, die Schleuderfähigkeit aber nicht im geringsten beeinträchtigt werden würde. Die Schleuderer würden einfach bis an die Grenze der Möglichkeit gehen, und die Distanz der Sortimenter- und Schleuderergrenze im Rabattgeben bliebe dieselbe. Dabei sieht man gar nicht das Absurde eines solchen Vorschlags dem Verleger gegenüber. Ihm, dem Produzenten der Waare, wird es gar nicht einfallen, wenn er Konkurrenzartikel auf den Markt bringt, sich des vorzüglichsten Mittels zu begeben, seine Waare marktsähig zu machen, eben der hohen Rabattvergünstigungen, die er dem Vertreiber offerirt. Auch wer jetzt theoretisch an den Segen der Rabattschmälerung glauben sollte, wird wohl praktisch schwerlich einen Vorteil wirklich verschmähen, der ihm geboten wird. Manchem Verleger freilich würde es ganz erquicklich scheinen, wenn er künftig so und so viel Prozente weniger abzugeben hätte. Seine Bücher deshalb billiger anzusetzen, würde er aber wohlweislich unterlassen.

Solche Dinge sind Phantastereien, und es ist natürlich, daß sich niemand findet, sie ernstlich zu versuchen; das Kolumbusei ist hier allein der feste Ladenpreis, ohne Rücksicht auf die Höhe der Rabattvorteile für den Verkäufer. Das ist leicht einzusehen. Wenn die Aufrechterhaltung des vom Verleger festgesetzten

Ladenpreises durchgesetzt werden könnte, so wäre mit einem Schlage die gesamte Schleuderei brachgelegt, und der Buchhandel stünde auf fester Basis. Aber wie das Ei zum Stehen bringen?

Es giebt wieder ein einfaches Mittel: die Korporation der Buchhändler beschließt, daß nur zum Ladenpreis verkauft werden darf, und wer diesem Gesetze zuwiderhandelt, erhält hierfür keine Waare mehr. Das ist doch klar und simpel, und warum geht es dennoch nicht? Weil eben die Hauptbedingung fehlt. Es ist niemand da, um Gesetze zu geben, und niemand, um Gesetze zu empfangen: eine Korporation der Buchhändler existirt nicht. Und was schlimmer ist, die Vereinigung, deren Nutzen so in die Augen springend ist, da sie durch gemeinschaftliche Maßnahmen jeden Mißstand aus der Welt schaffen könnte, will nicht, oder wollte bisher nicht zustande kommen, weil sich Partei und Partei feindlich gegenüberstanden, und auch bei dem Buchhändler echt deutsche Art, statt in der Zentralisation ihre Kraft zu suchen, lieber durch mannhafte partikulare Selbständigkeit das Beste zu Schanden werden läßt. Es ist ja sicher, daß die beiden durch die Art ihres Anteils am Gewerbe in reinem Gegensatz sich gegenüberstehenden Klassen im Buchhandel, die Sortimentler und die Verleger, nicht durchweg parallelgehende Interessen haben, aber das höhere gemeinsame Interesse überwiegt so sehr die partikularen, daß es unbegreiflich erscheint, warum man bisher nicht einen gemeinsamen Boden hat finden können.

In jüngster Zeit erst, bei Gelegenheit der Generalversammlung des Börsenvereins der deutschen Buchhändler, ist endlich das erlösende Wort der Innung ausgesprochen worden. Angeregt war die Sache schon beim Tagen der Provinzial- und Lokalvereine im vergangenen Jahre als, wenn möglicher, dann einzig möglicher Weg; aber während damals der naheliegende Gedanke noch eigentlich nur als die neueste der im Buchhandel nicht seltenen Marotten aufgenommen worden war, ist doch, wie es scheint, seine Plausibilität inzwischen durchgesichert. Er ist dem maßgebenden buchhändlerischen Verein, dem Börsenverein, zur Erwägung vorgelegt worden, und es ist möglich, daß jetzt endlich die nötigen Schritte gethan werden, den Gesamtbuchhandel zu einer Korporation zusammenzufassen, welche für den buchhändlerischen Verkehr feste Normen aufstellt, die eine gedeihliche Fortentwicklung garantiren. Aber es wird dabei viel Widerstand zu überwinden sein, und es ist noch immer zu erwarten, daß nur an dem Worte „Innung,“ welches den im Lichtkreise moderner Anschauungen erwachsenen ein Schrecken ist, eine vernünftige Reorganisation des Buchhandels scheitern kann, auch wenn keine andern Umstände eine Rolle spielten.

Die Zustände im Buchhandel sind eben sehr verwickelte. Es stehen oder standen sich nicht nur Verleger und Sortimentler als die beiden eigentlichen Interessentengruppen gegenüber, sondern Einzelkorporationen, die sich selbst wieder aus Verlegern und Sortimentern zusammensetzen, und deren Tendenzen zum

Teil wirklich örtlich partikulare sind. Und dies hat zum guten Teil dazu beigetragen, daß bisher alle Reformbestrebungen scheiterten, wenigstens ein gemeinschaftlicher Boden nicht gefunden werden konnte.

(Schluß folgt.)



Katharina die Zweite als Journalistin.



vor hundert Jahren — am 20. Mai 1783 — erschien in Petersburg die erste Nummer einer literarischen Monatschrift, für welche die Kaiserin Katharina sehr beehrte Artikel schrieb und an deren Redaktion sie sich ebenfalls hervorragend beteiligte. Es war dies der „Gesprächsgenosse der Liebhaber russischer Literatur.“

Die russische Literatur stand damals noch in ihrer Kindheit. Vor Peter dem Großen hatte man allerdings viele geschichtliche Chroniken aus den Zeiten kriegerischer Partikularfürsten und ihrer Recken, die an die Sagenkreise des Königs Artus und Kaiser Karls gemahnen, ferner viele kirchliche Legenden byzantinischen Ursprungs, sowie mancherlei Erzeugnisse der Volkspoesie und selbst Anfänge geistlicher Schauspiele aufzuweisen; aber dieser literarische Besitz war nur noch ein Rohmaterial, welches erst neuerdings verarbeitet und verwertet worden ist. Nach Peter dem Großen waren Dramen, epische Dichtungen, Oden u. a. geschrieben worden, aber in so schwerfälliger Form und so schwülstiger Sprache, daß auch sie noch kein wesentlicher Fortschritt zu nennen sind. Erst seit Katharinas Thronbesteigung zeigt sich eine leichtere Behandlung, eine unbefangene Auswahl der Stoffe. Man empfand aber das Bedürfnis weiterer literarischer Entwicklung lebhaft, und so begrüßte man die vortreffliche Ode des Dichters Derſchawin „An Feliza“ als das Morgenrot einer neuen Zeit. Diese Ode pries unter dem Namen Feliza die Kaiserin Katharina und drückte zum erstenmale hohe Gedanken mit Gefühl, Kraft und Anmut in schöner Form aus. Sie machte auf die Kaiserin selbst einen tiefen Eindruck und gab die Veranlassung zur Gründung des genannten Journals. Sie inspirierte die der Kaiserin sehr nahe stehende geniale Fürstin Daschkow, welcher kurz vorher die Direktion der Petersburger Akademie der Wissenschaften übertragen worden war, mit einigen namhaften Schriftstellern das Programm einer Zeitschrift zur Verbreitung der Aufklärung und zur Förderung der russischen Literatur auszuarbeiten, welches sie unter Hinweis auf die schöne Leistung Derſchawins der Kaiserin vorlegte. Diese nahm den Plan mit lebhaftem Interesse auf, erweiterte die Aufgabe des

Journals noch dadurch, daß sie „Besserung der Sitten“ von demselben forderte und versprach ihre thätige Mitwirkung.

Die Fürstin Daschkow übernahm nun Redaktion und Herstellungsarbeiten, unterstützt von dem Akademierat Kosjodawlew (unter Alexander I. Minister des Innern; er hatte in Leipzig studirt). Vier Wochen vor dem Erscheinen des ersten Heftes veröffentlichte man das Programm, warb darin um Mitarbeiter, erklärte, daß nur Originalarbeiten aufgenommen werden würden, und bat um Zusendung derselben an die genannte Redaktrice. Die Kaiserin aber hielt ihre Zusage; sie lieferte nicht nur Beiträge, welche dem Unternehmen eine Menge Leser zuführten, sondern sie sah auch eingesandte Manuskripte durch, welche ihr die Daschkow zustellte, korrespondirte und beriet mit dieser über die Artikel und griff in dem Federkriege zwischen Redaktion und Literaten ohne Zaudern zur Waffe.

An Mitarbeitern war trotz der erst kurz vorher ergangenen Aufforderung kein Mangel. Abgesehen davon, daß die russische Journalistik überhaupt erst wenige periodische Schriften hervorgebracht hatte, war auch die letzte derselben, der „Petersburger Bote“ ein paar Jahre früher eingegangen. Ein großer Teil seiner Mitarbeiter, zu denen die besten Kräfte gehörten, widmete sich dem neuen Organe umso bereitwilliger, eben weil es zur Zeit das einzige war und durch seine Garanten eine bevorzugte Stellung einnahm.

Und doch gehörte trotz des allgemein bekannten Protektorats der Kaiserin ein gewisser Mut dazu, für den „Gesprächsgenossen“ zu schreiben. Es herrschte damals in den Regierungskreisen eine abfällige Beurteilung der Schriftstellerei; namentlich zeichnete sich in dieser Ansicht der Generalstaatsanwalt Fürst Wissemski aus, welcher diejenigen seiner Beamten, mit denen er unzufrieden war, verächtlich „Dichter“ und „Maler“ zu nennen liebte. Sogar Derschawin, welcher unter ihm stand, hatte von dieser Unduldsamkeit zu leiden; daher sein „Bittschreiben der russischen Schriftsteller an die russische Minerva“ im Augusthefte des „Gesprächsgenossen.“ Unter diesen Umständen erklärt es sich, daß die Verfasser ihre Artikel gar nicht unterzeichneten oder nur mit einzelnen Buchstaben oder endlich mit halben und falschen Namen. Auch Derschawin nannte sich nicht, obgleich das Journal mit seiner Ode an Feliza eröffnet wurde, jede der folgenden Nummern entweder Verse von ihm oder an ihn brachte und überhaupt sein Genius dauernd den „Gesprächsgenossen“ beeinflusste. Derschawin galt schon damals für bedeutender als Lomonossow, der bis dahin größte russische Dichter.

Was nun die Artikel der Kaiserin im „Gesprächsgenossen“ betrifft, so zerfallen sie in zwei wesentlich verschiedene Arten. Eine Reihe von Aufsätzen behandelt Themata aus der russischen Geschichte (die Regierungen Kuriks, Olegs). Sie hatte dieselben nicht eigentlich für das Journal verfaßt, sondern für eine Lesebibliothek, welche sie selbst für ihre Enkel, die Großfürsten Alexander und

Konstantin, schrieb, wünschte aber diese Arbeit aus verschiedenen Gründen zu veröffentlichen und betrachtete hierfür das Journal als ein geeignetes Organ. Sie nahm dasselbe denn auch zu diesem Zwecke stark in Anspruch. Jede Nummer enthielt 50—100, eine sogar über 200 Seiten dieser „Aufzeichnungen aus der russischen Geschichte.“

Die Aufsätze der zweiten Kategorie nannte sie mit einem Sammelnamen „Wirkliches und Erfonnenes“ oder, wie man den russischen Titel auch überetzen könnte, „Wahrheit und Dichtung.“ Unter dieser Rubrik plaudert die Kaiserin über alles, was ihr in den Sinn kommt, abspringend, ehe sie einen Gedanken zu Ende geführt hat, ohne auch nur den Versuch eines Überganges zu machen, und mit zahllosen Anmerkungen, Notabenes, Benachrichtigungen, Nachschriften u. s. w. ihren Redefluß unterbrechend. Dennoch ist in diesem „holden Wahnsinn“ Methode, auf den ersten Blick freilich hat derselbe etwas entschieden verblüffendes. Folgende Stelle mag einen Begriff davon geben.

Ich habe dies Blatt dreimal umgewendet, wollte Wirkliches schreiben und geriet auf Erfonnenes, welches ich abriß und, nachdem ich es in die Quere gefaltet, in kleine Stücke zerriß; diese legte ich zusammengeballt auf den Tisch neben mich, in der Absicht, sie, wenn ich vom Sessel aufstünde, (falls ich es nicht vergesse) im Vorbeigehen in den Ofen zu werfen. — NB. Es begegnet mir oft, wie es denn so zu gehen pflegt, daß ich das eine thun will und das andre thue, durchaus aber nicht das, was ich wollte oder noch thun möchte. — Anmerkung. Hier legte ich die Feder aufs Tintenfaß und gedachte in Erwartung kommender Gedanken auszuruhen, aber da mir dies zum Bewußtsein kam, griff ich wiederum zur Feder, um diesen für mich nicht unwichtigen Vorgang zu beschreiben. Ich prüfe, womit das Blatt zu Ende zu bringen sei; aber augenblicklich ist mir das eben so wenig bekannt, wie Ihnen, meine Herren Leser. — NB. Inzwischen nahm ich eine Prise Tabak; beliebt es Ihnen nicht, das auch zu thun, falls Sie daran gewöhnt sind? Wenn es Ihnen nicht paßt, so lassen Sie es, ebenso wie die Lektüre dieses Blattes, denn Sie sind, wie ich glaube, so wenig zum Lesen gezwungen wie ich zum Schreiben; ich vermute, daß wir beide das eine wie das andre freiwillig thun; falls Sie aber zum Lesen genötigt sein sollten, so beklage ich das von Herzen. Ich muß gestehen, mich zwingt Neigung mehr als Nothwendigkeit, Mögliches und Unmögliches zu thun; ich wundere mich selbst darüber, daß ich, ohne Schulbildung unter die Schriftsteller geraten, schreibe . . . was? — nichts; dann sende ich es zum Druck, finde Leser, einige derselben loben, treten auf meine Seite, bitten mündlich und schriftlich: schreibe doch und fahre fort zu schreiben. . . was? — nichts; meinetwegen, ich bin bereit, da sind anderthalb Seiten; ich bitte, sie irgend einem der allerbesten Schriftgelehrten zu übergeben, damit er einen Auszug daraus mache; ich wette, er thut es nicht, ohne es sich zu überlegen u. s. w.

Eine andre Eigentümlichkeit ihrer Schreibweise besteht darin, daß sie ihre Gedanken selten in subjektiver Rede, wie oben, oder auch ganz unpersönlich ausspricht, sondern sich meist hinter fingirten Persönlichkeiten verbirgt. Da ist u. a. ein Großvater des Verfassers (d. h. der Verfasserin), der fast bis zum Überdruß verwertet wird, ein Vetter dieses Großvaters, ein Freund desselben,

eine Gevatterin von ihm, ferner ein Major Eigenliebe, zwei Kritiker, von denen der eine mehr lacht als weint, der andre mehr weint als lacht — ersterer heißt aaa („laut lachen“ heißt im Russischen ebachatj), der zweite iii (kritiki ist der Plural von Kritiker) — und noch verschiedne andre Figuranten. Diese schreiben ihr Briefe, die sie mit den Antworten publizirt, sie bringt Tagebuchblätter, Erzählungen, Wünsche, Anfragen derselben. Zur Abwechslung läßt sie auch statt der Personen Sachen für sich reden: auf dem Speicher der literarischen Werkstatt des Verfassers findet man ein Packet mit der Aufschrift „Mitgift für ein hübsches Mädchen,“ der Inhalt wird mitgeteilt; ebenda entdeckt man einen Koffer mit Papieren; dann giebt sie ohne Übergang ein Rezept, aus dessen Dosen man leicht einen Durchschnittsmenschen zusammensetzen kann, dann wieder die Statistik der Insel Tichomore (Stillmeer), auf der es nur vier Männer giebt, die ihre Frauen lieben, und ebensowenig Frauen, die ihre Männer lieben, dagegen 500 Halbkluge, 8 Verständige, 450 Verschwender zc.

Man ist wirklich versucht zu glauben, daß die Kaiserin die Wahrheit spreche, wenn sie an einer Stelle sagt: „Ich kann keine reine Feder sehen, ohne daß mir die Luft kommt, sie in Tinte zu tauchen; wenn dazu noch Papier auf dem Tische liegt, befindet sich unversehens meine Hand mit der Feder auf jenem Papiere. Wenn ich dann begonnen habe, weiß ich niemals, was ich niederschreiben werde; sowie ich aber die Hand über das Papier führe, wickelt sich das Denken ab wie ein Faden vom Knäuel,“ mit andern Worten, daß sie nur durch die äußere Gelegenheit und nicht durch innern Drang zum Schreiben veranlaßt wurde und deshalb auch mancherlei schrieb, was nicht allein des Salzes entbehrt, sondern nicht einmal vor dem Forum des gesunden Menschenverstandes bestehen kann. Aber die Frau, welche sich zwanzig Jahre früher mit kühler Überlegung und männlicher Energie den Weg zum Throne gebahnt und seitdem eine neue Epoche in Rußland heraufgeführt hatte, war viel zu praktisch, um ihre Zeit mit Lappalien zu vertrödeln und sich geistig mit dem von ihr beherrschten Publikum in Rapport zu setzen, ohne die Absicht eines ganz bestimmten Einflusses. In der That ist alles, was sie schrieb — und sie schrieb außer ihren Beiträgen zum „Gesprächsgenossen“ noch sehr viel —, im höchsten Grade tendenziös: sie wollte die Russen erziehen, und zwar zunächst zu guten, moralischen Menschen; doch dies nicht etwa um seiner selbst willen, sondern weil es ein Mittel war, sie dadurch zu guten Unterthanen zu machen. Es ist alles kalte Berechnung bei ihr; alles galt ihr nur als Mittel, und man muß gestehen, daß sie darin ebenso geschickt als kühn war. So ergriff z. B. ihr scharfer Verstand rasch die Ideen der französischen Encyclopädisten, sie brachte dieselben in dem von ihr aufgestellten und in Rußland mit großen Opfern durchgeführten neuen Erziehungssysteme zur Geltung, aber ohne Begeisterung des Herzens, sie stellte sich nur an die Spitze der Bewegung, um dieselbe in ihrem Sinne zu leiten, um die erwärmten Herzen der andern nach

den Gesetzen der menschlichen Natur zu lenken. Durch die Blandereien im „Gesprächsgenossen“ verfolgte sie den Zweck, die Sitten der russischen Gesellschaft zu bessern, die Mängel, Thorheiten und Fehler der „Gebildeten“ durch einfache Beschreibung derselben, durch Spott und satirische Darstellung ihnen zum Bewußtsein zu bringen und sie zu bekämpfen. Freilich nur als erstes Stadium auf dem Wege der Staatsräson. Sie wählte dazu den leichten, tändelnden Blanderton, der selbst oberflächlichen Personen nicht beschwerlich sein konnte und ihnen die Pillen verzuckert beibrachte.

Sie begann damit, die Schwächen bekannter Persönlichkeiten aus ihrer Umgebung zu schildern, ohne deren Namen zu nennen. Mit schadenfrohem Interesse zogen diese Silhouetten die Leser an und herbei. Obwohl die Kaiserin erklärte, sie habe dabei keineswegs bestimmte Menschen im Auge, sondern schöpfe lediglich aus dem allgemeinen „Meere der Natur“ und beschreibe nur, „wie es im Leben hergehe,“ und wenn sich jemand dadurch getroffen fühle, so beweise das nur, daß sie die Natur richtig wiedergegeben habe, so glaubte ihr das doch niemand, und man fiel mit Neugier über jedes neue Heft des „Gesprächsgenossen“ her, um an dem Inhalte der kaiserlichen Skizzen herumzudeuteln. Daß Katharina in der That Porträts zeichnete, können wir noch heute kontroliren. In ihren von Alex. Herzen übersetzten Memoiren kommt ein Oberhofmeister Tschoglow vor, der sie, als sie noch Großfürstin war, zu beaufsichtigen hatte, sie anfangs quälte, aber von ihr bald mit großer Menschenkenntnis gegängelt wurde. Derselbe wird unter der Überschrift „Essay über Eigenliebe“ fast mit denselben Worten im „Gesprächsgenossen“ dargestellt wie in den Memoiren. In dieser Weise lieferte sie noch mehr Personalschilderungen, deren Originale theils noch jetzt bekannt sind. Nachdem sie so die Aufmerksamkeit an sich gefesselt, überließ sie sich zwanglos ihren Einfällen, schrieb, wie man zu sagen pflegt „durch Korn und Flachs“, mischte, um die Spannung zu erhalten, hie und da dunkle Anspielungen ein, immer aber ließ sich in den kaleidoskopartigen Bilderchen, mit denen sie ihre Leser unterhielt, eine pädagogische Absicht erkennen. Dabei hütete sie sich, Laster und Sünden oder, wie sie es nannte, „Garstiges und Widerwillen Erregendes“ zu berühren, überhaupt zu verletzen und zu strafen; sie erklärte alles als ungeeignet für „Wahrheit und Dichtung,“ was nicht im „Geiste des Lächelns“ geschrieben sei.

Fand Katharina aber in dieser Beschäftigung und in der Anerkennung, die ihr dafür zu Theil ward, eine gewisse Befriedigung, so sollten ihr doch auch die Verdrießlichkeiten nicht erspart bleiben, welche mit literarischer Thätigkeit verbunden sind. Sie und die unternehmende Fürstin Daschkow hatten die Rechte, die Kritik herauszufordern. Sie baten nicht nur offen darum, der Redaktion Bemerkungen und Urtheile über den Inhalt des „Gesprächsgenossen“ einzusenden, sondern die Kaiserin spottete auch: „Was wird nicht kritisiert! Sogar mein bunter Hahn und sein Kikeriki wird den Kritikern nicht entgehen.“ Der geweckte

Löwe brüllte. Schon im zweiten Hefte des Journals erschien ein gelehrter Herr in steifleinener Toga und erklärte herablassend, er bemerke in den „Aufzeichnungen aus der russischen Geschichte“ Talent, aber keine glückliche Behandlung. „Glaubt der Verfasser z. B., daß er die Begebenheiten besser darstelle als der ehrliche Nestor oder der scharfsinnige Nikon? Wir dürfen es nach dem ersten Hefte nicht hoffen. Wie trocken und unbedeutend ist u. a. Ihre Darstellung vom Ursprunge der Russen. Konnten Sie denn einem so berühmten Volke wie das unsrige nicht eine wunderbarere Wiege geben? Nicht so, mein Herr, wahrhaftig nicht so schreibt man Geschichte. Aber Sie haben sich wohl mit dem Altertume nicht genügend beschäftigt, um eine zuverlässige Kenntniß desselben zu besitzen? Wir wollen nicht nur einfache und mögliche Ereignisse lesen. Es war Ihre Sache, die alten Zeiten, in denen so viele Wunder geschahen, zu durchforschen. Außerdem scheinen Sie mir nicht ganz fest in der Grammatik zu sein. . . . Vieles erscheint Ihnen nicht merkwürdig. Die Elephantenknochen in Sibirien ziehen Sie garnicht in Betracht. Wo Elephantenknochen waren, müssen doch auch Elephanten gewesen sein, und wie viele große Männer konnten Sie nicht in verschiedenen Feldzügen auf diesen Elephanten expediren!“ In diesem Tone wurde Katharina heruntergefanzelt.

Es war sehr anerkennenswert, daß sie den Konsequenzen ihrer Aufforderung zur Kritik nicht aus dem Wege ging, gewissenhaft den Tadel drucken und dem Verfasser noch dafür höflich danken ließ. Aber sie ärgerte sich doch, verspottete den Splitterrichter, machte sich über seinen plumpen, dunkeln Stil lustig, tändelte mit seinen unbeholfenen Ausdrücken und erklärte, daß achtungswerte Grundsätze, gesunder Menschenverstand und leichter Scherz der Bedanterie vorzuziehen seien.

Solcher Scharmügel gab es mehrere, sie dienten zur Belebung des journalistischen Unternehmens, aber es würde zu weit führen, wenn wir hier näher darauf eingehen wollten. Ein ernsteres Rencontre dagegen, welches der wichtige, feste, spottfüchtige Denis v. Wisin mit der Kaiserin hatte, dürfen wir nicht übergehen. Wisin hielt die Gelegenheit für günstig, die Kaiserin auf einige soziale Schäden aufmerksam zu machen, und sandte der Redaktion 20 (eigentlich 21, denn Nr. 14 stand doppelt) Fragen zum Druck ein, die so dreist waren, daß die Datschow ganz konsternirt sich mit dem Oberkammerherrn J. J. Schuwalow verbündete, um Wisin zur Zurücknahme seiner Fragen zu bewegen. Wisin sah ein und gab auch zu, daß seine Interpellation verwegen sei, aber er wollte sich zu keinem Kompromiß verstehen. So wurden denn die Fragen der Kaiserin mit Bagen vorgelegt, und sie nahm dieselben auch anfangs mit höchst stuziger Miene auf. Nachdem sie sie aber mehrmals aufmerksam durchgelesen hatte, bekämpfte sie ihre Verstimmung mit Hilfe ihrer höhern Einsicht und ließ die Fragen zugleich mit ihren Antworten drucken. Man urteile, ob Katharina, welche auf die von ihr in Rußland eingeführten Reformen und aufgeklärten Ideen stolz hinzuweisen liebte, Grund hatte, sich gekränkt zu fühlen.

1. Warum streitet man sich bei uns so heftig um Wahrheiten, welche nirgends mehr dem geringsten Zweifel begegnen?

Antwort. Bei uns, wie überall, streitet jeder über alles, was ihm nicht gefällt oder nicht verständlich ist.

2. Weshalb sieht man so viele tüchtige Menschen verabschiedet?

A. Viele tüchtige Menschen sind wahrscheinlich deshalb aus dem Dienste getreten, weil sie darin ihren Vorteil finden.

3. Warum ist alle Welt verschuldet?

A. Weil die Menschen mehr verbrauchen, als sie Einnahme haben.

4. Wenn Verdienste durch Adel belohnt werden und zu dem Verdienste jedem Bürger das Feld eröffnet ist, wie kommt es, daß dennoch niemals Kaufleute den Adel erlangen, sondern immer entweder Fabrikherren oder Pächter?

A. Die einen, da sie reicher sind als die andern, haben Gelegenheit, irgend ein Verdienst an den Tag zu legen, auf welches sie dann die Auszeichnung empfangen.

5. Warum lassen die Prozeßirenden bei uns ihre Prozesse und die Entscheidungen der Regierung nicht drucken?

A. Weil es bis 1782 keine freien Druckereien gab.

6. Warum vermindern sich nicht nur in Petersburg, sondern auch in Moskau die Gesellschaften unter den Aristokraten?

A. Weil sich die Klubs vermehren.

7. Warum besteht das Hauptbestreben eines großen Theils des Adels nicht darin, möglichst schnell aus seinen Kindern Menschen zu machen, sondern darin, daß sie ohne eine Anstellung rasch Garde-Unteroffiziere werden?

A. Das eine ist leichter als das andre.

8. Warum sind unsre Gespräche so inhaltslos?

A. Weil man von Einbildungen spricht.

9. Weshalb nimmt man bekannte und offenbare Gauner überall ebenso auf wie achtbare Menschen?

A. Deshalb, weil sie gerichtlich nicht überführt sind.

10. Warum hat in Ewigkeit kein Gesetzgeber darauf gesonnen, sich nach dieser Richtung hin auszuzeichnen?

A. Weil das nicht jedermanns Sache ist.

11. Warum bringen die Ehrenzeichen, welche wahre Verdienste um das Vaterland bezeugen sollen, meistens nicht die geringste innere Achtung gegen deren Träger hervor?

A. Weil jeder nur das ihm Gleiche liebt und achtet, und nicht gesellige oder persönliche Tugend.

12. Warum ist Unthätigkeit bei uns keine Schande?

A. Dies ist nicht exakt. Eine Schande ist es, schlecht zu handeln, doch in der Gesellschaft leben heißt nicht unthätig sein.

13. Wodurch kann man den verfallenden Geist des Adels heben? Auf welche Weise ist aus den Herzen die Indolenz gegen die Würde des adelichen Berufes zu beseitigen? Was ist zu thun, damit der ehrenwerte Titel eines Aristokraten das zweifellose Zeichen geistigen Adels werde?

A. Die Vergleichung früherer Zeiten mit den gegenwärtigen zeigt evident, ob die Geister ermutigt oder gesunken sind. Das beweist schon die äußere Erscheinung, der Gang u. s. w.

14. Da wir als Monarchin einen ehrlichen Menschen (sic!) haben, was könnte hindern, als allgemeine Richtschnur zu nehmen, daß man ihrer Gnade nur durch ehrenwerte Handlungen würdig werde, und nicht wagen könne, dieselbe durch Betrug und Gemeinheit zu erschwindeln?

A. Überall, in jedem Lande und zu jeder Zeit, wird das Menschengeschlecht unvollkommen geboren.

14. Aus welchem Grunde hatten in frühern Zeiten die Narren, Spielleute und Possenreißer keinen Rang, während sie jetzt einen Rang einnehmen, und zwar einen sehr hohen?

A. Unsre Vorfahren hatten nicht alle Schulbildung. NB. Diese Frage entsprang aus einer Redefreiheit, welche unsre Vorfahren nicht besaßen; hätten sie dieselbe gehabt, so hätte man auf einen heute Lebenden zehn früher Lebende rechnen können.

15. Weshalb werden viele von denen, welche aus fremden Ländern zu uns reisen, während sie dort für kluge Leute gehalten werden, bei uns für Dummköpfe angesehen, und umgekehrt: weshalb sind hiesige Kluge häufig im Auslande Einfaltspinsel?

A. Deshalb, weil der Geschmack verschieden ist und jedes Volk seine Eigenart hat.

16. Wo wohnt der Stolz des größten Theils der Bojaren, im Herzen oder im Kopfe?

A. Ebenda, wo die Unentschlossenheit wohnt.

17. Warum ist in Europa ein sehr beschränkter Mensch imstande, einen sehr vernünftigen Brief zu schreiben, und warum schreiben bei uns sehr scharfsinnige Leute häufig so unverständlich?

A. Weil man dort, wenn man den Stil erlernt hat, auf einerlei Weise schreibt, bei uns dagegen jeder seine Gedanken ungelehrt zu Papier bringt.

18. Warum werden bei uns die Angelegenheiten mit viel Feuer und Flamme begonnen, werden dann liegen gelassen und nicht selten auch völlig vergessen?

A. Aus demselben Grunde, aus welchem der Mensch altert.

19. Wie sind die beiden Widersprüche und höchst schädlichen Vorurteile zu beseitigen: erstens, daß bei uns alles schlecht und in fremden Ländern alles gut sei; zweitens, daß in fremden Ländern alles schlecht und bei uns alles gut sei?

A. Durch Zeit und Einsicht.

20. Worin besteht unser Nationalcharakter?

A. Im scharfen und schnellen Begreifen aller Dinge, im musterhaften Gehorsam und in der Anlage zu allen Tugenden, welche der Schöpfer den Menschen gegeben hat.

Der Geist und die Kühnheit eines Marquis Posa regte sich in Wisin, als er die obigen Fragen stellte. Die beiden mit 14 bezeichneten enthalten einen Angriff gegen die Kaiserin selbst und ihre Umgebung und beschuldigen die erstere, daß sie Unwürdige in ihre Nähe ziehe und mit ihrer Gunst belohne. War diese dreiste Sprache an sich schon in Rußland etwas Unerhörtes, so machte sie einen umso peinlichern Eindruck auf Katharina, als die indirekten Wortwürfe viel Wahres enthielten. War doch ihr Privatleben, wie bekannt, nicht sehr erbaulich; die Unterhaltungen bei Hofe arteten vielfach in kindische Spielereien aus, und Leute wie der Oberstallmeister Leo Marjtschin, den Katharina

in ihren Memoiren selbst als einen gebornen Harlekin bezeichnete, waren beliebte und einflußreiche Persönlichkeiten. Üppig wucherte der lockere Ton auf solchem günstigen Boden. In diese Verhältnisse in den höhern Schichten der russischen Gesellschaft trat nun Wisin mit sittlichem Ernst heran und war offenbar bestrebt, die Kaiserin durch seine Fragen zu einer strengern Auffassung zu bekehren und sie zu veranlassen, daß sie ihren großen persönlichen Einfluß zur Veredelung ihrer Umgebung anwenden möchte. Er rechnete dabei allerdings auf die Einsicht und den Hochsinn der Monarchin und täuschte sich darin auch nicht. Sie war zwar, wie schon bemerkt, anfangs verlezt, sann sogar eine kurze Zeit auf Rache, dann aber nahm sie den ihr hingeworfenen Handschuh würdevoll auf. Ihre Antworten sind mehr ablehnend und ausweichend als befriedigend, sie konnten Wisin unmöglich weder besiegen noch beschämen; dennoch erschien bald darauf eine Rechtfertigung seines Standpunktes in dem Journale, welche folgende zur Beurteilung der beiderseitigen Parteien und Führer wertvolle Sätze enthält:

Die Frage über die Indolenz gegen die Würde des Adelsstandes (Nr. 13) ist unrichtig verstanden. Wer Sie auch sind, mein Herr [Verfasser], Sie können überzeugt sein, daß ich weder hinter Ihnen, noch irgend einem meiner Mitbürger in dem Bewußtsein des unberechenbaren Segens zurückstehe, welcher sich im Laufe von über zwanzig Jahren auf die aristokratische Gesellschaft ergossen hat. Man müßte ein Idiot sein, um nicht anzuerkennen, welche Ermutigung den Geistern zu Theil geworden ist. Meine Frage entsprang gerade aus dem Umstande, daß ich von jener Indolenz betroffen war, welche gegen eben diese Ermutigung durch unsittliche, unerzogene Mitglieder der genannten ehrenwerten Gesellschaft an den Tag gelegt wurde. Ich habe mein Vaterland bereist. Ich habe gesehen, worin ein großer Theil der den adlichen Namen führenden seinen Ehrgeiz setzt. Ich habe deren eine Menge gesehen, welche im Staatsdienste stehen oder vielmehr eine Stelle im Staatsdienste einnehmen, nur um mit Zweien zu fahren. Ich habe eine Menge anderer gesehen, welche sofort ihren Abschied nahmen, sobald sie das Recht erlangten, Biere vorzuspannen. Ich sah verächtliche Nachkommen angesehener Vorfahren. Mit einem Worte, ich sah die Aristokraten sich knechtisch gebenden. Ich bin ein Aristokrat, und das zerriß mein Herz; das drängte mich, die Frage zu stellen. Es ist leicht möglich, daß ich es nicht verstanden habe sie so zu Papier zu bringen, wie ich sie dachte, aber ich habe ehrlich dabei gedacht und besitze ein von Dankbarkeit und Ergebenheit für die großen Thaten unsrer allgemeinen Wohlthäterin durchdrungenes Herz. Ich schmeichle mir, daß alle achtbaren Leute, von denen ich das Glück habe gekannt zu sein, mir die Gerechtigkeit widerfahren lassen werden, daß meine Feder niemals weder von dem Gifte der Schmeichelei, noch von der Galle der Bosheit besudelt war und auch nie sein wird.

Von ganzem Herzen danke ich Ihnen für die Antwort auf meine 5. Frage. Ihre Antwort läßt hoffen, daß die Vermehrung der Druckereien *) nicht nur zur Verbreitung des menschlichen Wissens, sondern auch zur Befestigung des Rechts sinnes dienen werde. Sei dafür im Geiste die Rechte der allgerechtesten und weisesten Monarchin mit herzlichster Dankbarkeit geküßt. Zudem sie die Thore der

*) Katharina hob schon 1796 die Privatdruckereien wieder auf.

Aufklärung öffnet, setzt sie dadurch gleichzeitig auch der Verleumdung und Gemeinheit Schranken. Sie folgt auch hierin ihrer steten Gewohnheit; denn es ist Katharina II. die Wunderthätigkeit eigen, mit einem Schlage einen Stein des Anstoßes zu zerspalten und aus demselben zugleich zwei Heilquellen hervorstürmen zu lassen. . . . Durch den Passus (Nr. 14) über die Narren und Possenreißer wollte ich nur die Unvereinbarkeit der Narretei mit hohem Range darthun. Sie fragen mich vielleicht, warum ich es nicht verstanden habe, meine Frage so zu fassen, wie ich es jetzt thue; ich gebe Ihnen darauf dieselbe Antwort, welche Sie, wenn auch in anderm Sinne, auf jene Frage erteilen. . . . Da ich sehe, mein Herr, daß Sie einer der Herausgeber des „Gesprächsgenossen“ sind, so bitte ich Sie ergebenst, darin diesen Brief aufzunehmen. Der Abdruck desselben wird das für mich höchst schmeichelhafte Zeichen sein, daß meine Erklärung Sie befriedigt. Die gute Meinung des Verfassers muß für mich unschätzbar sein; andrerseits wird jedes Mißvergnügen, welches ich meinem Gewissen nach durch nichts verdient habe, wenn ich ein solches irgendwie wahrzunehmen das Unglück haben sollte, mich mit Kummer zu dem festen und unwandelbaren Entschlusse führen, nie im Leben wieder die Feder zu ergreifen.

Die Kaiserin war besänftigt; sie entsprach dem Wunsche Wislins und veröffentlichte seinen Brief im „Gesprächsgenossen“; aber sie konnte es sich doch nicht versagen, ihn mit einigen für den fecken Frager demütigenden Zeilen zu begleiten: „Nach dieser freiwilligen Beichte, welche auf den eignen Wunsch des Büßenden abgedruckt wird, bleibt dem Verfasser von Wahrheit und Dichtung nichts mehr zu sagen übrig, umso weniger als er aufrichtig überzeugt ist, daß dies Betragen des Herrn Fragestellers der ruhmwürdigen Gewohnheit eines rechtgläubigen Christen entspricht, nach welcher sofort auf die Sünde Reue und Buße folgt. Aber in diesem Falle hängt das Verdikt lediglich von dem vielköpfigen Publikum ab; mich berührt die Angelegenheit nicht.“ Auch später kam die Kaiserin noch mehrfach auf einzelne von den Fragen in einem Tone zurück, der scherzend sein sollte, aber ihren Unmut nicht ganz verleugnen konnte. Trotz dieser polemischen Kritikeien atmete Katharinas journalistische Thätigkeit lange Zeit eine Heiterkeit und Unbefangtheit, welche der glücklichen Stimmung entsprang, mit der ihr Privatleben sie erfüllte. Damals — im Sommer 1783 — gehörte der ihr sehr teure Fürst Lanskoi zu ihrem vertrauten Umgange.

Mit einemale brachen in der Redaktion selbst Differenzen aus. Sie begannen damit, daß sich die Fürstin Daschkow gründlich über den schon genannten Leo Naryschkin ärgerte, welcher verschiedene lächerliche Seiten, die er an der gelehrten Dame entdeckt, verspottet hatte. Als im Oktober 1783 die russische Akademie unter ihrem Vorsitze installiert worden war und die Daschkow dabei ihre Antrittsrede gehalten hatte, trug Naryschkin, indem er ihre Stimme und ihre Gebarden nachahmte, eine Parodie dieser Rede in Gegenwart der Kaiserin vor, worüber sich diese sehr ergötzte, da ihr die selbstbewußte Daschkow im Grunde des Herzens nicht sympathisch war. Die erste Sitzung dieser russischen Akademie, in welcher über das große Wörterbuch der russischen Sprache beraten wurde, gab Un-

laß zu neuen Spöttereien, und man ersann in der Umgebung der Kaiserin als Nach-
 äffung der gelehrten Körperschaft, welcher die Daskow präsidirte, eine „Gesellschaft
 der Unwissenden.“ Nicht allein nun, daß die Kaiserin einen selbstgeschriebenen Ar-
 tikel über „Wahrheit und Dichtung“ unter Maryschkins Firma, der denselben als
 „Kanonikus“ unterzeichnete, der Daskow einsandte, sondern sie veranlaßte die-
 selbe auch, eine Anzahl herzlich fader Sitzungsprotokolle der „Gesellschaft der
 Unwissenden,“ welche aus gemeinschaftlicher Arbeit der Kaiserin mit Maryschkin
 entstanden zu sein scheinen und von dem letztern gleichfalls als „Kanonikus“
 signirt waren, im Journal aufzunehmen. Die Fürstin wusch Maryschkin für
 diese Unzüglichkeiten tüchtig den Kopf, aber die Kaiserin nahm das übel,
 eingedenk des Sprichworts „Den Sack schlägt man, den Esel meint man,“ und
 verlangte sofort das Manuskript der Fortsetzung von „Wahrheit und Dichtung,“
 welches sie bereits zum Druck in die Redaktion geschickt hatte, zurück. Sie
 wußte sehr wohl, daß der Abbruch dieser Kauferien ein schwerer Verlust für
 das Journal sein würde, da gerade sie von besondrer Zugkraft gewesen waren,
 was Katharina auch wiederholt in ihrem Briefwechsel mit Grimm befriedigt
 hervorhebt. Auch die Daskow war hierüber nicht im Zweifel; sie legte sich
 aufs Bitten, machte in Betreff des „Kanonikus“ Konzessionen, aber vergeblich,
 sie mußte das Manuskript wieder hergeben, und „Wahrheit und Dichtung“ er-
 schien im Novemberhefte 1783 zum letzten male. Dagegen setzte die Kaiserin
 ihre „Geschichtlichen Aufzeichnungen“ fort.

Es scheint übrigens, als ob Katharina schon länger darauf gesonnen hätte,
 jene Beiträge einzuschränken und nur um einen passenden Vorwand verlegen
 gewesen sei. Auf diese Absicht deutet es wenigstens, daß sie schon geraume Zeit
 vor dem Briefe des „Kanonikus“ die Mitteilung machte, einige der von ihr
 fingirten Persönlichkeiten, der Großvater, die Kritiker aaa und iii wären abgereist,
 und der Verfasser sei ohne sie ganz ratlos.

Vielleicht würde die Kaiserin ihre Beteiligung am „Gesprächsgenossen“ wieder
 aufgenommen haben, wenn nicht um diese Zeit der Tod Lanskois sie in tiefen
 Kummer gestürzt und ihr die ohnehin verminderte Lust an der journalistischen
 Thätigkeit ganz geraubt hätte. Nachdem sie noch der Redaktion den Rat erteilt
 hatte, sich bei Zeiten nach einem geeigneten Ersatz für „Wahrheit und Dichtung“
 umzusehen, übergab sie derselben als Resumé ihrer Erfahrungen auf diesem
 Gebiete ein „Testament,“ welches in kurzen Sätzen die Forderungen zusammen-
 faßte, die ihr für die Publizistik notwendig erschienen.

Nach dem empfindlichen Schlage des Rücktritts der Kaiserin fristete die Zeit-
 schrift nur noch ein kümmerliches Dasein und ging im September 1784 mit dem 16.
 Hefte ein. Der schon genannte Rat Kosodawlew begann noch in dieser Nummer
 einen Artikel über den Auf- und Niedergang des Journals und gelangte bis zu
 dessen Blütezeit; aber die zweite Hälfte des Aufsatzes wurde nie veröffentlicht, der
 „Gesprächsgenosse“ hörte auf, ohne seine Selbstbiographie auserzählt zu haben.

Groß war Katharina als Schriftstellerin nicht; sie schrieb nur zu ihrer Unterhaltung und Erholung, dabei aber wie eine Gouvernante Kindern gegenüber. Stellt man „Wahrheit und Dichtung“ in Parallele mit ihren übrigen literarischen Erzeugnissen, so findet man leicht die gemeinsame Tendenz aller heraus; sie geben aber mehr als ihre andern Arbeiten interessante Aufschlüsse über Katharinas Denkweise. Freilich muß man zum volleren Verständnisse die gleichzeitigen Privatbeziehungen der Kaiserin kennen; kennt man diese nicht, so scheint „Wahrheit und Dichtung“ ein geistiges Trümmersfeld.

Wir schließen diese Mitteilungen am passendsten mit einer Übertragung des erwähnten „Testaments“ ab (nach der dreibändigen Smirdinschen Ausgabe von Katharinas Werken); dasselbe ist für den damaligen Standpunkt der russischen Literatur und für die Kaiserin sehr charakteristisch.

Testament.

Diesen Morgen entwarf ich im Konzepte folgendes Testament.

Mein persönliches Eigentum, „Wahrheit und Dichtung,“ vermache ich dem N. N. mit Nachstehendem:

1. Daß er selbst oder der, dem er sie behufs Fortsetzung derselben cedirt, anvertraut, verkauft, verpfändet, nicht rauh oder so schwerfällig schreibe, als gelte es eine Last blockweise zu heben.
2. Er soll beim Schreiben nicht lange und viel denken oder gar über Worten schwitzen.
3. Kurze und klare Ausdrücke sind den langen und gewundenen vorzuziehen.
4. Wer schreibt, hat russisch zu denken. Jede Sache hat ihren Namen.
5. Fremdwörter sind durch russische zu ersetzen, und aus fremden Sprachen sind keine Wörter zu entlehnen, denn unsre Sprache ist auch ohne das reich genug.
6. Beredsamkeit ist nirgends anzuwenden, es sei denn, daß sie von selbst aus der Feder fließe.
7. Die Worte sind klar und nach Möglichkeit fließend zu ordnen.
8. Langweiliges ist nirgends einzuflechten, noch weniger unzeitige Vernünftelerei.
9. Das Heitere ist von allem das beste; das Lächelnde ist weinerlichen Anregungen vorzuziehen.
10. Dem Lachen, dem Geistreichen, den Schönheiten soll man nicht nachjagen. NB. Es ist jedoch nicht verboten, sie überall da anzuwenden, wo sie sich von selbst bieten.
11. Stelzen soll man nicht gebrauchen, wo die Füße ihre Dienste thun, d. h. aufgeblasene und hochtrabende Worte nicht da verwenden, wo die gewöhnlichen passender, hübscher, angenehmer und wohlklingender sind.
12. Arzt, Doktor und Apotheker sind zum Schreiben von „Wahrheit und Dichtung“ nicht zu benutzen, damit diese keinen medizinischen Geruch bekommen.
13. Predigten sind nicht zu übertragen und nicht vorsätzlich zu verfassen.
14. Wo es sich irgendwie um Ethisches handelt, mischt man dasselbe sehr vorteilhaft mit angenehmen Wendungen, welche die Langeweile abwehren, damit es den Stutzerinnen mit den spizen Absätzen keine unzeitigen Anfälle von Hysterie verursache.
15. Tieffinn ist mit Klarheit zu umhüllen und Gedankenfülle mit Leichtigkeit des Stils, damit sie allen erträglich werden.

16. Gedankenleere und Seichtheiten sind möglichst ganz auszuschließen.

17. Man soll jeden Gedanken nicht nur von einem Punkte, sondern von allen Seiten aus betrachten, um fähig zu sein, diejenige Auffassung auszuwählen, welche sich dem gesunden Menschenverstande als die angenehmste darstellt.

18. Dichterische Schilderungen und Phantasien sind zu vermeiden, um nicht in fremde Gehege zu geraten. *)

19. Es ist wünschenswert, daß der Verfasser seine Persönlichkeit verberge, daß es überall sein Werk sei, was vor Augen tritt, nicht aber er selbst, und daß sein Schaffen nirgends bemerkbar werde; zu diesem Zwecke wird ihm geraten, so zu sprechen, als ob nicht er dies thue, sonst werden sein Geist und seine Dummheit den Lesern gleich lästig fallen.

Dies schreibe ich bei voller Besinnung und ganzer Gesundheit.



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

4.



ehen wir uns die pompejanischen Wandgemälde etwas näher an, so überrascht uns die Beobachtung, wie sehr sie gewissen Dichtungen aus der großen Zeit der römischen Literatur gleichen, besonders denen der Elegiker und der Didaktiker, welche die Götter- und Heldensage und die Liebe besingen. Bei den Dichtern wie bei den Malern wiederholen sich immer die gleichen Stoffe, und auch die Art der Behandlung ist bei beiden eine ganz ähnliche. Beide geben mit Vorliebe den gleichen Empfindungen Ausdruck; sie streben nach den gleichen Vorzügen und verfallen in die gleichen Fehler. Müssen wir daraus schließen, daß die Maler ihre Anregungen aus den Dichtern schöpften und deren Werken die Stoffe zu ihren Bildern entnahmen? Wir werden sogleich sehen, daß dies durchaus nicht der Fall ist, und daß sich leicht nachweisen läßt, wie sie der Literatur von Rom fast gänzlich fremd geblieben sind. Ist im Gegenteil anzunehmen, daß es die Dichter sind, welche die Maler nachgeahmt haben? Diese Voraussetzung wäre nicht viel wahrscheinlicher und ist jedenfalls unnütz. Es läßt sich alles viel einfacher erklären: wenn sie einander gleichen, so kommt dies daher, daß sie aus derselben Quelle schöpften; Maler und Dichter

*) Der Kaiserin war dichterische Begabung versagt; bedurfte sie der gebundenen Rede, z. B. in ein paar Opern, die sie schrieb, oder in andern Schriften, so mußten ihre Sekretäre die nötigen „Verse machen.“

arbeiteten nach denselben Vorbildern, sie waren die Schüler der Meister von Alexandria. So konnten sie einander vielfach begegnen, auch ohne sich zu kennen.

Bekanntlich besitzen die Römer keine wahrhaft originale Literatur; sie haben stets von Anleihen gelebt. Zuerst ahmten sie die klassische Dichtung der Griechen nach, d. h. diejenige, welche von Homer bis zur Zeit Alexanders geblüht hat. Man muß gestehen, sie haben damit ihre Muster gut gewählt. Ich glaube indessen nicht, daß man ihnen dieses Verdienst gar so hoch anrechnen darf; sie waren in jenen fernen Zeiten wohl kaum imstande, die alte griechische Literatur von der neuen und die Schriftsteller des perikleischen Jahrhunderts von denen, die am Hofe der Ptolemäer lebten, zu unterscheiden. Die Wahl, die sie damals trafen, erklärt sich weniger aus der Feinheit ihres Geschmacks als aus den Umständen. Die alten griechischen Dichter, obschon in den Augen der vornehmen Welt durch den Ruhm neuer Schriftsteller einigermaßen in Schatten gestellt, herrschten doch noch immer unbestritten in den Schulen. Die Grammatiker erklärten sie ihren Schülern, und sie bildeten die Grundlage der öffentlichen Erziehung. Da die Römer Griechenland zuerst durch die Vermittlung der Lehrer kennen lernten, welche zum Unterricht ihrer Kinder nach Rom kamen, so war die natürliche Folge, daß sie diejenigen Schriftsteller bewunderten und nachahmten, welche in den Schulen nachgeahmt und bewundert wurden, d. h. die des klassischen Zeitalters. Auch leuchtet ein, daß diese alten Dichter durch ihre Größe und Einfachheit einem energischen und jungen Volke, welches sich zur Eroberung der Welt anschickte, zusagten. Leider widerstanden die männlichen Tugenden der ersten Römer nicht ihrem Glücke, und gerade als die Verweichlichung begann, brachte eben der Fortschritt der Eroberungen die Römer in direkteren Verkehr mit den Griechen. Nachdem sie griechisches Wesen in den Schulen und aus den Büchern kennen gelernt hatten, fingen sie an, sich die Griechen in ihrem eignen Hause anzusehen und das Land selbst zu bereisen. In Athen, in Pergamon, in Alexandria, in jenen großen Städten, die sie so gern besuchten und von denen mehrere die Hauptstädte mächtiger Reiche gewesen waren, fanden sie eine hochgebildete, höfliche, geistreiche Gesellschaft, in deren Mitte zu leben ihnen als hohes Glück erschien, eine Literatur, die, ganz verschieden von derjenigen, in welcher ihre Lehrer sie unterwiesen hatten, sie sofort bezauberte. Die wenigen Freunde der Vergangenheit leisteten vergeblich Widerstand. Cicero beklagte sich bitter über die „Lobhändler des Euphorion,“ die sich frech über Ennius lustig machten und ihm einen Schöngeist aus Alexandria vorzogen. Auch Lucrez blieb dem Ennius und den alten Dichtern treu, erkannte sie als seine Meister an und gefiel sich in der Nachahmung ihrer kraftvollen und verständigen Verse. Aber auf Seiten der neuen Schule standen die eigentlichen Bürgen des Erfolgs: die Jugend und die Frauen. Die schönen Freigelassenen, die in der feinen Gesellschaft den Ton angaben, die Beherrsche-

rinnen der Staatsmänner, fangen mit Entzücken die Verse des Calvus und des Catullus. Von nun an schleicht sich die Nachahmung der Alexandriner fast bei allen Dichtern ein; insbesondere herrscht sie bei Ovid und bei Propertius vor, der sich ohne Umschweife als Schüler des Kallimachos und des Philetas bekennt.

So kommt es, daß die römischen Elegiker und die Maler von Pompeji einander so häufig begegnen. Diese Ähnlichkeiten sind keine bloßen Kuriositäten, von denen man beiläufig einmal mit Vergnügen Notiz nimmt. Der Hinweis auf sie gewährt vielmehr ein ernstes Interesse, denn sie können uns zu einem bessern Verständnis der Literatur des augusteischen Zeitalters verhelfen. Da die Dichter von Alexandria verloren sind, so ist es schwer, festzustellen, wie weit die Dichter von Rom sie treu nachgeahmt haben, und das, was sie von jenen entlehnten, von dem zu unterscheiden, was ihnen selbst gehört. Um dies zu erforschen, müssen wir sie mit den Gemälden von Pompeji vergleichen; erinnern uns ihre Beschreibungen an ein pompejanisches Bild, so liegt der Schluß nahe, daß Maler und Dichter ein gemeinsames Vorbild vor Augen hatten und daß sie beide Nachahmer sind.

Wir wissen nicht, wem Catull sein schönstes Gedicht verdankt, worin er die von Theseus verlassenen und von Dionysos getröstete Ariadne schildert. Niese*) glaubt, er habe es aus Kallimachos übersezt, giebt dafür aber keinen entscheidenden Beweis. Sicher ist, daß sich dieser Gegenstand auf den Wänden von Pompeji oder Herculaneum sehr häufig dargestellt findet und daß er folglich bei den Poeten von Alexandria ein beliebtes Thema war. Auch erinnert die Behandlung bei Catull an die Art der Alexandriner: mit Zügen tiefer Leidenschaft vermischt er viele zierliche Diminutive; die tragische Situation hindert ihn nicht, die Toilette seiner Heldin zu beschreiben, uns gelegentlich ein Wort von ihren blonden Haaren, ihren reizenden kleinen Augen zu sagen, ja sogar zu erzählen, daß sie beim Hineinschreiten in die Fluten, um ihrem entfliehenden Geliebten zu folgen, Sorge trägt, ihr Gewand bis zum Knie aufzuschürzen.**)

Auch Virgil fing damit an, daß er der Tagesmode wich und die Alexandriner nachahmte. Dieser Umstand erklärt die Fehler, welche man seinen ersten Werken vorwirft. In seinen „Bucolica“ fällt uns hin und wieder ein gewisser Mangel an Zusammenhang auf, der bei einem so klugen und feinen Geiste überrascht. Diese arkadischen Schäfer, die an den Ufern des Mincio wohnen, diese Staatsmänner, die zu Hirten geworden sind und in einsamen Grotten Körbe aus Rohr flechten oder die Schalmel blasen, um in solchen ländlichen Freuden Trost zu finden für die Untreue einer mit einem Offizier durchgegangenen Schauspielerin, diese ganze Art, die städtischen Ereignisse aufs Land zu versetzen und mitten in den Unterhaltungen von Schäfern politische Anspielungen anzu-

*) Rhein. Mus. XXI, 498. — **) *Mollia nudatao tollentem tegmina surao.*

bringen, dies alles erinnert an die seltsamen Phantasien gewisser pompejanischen Landschaften, wo Stadt und Land in bizarrer Mischung neben einander auftreten, wo wir in der Einöde, in welcher Polyphem seine Herde auf die Weide führt, zierliche Säulenhallen und auf den Höhen des Kaukasus, bei dem Geier, der den Prometheus zerfleischt, einen mit Blumengewinden bekränzten ionischen Tempel erblicken.

Noch sichtbarer ist der Einfluß der Alexandriner bei Propertius; daher bieten denn auch seine Elegien noch mehr Beziehungen zu den pompejanischen Wandgemälden als Virgils Eklogen. Die Mythologie ist bei ihm überschwenglich; alle seine Empfindungen, die traurigen wie die fröhlichen, kommen in Anspielungen auf alte Legenden zum Ausdruck. Kein höheres und zarteres Lob hat er zum Preise seiner Geliebten als den Vergleich mit den Heroinen der Vorzeit. Hat er sie einmal mit auf den Arm gestütztem Haupt schlummernd überrascht, so erinnert sie ihn sofort an die am Gestade von Naxos ruhende Ariadne, an Andromeda nach ihrer wunderbaren Befreiung, oder an die erschöpfte Bacchantin, die in den Ebenen Thessaliens, von unbesieglichem Schlummer erfaßt, zu Boden sinkt — lauter den Besuchern der campanischen Städte wohlbekannte Gestalten. Wenn Cynthia nach langem Widerstande, der den Dichter fast zur Verzweiflung gebracht hat, endlich seiner Liebeswerbung nachgiebt, so feiert er seinen Sieg mit einer förmlichen mythologischen Eruption. „Nein, der Sohn des Atreus war nicht fröhlicher, als er die Burg von Troja in den Staub sinken sah; Odysseus, nach allen seinen Irrfahrten, landete nicht mit größerem Entzücken an den Gestaden seiner geliebten Insel; Elektra, als sie ihren Bruder erblickte, dessen Asche sie in ihren Händen zu halten gewöhnt hatte, die Tochter des Minos, als sie den Theseus, den sie aus dem Labyrinth errettet, wieder sah, empfanden nicht so große Seligkeit, als mir in der vergangenen Nacht zu Theil wurde. Noch einmal möge sie mich mit ihrer Gunst beglücken, und ich halte mich für einen unsterblichen Gott!“*) Auch die kleinen Liebesgötter, die wir in den pompejanischen Wandgemälden so häufig antrafen, fehlen nicht in den Dichtungen des Propertius. Wenn er sich selbst eine Art Triumph zuerkennt dafür, daß er die Römer mit der ganzen Schönheit der alexandrinischen Elegie bekannt gemacht hat, dann ruft er auch die Eroten herbei und will, daß sie mit ihm in demselben Wagen Platz nehmen.***) In einem seiner anmutigsten Gedichte erzählt er, wie er einmal in nächtlicher Stunde, allein und berauscht, mit unsicherm Schritte in der schlafenden Stadt umherschweift und nach einem verliebten Abenteuer ausspäht. Plötzlich gerät er mitten zwischen eine Schaar kleiner Knaben, die zu zählen die Furcht ihn verhindert. „Die einen trugen kleine Fackeln, die andern führten Pfeile, noch andre schienen Fesseln für mich bereit zu machen,

*) Propertius II, 14. — **) Propertius III, 1, 11. Et mecum in curru parvi vectantur Amores.

um mich damit zu binden. Sie waren alle nackt. Da ruft plötzlich einer, der fecker war als seine Genossen: »Da ist er! ergreift ihn, denn ihr kennt ihn wohl; ihn hat die erzürnte Schöne in unsre Hand gegeben, auf daß wir ihn zu ihr zurückbringen.« So sprach er, und schon fühlte ich eine Schlinge, die mir den Hals zusammenschnürte.“ Die andern kommen herzu, legen ihn in Bande, schelten ihn tüchtig aus und führen ihn reinig und glücklich zum Hause der Cynthia zurück. *) Ist es nicht wie der Stoff zu einem reizenden Bilde, etwa zu einem Gegenstück der „Erotikerin“?

Vor allen jedoch ist es Ovid, der die Poeten von Alexandria viel benutzt zu haben scheint, und so ist er es auch, dessen Verse am häufigsten an die Wandgemälde von Pompeji gemahnen. Es wäre nicht schwer, unter diesen Gemälden eine Reihe von Stücken auszuwählen, die geradezu als Illustrationen zu Ovids Werken dienen könnten, so sehr gleichen einander manchmal der Dichter und der Maler. Ganz auf die gleiche Weise schildern sie die von Hermes befreite Io, den bei der Omphale spinnenden Herakles, Paris, wie er den Namen der Dinone in die Rinde der Bäume einschneidet, Europa, „wie sie sich mit der einen Hand an den Hörnern des Stiers festhält und die andre auf seinen Rücken stützt, während der Wind ihr Gewand schüttelt und schwellt.“ Schon oben war von dem Gemälde die Rede, auf welchem der untröstliche Polyphem einen Brief von Galatea empfängt, den ein auf einem Delphin reizender Liebesgott ihm bringt. Diese bizarre Idee erinnert sofort an die „Heroiden“ des Ovid. Die „Heroiden“ sind Liebesbriefe, welche nicht allein voraussetzen, daß zur Zeit des Trojanischen Krieges die Schreibkunst bekannt und stark im Gebrauche war, sondern auch, daß man damals die Möglichkeit hatte, die Briefe zu befördern, selbst wenn dieselben an Personen gerichtet waren, deren Wohnsitz man nicht kannte, oder wenn die Absenderin auf irgendeine wüste Insel verbannt war. Das ist denn freilich ein Gebrauch, der sich für so ferne Zeiten kaum schicken will. Um zu begreifen, daß Frauen so lange Briefe schreiben, in denen sich so brillante Gedanken und eine so große Kenntnis des menschlichen Herzens finden, müssen wir annehmen, daß man viel Mühe auf ihre gute Erziehung verwendet habe. Auch sagt der Dichter ausdrücklich, daß sie Lehrer gehabt haben und in den ersten Künsten, den Elementen der Jugend, unterwiesen worden sind. **) In Wirklichkeit sind sie nichts als Zeitgenossinnen der Corinna, die sich in der feinen Gesellschaft bewegen und die Sitten der Galanterie aus der „Liebeskunst“ gelernt haben. Es ist wieder Ovids bekannte Art, die alte Mythologie durch alle Mittel zu verjüngen, und die Götter entgegen derselben so wenig als die Heroen. Bei ihm büßen sie das antike Ansehen, das sie ehrwürdig machte, völlig ein; er macht Menschen aus ihnen, und zwar Menschen nach dem Vorbilde derer, mit welchen er selber lebte. Herakles ist

*) Propertius II, 29. — **) Ovid, Met. IX, 718, 719.

nur noch ein gewöhnlicher Athlet, der mit Acheloos ganz so kämpft wie die, welche sich in den öffentlichen Spielen dem Volke zeigen. *) Wenn Minerva die Arachne herausfordert, macht sie sich ans Werk wie eine tüchtige Arbeiterin, schürzt, um weniger genirt zu sein, ihr Kleid auf und läßt „mit einem Eifer, daß sie die Mühe dabei vergißt“ das Schifflein zwischen den Fäden spielen. **) Jupiters Häuslichkeit ermangelt gänzlich der Würde; Juno ist unaufhörlich beschäftigt, ihren Gatten, der ihr zur Eifersucht den begründetsten Anlaß giebt, zu überwachen. Diese Tendenz, die Götter ganz wie die Menschen darzustellen und der antiken Mythologie, um sie recht lebendig zu machen, ein modernes Angesicht zu verleihen, beobachteten wir auch an den Wandgemälden von Pompeji. Dies beweist, daß sie bereits bei den alexandrinischen Dichtern bestand. Aber Ovid ist viel weiter gegangen als seine Lehrer. Er mischt in alles eine Dosis Humor, einen Zusatz schwungvoller Komik, die der Genius der Alexandriner nicht kennt. Ovid ahmt sie nach, aber gleichzeitig modifizirt er sie wesentlich. Rohde bemerkt in seinem Buche über die Anfänge des griechischen Romans, Ovid verdanke ihnen zwar den Stoff seiner Werke, unterscheide sich aber von ihnen in der Ausführung. ***) Die Alexandriner waren meist ängstliche und übertrieben genaue Leute, mindestens ebensosehr Kritiker als Poeten, sehr streng gegen andre und gegen sich selbst, Schriftsteller, die, um der vornehmen Gesellschaft zu gefallen, ihre Verse ungemein sorgfältig pflegten, ihre Phrasen glätteten und feilten, überall den Reichthum ihres Geistes und ihrer Bildung in das gehörige Licht setzen wollten und infolge dessen nichts rechtes produzierten. Einer ihrer echten Schüler war denn auch jener Helvius Cinna, des Catullus Freund, der neun Jahre zur Vollendung einer Dichtung brauchte und sie durch Brüten und Feilen glücklich so dunkel machte, daß sie sofort gelehrte Erklärer hatte und es ein Ruhm war, sie zu verstehen. Ovid war keiner jener Silbenputzer, jener ewig Bedenklichen, die sich nie Genüge thun. Er besaß lebhaftes Phantasie und eine schnelle Hand; er hatte Freude am Improvisiren und ein starkes Talent dafür. Er gewann den Beifall der feinen Welt, indem er sich nicht bloß ihrem Geschmack fügte und ihren Neigungen schmeichelte, sondern sie auch mit immer neuen Werken blendete. Von ihm läßt sich auch sagen, daß er an die Stelle der gepflegten und geleckten „Kabinettsbilder“ der alexandrinischen Schule kühne Fresken setzt — Darstellungen, nicht frei von Nachlässigkeiten, ja von anstößigen Mängeln, dafür aber so fruchtbar an dichterischem Vermögen, so reich im einzelnen, so leicht und schwungvoll in der Ausführung, daß sie auch den Anspruchsvollsten bezaubern. Und dies ist abermals eine Ähnlichkeit mit den Malern von Pompeji.

*) Ovid, Met. IX, 36. — **) Ovid, Met. VI, 60. — ***) E. Rohde, Der griechische Roman, Leipzig 1876, S. 125.

Aber diese Maler und diese Dichter gleichen sich doch nicht immer. Es giebt zwischen ihnen auch einige Unterschiede, die wir nicht übergehen dürfen, denn sie vollenden die Charakteristik beider. Ich meine nicht bloß die Unterschiede, welche die Folge der verschiedenen Bedingungen ihrer Künste sind; ihnen konnten sich auch die Maler und die Dichter nicht entziehen, und diese Verschiedenheiten zeigen sich überall. Wenn Horaz sagt, die Dichtkunst sei wie die Malerei, so will er damit keine absolute und ausnahmslose Wahrheit ausgesprochen haben. Er, der seine Kritiker, wußte wohl, daß jene Künste, wenn auch ihr Ziel ähnlich ist, doch verschiedene Wege einschlagen, um es zu erreichen. Die Malerei, die unmittelbar für das Auge arbeitet, muß notwendig den Personen eine gefällige Haltung geben. Sie kann dem Blicke nichts anstößiges bieten, denn da das Bild bleibt, würde auch der Eindruck dauern und eben durch diese Dauer umso unleidlicher werden. Der Dichter dagegen, der sich an die Phantasie wendet und oft mit einem Worte ein Bild hinstellt, kann sich manches gestatten, was wir dem Maler nicht verzeihen würden. Nur ein Beispiel hierfür. Die Sage erzählte, Io sei in eine Kuh verwandelt worden; in dieser Gestalt verfolgt sie der Born der Juno, welche ihr den Argus, den hundert-äugigen Schäfer, zum wachsamem Hüter giebt. Ovid acceptirt die Sage, wie sie ist, ändert nichts und verbirgt nichts; im Gegentheil, sie amüsirt ihn, und er verweilt dabei mit Behagen, gerade das Bizarre an ihr schildert er mit besonderm Wohlgefallen. Er zeigt uns die unglückliche Io, die von ihrer Verwandlung noch nichts weiß: „Flehend will sie die Arme nach ihrem Wächter ausstrecken; aber siehe, sie hat keine Arme mehr.*) Sie versucht zu sprechen, und ihre Worte sind ein Brüllen, vor welchem sie selbst sich fürchtet. Sie nähert sich einer Quelle, in welcher sie sich in glücklichen Tagen zu spiegeln pflegte, aber sie erblickt ihre Hörner, und entsetzt flieht sie vor ihrem Bilde.“ Aus dieser ganzen Schilderung spricht ein feiner Spott, ein leise ironischer Ton, der nicht ohne Anmut ist. Der Vater der Io selbst verfaßt sich in all seiner Betrübniß nicht eine komische Betrachtung: „Und ich suchte für dich einen Gatten, ich dachte daran, mir einen Schwiegersohn zu wählen und Enkel zu bekommen; nun muß ich in meiner Herde einen Gemahl für dich aussuchen, in meiner Herde werde ich Entelkinder finden!“ Ein Maler dürfte sich solche Späße nicht erlauben. Ihm würde es schwer fallen, für eine Kuh unser Mitleid zu erregen, uns für ihr Unglück zu interessiren, den Wunsch, sie möchte gerettet werden, in uns zu wecken. Für ihn wird also Io, der Juno zum Troß, eine gefangene, von einem bösen Kerkermeister bewachte schöne Jungfrau bleiben, die ihre Augen zum Himmel erhebt und ihre Arme ausbreitet, den Befreier herbeizurufen. Auch die gewissenhaftesten Künstler, welche die Überlieferung um jeden Preis respektiren

*) *Illa etiam supplex Argo quum bracchia vellet*

Tendere, non habuit quae bracchia tenderet Argo. (Ovid, Met. I, 629.)

wollen, werden höchstens auf Ios lieblicher Stirn zwei winzige, vom Haupthaar halb verdeckte Hörnchen anbringen — die einzige Erinnerung, die auf einem Gemälde von der Metamorphose der Tochter des Inachos übrig bleiben wird. Gerade so verhält es sich mit ihrem Wächter; die hundert Augen, welche der Mythos ihm giebt, ergözen den Ovid höchlich, der ihm dazu gratulirt, daß er sich überallhin zu wenden vermöge, ohne je sein Opfer aus den Augen zu verlieren. Wenn der Maler hier der Tradition treu bleiben wollte, so würde er immer nur eine groteske Figur zustande bringen. Er stellt also den Argos dreist wie einen gewöhnlichen Hirten dar und hängt ihm bloß ein Leopardenfell über die Schultern, dessen Flecken für den gutwilligen Betrachter die hundert Augen der Sage zu bedeuten haben. So stößt der Maler auf Schwierigkeiten, die für den Dichter nicht vorhanden sind, und so muß er manchmal dieselben Stoffe verschieden behandeln.

Diese Verschiedenheiten waren, wie gesagt, unvermeidlich, denn sie ergaben sich aus den unabänderlichen Bedingungen der beiden Künste selbst und bedürfen also keiner weiteren Erörterung. Es giebt aber noch eine andre Verschiedenheit, die wichtiger ist und die Maler von Pompeji scharf von den lateinischen Dichtern trennt. Die übrigen Künste, welche aus Griechenland nach Rom gekommen sind, scheinen keine Anstrengung gescheut zu haben, um sich in ihrem neuen Vaterlande zu akklimatisiren; sie haben irgendwie dessen Eigenschaften und Charakter angenommen. Die Malerei dagegen ist niemals römisch geworden. Nicht als hätte sie sich mehr als die andern über den Empfang zu beklagen gehabt, den ihr die Römer bereiteten. Seit dem Tage, da Memilius Paulus den Metrodoros aus Athen kommen ließ, um die Bilder zu malen, die seinen Triumph verherrlichen sollten, und ihm die Erziehung seiner Kinder anvertraute, hatten große Künstler in Rom Ehre und Lohn in Fülle gefunden. Schöne Gemälde wurden dort ebenso teuer bezahlt wie die Bildsäulen von Meisterhand; war man eifrig bestrebt, die Plätze oder Säulenhallen mit marmornen oder ehernen Statuen der Götter und der großen Männer auszustatten, so fand man nicht minder daran Gefallen, öffentliche oder private Gebäude mit Fresken zu schmücken, und eben das Beispiel von Pompeji zeigt uns, wie allgemein diese Neigung geworden war. Dafür, daß die Malerei in Rom, auch in den ältesten Zeiten, in hohem Ansehen stand, spricht auch der Umstand, daß sie eine der ersten Künste ist, in welcher die Römer sich selbst versuchten. Noch vor den Punischen Kriegen hat es ein Patrizier, ein Mann aus uraltem und berühmtem Geschlecht, nicht verschmäht, ein Schüler der griechischen Künstler zu werden und mit eigener Hand einen Tempel auszumalen. Sein Talent erwarb ihm so großen Ruf, daß man ihn nur noch Fabius den Maler (Fabius Pictor) nannte und seine Familie diesen Namen beibehielt. Seit jener Zeit haben in dem Verzeichniß der Maler, die es zur Berühmtheit gebracht, die Römer nicht gefehlt, und unter denen, deren Andenken Plinius uns erhalten hat, war einer so stolz

auf sein Vaterland, daß er die Toga niemals ablegte, auch dann nicht, wenn er das Malergerüst zu besteigen hatte. *) Ob er aber die Toga oder das Pallium trug, der Künstler blieb ein Grieche. Die griechische Malerei blieb, als sie sich in Italien niederließ, ihrer alten Weise treu; sie änderte in nichts ihre Gewohnheiten und ließ sich nach wie vor nur von den Erinnerungen der alten Heimat inspiriren. „Sie war, sagt Vetronne mit Recht, eine Pflanze, die sich überall wie auf dem vaterländischen Boden entwickelte, fast ohne den Einfluß des Terrain- und Klimawechsels zu empfinden.“

Ganz so tritt sie uns in Pompeji entgegen. Wir sind überrascht, zu sehen, in welchem Maße sich Maler, die in einer italienischen Stadt für Leute arbeiteten, welche auf nichts in der Welt stolzer waren als darauf, daß sie „römische Bürger“ hießen, zu einer Zeit, wo man für den nationalen Ruhm so empfänglich war wie je, sich vom römischen Einfluß frei erhalten haben. Während dicht neben ihnen die ursprünglich gleichfalls griechische Skulptur mit Freuden die öffentlichen Plätze mit den Bildern der kaiserlichen Familie ausstattete, haben jene nie daran gedacht, in den Tempeln, die sie dekorirten, die Thaten des Augustus oder seiner Nachfolger zu malen. Die glorreiche Geschichte Roms, das Staunen des Erdkreises, hat ihr Schaffen niemals inspirirt. Für ihre mythologischen Gemälde entlehnen sie die Stoffe stets den griechischen Überlieferungen und Mythen. Und doch gab es damals eine große, von der Bewunderung des Volkes getragene und geweihte römische Dichtung, die man in der ganzen Welt auswendig konnte, und in Pompeji sowohl als anderwärts haben wir den Beweis dafür: es war Virgils Aeneide. Dieses Werk, dem homerischen Epos so vielfach verwandt, brauchte griechischen Künstlern nicht zu mißfallen. In einem Gedicht, worin Griechenland überall gegenwärtig, dessen Held der Ilias entlehnt ist, konnten sie sich nicht fremd fühlen. Gleichwohl fanden sich unter allen Wandgemälden in Pompeji nur fünf bis sechs Bilder, deren Stoff der Aeneis entnommen ist; eins derselben ist sogar eine Parikatur. Sie zeigt einen langgeschwänzten jungen Affen in römischem Panzer und Soldatenstiefeln, der auf der Schulter einen älteren Affen trägt und ein Äffchen an der Hand führt; es ist Aeneas, der mit Vater und Sohn Troja verläßt. Von den übrigen Darstellungen ist nur noch eine bemerkenswert: eine sehr treue Nachahmung einer Szene des zwölften Buches der Aeneide. Von einem Pfeile im Kampfe getroffen, die Rechte auf einen Speer stützend, die Linke auf die Schulter des weinenden Ascanius legend, steht Aeneas da und hält sein Bein dem Arzte hin, dem alten Japix, der sich bemüht, das Geschloß aus der Wunde zu ziehen. Links schwebt die Mutter Venus heran, in der Hand das Heilkraut. Es ist keine gute Malerei; die Personen zeigen eine ungeschickte Haltung, die Anordnung ist schwerfällig, man merkt, der Künstler war mit dem

*) Plin. XXXV, 37.

Gegenstände nicht vertraut und hat ihn ohne rechte Liebe behandelt. Die Geschichte der Dido, die wie geschaffen scheint, einen Maler von Talent anzuziehen, ist in Pompeji nur zweimal dargestellt. Das ist wenig, besonders wenn man bedenkt, daß ein ganz ähnlicher Stoff, das Abenteuer der Ariadne, mehr als dreißig Gemälde veranlaßt hat, darunter mehrere von bedeutender Größe und bemerkenswerter Ausführung.

Freilich ist manchmal gesagt worden, Pompeji sei mehr eine griechische als eine römische Stadt gewesen, und wenn die Künstler für sie Werke ausführten, zu denen Griechenlands Sagen und Überlieferungen die Anregung gaben, so hätten sie sich damit eben nur nach dem Geschmack dieser Stadt gerichtet. Diese Ansicht, obschon recht verbreitet, ist dennoch sehr unbegründet. Die Bewohner von Pompeji betrachteten sich, seit sie das Bürgerrecht erhalten hatten, als Römer. Das Lateinische ist für sie nicht bloß die offizielle Sprache, deren sich die Behörden in ihren Verfügungen bedienen, es ist auch die Umgangssprache, der Armen wie der Reichen, der Bauern wie der Städter, im Privatleben wie in der Öffentlichkeit. Die Kinder, die ihre Späße auf die Mauern kriecheln, die Jünglinge, die ihrer Geliebten einen Gruß senden, die Müßigen, die, wenn sie von den öffentlichen Spielen kommen, ihren Lieblingsgladiator preisen, die Stammgäste der Kneipen oder schlechten Häuser, die das Bedürfnis haben, ihre Eindrücke kundzugeben, thun das fast immer in lateinischer Sprache; Ostisch und Griechisch sind stets nur Ausnahmen. Die Pompejaner sprechen nicht nur die Sprache ihrer Herren, sie teilen auch alle Gefühle derselben. Der Kaiser hat keine treuern Unterthanen; sie waren die ersten, die den Kultus des Augustus bei sich einsetzten. Daß die offiziellen Inschriften von Ausdrücken der Verehrung und Liebe zum Herrscher überströmen, kann natürlich nicht überraschen; viel merkwürdiger ist die Beobachtung, daß auch die von Leuten aus dem Volke, gegen die wir den Verdacht der Schmeichelei und Lüge kaum hegen können, mit Kohle auf die Wände geschriebenen Kundgebungen dieser Art oft ähnliche Versicherungen enthalten. Wir finden mehrfach den Ausruf: „Es lebe der Kaiser!“ (*Augusto feliciter!*), und einer von denen, die ihn auf die Mauer schreiben, fügt die Betrachtung hinzu: „Wenn es den Fürsten wohl ergeht, sind auch die Völker glücklich“ (*Vobis salvis felices sumus perpetuo*).*) Ein anderer hat das Bedürfnis, Rom, der ehemaligen Feindin, einen Gruß aus der Ferne zu senden: *Roma vale!****) Sind in Pompeji die Meisterwerke der griechischen Schriftsteller nicht unbekannt, so kennt man die römische Literatur noch viel besser. Im Cicero weiß man sogar Bescheid, daß man ihn einmal sogar parodirt;***) Propertius, Ovid, ja sogar Lucretius werden beständig zitiert, besonders aber scheint alle Welt die Aeneide zu studiren und an ihr Gefallen zu finden.

*) *Corpus Inscript. Latin.* IV Nr. 1074. — **) *Ebba.* Nr. 1745. — ***) Die Inschrift C. I. L. Nr. 1261 ist offenbar Parodie einer berühmten Stelle der *Verrinen*.

Virgil hatte es verstanden, seinem Werke die Teilnahme von ganz Italien zu gewinnen; besang er doch alle Erinnerungen und Ruhmesthaten des Landes. Von Pompeji aus konnte man jenes Vorgebirge Misenum erblicken, das Grab eines der Gefährten des Aeneas, das der Dichter in seinem Werke erwähnt hatte; ganz nahe waren die phlegräischen Gefilde, in die er den Eingang zur Unterwelt verlegt. So war die Kenntniss der Aeneide bei den Pompejanern aller Klassen verbreitet. Dafür spricht der Umstand, daß die auf die Mauern gekritzelten Inschriften, die nur das Werk von Schülern oder Leuten aus dem Volke sein können, häufig Verse aus ihr enthalten. Man konnte sie eben auswendig und zitierte sie gern; selbst Ungebildete wußten etwas von ihr. Es ist also wahrscheinlich, daß man in einer Stadt, wo sich doch Virgil augenscheinlich einer so großen Popularität erfreute, die Darstellung einiger der vom Dichter beschriebenen Vorgänge mit Vergnügen an den Wänden der Häuser begrüßt haben würde. Wenn nun die Maler dieses Feld so gut wie garnicht angebaut, wenn sie den Pompejanern nur äußerst selten ihrem Lieblingsdichter entlehnte Stoffe oder Erinnerungen ihrer nationalen Geschichte vor Augen geführt haben, so kommt dies daher, daß die Kunst, die sie übten, griechisch geblieben war, daß man die Überlieferungen und Gewohnheiten dieser Kunst auch als ihre Schranken anerkannte und keine Durchbrechung derselben von ihr forderte.

Anders stand es mit der Dichtkunst, und dies unterscheidet sie am meisten von der Malerei. Obgleich sie ebenfalls aus Griechenland kam, ließ sie sich doch bereitwillig und vom ersten Tage an romanisiren. Naevius bedient sich der Formen des homerischen Epos zur Verherrlichung der Helden des alten Rom; die Tragödie des Sophokles läßt es sich gefallen, daß nach ihrem Vorbilde die Thaten des Decius, des Aemilius Paulus, des Brutus besungen werden. In Virgils Aeneide ist diese Mischung vollendet durchgeführt; nirgends ist die Tradition der beiden Länder, der Genius der beiden Völker, das griechische und das römische Altertum, harmonischer verschmolzen als in dieser Dichtung, und hierin wurzelt ihre unleugbar große Schönheit. Stolzer als je zuvor erscheint um diese Zeit Rom auf seine Vergangenheit, und umso eifriger beschäftigt es sich mit seiner Geschichte. Der Kaiser, der ihm die Freiheit genommen, regt den nationalen Stolz in ihm auf. Um die Phantasie der Römer zu beschäftigen und um kein Bedauern in ihnen aufkommen zu lassen, zeigt er ihnen unablässig ihr ungeheures Gebiet, das sich bis zu den Grenzen der zivilisirten Welt erstreckt, und ruft ihnen den Heroismus, mit welchem sie es eroberten, ins Gedächtnis zurück. In dem Bestreben, die Jugendlichkeit der neuen Institutionen zu verbergen, umgiebt er sich mit allen großen Männern der alten Zeit, gesellt sich selbst ihnen zu und proklamirt sich kühn als ihren Fortsetzer. Es war, als hätte man damals allen Dichtern eine Art Losung gegeben, mit dem Lobe des Herrschers das der Helden der Republik und die altrömischen Erinnerungen

zu verschmelzen. Keiner jener Poeten hat sich hiervon dispensirt. Auch die frivolsten, die sich immer mit ihren Liebesabenteuern beschäftigt hatten, schlugen einen ernsteren Ton an und mischten patriotische Klänge in ihre leichtsinnigen Verse. Propertius hatte umsichtig genug schon im voraus festgestellt, wie er sein späteres Leben verwenden wollte. Er gedachte, „wenn das Alter den Freuden der Liebe ein Ende gemacht und mit seinem Silbergrau das schwarze Lockenhaupt besäet hätte, den Naturgesetzen nachzuforschen, zu erkunden, welches Gottes Kunst dieses große Haus, das wir Welt nennen, regiere, zu studiren, nach welchen Prinzipien der Lauf des Mondes sich vollziehe, woher die Verfinsterungen der Gestirne und die Orkane kommen, warum der purpurne Regenbogen die Wasser des Himmels trinkt, was die Ursache der unterirdischen Erschütterungen sei, welche die höchsten Berge erbeben machen“;*) mit andern Worten, er wollte bis ans Ende seiner Tage ein echter Alexandriner bleiben, nur nahm er sich vor, im Alter von den Elegien des Kallimachos zu der didaktischen Dichtung des Aratos überzugehen. Und doch widerstand er nicht dem Drängen des Maecenas; auch er feierte zuletzt Roms alte Überlieferungen und stellte „jeden Atemzug seiner schwachen Brust in den Dienst des Vaterlandes.“ So nahm schließlich die elegische Dichtung, d. h. die Gattung der Poesie, welche die Römer am direktesten den Alexandrinern entlehnt hatten, neue Elemente in ihre Nachahmungen auf, verherrlichte die großen Erinnerungen der nationalen Geschichte und wurde so ihrerseits römisch.

So ist es also vollkommen richtig, daß wir die lateinische Dichtung des ersten Jahrhunderts besser würdigen, wenn wir sie mit der zeitgenössischen Malerei vergleichen. Beide sind aus derselben Quelle geflossen, haben aber verschiedene Wege eingeschlagen, und nun beleuchten sie einander gegenseitig ebensowohl durch ihre Verschiedenheiten wie durch das, was ihnen gemeinsam ist. Wenn wir sehen, mit welcher Beharrlichkeit die Malerei durchaus griechisch geblieben ist, so würdigen wir gerechter die Anstrengungen, welche die Poesie gemacht hat, um sich in dem Lande, wo sie sich niedergelassen, heimisch zu machen. Dies Bestreben gab ihr ein Element der Kraft und des Lebens, das sich unmöglich verkennen läßt. Indem sie römisch wurde, dem Nationalstolze schmeichelte und dem, was das Volksgemüt bewegte, Ausdruck zu geben versuchte, machte sie ihre Wirksamkeit auf die Menge mächtiger. Nach dieser Richtung war sie original und hatte der Schule von Alexandria, der solche Regungen des patriotischen Gefühls unbekannt waren, nichts zu verdanken. Was nun aber jene ganze Mythologie betrifft, welche die Dichtung nur allzu leicht den Alexandrinern entlehnt hatte und welche uns heute etwas fade und dunkel vorkommt, so konnten sich die Römer allerdings nicht so lebhaft für sie interessieren wie die Griechen,

*) Propertius IV, 5, 23 ff.

bei denen sie geboren war; aber ein Irrtum wäre es, zu glauben, daß sie ihnen völlig gleichgiltig und unbekannt gewesen sei. Seit langer Zeit hatte die Malerei das Volk mit ihr bekannt gemacht. Wann die griechischen Künstler nach Rom gekommen sind und dort ihre Kunst zu üben begonnen haben, läßt sich nicht bestimmen; es muß aber frühzeitig geschehen sein. Schon Plautus erwähnt Gemälde, welche zu seiner Zeit Privathäuser schmückten; sie stellten Venus und Adonis oder den Adler des Juppiter vor, wie er den Ganymedes entführt. *) Bei Terenz erzählt ein Liebender, der zuerst zögert, eine recht böse That zu begehen, er habe sich alle seine Strupel aus dem Sinn geschlagen, als er an einer Tempelwand ein Bild gesehen, das die Verführung der Danae durch Juppiter darstellte. **) Diese Gegenstände finden wir aber gerade am häufigsten in den campanischen Städten. Mit ihnen hatten also die Maler mehrere Jahrhunderte hindurch die öffentlichen und die Privatbauten geschmückt; Auge und Geist hatten sich an ihren Anblick gewöhnt; selbst Ungebildete, ja völlige Ignoranten waren unvermerkt mit ihnen vertraut geworden, und als die Poesie ihrerseits diese Stoffe wiederaufgriff, sah sie sich von vornherein einem wohl vorbereiteten Publikum gegenüber, das überdies viel größer war, als man wohl glaubt. Es geschah damals etwas ähnliches wie in Frankreich im 17. Jahrhundert, als dort die tragischen Dichter den Augustus oder den Agamemnon auf die Bühne brachten. Diese griechischen und römischen Persönlichkeiten waren für die Zuschauer keine Fremden. Die klassische Erziehung, die damals ganz Frankreich beherrschte, machte diese Namen allen Theaterbesuchern vertraut. Der Kanzleischreiber, der für fünfzehn Sous das Recht kaufte, Corneille auszupfeifen, kannte sie ebenso gut wie die hohen Magistratspersonen oder die vornehmen Herren vom Adel. Man kannte ihre Geschichte besser als die der Helden des alten Frankreichs und lebte mit ihnen auf vertrauterem Fuße. Man meint bisweilen, die französischen Trauerspieldichter hätten sich durch ihre Behandlung antiker Stoffe selbst zur Arbeit für die kleine Gemeinde der Hochgebildeten verurteilt. Aber das ist ein Irrtum; sie schrieben für jedermann, die Schulen hatten ein breites Publikum für sie geschaffen, das für ihr Verständnis wohl vorbereitet und durchaus geneigt war, ihnen Beifall zu klatschen.

*) Plautus, *Menaechni* 1, 2, 34; *Merc.* 2, 2, 42. — **) Terenz, *Eun.* 3, 5, 36.



Klytia.



Es muß doch einen eignen Reiz für den Gelehrten haben, der strengen Forschung die dichterische Schöpfung zuzugesellen und so die kritische Erkenntnis in Fleisch und Blut umzusetzen. Wenn dadurch der Nachwelt bedeutungsvolle Ereignisse und Erscheinungen augenfälliger vor die Seele geführt werden, als es auch durch die ausführlichste reingeschichtliche Darstellung geschehen kann, so kann man diese Versuche mit Freuden begrüßen. Am wirksamsten aber wird eine solche Wiederbelebung sein, wenn zwischen der geschilderten Zeit und der Gegenwart eine Verwandtschaft besteht, wenn Fäden herüberreichen, an denen noch jetzt gesponnen wird, Fragen berührt werden, die uns noch heute beschäftigen.

Eine solche Beziehung besteht zwischen unsrer Zeit und dem sechzehnten Jahrhundert, besonders dadurch, daß religiös-kirchliche Fragen eine hervorragende Rolle in unserm öffentlichen Leben spielen. Ein Roman, der diese Seite des Lebens im sechzehnten Jahrhundert zum Vorturfe hat, darf daher von vorn herein auf die Teilnahme des Lesers rechnen. Das ist nun das Gebiet, auf welches uns George Taylor in seinem neuen Romane Klytia führt.*)

Wer Taylors ersten Roman „Antinous“ gelesen hat, wird nicht erwarten, daß die Vergleichungspunkte zwischen unsrer und jener Zeit mit Geffissentlichkeit in den Vordergrund gerückt seien oder daß im Gewande jener Zeit Politik der Gegenwart getrieben und geredet werde. So unmittelbar streifen sich auch beide Gebiete nicht. Taylor schildert den Kampf des Calvinismus um die Herrschaft in der Pfalz und den des Jesuitismus gegen diesen und die neue Lehre überhaupt. Der Gegensatz zwischen Reformation und Katholizismus in ihren extremsten Erscheinungsformen bildet den Hauptinhalt des Buches, den innersten Kern beider Erscheinungen zur Darstellung zu bringen, den Hauptzweck desselben. Von diesem Gesichtspunkte aus muß man das Buch beurteilen.

Die gelehrte Grundlage tritt in der „Klytia“ weit stärker hervor als im „Antinous.“ Die Grundsätze jesuitischer Erziehung zur Darstellung zu bringen dient die Jugendgeschichte des Helden im Roman, des italienischen Priesters Paolo Laurenzano; als Vertreter der Politik des Ordens erscheint der Spitalarzt und Professor Pigavetta. Der Calvinismus wird weniger durch Persönlichkeiten als durch die Wirkung charakterisiert, die seine beginnende Herrschaft in der frühlichen Pfalz zeigt, und durch die Befürchtungen, die die Erfahrneren für

*) Klytia. Historischer Roman aus dem sechszehnten (sic) Jahrhundert von George Taylor. Mit einem Titellupfer. Leipzig, S. Hirzel, 1888.

die Zukunft hegen. Daneben erscheinen die Rationalisten jener Zeit, die Unitarier, die Leugner der Dreieinigkeit in den Gestalten des Pfarrers Meuser, des Sylvan und anderer, sowie der Anabaptismus, der seine Vertretung in dem Müller Werner, einer der anmutendsten Figuren des Buches findet.

Die Handlung des Romans bildet die Bekehrung des Priesters Laurenzano. Vollgefogen von den Anschauungen des Jesuitismus tritt dieser in einen doppelten Kampf ein: er versucht unter dem Mantel des reformirten Predigers den Katholizismus einzuschwärzen und liefert durch Angeberei die Unitarier den calvinistischen Heißspornen in die Hände; zugleich verleitet ihn eine ungezügelte Sinnlichkeit, die blonde Lydia, die Tochter des kurfürstlichen Leibarztes Graß, zu umgarnen, die dadurch in den Verdacht der Hexerei kommt. Als er durch den Müller Werner zu der Erkenntnis gebracht wird, welches Unheil er angerichtet hat, beschließt er, seine Opfer durch Aufopferung seiner selbst zu retten, unterwirft sich entschlossen der Folter, geht aus diesem Fegefeuer als ein neuer Mensch hervor, wendet sich der neuen Lehre zu und erlangt Herz und Hand der Geliebten.

Die ganze Dichtung trägt einen düstern, fast finstern Charakter. Die Hauptgestalt selbst ist in hohem Grade unheimlich; die andern, freundlicheren Gestalten stehen unter dem Banne der schlimmen Handlungen dieses Mannes, und das Ganze hält den Leser in einer peinlichen, fast quälenden Spannung, die durch den leidlich versöhnenden Schluß nicht ganz gelöst wird. Daß der unheimliche Mann mit seinem geräderten Leibe die von ihm erst so schmähsch behandeltete Lydia doch noch gewinnt, erweckt kein Gefühl reiner Befriedigung. Besser wäre es gewesen, den Helden an den Folgen der Folterung sterben zu lassen und dem Mädchen so die Freiheit des Herzens und die Möglichkeit der Vereinigung mit dem Bildhauer Felix Laurenzano, dem Bruder des Paolo, zu gewähren. Die Liebe dieses Jünglings zu Lydia ist ohnehin fast zu warm geschildert, als daß sie dann schließlich nur als eine künstlerische Begeisterung für die Schönheit der Jungfrau gedeutet werden könnte. Freilich würde mit dieser Änderung des Planes auch der Titel des Buches und das Titellupfer in Wegfall kommen. Dasselbe stellt die Londoner Büste dar, die diesen Namen trägt; sie wird in dem Buche gedeutet als das Werk des Felix Laurenzano, mit dessen Schöpfung dieser sich von der Liebe zu Lydia befreit, deren unwandelbare Zuneigung zu Paolo er erkannte. Der Name aber wird erklärt aus der von Ovid in seinen Metamorphosen angeführten Sage von der unerhört gebliebenen Liebe der Jungfrau Klytia zum Sonnengotte, der die Ungeliebte in eine Blume verwandelt, welche ihre Blüte nur dem stets geliebten Gotte zuwendet. Vielleicht wäre der Wegfall dieses Vergleichs kein Schade für das Ganze. Der Vergleichspunkt liegt nur in der unwandelbaren Liebe der Lydia zu ihrem Sonnengotte; und die Benennung ist doch so weit hergeholt, daß sie einer ausführlichen Begründung durch eine weitläufige Erzählung der ovidischen Fabel bedarf, die noch

dazu in der Situation, in der sie gegeben wird, einigermaßen unwahrscheinlich ist. *)

Wenn also Anlage und Durchführung der Fabel einigen Widerspruch erregen, so fordert doch die Charakteristik und die Schilderung Anerkennung und Bewunderung. Freilich auch das nicht ohne Einschränkung. Das lehrhafte Element tritt in der „Klytia“ stärker hervor als im „Antinous.“ Dort waren es nur einzelne Stellen, hier sind es ganze Partien des Buches, die als dichterisch verwertete Kirchengeschichte erscheinen. Den meisten Zweifel erregt die Erziehungs- und Jugendgeschichte des Paolo Laurenzano. Diese erscheint vielfach als eine Konstruktion auf Grund jesuitischer Lehrbücher der Moral, und den gleichen Charakter tragen die Unterredungen, in denen Pigavetta seinem Schüler und Untergebenen die moralische Unbedenklichkeit der ihm zugemuteten Handlungsweise klar machen will. Man gewinnt hier nicht den Eindruck wirklichen Lebens, wie man ihn etwa von der Gestalt des Jesuiten Wenzel Terscha in Guxkows „Zauberer von Rom“ hat. Guxkow hat die Partien, die mit den Geheimnissen des Ordens zusammenhängen, mehr im Dunkel gelassen und für die dichterische Wirkung unstreitig dadurch mehr gewonnen. Es läßt sich indessen nicht leugnen, daß Taylor in seiner Art Glänzendes geleistet hat. Der Versuch, die mystischen Wirkungen der Meditationen und geistlichen Exerzitien, die der Priester mit den jungen Mädchen vornimmt, dem Leser verständlich zu machen, ist sehr gut gelungen, man wird von der halb sinnlichen, halb mystischen Atmosphäre dieser Exerzitien selbst mit ergriffen. Die Unterredungen, in denen die Eigenartigkeit

*) Diese Verquickung der Lybia des Romans mit der allbekannten schönen Büste des Britischen Museums ist — was unser Herr Referent nicht erwähnt, was wir aber doch noch hervorheben möchten — umso anstößiger, als nun bereits seit zehn Jahren (von E. Hübner im 33. Berliner Winckelmannprogramm „Bildnis einer Römerin,“ Berlin, 1873) aufs evidenteste nachgewiesen ist, 1. daß an einen modernen Ursprung der sogenannten Klytiabüste nicht entfernt zu denken ist, sondern daß dieselbe ein unzweifelhaft antikes Werk, und zwar etwa aus dem ersten Viertel des zweiten Jahrhunderts n. Chr. ist, 2. daß dieselbe das Porträt einer schönen Römerin war, 3. daß der Blumenkelch, aus dem die Büste herauswächst, keine symbolische, sondern eine rein ornamentale Bedeutung hat, und daß die Verbindung der menschlichen Gestalt mit der Pflanze ein in der antiken Kunst weitverbreitetes und beliebtes Motiv war, daß also 4. die Deutung der Büste auf die sehr abgelegene Sage bei Ovid eine durchaus willkürliche und haltlose ist, umsomehr, als die antike Sonnenblume, das Heliotrop, nicht das geringste mit unsrer heutigen Sonnenrose, deren Blätter man in dem Kelch der Klytia hat wiedererkennen wollen, zu thun hat. Wenn der historische Roman, was er ja immer beansprucht, für Verbreitung geschichtlicher Kenntnis in dem anmutigen Gewande der Poesie sorgen will, welchen Sinn kann es dann haben, das Publikum in Betreff eines seiner Lieblinge, eines der wenigen wirklich populären Kunstwerke des Altertums in solcher Weise irrezuführen, wie es in dem vorliegenden Romane geschieht? Man kann hundert gegen eins wetten, daß von nun an alle Welt ihre Weisheit über die sogenannte Klytiabüste aus dem Taylorschen Roman schöpfen wird, daß der Roman also geradezu zu einem Hindernis werden wird, die kunstgeschichtliche Wahrheit sich verbreiten zu lassen. Und das ist, bei der kläglichen Langsamkeit, mit der ohnehin gesicherte neue Ergebnisse der wissenschaftlichen Forschung in das größere Publikum zu dringen pflegen, gewiß zu bedauern. — Vor wenigen Tagen begegnete uns übrigens ein zweites Beispiel ganz ähnlicher Art. Von Fr. Bodenstedt ist kürzlich in Berlin ein Schauspiel aufgeführt worden „Alexander in Korinth.“ Eine Hauptfigur dieses Stückes ist die Geliebte Alexanders, Pankaspe. In alten Schmökern wird die schöne Thessalierin nach schlechten alten Pliniusausgaben „Kampaspe“ genannt — eine greuliche Namensform. In guten neuen Pliniusausgaben steht schon seit dreißig Jahren richtig Pankaspe zu lesen, ebenso heißt sie bei Helian; Lucian nennt sie falsch Palate. Bodenstedt aber hat natürlich die alte abgethane Form wieder aufgewärmt, und so läuft nun diese unglückselige „Kampaspe“ wieder in der Welt herum — wenn sie läuft. Zum Glück wird sie nicht lange laufen. D. Ned.

der Kultusformen des Calvinismus und des Katholizismus einander gegenübergestellt werden, bringen alles, was sich für und gegen die nüchtern verständige Schmucklosigkeit des einen und den auf Sinne und Phantasie wirkenden Prunk des andern sagen läßt, in schlagender, ja unbarmherziger Wahrheit und doch ungezwungen herbei. Dagegen sind die Erörterungen über die Kirchenzucht des Genfer Reformators wieder nicht frei von Zwang und Absichtlichkeit. Seinem dichterischen Werte nach am höchsten steht wohl der Abschnitt, in dem Lydia nächtlicher Gang zu dem vom Priester gewünschten Stellbuchein am Kreuzwege, ihre Begegnung mit der Hexe und die Verfolgung durch die bösen Buben erzählt wird. In der Schilderung der Pest und ihrer Bekämpfung ist die überlegene Einwirkung des Priesters auf die verzweifelte, ratlose Menge mit glänzenden Farben dargestellt, während die Maßregeln der kurfürstlichen Beamten, des Crast und seiner Helfer einen zu modernen Anstrich tragen. Von besondrer Feinheit sind die Bemerkungen über den kunstfeindlichen Charakter des Calvinismus, über die vandalische Alder, die sich bei den entschiedenen Anhängern dieses Dogmas findet.

Wie man aber hier den feinsinnigen und kunstverständigen Mann erkennt, so muß man in der Charakteristik und der psychologischen Begründung den dichterisch angelegten Menschenkenner bewundern, der auch seltsame Verirrungen des Menschengesistes zu enträtseln und verständlich zu machen weiß. Sogar die Hexe vermag uns Taylor auf diese Weise menschlich näher zu rücken. Die erquicklichste Gestalt ist, wie schon gesagt, der Müller Werner mit seinem rothaarigen Sohne, der auch vom Dichter mit sichtlicher Vorliebe behandelt ist, und dessen Gedanken- und Anschauungskreis in voller Klarheit zur Darstellung kommt; in einer Beziehung fast zu ausführlich, denn seine Überlegung, ob er sich die Lydia etwa noch als zweite Frau gewinnen könne, läßt wieder die lehrhafte Tendenz durchblicken, den Leser mit der unter den Wiedertäufern zum Teil eingeführten Vielweiberei bekannt zu machen.

Alles in allem haben wir auch in diesem Roman eine tüchtige und bedeutende Leistung. Das Übergewicht des Denkers und Gelehrten über den Künstler und Dichter tritt in der „Klytia“ freilich stärker zu Tage als im „Antinous.“ Aber es ist doch alles fein verarbeitet und geglättet, der Bau des Ganzen ist ebenso sorglich durchdacht, wie das Einzelne fleißig und sauber ausgeführt. Die Fülle der Gelehrsamkeit tritt überall in den Dienst der Dichtkunst und schafft so ein vollständiges und fesselndes Bild einer interessanten Epoche aus einer bedeutenden Zeit mit einem anmutenden und bedeutungsvollen örtlichen Hintergrunde. Daß die Farben diesmal düsterer sind als in dem ersten Roman, daß das Herz bei allem nicht recht frei wird, liegt in dem Stoffe selbst; religiöse Kämpfe und Verirrungen haben nichts erquickliches. Aber es ist von Wert, von kundiger Hand geleitet auch einmal in diese Tiefen zu schauen.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Sechszwanzigstes Kapitel.



ie Unruhe, welche Eberhardt von dem Augenblicke an erfüllte, wo er wußte, daß der General die Angelegenheit seines Herzens gegenüber dem Baron zur Sprache bringen wollte, gestattete ihm nicht, ruhig an demselben Fleck zu bleiben und trieb ihn am Morgen nach dem verhängnisvollen Tage aus seiner Wohnung in dem kleinen Wirthshause und aus dem Fischerorte hinaus. Es trieb ihn auf den Weg nach dem Schlosse hin. Eine unwiderstehliche Kraft zog ihn in die Nähe der Geliebten und spiegelte es ihm als ein Glück vor, doch wenigstens die düstern Mauern und schweren Thürme des ihm verschlossenen Paradieses von weitem zu sehen.

Die vorgerückte Jahreszeit machte sich in der Färbung der Landschaft schon bemerklich. Das Grün der Eichen und Buchen hatte eine dunkle Schattirung, während die Linden und Birken schon zu gelblichen und rötlichen Tönen hinüberspielten und die Geschlechter der Weiden in silbergrauen zarten Lichtern spielten. Von ferne gesehen umzogen sich die einzelnen Waldpartien mit einem bläulichen Dufte. Die Luft war still und kühl, reichlicher Thau lag auf Gras und Busch.

Eberhardt strich auf schmalem Fußpfade durch den Wald dahin, wobei er bald gesenkten Hauptes nachdenklich die Bildung der dichten und hohen Farnkräuter zwischen den ragenden Stämmen betrachtete, bald zum Himmel emporblickte, der, von einem leichten Nebelschleier umzogen, noch unerschließlich zu sein schien, ob er die Sonne wollte durchblicken lassen. Er wanderte über die ihm wohlbekannteste Stelle hin, wo er seine erste Begegnung mit Dorothea gehabt hatte, und verfolgte dann den Weg, den sie zusammen gegangen waren. Alle Gegenstände, welche sich seinem Blicke boten, riefen ihm die süßeste Erinnerung zurüd,

und er schritt wieder in Gedanken neben ihr. So kam er an derselben Stelle wie damals aus dem Walde hervor und blieb an dem dunkeln, tiefen Gewässer stehen, wo er einstmals neben ihr gestanden, und wo einstmals ihr Bild auf dem weißen Pferde sich unvergeßlich für ihn abespiegelt hatte. Sehnsuchtsvoll richteten sich seine Augen nach dem Schlosse hinüber, wo sie weilte, nach dem Altan vor ihrem Zimmer, wo er, wenn sie etwa dort erschien, den Schimmer ihres Gewandes zu erblicken hoffen durfte. Aber es war nichts von ihr zu sehen. Er beschloß umzukehren.

Er war ungeduldig auf eine Botschaft, die er erhalten könnte, und er hatte dem getreuen Andrew Auftrag gegeben, das Haus nicht zu verlassen. Jetzt war der Morgen vorgeschritten, und er hielt es für möglich, daß schon ein Brief für ihn zu Hause liege.

Aber indem er sich umwandte, um zurückzukehren und dann wieder nach dem Schlosse blickte, ob nicht doch etwa auf dem Altan ein tröstliches Bild erscheinen werde, dergestalt zögernd zur Heimkehr sich anschickend, sah er einen Mann aus dem Schloßthor hervorkommen, welcher die Richtung des Weges nach Scholldorf nahm. Die Haltung und der rüstige Schritt des Mannes ließen ihn bald mit Gewißheit erkennen, daß es der regelmäßige Bote zwischen ihm und Dorothea sei, er schlug eilig einen Querspfad ein, der ihn mit jenem zusammenführen mußte, und es währte nur wenige Minuten, so stand der Jüngling, dem die blonde Millicent ihre Liebe geweiht hatte, mit seinem gebräunten, gutmütigen und schlauen Gesichte vor ihm.

Der junge Degenhard lüftete sein grünes Hütchen, zog zwei Briefe aus seiner Jagdtasche hervor, überreichte sie Eberhardt und setzte sich dann schweigend auf einen Stein - am Wege, eifrig beschäftigt, wie es schien, mit der Untersuchung seines Gewehrs.

Den einen Brief erkannte Eberhardt mit Herzklopfen als von Dorotheens Hand adressirt, der andre war von dem General an ihn gerichtet. Dieser schrieb ihm in kurzen Worten, daß er sich freuen werde, ihn sobald als möglich bei sich zu sehen; Dorotheens Brief war etwas länger, obwohl gleichfalls kurz, und setzte ihn in solche Erregung, daß er sich beim Lesen eine Strecke in den Wald hinein von dem Boten entfernte, um diesen nicht zum Zeugen seiner eifrigen Spannung, seiner geröteten Wangen und glänzenden Augen zu machen.

Mein geliebter Freund, fing dieser Brief an, noch heute muß ich dich sehen und sprechen.

Es war schon dieser Anfang, was Eberhardt in tiefster Seele traf. Dieses mal zuerst nannte sie ihn du, und er fühlte sich von diesem Wörtchen, nachdem so lange zwischen ihnen eine kühlere Ausdrucksweise gegolten hatte, wie von einem glühenden Liebeshauche berührt. Dieses Wörtchen allein verriet ihm schon, daß das entscheidende Gespräch zwischen ihrem Vater und dem Grafen statt-

gefunden, und daß es einen Ausgang gehabt haben mußte, der seine Befürchtungen verwirklichte. Nur das Unglück konnte in diesem Augenblicke jene lange bewahrte Schranke der Vertraulichkeit in Dorotheens edler Empfindung niedergebroschen haben.

Es ist kühn, was ich unternehme — so ging der Brief dann weiter —, und ich gehe mit diesem Schritt über die Grenze, welche von der Wohlständigkeit gezogen ist. Auch für dich, mein Freund, ist der Vorschlag, den ich dir mache, nicht ohne Gefahr. Du mußt dich, wenn du deine Dorothea sehen willst, heimlich zu ihr stehlen. Es ist mir keine Möglichkeit gegeben, mich unbeachtet vom Schlosse zu entfernen. Du mußt zu mir kommen. Um neun Uhr, während wir den Thee im Musikzimmer nehmen, mußt du dich an der kleinen Pforte links von der Wohnung des Inspektors einfinden. Dort wird Millicent dich empfangen und führen. Du erwartest mich an dem Orte, wohin sie dich bringen wird. Ich werde einen Vorwand erfinden, um die Gesellschaft verlassen zu können und zu dir zu kommen. Möge das Glück uns günstig sein und uns trotz des Argwohns, der uns jetzt überwacht, den ersehnten Augenblick genießen lassen. Komm, o Geliebter, komm, dem bangenden Herzen deiner dich heiß ersehnen den Freundin süßen Trost der Gewißheit und Zuversicht spenden!

Eberhardt schrieb, nachdem er wieder und wieder diese Zeilen gelesen und sie dann an seiner Brust geborgen hatte, einige Worte an Dorothea mit dem Bleistift und vertraute Degenhard diese Antwort an. Dann begab er sich sofort auf den Weg zum General. Er zog von neuem, als der Bote ihn verlassen hatte, das teure Briefchen hervor, las es, als ob er nicht schon jede Silbe auswendig gewußt hätte, und drückte es inbrünstig an seine Lippen. Indem er über den Abend nachsann, der ihm die Gegenwart der Geliebten verhieß, und indem er sich in den Bildern der Hoffnung berauschte, die ihm ein ungestörtes Wiedersehen mit ihr vorsührte, war er fast geneigt zu vergessen, daß alle Umstände deutlich verkündigten, dies Wiedersehen werde keiner freudigen Mitteilung gewidmet sein, sondern sei im Gegenteil der Beweis des Widerstandes des Barons. Er legte in solchen Gedanken die Wegstrecke, welche ihn von dem Thurme an der See entfernte, in einer ihm unglaublich kurz erscheinenden Spanne Zeit zurück, und erschrak beinahe, als er plötzlich den Saum des Waldes erreichte und das Gestade mit den Hügeln vor sich erblickte.

Erwartungsvoll und befangen näherte er sich der Thür des alten, verehrten Herrn, ungewiß, welcher Art der Empfang sein werde, ward aber mit einer Freundlichkeit begrüßt, die in bemerklichem Gegensatze zu dem Ernste stand, dem er das leztmal begegnet war. Er empfand dies umso wohlthuernder, als er sehen mußte, daß er die Zeit seines Besuches nicht sehr günstig getroffen hatte. Die Stunden waren ihm dahin geflogen, ohne ihm die Merkmale gewohnter Tage anzuzeigen, der Morgen war verflossen und der Mittag herangekommen, und er war gerade in dem Augenblicke hereingetreten, als der General sich zu

Tische gesetzt hatte. Aber das weltmännische Benehmen des alten Herrn ließ ihn durchaus nicht empfinden, daß er etwa störe. Lächelnd wies der General auf die höchst einfachen Schüsseln hin, die vor ihm standen, und lud ihn ein, falls er Appetit habe, an seinem Mahle teilzunehmen. Eberhardt nahm die Einladung dankend an, und mit unerschütterlicher Feierlichkeit, als warte er bei Hofe auf, präsentirte ihm Großvater Degenhard in Frack und weißer Krabatte die einzigen drei Gerichte, welche das Diner bildeten, Erzeugnisse des sandigen Bodens der eignen Besizung, Lohn des eignen Fleißes.

Obwohl so sehr von den Wallungen seines Herzens in Anspruch genommen, konnte Eberhardt sich doch nicht dem Reiz entziehen, welcher in dieser an die Lebensweise antiker Weisen liegenden Einfachheit des Daseins lag, und konnte nicht umhin, sich geschmeichelt zu fühlen, daß er bei so ärmlichem Mahle willkommen war. Die Persönlichkeit des Grafen selbst, der Adel der Gesinnung, dessen Spiegelbild sein Antlik und dessen Ausdruck seine ruhige Höflichkeit war, verlieh dieser Frugalität eine Vornehmheit, welche Eberhardt oft an den glänzenden Tafeln nicht gefunden hatte. Auch die Großartigkeit der Natur, welche sich den bei Tische sitzenden durch die weitgeöffneten Fenster zeigte, stimmte in wunderbarem Einklang mit diesem Haushalt zusammen, der des Pompes und Reichthums deshalb nicht zu bedürfen schien, um zu imponiren, weil er das Gepräge des größten Reichthums, nämlich der innerlich gefestigten und in sich zufriedenen Menschennatur trug.

Mein junger Freund, sagte der General, sich nach der kurzen Mahlzeit erhebend und indem er den Gast hinausführte unter den hölzernen Vorbau, wo sein Lieblingsplatz war, ich bin ein so alter Mann und liebe so einsam, daß ich viel Gelegenheit gehabt habe, nachzudenken. Und ich bin in mancher Hinsicht zu Schlüssen gekommen, die freilich wohl der brausenden Jugend bizarr erscheinen mögen, von denen ich Ihnen aber einiges mittheilen möchte, weil ich glaube, Ihnen sowohl als meiner lieben Dorothea einen Dienst damit erweisen zu können.

Eberhardt blickte ihn fragend an, nicht sehr beruhigt durch diesen Anfang, und indem er bei der Nennung des teuern Namens errötete.

Ich habe im Laufe meines Lebens eingesehen, fuhr der General fort, daß die Tugend doch etwas Wirkliches ist und nicht bloß ein leeres Wort, wie jene behaupten, die sich noch mit den Illusionen herumschlagen, welche im Getriebe der ehrgeizigen, geldhungrigen und nach Genuß jagenden Welt herrschen. Wenn so manches nach und nach verwelkt abbröckelt, wovon wir glaubten, es habe ewig grünenden Bestand, dann werden wir sacht auf eine andre Erkenntnis hingeführt und lernen einsehen, daß die Tugend einen Lohn in sich trägt, der für alles andre reichlich entschädigt. Das Gefühl, gut zu handeln, ist so süß, daß es jedes Opfer, welches wir bringen könnten, aufwiegt und sogar die Entbehrungen angenehm macht, die wir uns in tugendhafter Absicht auferlegen. Glauben Sie nicht auch, daß ich damit Recht habe?

Ich verstehe Eure Excellenz sehr gut, sagte Eberhardt gepreßt, und es bedarf nur dieser Worte, um mir zu zeigen, daß ich hoffnungslos, daß ich unglücklich bin.

Der General sah ihn mit teilnehmendem Blicke an und fuhr dann fort: Ich möchte sogar noch einen Schritt weiter gehen. Ich bin der Überzeugung, daß die Liebe selbst, die echte und wahre Liebe, sich in dieser Hinsicht in nichts von der Tugend unterscheidet. Auch die wahre Liebe trägt in sich selbst eine Belohnung, die für das Schicksal ganz unangreifbar ist, sodaß selbst Opfer und Entbehrungen süß erscheinen können, insofern sie aus der Liebe selbst erwachsen. Je mehr und je reiner ein Mensch liebt, umso glücklicher wird er sein, gleichviel, ob seine Wünsche erfüllt werden oder nicht. Ja vielmehr bin ich überzeugt, daß es gerade die Nichterfüllung seiner Wünsche ist, welche ihm das dauernde Glück verbürgt. Es ist mir in meiner Erfahrung noch niemals vorgekommen, daß nicht die wahrste und heißeste Liebe sich allmählich abgeföhlt hätte und zu einer gewissen Gleichgiltigkeit und Gewohnheit geworden wäre, wenn der gegenseitige Besitz ungestört gesichert war. Und diese Erfahrung bestätigt ja nur, was uns unsre Vernunft vorher schon sagen mußte. Das Gefühl des Liebenden verbraucht sich allmählich, wenn der Genuß der Geliebten ein beständiger ist, aber es bleibt für immer, wenn es sich an ein unerreichtes Ideal heftet. Ja, es bleibt sogar ein Gefühl des Glücks zurück, wenn die Liebe selbst aufhören sollte, weil sich die nie gelöschte Flamme der Leidenschaft mit der Spur ihrer Unvergänglichkeit dem Herzen eingebrannt hat.

Eberhardt mußte bei diesen Worten des Grafen an seine Mutter denken und ward tief gerührt von dem Gedanken, daß ja auch sie nur in der Liebe selbst, obwohl verlassen und verraten, glücklich gewesen sei. Wenn es je eine Frau gegeben hatte, die gekränkt worden war in ihren heiligsten Geföhlen, so war sie es, und doch war das liebende Herz, weil seine Liebe so rein war, still und glücklich gewesen. Wie oft hatte es ihn gewundert, daß nie eine Klage, geschweige denn ein Wort des Zorns über ihre Lippen gekommen war, wie oft hatte er heimlich darüber gezürnt, daß sie ihm den Mund verschloß, der das Recht fordern wollte! Ja, es lag eine Wahrheit in der Überzeugung des Grafen, daß die Liebe an sich glücklich machen müsse — aber diese Wahrheit konnte für ihn nicht gelten. Alles in ihm sträubte sich dagegen.

Nein, Herr Graf, sagte er, ich kann dem nicht zustimmen, wenigstens nicht ganz. Ich fühle, daß die Liebe, welche unglücklich zu sein bestimmt ist, eine unbefieglische Unruhe erzeugt. Es giebt die beständige Sehnsucht nach einem Ziele, welches unerreichbar dasteht, eine eben solche Pein, wie der beständige Durst, dem die Labung entzogen wird. Möglich, daß es Charaktere giebt, besonders unter dem weiblichen Geschlecht, welche von so mildem Temperament, so sanftmütig und geduldig sind, daß sie sich fügen können und zufrieden sind mit dem geistigen Besitz, aber die Charaktere sind verschieden, und ich kann mir

das Glück nicht vorstellen, welches Sie ausmalen. Immer müßte doch ein thatkräftiger Mann das Glück bedauern, dessen er sich würdig dünkt und das ihm genommen wurde, seine Einbildungskraft müßte ihm immerwährend Bilder vorspiegeln, deren Schattenhaftigkeit ihn endlich rasend machen würde. Ja, ich könnte mir wohl denken, daß ein Mann, der im Besitz der Geliebten gewesen ist, dem etwa der Tod das geliebte Wesen schon nach kurzem Genuß geraubt hätte, in der Erinnerung des Glücks für immer befriedigt leben könnte. Wenn mir die Geliebte in der Stunde geraubt wird, wo mein Glück den Gipfelpunkt erreicht hat und mir keine höhere Freude mehr zu wünschen übrig bleibt, dann kann ich vielleicht beruhigt abscheiden. Aber ein Mann, dem der Becher, ehe er ihn berührt hat, vor den Lippen weggenommen wird, der muß umso unglücklicher werden, je teurer ihm der Glückstrank war.

Ich kann es Ihnen nicht übel nehmen, daß Sie so denken, obwohl ich es für einen Irrtum halte, sagte der Graf kopfschüttelnd. Hört die Leidenschaft doch niemals die Stimme der Vernunft! Aber bedenken Sie denn nicht, daß, wenn wirklich die Liebe das köstlichste Gefühl ist, welches vom menschlichen Herzen empfunden werden kann, dann notwendig alles das köstlich sein muß, was dies Gefühl nährt und unterhält? Daß der Brennstoff selbst für diese Flamme, mag er sein, was er will, indem er die Flamme nährt, etwas beglückendes ist? Ich sage Ihnen: das Unglück selber, welches die Liebe lebendig erhält, verwandelt sich in Glück. Denn ein jedes Verlangen wird neu erweckt und geschürt durch die Hindernisse, welche es findet, hört jedoch von selbst auf, wenn es befriedigt wird. Nur diejenigen sind zu beklagen, welche die Liebe überhaupt nicht kennen, aber diejenigen, deren Herz einer echten Liebe fähig ist, sind immer glücklich, mögen ihre Wünsche in Erfüllung gehen oder scheitern. Die Liebe an sich erhebt sie über die Alltäglichkeit und Entwürdigung des materiellen Daseins. O glauben Sie es mir: alles besiegt die Liebe, die Dauer der Zeit, die Entfernung, die völlige Trennung, jede Dual und jedes Opfer, nur eins besiegt sie nicht: den ungestörten Besitz.

Es würde mir schwer fallen, Eurer Excellenz auf dem Felde der akademischen Behandlung dieser Frage zu widersprechen, sagte Eberhardt düster. Aber daß ich überzeugt wäre von der Wahrheit solcher Sätze für mein Leben, das könnte ich nicht behaupten. Ich höre hieraus nur immer die eine schmerzliche Thatsache heraus, welche Sie mir mit großer Güte in sanfter Weise mitteilen wollen, daß nämlich der Herr Baron Sertus mich für unwürdig hält, seine Tochter zur Frau zu erhalten. Und ich weiß ja freilich wohl, daß ich dessen unwürdig bin, aber ich denke, daß dann eben niemand ihrer würdig ist, weil das einzige Anrecht auf ihre Hand durch eine aufopfernde Verehrung erworben werden kann, die keiner in höherm Maße als ich besitzen möchte.

Unwillkürlich tastete er bei diesen Worten nach dem Briefchen Dorotheens in seiner Brusttasche, wie nach einem Talisman, und das leise Rascheln des

Papiers hatte eine so glückliche Wirkung auf ihn, daß er beinahe lächelnd fortfuhr: Nein, Herr Graf, ich kann mir nicht denken und mag es nicht glauben, daß die Liebe zweier Menschen sich in sich selbst verzehren und aus Mangel an Stoff verlöschen sollte, wenn sie sich einander besitzen. Es wird einer im andern immer wieder die Ergänzung finden, denn sie machen ja zusammen erst ein einziges Wesen aus und finden schon dadurch neue Nahrung ihrer Gefühle, daß ja das Leben für neue Anforderungen an ihre Thätigkeit sorgt und mit jedem Tage gewissermaßen eine neue Prüfung ihrer Neigung vorbereitet. Ich stelle mir vor, daß diejenige, welche erst Geliebte und Braut war, nachher Gattin und Mutter sein wird, und daß sie in immer neuer Erscheinung nie aufhört, neu zu sein. Der Lebenskreis auch schon einer einfachen Familie ist so weit und an den verschiedensten Beziehungen so reich, daß es niemals an Nahrung für eine reine Flamme fehlen kann, die im Herzen von Mann und Weib brennt. Und ich weiß gewiß, daß die Vorstellung alles dieses unbeschreiblichen Glücks, das aus der Vereinigung zweier Liebenden entspringen muß, den ewig unglücklich machen muß, der allein und hoffnungslos sich in Sehnen nach dem geliebten Gegenstande verzehrt.

Eberhardt sprach mit solcher Wärme, und sein offener Blick hing so vertrauensvoll an dem Antlitz des alten Herrn, daß dieser die innigste Theilnahme mit ihm empfand. Doch wollte er in der Voraussicht der Vergeblichkeit aller Hoffnung seine schwere Aufgabe zu Ende führen und dachte, daß es am besten für Eberhardt und Dorothea sei, wenn sie so früh als möglich und ehe ihre gegenseitige Sehnsucht sich noch tiefer einbohrte, auf jeden fernern Versuch der Vereinigung verzichteten.

Nur die Überzeugung, daß Sie doch im Unrecht sind, mein lieber junger Freund, macht es mir möglich, Ihnen zu sagen, daß Sie durch alle Gebote der Pflicht und der Ehre bestimmt werden müssen, von Ihrem Wunsche abzustehen, entgegnete er sanft. Bedenken Sie, welche Verantwortung Sie auf sich laden, wenn Sie Dorotheens Herz fernerhin noch auf einen Weg führen, den zu verfolgen ihr unmöglich gemacht wird. Denken Sie an ihr Glück mehr als an das Ihrige. Niemals wird ihr Vater diese Verbindung zugeben, das habe ich gestern klar erkannt, oder habe ich vielmehr nur von neuem wieder eingesehen. Denn ich wußte vorher, was er erwidern würde, und hatte Ihnen selbst es auch schon vorher gesagt. Man kann die tiefsten Anschauungen und Grundsätze eines Menschen nicht umstoßen, und der Baron Sertus ist ein Mann, der gewisse Anschauungen und Grundsätze mit einer ganz besondern Zähigkeit festhält. Er wird außerdem durch bestimmte Familiengesetze noch mehr zum Festhalten derselben bewogen. Sie haben gar keine Aussicht, Dorotheens Hand zu erhalten. Und nun bedenken Sie, was aus dem Leben eines so liebenswürdigen und edeln jungen Mädchens werden soll, wenn Sie fortfahren, ihr Herz zu bestürmen! Muß sie nicht umso unglücklicher werden, je mehr sie Ihnen

nachgiebt? Der Baron hat ganz bestimmte Pläne hinsichtlich ihrer Verheirathung. Was soll daraus werden, wenn sie eine vom Vater gewünschte und befohlene Verbindung eingeht, ohne mit dem Herzen daran teilzunehmen, ja während sie noch an einer andern Hoffnung festhält? Ihr Lebensglück muß notwendig dadurch gestört werden. Ich kann nicht annehmen, daß Sie es so weit treiben wollen, Dorothea zum Widerstande gegen ihren Vater zu ermutigen. Ein solches Beginnen traue ich Ihnen nicht zu, sage Ihnen auch vorher, daß es ganz vergeblich sein würde. Zwar nicht insofern, als es Dorothea aufregen, in einen herben Zwiespalt der Gefühle setzen wird, denn das möchte wohl die Folge davon sein. Aber es wird Ihnen niemals gelingen, das Gefühl des kindlichen Gehorsams in ihrem Herzen zu besiegen. Ich kenne Dorothea. Sie gehört zu den auserwählten Naturen, welche instinktiv der Tugend folgen und ihr ganzes Lebensglück in die Schanze schlagen, wenn es sich um eine Übertretung der Pflicht handelt. Und hierin schon können Sie erkennen, daß es eine Tugend geben muß, die unabhängig vom äußern Schicksal ist. Denn wie ungerecht müßte Gott sein, wenn er zugeben könnte, daß eine edle Seele, welche sich für die Tugend opfert, unglücklich sein könnte! Nein, mein lieber junger Freund, wir wollen uns nicht mit Sophismen betrügen! Es giebt eine Tugend und es giebt eine Liebe, die unabhängig sind von der Erfüllung unsrer Wünsche und uns in jedem Falle glücklich machen. Glauben Sie daran und verzichten Sie! Für Ihr ganzes Leben und ebenso für Dorotheens Dasein wird dies ein Glück sein. Sie werden einander bis zum Tode in der Blüte der Jahre vor Augen stehen, unverändert von der Zeit und verklärt in dem Bewußtsein des schwersten und deshalb schönsten Opfers. Ihre Herzen werden vereinigt bleiben in ewiger Jugend und in der reizenden Frische einer ersten und idealen Liebe, unberührt von der Erniedrigung des gemeinen Lebens bis zu dessen Ende!

Eure Excellenz haben mir eine große Güte bewiesen, indem Sie meine Sache vor dem Vater Dorotheens vertraten, und ich zweifle nicht daran, daß Sie dies so wirksam gethan haben, wie es nur geschehen konnte, sagte Eberhardt. Es ist fehlgeschlagen, aber ich bin Eurer Excellenz darum nicht weniger dankbar. Mit Betrübnis sehe ich, daß ich auf eine fernere Unterstützung von Ihrer Seite nicht rechnen darf. Ich begreife es. Doch darf ich Eurer Excellenz nicht verhehlen, daß ich Ihrem Rat nicht gehorsam sein kann. Es ist mir nicht möglich. Ich werde nicht verzichten bis zu dem Augenblicke, wo Dorothea selbst dies wünschen sollte, und dieser Zeitpunkt, von dem ich hoffe, daß er niemals eintreten wird, würde für mich eine völlige Vernichtung sein. So lange ich mich aber eins weiß mit Dorothea, werde ich nicht von dem Versuche abstehen, Hindernisse zu überwinden, die ich für Vorurteile halte. Es kann gar keinen vernünftigen Grund geben, der den Herrn Baron Sextus abhalten könnte, seine Tochter glücklich zu machen, soweit es in seinen Kräften steht, und es

wäre ein Verrat von meiner Seite, wenn ich mich Familiengesetzen und Standesvorurteilen zu Gefallen zurückziehen wollte. Ich weiß, daß nicht nur mein Glück, sondern auch Dorotheens Glück davon abhängt, ob ich standhaft bleibe. Wenn sie eine auserwählte Natur ist, welche der Tugend folgt, so ist sie zugleich auch eine so wahrhafte und starke Natur, daß sie die Tugend in einer auf die Lüge gegründeten Verbindung nicht finden und nicht suchen wird. Denken Sie sich eine Dorothea, die an einen Mann gefesselt wäre, den sie nicht liebte. Mir schaudert bei dem Gedanken. Nein, Herr Graf, ich kann Ihrer kühlen Weisheit nicht folgen. Ich mache meinen Entschluß von nichts anderm abhängig als von Dorotheens Entscheidung. Sie allein könnte mich zu einem Verzicht bewegen, aber so lange sie das nicht verlangt, werde ich ihr treu bleiben und jedes ehrenhafte Mittel aufwenden, ihre Liebe zu erlangen. O Herr Graf, haben Sie Mitleid mit meiner Empfindung und verurteilen Sie mich nicht vom hohen Throne einer überirdischen Tugend herab! Ich fühle Blut, ich fühle Leben in mir, und so lange dies Blut und Leben in mir kreist und treibt, so lange bleibe ich ein Mensch, der menschlichen Wünschen nachgiebt!

Der General blickte unverwandt fernhin auf die See hinaus, um nicht den Augen Eberhardts zu begegnen und ihn erkennen zu lassen, wie tief ihn der Ausdruck wahrer Empfindung in seinen Worten berührt hatte und wie sehr er geneigt war, mit ihm zu sympathisiren.

Sie machen sich vielleicht kein klares Bild von der Größe der Hindernisse, die Ihnen entgegenstehen, sagte er nach einer langen Pause. Ich denke nicht, ein Geheimnis zu verraten, wenn ich Ihnen mitteile, welcher Art dieselben sind. Denn Baron Sextus wird seiner Tochter vermutlich heute schon daselbe gesagt haben, und wenn nicht, so kann meine Mitteilung doch auf keinen Fall schaden, im Gegentheil nur nützen, indem es Ihnen zur klarern Beurteilung der für Sie hoffnungslosen Verhältnisse dient. Sie werden schon bei Ihrem häufigen Verkehr in Schloß Eichhausen bemerkt haben, in wie hohem Maße der Baron nicht allein von edelmännischen Grundsätzen im allgemeinen, sondern auch besonders von der Wichtigkeit der ungetheilten Vererbung des großen Grundbesitzes in den alten Geschlechtern durchdrungen ist. Der Gedanke, keinen Sohn zu haben, dem er seine Herrschaft hinterlassen könnte, ist die Qual seines Lebens. Nun giebt es aber eine alte Familienbestimmung bei den Sextus, nach welcher diese Herrschaft auch in weiblicher Linie forterben kann, den Fall vorausgesetzt, daß eine Tochter aus diesem Hause sich mit einem Grafen von Altenschwerdt vermählt. Ich sehe, meine Mitteilung bewegt Sie. Sie verstehen nun, welche mächtige Triebkraft gegen Sie kämpft. Es kann Ihnen unmöglich entgangen sein, welche Bedeutung der Besuch der Frau Gräfin von Altenschwerdt mit ihrem Sohne auf Schloß Eichhausen hat. In der That ist er nicht zufällig. Baron Sextus hat in der lange schon gehegten Absicht, seine Tochter in der vom Familiengesetz vorgesehenen Weise zu vermählen, die Gräfin eingeladen, und schon in der nächsten Zeit wird die Verbindung, welche er plant, vor sich gehen. Glauben Sie, der Sie den Charakter des Barons kennen, daß es in der Macht eines Menschen steht, diesen Plan umzustößen? Es würde dies nichts geringeres bedeuten, als den Baron in seinem ganzen Wesen, in seiner ersten und fundamentalen Anlage und Überzeugung zu ändern.

Der General hatte Recht, als er die Wahrnehmung aussprach, Eberhardt sei bewegt durch seine Mitteilung. Nur konnte er den wahren Grund des tiefen Eindrucks, den dieselbe machte, nicht durchschauen. Es war nicht der Gedanke

an das mächtige Hindernis seiner Wünsche, sondern ein ganz andres Gefühl, welches ihn erfüllte. Wohl noch niemals hatte sich ein solcher Sturm seiner Brust bemächtigt als jetzt, wo er hören mußte, daß eben dasselbe tiefe Leid, welches auf sein Leben, seitdem er denken konnte, einen Schatten geworfen hatte, nun für seine Liebe entscheidend werden sollte. Schon schwebte ein Wort auf seiner Zunge, welches geeignet gewesen wäre, der Lage eine durchaus andre Wendung zu geben, und das Vertrauen, welches ihm der alte Herr in so wohlwollender Weise bezeugte, wollte schon auch sein Vertrauen hervorlocken. Eine starke Anwandlung überkam ihn, diesen Freund des Hauses Sextus, der sich gegen ihn so gütig erwies, in sein Geheimnis zu ziehen und ihn zu seinem Ratgeber und Sachwalter zu machen. Aber es hielt ihn dieselbe Achtung vor der unantastbaren, vornehmen Denkweise des alten Herrn auch wieder zurück, indem sie seinen eignen Stolz bestärkte und ihn an die Gründe erinnerte, welche ihn bis jetzt hatten schweigen lassen. Wie wollte er dem General dies Schweigen erklären, wenn nicht dadurch, daß er seiner Mutter das Geheimnis gelobt hatte? Und wenn er dies Geheimnis bis jetzt bewahrte, welchen Grund konnte er haben, es nunmehr zu brechen? Er errötete, indem er bedachte, mit welchem Blick der General seine Erzählung aufnehmen würde, und er erhob sich rasch, um der Verführung zu entgehen, welche ihn fast unwiderstehlich lockte, der Qual seines Innern Luft zu machen.

Eure Excellenz haben mir eine Ehre erwiesen durch Eröffnung dieser Thatsache, sagte er, und ich werde Ihre Güte nie vergessen. Ich kann nur durch völlige Offenheit über meine Absichten meinen Dank für Ihr wohlwollendes Interesse beweisen. Darum wiederhole ich, daß es nur einen einzigen Grund geben kann, der mich bewegen könnte, auf Dorotheens Besitz zu verzichten, und daß Eure Excellenz diesen Grund nicht angeführt haben. Ich fühle mich stark, jeder Prüfung entgegenzugehen, so lange mir Dorotheens Neigung bleibt, und ich müßte feige sein, um jetzt schon die Hoffnung aufzugeben, doch schließlich alle Hindernisse besiegen zu können. Sind es doch nur Vorurteile, die mir im Wege stehen, und wie schwach sind alle Rücksichten auf Rang, Stand und Vermögen gegenüber einer wahren Leidenschaft!

Der General antwortete nichts mehr, aber so wie er sich über Dorotheens Widerspruch gefreut hatte, als er ihr eine Warnung hatte zu Teil werden lassen, so stimmten ihn auch jetzt Eberhardts ehrliche Entschlossenheit und Mut zu Gunsten des jungen Mannes. Er reichte ihm die Hand mit freundlichem Blick und sah ihm teilnehmend nach, als er raschen Schrittes den Hügel hinabstieg und sich dem Walde zuwandte.

Ihr armen, wackern jungen Leute, sagte er bei sich, wie würdig seid ihr beide des Glückes, das ihr erstrebt, und welche herben Erfahrungen stehen euch bevor!

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

Geist und Stoff. Erläuterungen des Verhältnisses zwischen Welt und Mensch nach dem Zeugnis der Organismen. Von Wilhelm S. Preuß. Oldenburg, Schulze, 1883.

Dies Buch giebt ein deutliches Beispiel davon, wie weit man sich beim Gebrauche der heute giltigen naturwissenschaftlichen Methoden verirren kann, wenn nicht

dabei nach den Prinzipien der Möglichkeit der Erfahrung überhaupt gefragt wird. Man wird nicht leicht dem Verfasser einen Mangel an Kenntnissen der naturwissenschaftlichen, astronomischen und mathematischen Thatfachen und Gesetze nachweisen können. Es sind vielmehr die allgemein in der neuesten Biologie gebräuchlichen Prinzipien, die Anwendung der genetischen Methode, die eine organische Form aus der andern sich entwickeln läßt, ohne viel nach dem Inhalt dessen, was sich entwickelt, zu fragen, und es ist die kühne, erfindungsreiche Art, Hypothesen aufzustellen, ohne zu fragen, ob sie mit den Prinzipien der Erfahrung überhaupt übereinstimmen, wodurch der Verfasser seine Resultate erzielt. Diese jedenfalls interessanten Resultate gipfeln in folgenden Sätzen: 1. Der Mensch entsprang aus der erstmaligen Zeugung der kosmischen Lebenskeime. Er ist der Erstgeborene vor aller Kreatur. 2. Die Tierwelt entstand später als der Mensch, und zwar sind die Tiere nachgeborene Organismen, weil eine spätere kosmische Zeugung, wegen des bei der ersten stattgefundenen unersehblichen Energieverlustes, keine anthropogenetischen Keime mehr liefern konnte. Die Tierwelt ist ein Sekundärprodukt der Anthropogenese. 3. Die unbewegliche Pflanzenwelt konnte erst entstehen, nachdem auch die kosmische organische Materie die zoogenetischen Keime ausgeschieden hatte. Die Pflanzenwelt ist ein Sekundärprodukt der Zoogenese. 4. Die unorganische Materie ist die durch Kraftverbrauch umgesetzte organische. Ihre Zeugungsenergie ist derart geschwächt, daß sie keinem Lebewesen mehr den Ursprung geben kann. Ihre Bewegung geht auf in Gravitation und kosmische Sideralbewegung.

Schon vor mehr als zehn Jahren hat ein geistreicher Pseudonym unter der Chiffre DESNS (*Difficile ost satiram non scribero*) gezeigt, daß man mit denselben Prinzipien der Entwicklung, die die lebenden Wesen in aufsteigender Reihe von der Zelle durch die Pflanzen und Tiere bis zum Menschen aus einander hervorgehen lassen, auch umgekehrt beweisen könne, daß vom Menschen wieder die Rückbildung bis zu den einzelligen Geschöpfen stattfinden müsse. Die kräftigsten Individuen setzen sich den meisten Gefahren im Kampf ums Dasein aus, kommen also am leichtesten um, die schwächsten bleiben übrig, weil sie sich am vorsichtigsten verstecken u. s. w. Das war aber eine Satire, während es dem Verfasser des vorliegenden Buches bitterer Ernst zu sein scheint. Immerhin kann das Buch den Naturforschern Anlaß geben zur Prüfung der Prinzipien der Erfahrung.

Fünfzig Jahre russischer Verwaltung in den Baltischen Provinzen. Leipzig, Dunder und Humblot, 1883.

Memoiren eines Livländers. 1. Teil: Erzählungen meines Großvaters. Ebenda, 1883.

Die beiden vorliegenden Bücher reihen sich der nicht unerheblichen baltischen Literatur an, welche die letzten Jahre hauptsächlich aus dem Verlage von Dunder und Humblot uns gebracht haben und welche vornehmlich angerigt worden ist durch den vermehrten Druck der russischen Regierung und der russischen öffentlichen Stimmung auf das Deutschtum dieser russischen Ostseeprovinzen. Sie tragen daher auch wieder den Charakter politischer Verteidigungsschriften, dem wir in den meisten dieser neuern baltischen Veröffentlichungen begegnen. Nur ist die Form der Verteidigung nicht mehr wie zu Anfang des Kampfes, vor fünf und zehn Jahren, eine unmittelbar kämpfende, sondern sie ist mehr in die mittelbare Weise der nackten Darstellung von Thatfachen übergegangen, welche es dem Leser überläßt, für sich die Schlüsse auf die heutigen Verhältnisse in jenen Provinzen zu ziehen. Dieses tritt besonders in den „Fünfzig Jahren russischer Verwaltung“ hervor, einer Schrift, die fast ganz aus Altenmaterial besteht und daher von dem Vorwurf der Partei-

lichkeit kaum getroffen werden kann. Es ist ein Überblick der von der russischen Regierung seit etwa 1812 den Provinzen gegenüber verfolgten Politik, wie sie sich besonders deutlich in der Verwaltung des baltischen Generalgouvernements wiedergespiegelt hat. An der Hand vielfach geheimer und jetzt zum erstenmale veröffentlichter Dokumente entrollt sich der Gang dieser Politik unter der Leitung der Generalgouverneure Paulucci, Pahlen, Golowin, Suworow und endet mit der unter Albedinski eingeleiteten gegenwärtigen Periode des fortgesetzten Kampfes. Der Beginn der Befehdung des deutschen Wesens, welches sich in den obern Ständen in der gesamten Kultur der Provinzen verkörpert, fällt bereits in die Pahlensche Zeit von 1830—1845, wo die Angriffe des damaligen russischen „Ministers der Volksaufklärung“ sich gegen die einzigen tüchtigen Lehranstalten, deren das Reich sich erfreute, die Dorpater Universität und die baltischen Mittelschulen richteten. Aus den hier veröffentlichten Papieren spricht bereits der vollständige Mangel an Verständnis für die Grundbedingungen europäischen Bildungswesens, den man bis auf unsre Zeit herab an der Bürokratie beobachten kann, welche den russischen Unterricht verwaltet. Diese Verständnislosigkeit ist so durchgängig und auffallend auch auf andern Gebieten, daß es genauer und vorsichtiger Prüfung solcher Tagebücher wie des vom Grafen Tolstoi von 1845 verfaßten bedarf, um den blinden Massenfanatismus und Massenhochmut herauszumerken, der in diesem Spezialgesandten zur Erforschung Livlands sich äußert. Es ist von hohem Interesse, an der Hand dieses Tagebuches sowie des Berichtes eines andern Revidenten, des geheimen Agenten Ciprandi, zu beobachten, mit welcher feindseligen Voreingenommenheit diese Petersburger Büromaschinen dem freien Selbstbewußtsein einer bisher nicht bevormundeten Kirche und auf ihrem guten Recht stehenden Ständen nichtrussischen Blutes entgegenreten. Es handelte sich bei diesen Sendlingen um Klarlegung der Anlässe zu den kirchlichen Wirren, welche in Livland unter dem Generalgouverneur Golowin hervorgetreten waren und in der Mitte der vierziger Jahre zum Übertritt vieler tausende lutherischer Bauern zur Orthodogie geführt hatten, einem Übertritt, der von der russischen Geistlichkeit durch sehr unkirchliche Agitation gegen den deutschen Adel und durch die verwegenste Verheißungen weltlicher Art war angezettelt worden, und dem erst ein Ende bereitet ward, als Kaiser Nikolaus, von der 48er Volksbewegung erschreckt, es für geboten hielt, auch hier der Auflösung der gesellschaftlichen Ordnung entgegenzutreten. Diese Beamten erkennen in vertraulichen Augenblicken selbst die höhere Bildung, Ordnung, Redlichkeit und Wohlstand in den deutschen Provinzen an, hassen diese Zustände aber nur um desto heftiger und fordern immer wieder „Verschmelzung mit dem russischen Reiche.“ Eine rühmliche Ausnahme macht der Generalgouverneur Fürst Suworow, dem seine deutsche Erziehung das Verständnis für die Vorzüge der Provinzen erschlossen hatte und dessen Verwaltung von 1848—1861 die glückliche Periode bildete, in der die Keime zu der heutigen Blüte des Landes in wirtschaftlicher und geistiger Hinsicht gepflanzt wurden. Daß aber die Politik aufhörte, den Bauern gegen die Deutschen aufzuheben, verdanken die Provinzen in dieser Periode hauptsächlich dem Hass des Zaren Nikolaus gegen die deutsche Demokratie und den äußern Interessen, die der Krimkrieg brachte. Von Interesse ist übrigens, daß damals, im April 1848, ein anderer geheimer russischer Agent in seinen Berichten von der russisch-preussischen Grenze, wo er die revolutionären Unruhen beobachten sollte, glaubte darauf aufmerksam machen zu müssen, „daß die Memeler Kaufleute und Bürger alle leicht für Rußland zu gewinnen und Memel ohne einen Schwertstreich zu nehmen wäre.“ Ganz dasselbe sei mit Tilsit

der Fall, meint der Agent, und er erinnert uns daran, daß bis in die neuere Zeit herab gelegentlich solche sonderbare Gedanken in der russischen Presse spuken. Den Schluß des Buches bildet ein Überblick über die letzten zwanzig Jahre, als dessen Mittelpunkt die heutige lettisch-estnische Bewegung erscheint. Es schließt mit einer Denkschrift, welche der Generalgouverneur Albedinski im Jahre 1869 dem Kaiser Alexander II. unterbreitete und in welcher das ganze Regierungsprogramm enthalten ist, das nicht bloß damals die Russifizierung der Provinzen einleitete, sondern noch heute in verstärkter Kraft lebendig ist. Die Schlüsse dieses Programms gehen dahin, daß die alten staatsrechtlichen Verträge Peters I. zu vernichten seien, daß den Ansprüchen der deutschen Stände in keinem Falle nachgegeben werden dürfe, daß die provinziellen Sonderrechte zu beseitigen seien, daß die baltischen Provinzen bedingungslos und unzerreißbar mit dem russischen Reiche verschmolzen werden müssen. Zar Alexander aber heiligte dieses Programm mit der Unterzeichnung: „Vollständig so!“

Dieses Buch ist wohl die bedeutendste Sammlung von Aktenstücken, welche sich in Rücksicht auf den seit fünfzig Jahren entbrannten Kampfe der Provinzen mit den national-russifizirenden Tendenzen des Reiches dem Leser bisher dargeboten hat.

Hierzu tritt ergänzend die zweite der angeführten Schriften, die „Memoiren eines Dobländers,“ welche ebenfalls mit den ersten Jahren unsers Jahrhunderts beginnt und eben dieselben Gegensätze schildert zwischen dem altgewohnten deutsch-baltischen Wesen und dem hart bürokratischen Regiment des Zarentums. Nur ist die Schilderung nicht die knappe des Aktenmaterials, sondern die lose und breitere des Erzählers am Theetische, der von Großvater und Großonkel die Sonderbarkeiten einer Zeit vernahm, wo Zar Paul der Malteserritter — wie ein heutiger russischer Dichter sagt — sehr unritterlich das Reich regierte. Es ist die Aufzeichnung von Tradition und von kleinern charakteristischen Begebenheiten aus der Zeit der geschichtlichen Selbstzufriedenheit und Beschränktheit der baltischen Verhältnisse, gemüthvoll und liebevoll erzählt von einem Manne, dem das volle Verständnis auch für die heutigen schweren Drangsale, unter denen diese Provinzen seufzen, für den Kampf ernstester Pflicht um Erhaltung der schönen Früchte einer mühevollen und erfolgreichen bürgerlich-politischen Arbeit nicht gemindert worden ist. Dieser dem Ernst der Zeit gerecht werdende Sinn des Erzählers äußert sich in folgenden Sätzen, die den Schluß seines ersten Bandes bilden: „Das Wort, nach welchem jeder sich selbst den Wert giebt und nur der eigne Wille den Menschen groß und klein macht, gilt nicht nur von Individuen, sondern auch von Gemeinschaften, mögen dieselben Staaten oder Provinzen, Länder oder Landschaften, Völker oder Kolonien heißen. Es kommt auch für uns darauf an, daß der Wille zum Leben, und zwar zu selbständigem, auf sich selbst ruhendem Leben dem Lande und seinen Söhnen erhalten und daß er gekräftigt werde. Zu solcher Lebenserhaltung haben die vorliegenden Blätter beitragen wollen, indem sie daran erinnerten, was alles über das Land unsrer Väter hinweggegangen ist, ohne daß demselben die Fähigkeit zu eigenartiger Existenz und zur Erneuerung seiner Kräfte abhanden gekommen wäre.“





Die Franzosen in Tonkin.



er Kredit, den die französische Regierung für die Expedition nach Tonkin von der Deputirtenkammer gefordert hatte, ist vor kurzem, wie zu erwarten, mit großer Stimmenmehrheit bewilligt worden, und die republikanischen Blätter haben diesen Beschluß der Volksvertretung mit Ausdrücken der höchsten Befriedigung begrüßt, obwohl die Frage gestattet war, ob nicht ein Teil der Abgeordneten die Regierung nur deshalb unterstützte, weil sie bereits zu weit vorgegangen war, um mit Anstand von der Sache zurücktreten zu können. Die Rechte der Kammer war bei der Sitzung sehr schwach vertreten und beteiligte sich an der Debatte gar nicht, obgleich die reaktionären Blätter einmütig die Meinung aussprachen, daß die ganze Angelegenheit hätte geschickter betrieben werden können. Einige betonten die angebliche Thatsache, daß Tonkin der Mühe nicht wert sei, die man sich mit ihm mache, oder, wie der Figaro sich ausdrückte, „nicht der Kerze wert, die zu dem Spiele angesteckt worden.“ Dann wollten sie wissen, selbst wenn sich auch direkte Verwicklungen Frankreichs mit China vermeiden lassen sollten, würde die Pekingische Regierung von jetzt ab eine Politik systematischer Feindseligkeiten gegen Frankreich verfolgen, und mancherlei Vorteile für den Handel würden darüber verloren gehen. Der *Moniteur Universel*, ein Organ der Orleansisten, ging sogar noch weiter und erklärte, Frankreich werde jetzt, in Tunis, Madagaskar, Tonkin und am Kongo in Anspruch genommen, durch jedes Ereignis gefährdet sein, das anderwärts seine Interessen berühre. „Wie würde es um uns stehen, wenn es jetzt in Europa zu einer ernstlichen Verwicklung käme!“ ruft das Blatt aus, wobei es offenbar zu schwarz sieht; denn erstens ist für die nächste Zeit an eine solche Verwicklung nicht zu denken, und zweitens bilden die Truppen, welche zu Operationen in den genannten überseeischen Kolo-

nien bestimmt sind, einen verschwindend kleinen Bruchteil der Militärmacht der Republik.

Teilweise verständiger sind die Betrachtungen, welche die Liberté der neuen französischen Kolonialpolitik überhaupt widmete. Es heißt da u. a.: „Steht Frankreich nicht im Begriff, die Beute höchst beklagenswerter Selbsttäuschungen zu werden? Welch ein Feld für Unternehmungen kann das Kongothal oder Madagaskar bieten, wo England einflußreicher und mächtiger ist, als Frankreich jemals werden kann, und wo Englands gutes Einvernehmen mit den Hovas, die weit bedeutender als unsre sogenannten Freunde und Schützlinge, die Sakalavas, sind, uns den Handel im Innern der Insel entziehen wird? Was für ein Feld werden wir sogar in Tonkin finden, wo lange Zeit keine französischen Handelshäuser errichtet werden dürften, und wo andre Nationen, bessere Kolonisten als wir, Engländer, Deutsche und Spanier, zu unserm Schaden und unter dem Schatten unsrer Flagge fortfahren werden, wie bisher das Land auszubeuten? . . . Man denkt, daß die bloße Thatsache, daß wir ein Land in Besitz nehmen und unsre Fahne darin aufpflanzen, hinreichen werde, wie mit der Berührung vermittelt eines Zauberstabes wichtige Quellen für Gelegenheit zum Absatz und Austausch von Waaren zu öffnen. Das reicht aber, wie Algerien zeigt, nicht hin, und wir vernachlässigen in eitler Ruhmbegier unsre wahren Interessen um abenteuerlicher Unternehmungen willen, die uns ungeheure Opfer auferlegen, und aus denen wir vielleicht nie gediegene Vorteile ziehen werden.“ Indes will das Blatt in einem andern Artikel, der sich mit dem wohl zu günstigen Berichte Blancsubes über die Lage in Tonkin beschäftigt, von der Expedition nicht abraten, da die Ehre Frankreichs dabei auf dem Spiele stehe; nur will es gewarnt haben. „Eine Handvoll Franzosen, sagt es, hat soeben glorreiche Thaten verrichtet, um Achtung vor unserm Namen und unsrer Flagge zu erzwingen und die uns vertragsmäßig zugesicherten Rechte aufrecht zu erhalten. Wir können sie nicht im Stiche lassen, aber geben wir uns keinem Irrtume hin. Wir beginnen ein Werk, welches sich als viel schwieriger erweisen, weit mehr Zeit in Anspruch nehmen und viel größere Kosten verursachen wird, als der enthusiastische Bericht des Herrn Blancsube annimmt, der die Bille vergoldet und Honig in den Kelch träufelt, aus welchem wir einen bitteren Trank zu trinken bestimmt sind.“

Schwere Bedenken erregt den oppositionellen Blättern der Umstand, daß die französische Regierung die von Bourée, ihrem Vertreter in Peking, mit der chinesischen Regierung abgeschlossene Übereinkunft in Betreff Tonkins nicht gutgeheißen hat. Vor kurzem vernahm man in Paris mit viel Genugthuung, daß die chinesischen Truppen Tonkin geräumt und sich nach Sunnan und Konangsi zurückgezogen hätten. Ihr plötzlicher Abmarsch wurde damals dem Umstande zugeschrieben, daß in den letztgenannten Provinzen ein Aufstand ausgebrochen sei, aber der Soleil weist darauf hin, daß er der Zeit nach mit der Unter-

zeichnung der Bouréeschen Konvention zusammenfiel, und zieht daraus den Schluß, daß er die Folge einer der Stipulationen derselben gewesen sei. Das würde ein ganz neues Licht auf die Sache werfen, namentlich, da die Konvention den Franzosen alle Vorteile sicherte, die sie erstrebt hatten. „Warum, so fragt das Blatt, hat man dann die Übereinkunft abgelehnt? Warum setzen wir uns leichtem Herzens einem Kriege mit China aus, das eine Bevölkerung von dreihundert Millionen und eine sechsmalshunderttausend Mann starke, von deutschen Offizieren eingeübte und mit englischen Kanonen und Gewehren bewaffnete Armee hat? China hat seit der englisch-französischen Expedition von 1860 und der Schlacht bei Palikao große Fortschritte gemacht und ist jetzt in der Lage, einen Krieg mit Erfolg zu führen. Und wir wollen uns jetzt ohne dringendes Interesse eine Nation zur Feindin machen, mit der Rußland vor kurzem wie mit seinesgleichen verhandelte. Wir werden sicherlich mit den Chinesen fertig werden, aber nur mit einem Opfer von vielen Millionen und vielen tausend Mann, und selbst wenn wir eine lange Reihe militärischer Triumphe erringen, werden wir niemals größere Vorteile erlangen als die, welche uns die Bouréesche Konvention lediglich mit diplomatischen Mitteln und ohne einen Kanonenschuß sicherte.“

Das republikanische Paris dagegen behandelt „das chinesische Schreckgespenst“ als ungefährlich. „Wenn China so tollkühn wäre, sich auf einen Feldzug nach Süden hin einzulassen, so würde es geschlagen werden, sagt es, und im Norden und Osten würden seine ehrgeizigen Nachbarn, Frankreichs natürliche Verbündete, sich ohne Zweifel seine Verlegenheit zu Nuze machen und sich auf seine Kosten stärken. Nein, wir fürchten den chinesischen Popanz nicht. Die Engländer müssen einen andern herausfinden oder besser, sich zufrieden geben und ablassen, sich in unsre Angelegenheiten zu mischen, die sie ganz und gar nichts angehen.“ Der National aber geht noch weiter, indem er die Regierung tadelte, daß sie die Expedition auf das Delta des Roten Flusses beschränken will, und indem er die Hoffnung daran knüpft, daß, wie früher die Besetzung von Saigon in Hochindchina sich sehr bald in die Besignahme dreier Provinzen verwandelt habe, jetzt die Okkupation des Deltas die Franzosen gleichfalls rasch weiter führen werde.

Kommen wir von den Zeitungsstimmen zu den Thatsachen, wie sie sich in der Einleitung zu dem der Kammer vorgelegten Gesetzentwurfe und in dem Berichte darstellen, den der Marineminister Brun dem Tonking-Komite am 10. Mai über die Angelegenheit erstattete. Darnach beträgt die Stärke der jetzt in Tonkin befindlichen regulären Truppen 4000 Mann, unter denen 1000 annamitische Schützen sind und zu denen 3 Batterien Gebirgsartillerie, jede 130 Mann stark, stoßen sollen. Die in den dortigen Gewässern kreuzende Flottille soll durch ein Panzerschiff, ein Kanonenboot und etwa ein Duzend kleinere Fahrzeuge, darunter zwei Torpedoboote verstärkt werden. Die weiter abzuschickenden Streitkräfte sollen

acht Monate Dienst thun, und dafür fordert die Regierung 5 1/2 Millionen Franks. Der Kommandant Rivière ist der Meinung, daß eine Besetzung von mehr Punkten, als man bis jetzt okkupirt hat, nicht erforderlich sein werde. Über die letzten Operationen in Tonkin berichtete der Marineminister folgendes. Am 28. März wurde Hanoi von einem 4000 Mann starken annamitisch-chinesischen Korps angegriffen. Dieselben wurden mit schweren Verlusten ihrerseits zurückgeschlagen und zehn Kilometer weit verfolgt. Die Franzosen verloren dabei nur 15 Mann. Die Gegner versuchten dann die Stadt Bak Ding zu stürmen, erlitten aber wieder eine Niederlage, und zu gleicher Zeit setzte sich Rivière in den Besitz von Nam Ding, wobei mehrere französische Kanonenboote mitwirkten und das Thor des Forts mit einer Dynamitpetarde aufgesprengt wurde. Man behauptet, daß die Einnahme von Nam Ding am Hofe von Hué großen Schreck erregt und daß der König Tuduk sofort zwei Mandarine mit dem schriftlichen Anerbieten nach Saigon entsandt habe, auf jede Bedingung hin zu unterhandeln, welche Frankreich ihm stellen werde; doch geschah dieses Anerbietens in der Deputirtenkammer keinerlei Erwähnung.

Der Minister berichtete ferner, daß er von Bourée erfahren habe, es seien von Tientsin 2000 Mann Chinesen nach dem Süden abmarschirt. Obwohl kein Grund zu der Befürchtung vorliege, daß die chinesische Regierung Tonkin anzugreifen beabsichtige, habe Admiral Meyer, der Befehlshaber des an diesen Küsten kreuzenden Geschwaders, doch die Weisung erhalten, die Landung dieser Truppen, falls sie versucht würde, mit Gewalt zu verhindern. Nach den Äußerungen Bruns nimmt der außerordentliche Gesandte Frankreichs, Graf de Kergaradec, einen eigenhändigen Brief des Präsidenten Grévy an Tuduk mit, in welchem demselben auseinandergesetzt wird, daß, da er unfähig sei, die Ordnung in Tonkin aufrecht zu erhalten, Frankreich sich gezwungen gesehen habe, Vorbeugungsmaßregeln zu treffen und in gewisse Orte endgiltig Garnisonen zu legen. De Kergaradec ist angewiesen, sein äußerstes zu thun, um den Hof von Hué zu bestimmen, daß er sich einer französischen Okkupation nicht widersetze, und ferner den König zur Unterzeichnung eines Protokolls zu bewegen, das auf folgende Hauptpunkte hinausläuft: Tuduk erkennt nicht bloß die französische Besetzung von Tonkin an, sondern auch das Protektorat Frankreichs über Annam; der König übergiebt die Leitung seines Verkehrs mit fremden Mächten der Regierung der Republik; Frankreich erhält das Recht, in Annam Zollstätten zu errichten und gewisse Abgaben zur Deckung seiner Ausgaben zu erheben. Andererseits garantiert Frankreich dem Könige Tuduk die Integrität seiner Besitzungen und überläßt ihm ungefähr ein Drittel der öffentlichen Einnahmen. Kergaradec soll, wo möglich, eine persönliche Besprechung mit Tuduk suchen, sich dann mit Rivière beraten und schließlich der Regierung in Paris von dem Ergebnisse seiner Bemühungen Mitteilung machen. Das auf die Expedition ausgegebene Geld wird aus den Erträgen der Zölle Annams

zurückerstattet werden, welche der Minister auf 30 Millionen Franks schätzte. Davon sollen 10 zu öffentlichen Arbeiten verwendet, 10 an Tuduk abgeliefert und wiederum 10 zu Zwecken der Verwaltung ausgegeben werden. Brun ist der Meinung, daß die Okkupation des Deltas des Roten Flusses und einiger andern Punkte zwar für jetzt genügen werde, daß aber eine endgiltige und vollständige Besignahme Tonkins unausbleiblich folgen müsse. Die nach Tonkin bestimmten Schiffe und Truppen sollen sofort nach Bewilligung des geforderten Kredits abgehen. Zwar beginnt jetzt die Regenzeit, aber die Lage gestattet keinen Aufschub, und überdies werden die Truppen in Baracken untergebracht werden und erst nach Verlauf der nassen Jahreszeit marschiren, vorausgesetzt, daß es noch erforderlich sein wird, was der Regierung nicht wahrscheinlich vorkommt, da ihre bloße Gegenwart vermutlich genügen wird, die Chinesen von dem Gedanken an Widerstand absehen zu lassen.

Das offene Eingeständnis Bruns, daß die beabsichtigte Schutzherrschaft sich nicht auf Tonkin beschränken, sondern über ganz Annam ausgedehnt werden soll, ist natürlich der Hauptpunkt in den Mittheilungen des Ministers. Uns ist er gleichgiltig wie das ganze Verfahren Frankreichs in Tonkin, wenn wir nicht daran denken, daß es damit von europäischen Unternehmungen abgelenkt wird, die auch uns, vielleicht zunächst uns, betreffen würden. In England wird man der Sache mit andern Empfindungen gegenüberstehen. Doch drücken sich die Londoner Blätter darüber noch ziemlich gemäßigt aus und begnügen sich mit der (beiläufig kaum begründeten) Hoffnung, daß die Pläne der Franzosen mißlingen werden, und mit gelinden Klagen über die Überrumpelung der Kammer mit der Erklärung, daß es auf ganz Annam abgesehen sei. Der Daily Telegraph sagt z. B.: „In diesem Falle hat man die bei der berufenen Schrumircampagne befolgte Taktik in gewissem Maße mit einer andern vertauscht. Bevor die für nötig erachteten Truppen Tonkin betreten, wird Tuduk gehörig verwarnt und die chinesische Regierung auf das *qui vive* angewiesen werden. Die französischen Kammern werden mit der Ausdehnung des Unternehmens bekannt gemacht, auf das sich das Kabinet Ferry so leichten Herzens hinauswagt. Hat es keinen Erfolg, so wird das Land wenigstens in diesem Falle das Ministerium mit dem Vorwurfe verschonen müssen, nicht offen mit der Sprache herausgegangen zu sein. Andererseits freilich nimmt sich sonderbar aus, daß man vor Befragung des Parlaments den Grafen de Kergaradec mit einem eigenhändigen Briefe des Präsidenten nach Hué absandte, in welchem der König von Annam aufgefordert wird, sich unter französische Schutzherrschaft zu begeben. Man weiß, daß Grévy selbst gegen den viel bescheidenern Plan Zauréguiberrys war. Das Geheimnis ist wohlbewahrt worden und erst kurz vor der Abstimmung über die Kreditforderung des Kabinetts zu Tage getreten. . . Auch in der Einleitung zu dem betreffenden Gesetzentwurfe geschah desselben noch keiner Erwähnung. Wenn manche bezweifelten, daß es klug sei, ein Protektorat über Tonkin zu erstreben,

so hatte man zu befürchten, daß viele zögern würden, auf den Gedanken an ganz Annam einzugehen. Herr Brun hat den Weg, den die Gedanken der Minister zu dieser Erweiterung des ursprünglichen Projektes zurücklegten, verschwiegen, obwohl er wissen mußte, daß seine Enthüllung gar manchen überraschen werde. . . Wenn die chinesische Regierung geneigt ist, den Fortschritten der Franzosen in Tonkin Halt zu gebieten, so wird sie wahrscheinlich keinen Augenblick versäumen, sich zu energischem Handeln zu entschließen, sobald sie erfährt, daß die ganze Zukunft des Reiches Annam auf dem Spiele steht.“

Wir schließen unsre Betrachtung mit einem Blick auf die Stelle der Einleitung zu der Kreditforderung der Regierung, wo die Expedition mit folgenden Worten gerechtfertigt wird: „Ein neues Aufgeben Tonkins würde in Gegenden des fernen Ostens, wo unsre Flagge mit Ehren unter denen der Haupt handelsmächte weht und wo die Expedition von 1860 uns ein Ansehen verschafft hat, das wir nicht schwinden lassen dürfen, als eine Abdankung betrachtet werden. Wenn, wie wir zuversichtlich hoffen, diese Auffassung der Frage Ihrer Billigung begegnet, so werden wir unsre Besiznahme in eine endgiltige und dauernde verwandeln, und außer der legitimen Steigerung unsers Einflusses, der sich aus einer thatkräftigen und folgerichtigen Politik ergeben wird, werden wir die Ehre haben, dem Handel Frankreichs und Europas eins der reichsten Länder der Erde erschlossen zu haben. Die hart arbeitenden und friedfertigen Einwohner Tonkins sind weit entfernt davon, Feinde Frankreichs zu sein. Einem Willkürregiment unterworfen und den Einbrüchen von Räuberbanden ausgesetzt, betrachten sie unser Bleiben im Lande als Bürgschaft für Gerechtigkeit und Frieden. . . Diese Stimmung erleichtert unsre Aktion, legt uns aber zugleich die Pflicht auf, das Vertrauen des Volkes nicht zu täuschen und sie vor den Gefahren zu schützen, welche die Sympathie, die sie für uns an den Tag gelegt haben, über sie heraufbeschwören würde.“

Man weiß, was Behauptungen wie die der letzten Sätze für Wert haben. Wir brauchen es daher nicht zu sagen. Wir haben aber nur geringes Interesse daran, ob dort in Hinterindien Recht oder Unrecht geschieht. Und so wünschen wir den Franzosen guten Erfolg bei ihrer Expedition, wobei wir allerdings die Ahnung nicht unterdrücken können, daß sie das, was sie jetzt erobern werden, schließlich einmal für die Nachbarn drüben überm Kanal erobert haben werden. Die Abrechnung mit dieser Kolonialpolitik kann, wenn letztere Erfolg hat, britischerseits kaum ausbleiben.



Die Bloomfieldschen Memoiren.



Die Verfasserin dieses Memoirenwerkes,*) welches zum Teil in Tagebuchblättern derselben, zum Teil in Briefen ihres Gemahls besteht und ein buntes Nebeneinander von politischen Urteilen, Notizen und Charakterbildern aus der höhern Gesellschaft, Hofanekdoten, frommen Betrachtungen und Gespenstergeschichten bildet, ist bei der Veröffentlichung ihrer zweibändigen Schrift „nicht von der eiteln Vorstellung beeinflusst worden, sie werde damit einen Beitrag zur Geschichte unsrer Zeit liefern,“ und diese Bescheidenheit hat im allgemeinen Recht. Ihre Mitteilungen enthalten nur wenig, was für den Historiker von Bedeutung wäre, obwohl die Verfasserin in Sphären gelebt hat, die ihr Einblicke in wichtige Vorgänge der letzten drei Jahrzehnte gestatten und sie zu interessanten Enthüllungen befähigen müßten. (Ihr Gemahl war länger als ein halbes Jahrhundert als Mitglied der englischen Diplomatie thätig und nahm in der letzten Hälfte seiner Laufbahn die höchsten Stellungen auf der Stufenleiter der Würden ein, welche das Auswärtige Amt in London zu vergeben hat. 1818 als Attaché in die britische Gesandtschaft zu Wien eingetreten, beschloß er 1871 seine Thätigkeit auf diplomatischem Gebiete als Vorstand derselben. Dazwischen diente er zunächst in Stuttgart, dann in Lissabon und Stockholm, wurde Lord Stuart de Rothesays Nachfolger auf dem Gesandtschaftsposten in Petersburg, später, 1851, Gesandter am Berliner Hofe und 1860 Botschafter in die Kaiserstadt an der Donau. Er erwies sich dabei weder als stark ausgeprägter Parteimann, sodaß ihn „abwechselnd Whig- und Toryregierungen beförderten,“ noch als hervorragendes Talent, sondern war ein guter Durchschnittsbeamter, wohlverfahren in der Routine und gebührend zu Hause in Sachen der Etikette, sodaß er „sich in seiner langen Laufbahn niemals Tadel zuzog.“) Dennoch glauben wir dem Buche eine ausführliche Besprechung widmen zu müssen, da jene wenigen Stellen sehr bezeichnend, ja typisch für das Verhältnis der englischen Diplomatie zu den deutschen Dingen ist.

Die ersten fünf Kapitel des Buches bringen zunächst Jugenderinnerungen der Verfasserin, Berichte über ihre Mutter und Tante, über die Krönung der Königin Viktoria, über Reisen nach Edinburg und Paris, dann Erlebnisse in ihrer Stellung als Hofdame, Mitteilungen über das Privatleben der Königin in Windsor und Besuche derselben in Provinzialstädten und auf der Insel Wight, die Schilderung der Ankunft König Friedrich Wilhelms von Preußen in London und der Taufe des Prinzen von Wales, bei dem er Pathe war,

*) *Reminiscences of Court and Diplomatic Life by Georgiana Baroness Bloomfield.* Leipzig, Tauchnitz, 1883.

eine Charakteristik der königlichen Kinder und ähnliche Kleinigkeiten. Die nächsten sechs Abschnitte beschäftigen sich mit der Vermählung der Verfasserin, ihrer Reise nach Rußland und ihren dortigen Beobachtungen und Erlebnissen. Es wird uns von Bärenjagden, Lappländern an der Nawa, dem russischen Karneval, Ausflügen nach Tzarstoe-Selo, Peterhof und andern Orten in der Umgebung Petersburgs, von Begräbnissen und Taufen, Lagern und Paraden erzählt. Von etwas größerem Interesse ist, was über den Grafen Nesselrode bemerkt wird.

Er war keine imponirende Erscheinung, da er von sehr kleiner Statur war, ziemlich jüdisch ausseh und eine Brille trug, aber seine Unterhaltung war geistreich und lebendig und seine Haltung vornehm. Er sprach mit vielem Vergnügen von seiner letzten Reise nach Italien. . . . Graf Nesselrode wurde an Bord einer englischen Fregatte auf dem Tajo getauft und betrachtete sich stets als Glied der Kirche von England. In Rußland wird keinem Beamten sein Gehalt ausgezahlt, wenn er nicht beweisen kann, daß er, gleichviel in welcher Kirche, zum heiligen Abendmahl gegangen ist. Infolge dessen erschien Graf Nesselrode in jedem Jahre einmal, gewöhnlich am Gründonnerstag, in der englischen Kapelle, um das Sakrament nach den Formen der englischen Kirche zu empfangen. . . . Ich entsinne mich, daß er einmal, im Januar 1848, bei uns speiste, und daß er dabei zu mir sagte, gegenwärtig scheine kein politisches Ereignis von irgendwelcher Wichtigkeit zu erwarten. Quand tout va comme un papier de musique! Wenige Wochen nachher war ganz Europa in Flammen — die Revolution brach in Preußen, Osterreich und Frankreich aus. Louis Philipp wurde aus Paris vertrieben, die Tuilerien geplündert und die Republik wurde erklärt.

Im zweiten Bande, wo zuerst von dem Aufenthalte der Bloomfields in Berlin berichtet wird, ist zuvörderst ein Tagebuchsblatt vom März 1854 interessant, also aus der Zeit, wo der Krimkrieg und die Stellung Preußens zu Rußland und den Westmächten die Gemüther in Aufregung erhielten. Es heißt da:

Der Stand der Dinge in Berlin machte unsre Lage äußerst peinlich und unbehaglich. Die Wogen der politischen Stimmung gingen sehr hoch, die Stadt war in zwei Lager geteilt, und die, welche für Rußland waren, darunter die Königin und die ganze Kreuzzeitungspartei, mieden uns und unsre französischen Kollegen fast ganz. Die Prinzessin von Preußen, die in ihren Sympathien und politischen Meinungen sehr englisch war, wurde mit großem Mißtrauen betrachtet, ihre Beweggründe wurden falsch dargestellt, und ihr Wunsch, das Bündnis zwischen England und Preußen zu stärken, das sowohl vom politischen als vom religiösen Gesichtspunkte höchst wünschenswert war, setzte sie der Feindschaft der Kreuzzeitungspartei aus, sodaß ihr Aufenthalt in Berlin für sie eine wahre Prüfung war. In dieser Zeit gaben wir der Erbgroßherzogin von Mecklenburg-Strelitz einen Ball, welchem der König und die Königin beiwohnten, da in Preußen die Etikette verlangte, daß der Hof bei jeder zu Ehren der Mitglieder einer königlichen Familie veranstalteten Festlichkeit zugegen war. In der Stadt wurde geradezu gewettet, ob der Hof sich zu unserm Balle einstellen werde oder nicht, und die Kreuzzeitungspartei war wüthend, daß dies geschah, und beliebte es als politische Demonstration anzusehen. Am Abend vor unserm Ball fragte der König beim Diner die Königin, um welche Stunde sie zu den Bloomfields zu gehen beabsichtige. Ihre Antwort war, sie sei noch nicht sicher, ob sie überhaupt hingehen werde, worauf der König

einfach sagte: „Du mußt.“ So erschienen denn die Majestäten gegen zehn Uhr. Lord Bloomfield und ich gingen hinunter an die Thür zur Einfahrt, um sie zu empfangen, und die Königin nahm den Arm meines Mannes; die einzige Bemerkung aber, die sie machte, war: *Votre escalior es bien roide, Milord.* Sie nahm diesen ganzen Abend kaum noch Notiz von mir, obwohl ich mich natürlich in ihrer Nähe befinden mußte, und sie bestand entschieden darauf, daß der König sich noch vor dem Souper entferne, während er zu bleiben wünschte. Aber die Königin stand in ihrem Mantel oben an der Treppe und schickte dreimal nach ihm, sodaß er nachgeben mußte. Sie versuchte dann als ein Gegegengewicht den König zu überreden, zwei Tage nach unserm Balle einem Konzert unsrer russischen Kollegen, der Budberg's, beizuwohnen, welches zu Ehren der alten Großherzogin von Mecklenburg-Strelitz gegeben wurde. Der König aber weigerte sich bestimmt, indem er sagte: *J'irai chez Lord Bloomfield, et j'irai aussi chez le Baron de Budberg, mais à condition, qu'il fasse arriver une Grande-Duchesse de Russie.* . . . Unsere Stellung war so schwierig und peinlich, daß nur das Gefühl der Pflicht, die wir unsrer Königin und unserm Vaterlande schuldeten, uns in Berlin bleiben ließen.

Am 30. März schreibt die Lady in ihr Tagebuch:

Der König ist vollständig in den Händen der Kreuzzeitungspartei und handelt im Einklange mit deren Ansichten, nicht nur ohne Einwilligung, sondern sogar ohne Wissen seiner Minister, sodaß Baron Manteuffels Stellung ganz anomal ist und er nur in ihr verbleibt, weil er gern am Ruder ist, und weil er glaubt, es würde sich schlimmer gestalten, wenn er abginge. [Man vergleiche mit diesem Verede den zweiten Band der Poschingerschen Depeschensammlung.] Das Land hegt Vertrauen zu ihm, und er hat sich verpflichtet, nicht mit Rußland zu gehen, obwohl er nicht imstande ist, gegen dasselbe aufzutreten. Die öffentliche Meinung ist sehr gegen den König, und ich glaube, wenn er versuchte, sich mit Rußland gegen die Westmächte zu verbinden, so würde es eine Revolution geben. [Melange von Aberglauben und frommem Wunsch!]

Sehr angenehm ist die Verfasserin von der Opposition der Prinzessin von Preußen berührt. Am 23. Mai 1855 notirt sie sich in Betreff einer Zusammenkunft mit derselben:

Die liebe Prinzessin sah abgehärmt und verstört aus, und jedesmal, wo sie nach Berlin kam, wurde ihre Lage verdrießlicher und schwieriger. Ihr starker Sinn für das, was die wirklichen Interessen Preußens waren (?), ihre tiefgewurzelten religiösen Grundsätze [was hatten diese mit der Sache zu thun?] und ihre Anhänglichkeit an England ließen sie die Politik des Hofes [der einfach dem preußischen, nicht dem westmächtlichen Interesse dienen wollte] beklagen . . . ihre edle Natur schreckte zurück vor den Hänken und unanständigen Mitteln, die man anwendete, um den König zu beeinflussen und ihn gegen die Westmächte bitter zu stimmen. Wir wurden, wie gebräuchlich, zur Feier des Geburtstages unsrer Königin nach Potsdam eingeladen, und Lord Bloomfield brachte dabei einen eigenhändigen Brief derselben [an die Prinzessin von Preußen] mit, der zu einem sehr günstigen Augenblicke eintraf. Mit einem Gefühle wahrer Befriedigung bat die Prinzessin von Preußen den König, ihr vor dem Diner ein paar Momente Audienz zu gewähren, und las ihm dann den Brief vor, mit welchem er sich ganz zufrieden erklärte. . . . Der König und die Königin verabschiedeten sich unmittelbar nach dem Essen von uns, aber wir kehrten in demselben Zuge wie der Prinz und die Prinzessin von

Preußen nach Berlin zurück, und die Prinzessin drückte den Wunsch aus, uns auf ein paar Minuten im privaten Wartezimmer der Station zu sprechen. Sie erzählte uns dann von ihrer Unterredung mit dem König und hatte die Güte, uns Stellen aus dem Briefe der Königin Viktoria vorzulesen. Nichts konnte über die Herzlichkeit gehen, die sie gegen uns persönlich an den Tag legte, und als ich von ihr Abschied nahm, sagte sie, es habe ihr sehr zur Freude und zum Troste gereicht, mir ihre Gefühle und Meinungen auszudrücken, worauf sie hinzufügte: *Nous nous voyons de loin, chère Lady Bloomfield, mais vous connaissez tous mes sentiments et vous me comprendrez.* Ich konnte mich nicht enthalten, zu sagen, daß es in unsrer schwierigen und oft sehr peinlichen Lage ein sehr beruhigender und tröstlicher Gedanke sei, zu wissen, daß wir eine so gütige und treue Freundin wie Ihre Königliche Hoheit hätten, und daß es wenigstens eine Persönlichkeit gäbe, die uns und unser Vaterland begriffe.

1856, während der Pariser Konferenzen und kurz vor der Abreise der Prinzessin von Preußen von Berlin, sagte die letztere zu Lady Bloomfield: „Die englische Regierung hat in der schwierigen Krisis, die wir durchmachten, gegen Preußen die größte Mäßigung und Nachsicht gezeigt.“

Häufig begegnen wir natürlich in dem Buche dem echten dreisten britischen Hochmut und kaum verhehlter Abneigung gegen alles Preussische und Deutsche, wenn es nicht dem Vorteil Englands dient. Bisweilen treten diese Gefühle geradezu als Unverschämtheiten hervor. Mit Behagen erzählt die Verfasserin, daß Lord Clarendon dem preussischen Kronprinzen nach der Krönung in Königsberg gesagt haben will, „er hoffe, der König werde nicht Billets für dieselbe Eisenbahn genommen haben, welche Karl X. und Louis Philipp nach dem Bahnhof an der Waterloostraße gebracht hätten und unglücklicherweise keine Billets für die Rückfahrt gewesen wären.“ Über die schleswig-holsteinische Angelegenheit schreibt sie am 25. November 1863:

Die dänische Frage scheint mit jedem Tage verwickelter zu werden. Ich denke, die einzig mögliche Lösung derselben wird die sein, daß man dem Beispiele des verstorbenen Lord Enniskillen folgt, der in Irland als Richter sehr geachtet war. Er war ein gewaltiger Fuchsjäger und pflegte sich frühzeitig am Morgen, wenn er bereits zur Jagd angekleidet war, Klagen vortragen zu lassen. Nachdem er den Kläger angehört hatte, stand er auf und bearbeitete den Angeklagten mit der Reitpeitsche, indem er ihn fragte, wie er sich in so schurkischer Weise habe benehmen können. Der arme Mann trug darauf seine Version der Sache vor, und nachdem Lord Enniskillen ihn vernommen, fuhr er auf den Kläger los und prügelte ihn gleichermaßen durch, worauf beide Parteien ihn vollkommen zufrieden verließen, indem jeder von beiden sagte, sein Gegner habe die Reitpeitsche Seiner Gnaden gekostet. Wenn die Kläger und die Angeschuldigten in der schleswig-holsteinischen Sache alle moralisch mit der Reitpeitsche durchgehauen werden könnten [ein Wunsch, der sich im Munde einer Dame ganz besonders anmutig ausnimmt], so würde es sie vielleicht zur Vernunft bringen.

Könnten — es ging aber nicht, man hatte in London große und grobe Worte, aber nicht den Mut zu Thaten.

Am 2. Februar 1864 notirt Lady Bloomfield sich: „Ich höre, die Königin hat erklärt, daß sie nicht gegen Preußen gehen will, und infolge dessen schickte sie nach Lord Derby, fand ihn aber dänischer als die jetzige Regierung. Der Prinz von Wales ist sehr dänisch, die öffentliche Meinung ist entschieden dänisch, und man murt über die Regierung, daß sie eine starke Sprache führt, ohne bereit zu sein, ihr Nachdruck zu geben.“ Ihr Gemahl ist selbstverständlich ebenso gesinnt, tröstet sich indeß über das Verfahren der Deutschen mit der Hoffnung, Rußland werde ihnen das grausame Spiel mit Dänemark verderben. „Die ganze Geschichte läuft, um es kurz zu sagen, darauf hinaus, daß die Deutschen entschlossen sind, daß sie und nicht die Dänen den Hafen von Kiel haben sollen, aber sie vergessen, daß der Anspruch des Kaisers von Rußland demjenigen des Herzogs von Augustenburg voransteht.“

In dem Streite zwischen Oesterreich und Preußen sehen wir die Bloomfield's durchweg Partei für ersteres nehmen. Der Beweggrund der Politik Bismarck's ist, so lesen wir in einem Briefe des Lords vom 19. April 1866, seine Selbstliebe. Am 11. Mai schreibt der Herr Botschafter aus Wien: „Ich muß sagen, daß hier nur eine Meinung über den Gegenstand herrscht, daß nämlich, wenn Krieg ausbricht, Oesterreich auf der Seite des Rechts steht und zur Verteidigung einer guten Sache marschirt.“ Man beachte auch folgende Äußerungen des britischen Diplomaten:

17. Juni. Der Kaiser hat ein Manifest voll Mäßigung und Wahrhaftigkeiten an sein Volk gerichtet. Ich hoffe, daß die erneuerten Versicherungen seiner Absicht, zum verfassungsmäßigen Regiment zurückzukehren, gute Folgen haben und andern Ländern in Deutschland zeigen werden, daß Oesterreich auf dem rechten Wege zu Verbesserungen ist. — 20. Juni. Wir sind begierig, etwas vom Könige von Hannover und seiner kleinen Schaar zu erfahren, und hoffen, er wird mit ihr entkommen und sich den Hessen unter Prinz Alexander anschließen. Ich kann nicht umhin, das Verhalten des Kurfürsten von Hessen zu bewundern, der seinen Nachfolger, den Prinzen Friedrich, mit der Armee fortschickt und ohne Bewachung allein zurückbleibt. — 24. Juni. Da sich in der Rheinprovinz kaum ein Soldat befindet, so will es scheinen, als ob Bismarck sie nicht halten könnte und versuchen wollte, die Monarchie durch Abrundung ihrer Grenzen in anderer Richtung zu konsolidiren. — 28. Juni. Ich höre, Lord Stanley soll ins Auswärtige Amt eintreten. Er ist ein sehr geschickter Mann, aber unerfahren in diplomatischen Geschäften und Gewohnheiten, und wir werden nach einer Weile komische Sachen zu hören bekommen; doch vermute ich, sein Papa (Lord Derby) wird ihn leiten. Er hat einige Reden gehalten, die dem Bismarck'schen System für Deutschland günstig sind, und ich sollte denken, seine Anstellung im Auswärtigen Amte wird die Kleinstaaten erschrecken.

Weiterhin folgen Klagen, als ob der Krieg mit Sammethandschuhen geführt werden müßte, und Übertreibungen und Verleumdungen wie die, welche später die Preußen den Franzosen ihre Pendulen stehlen ließen.

Ich traf gestern Abend den Grafen Harrach. Sein Besitztum wurde zur Stätte der großen Schlacht [bei Königgrätz] ausgewählt, und alles, sein schönes

Haus nebst Zubehör, ist vollständig zerstört, alle seine Dörfer sind verbrannt, und die Gegend, die Russell mir als den schönsten Theilen von Kent ähnlich beschrieb, ist samt einer Wunder verheißenden Ernte durchweg verwüstet. Die Salons wurden in Hospitalabtheilungen verwandelt und mit Chloroform getränkt, die Damastvorhänge zu Verbandzeug zerschnitten. Die Preußen nahmen aus dem Gestüte Graf Trautmannsdorffs alle Pferde weg und all sein schönes Rindvieh, obwohl es hieß, Privateigentum werde geachtet werden [was nie zu geschehen braucht, soweit die betreffenden Gegenstände zum Unterhalt des Soldaten erforderlich und überhaupt zur Führung des Krieges zu verwenden sind]. Waldsteins schönes Schloß ist zerstört. Rothschild hat von Glück zu sagen, daß er den Feind nicht auf seinem stattlichen Gute zu Schillersdorf gehabt hat. . . Die Leute flüchten in Schaaren herein aus Mähren, um Schutz oder Sicherheit vor den Preußen zu suchen, die sich zwar in den Städten gut auführen, wo sie von den obern Offizieren gehörig beaufsichtigt werden, in den Landdistrikten aber alles lebende Vieh weggenommen haben. Da die Schafe meist Merinos sind, so essen sie dieselben nicht, sondern schicken sie fort [absurde Lüge], um damit die Schafzucht auf den preussischen Gütern zu verbessern. Dem armen Kinsky hat man alle seine Pferde weggenommen und all sein Vinnen geplündert. Die Prinzessin Vincenz Auersperg ist wütend, daß sie einen alten zwanzigjährigen Pony von ihr entführt haben. Denke dir, daß die Fenier dir deinen Liebling Pearly wegschleppten!

Am 21. Juli, nach einem Besuche des Königs von Hannover, schreibt der Lord seiner Gemahlin: „Der König hat sich entschlossen, nicht der Vasall des Königs von Preußen zu werden, und wenn er keine billigen Bedingungen erlangen kann, wird er im Auslande leben. Er ist persönlich reich, und ich kann begreifen, daß ein stolzer Mann die erniedrigende Stellung von sich weist, die Preußen für ihn vorbereitet.“ Ein Brief des Botschafters vom 26. Juli lautet:

Ich habe keine Nachrichten, als ein schwermütiges Telegramm von Malet, der soeben mit den Resten des Bundestags nach Augsburg zurückgekehrt ist und mich bittet, gegen Manteuffels Drohung zu protestiren, Frankfurt werde der Plünderung überliefert werden, wenn die Stadt fernerhin zögere, die ihr auferlegte Kontribution von fünfundsanzig Millionen Gulden an Preußen zu zahlen. Es ist ein höchst wahnsinniges Verfahren auf Seiten eines Generals, wenn eine Stadt keinen Widerstand geleistet hat, die Bürgerschaft zu strafen, weil sie immer zu Oesterreich hin geneigt hat.

Von erstaunlicher Unbekanntschaft mit den Verhältnissen und Persönlichkeiten der Zeit zeugt ein Brief vom 2. August, in welchem von einem Besuche bei dem Gesandten der Vereinigten Staaten in Wien berichtet wird:

Motley ist ganz voll von den Veränderungen in Deutschland, er denkt, daß eine gute Ara über diese Nationalität gekommen ist, und daß sicher das Ergebnis der Bismarckschen Politik ein starkes Wachsen des demokratischen Prinzips sein wird. Ich denke ebenso, und wer weiß, ob wir ihn nicht noch einmal an der Spitze der Fortschrittspartei sehen werden. Die deutschen Diplomaten haben einige Ursache, überall Revolution zu fürchten, und sie sprechen von einer deutschen Republik. Ich denke indeß, Bismarck wird eine Weile imstande sein, sie im Baume zu halten.“ [Kann man helleren Unsinn schreiben, widerspruchsvoller faseln? Und das wollte ein Politiker, ein Staatsmann sein. Es gab aber damals viele eng-

liche Schlauköpfe dieser Art in Deutschland, und später war Vostus in Berlin in Gefinnung und Kenntniss von ganz ähnlichem Kaliber.]

Wir schließen unsre Auszüge mit einem Bericht über die Flucht Metternichs vor der Revolution von 1848, den Graf Rechberg der Verfasserin im Februar 1861 erstattete.

In jenen Märztagen länger in Wien zu verweilen, war sehr gefährlich für den Fürsten geworden. Der Pöbel war wütend gegen ihn, die Stadt befand sich im Aufstande, und die Straßen waren voll Barrikaden. Fürst und Fürstin Metternich waren deshalb nicht imstande, von ihrem eignen Hause aus sich zu entfernen, und als Graf Rechberg erschien, um Abschied zu nehmen, bat ihn der Prinz als alten und vertrauten Freund, in das Haus eines andern Freundes zu kommen und die Fürstin noch einmal zu sehen. Von da wollten sie und der Fürst in einem Fiaker sich nach Felsberg begeben, einem dem Fürsten Liechtenstein gehörigen Landgute, etwa dreißig Meilen von Wien. Ihre Kinder sollten zurückbleiben, um ihnen später mit der Eisenbahn zu folgen. Infolge dessen ging Graf Rechberg um 5 Uhr, um die Fürstin zu sehen. Er fand sie in großer Angst und Furcht; denn der Herr, auf den sie sich verlassen hatten, er werde ihre Kinder begleiten, war im letzten Augenblicke ausgeblieben, und sie fragte den Grafen, ob er sich nun der Verantwortlichkeit unterziehen wolle. Nicht ein Augenblick war mehr zu verlieren, der Pöbel wurde von Stunde zu Stunde gewaltthätiger, und jedes Zögern konnte sich verhängnisvoll erweisen. So brachte Graf Rechberg, ganz unvorbereitet, wie er war, den Fürsten und die Fürstin rasch in ihren Fiaker und gab dann der ältesten unverheirateten Tochter, Prinzessin Melanie, der jetzigen Gräfin Bichy, den Arm, und begleitet von der Prinzessin Herminie, welche lahm war, und deren beiden Brüdern brachen sie auf, um so gut, als es gehen wollte, durch die Straßen nach der Eisenbahn zu gelangen. Graf Rechberg hatte einen Fiaker vor das Thor am rothen Thurm bestellt, aus Ufer der Donau. Unglücklicherweise wurden sie, kurz bevor sie dieses Thor erreichten, vom Pöbel erkannt, der die Prinzessinnen mit wildem Johlen und Kreischen empfing und sie in Stücke zu reißen drohte. Rechberg gelang es, sie an eine Mauer zu stellen und zu verteidigen. Er war zuletzt nicht mehr imstande, dem großen Andrang des Volkes Widerstand zu leisten. Da wurde plötzlich Luft, und sie wurden allesamt weiter und zum Thor hinausgeschoben. Hier wurden sie von den Fiakerkutschern erkannt, welche, ihre gefahrvolle Lage sehend, ihre Pferde zum Galopp peitschten, auf die Menge zufuhren und sie für einen Augenblick auseinanderstäuben ließen, sodas die Flüchtlinge entkamen und nach der Eisenbahnstation in der Nähe des Praters fuhren. Aber hier fanden sie wieder zu ihrer Bestürzung, das sie drei Stunden warten mußten, da ein verspäteter Zug mit Truppen die Strecke sperrte. Ein Wiener Bürger, welcher die kleine Gesellschaft erkannte, sagte dem Grafen, er könne auf ihn zählen, er werde in der Nähe bleiben und ihnen im Falle der Not seinen Beistand leisten. Die Studenten hatten von der beabsichtigten Abreise des Fürsten Wind bekommen und kamen nach dem Bahnhofe, um ihm aufzupassen. Alle fünf Minuten gingen sie unter den Passagieren hin und her und forderten ihnen ihre Pässe ab; aber glücklicherweise nahm ein Beamter die Flüchtlinge unter seinen Schutz, zeigte seinen Paß vor und sagte, sie gehörten zu seiner Gesellschaft. So entgingen sie der Entdeckung und dampften nach Lundenburg ab. Als sie in kalter Winternacht dort eintrafen, fanden sie, das die Station einige

Meilen von Felsberg entfernt war, und daß es kein Fuhrwerk zu ihrer Weiterbeförderung gab, und so gingen sie nach dem kleinen Gasthause. kaum aber waren sie dort eingetroffen, als sich eine Pöbelrotte vor dem Gebäude versammelte und vom Wirt ihre Herausgabe verlangte. Er zögerte damit und schob in der Zwischenzeit die ganze Gesellschaft durch ein Hinterpförtchen, das er dann verschloß. Sie befanden sich jetzt auf einer schmalen Hintertreppe oder vielmehr auf einer Leiter, welche die Verbindung des Hauses mit dem Stalle bildete. Sie fanden in letzterm einen einspännigen Wagen, in den sie sich setzten, um hinten aus dem Gehöft hinauszufahren, während der Pöbel die Vorderseite belagerte. So gelangten sie nach Felsberg, wo sie den Fürsten und die Fürstin Metternich antrafen. Aber sie hatten keine Gelegenheit, die Wäsche zu wechseln und überhaupt nicht die geringste Bequemlichkeit, sie waren durchnäßt bis auf die Haut, und das Schloß war unbewohnt.

Sie verblieben indeß drei Tage hier, während welcher Zeit Graf Rechberg nach Wien zurückkehrte, um dem Grafen Ficquelmont, dem Nachfolger Metternichs, von diesem Weisungen zu überbringen und zugleich Geld und andre Mittel zur Fortsetzung der Reise zu besorgen. Als er von Wien wieder nach Felsberg abreiste, beauftragte er seinen Diener, ihm mit seinem Gepäck und andern Bedürfnissen nach dem Bahnhofe zu folgen, aber der Mann verpaßte den Zug, und so brach der Graf ohne ihn auf, nahm aber die Prinzessin Schandor mit, die ihn gebeten, ihn zu ihrem Vater begleiten zu dürfen. Sie kamen früh drei Uhr an, wo sie die Fürstin Metternich an der Treppe empfing. Sie erzählte ihnen, daß ihr Zufluchtsort entdeckt worden sei, das Haus sei umstellt worden, und der Pöbel habe erklärt, wenn sie nicht unverzüglich machten, daß sie fortkämen, so werde man ihnen das Schloß über dem Kopfe anzünden. Es blieb ihnen somit nichts andres übrig als unverweilte Flucht, und die Fürstin fragte Rechberg, ob er es unternehmen wolle, sie nach Olmütz zu begleiten, wo der Fürst einen Freund hatte, auf den er sich verlassen zu können meinte, und nach dessen Hause sie sich zu begeben gedachten. Nach einigem Überlegen erwiederte Graf Rechberg, daß er die Verantwortlichkeit, sie zu begleiten, nur unter einer Bedingung übernehmen könne, nämlich, daß sie sich von ihren Kindern trennten und sie mit ihrer Schwester, der Prinzessin Schandor, nach Wien zurückschickten. Die Fürstin Metternich weigerte sich dessen zuerst ganz entschieden, als sie jedoch sah, daß Widerstand vergeblich war, nahm sie Abschied von ihren Kindern, ergriff bleich und vor Aufregung zitternd, indem ihr die Thränen über die Wangen liefen, Rechbergs Arm und ging, gefolgt von ihrem Gemahl, nach dem Wagen hinunter. Hier warf die arme Fürstin sich ihrem Gemahl in die Arme und sagte, sie fühle, daß sie große Schwäche bewiesen, wolle das aber von diesem Augenblick an nie mehr thun. Und in der That, obwohl sie kränklich war, wankte sie niemals wieder, sondern erwies sich in Nöten und Ängsten aller Art mutig und heiter, sobald Fürst Metternich zugegen war. Sie wachte über ihn mit der äußersten Bärtlichkeit und Hingebung und widmete sich allen seinen Bedürfnissen und Wünschen; aber des Nachts, wenn sie allein war, pflegte sie zusammenzubrechen und bitterlich zu weinen.

Als die Gesellschaft Olmütz erreichte, fanden sie Botschaft von dem Herrn vor, nach dessen Hause sie wollten, der sich aber jetzt weigerte, sie aufzunehmen, und zu gleicher Zeit einen Befehl des Gouverneurs der Stadt, der ihnen untersagte, sie zu betreten. Ein Pöbelhaufen erkannte sie, dem Nachricht gegeben worden war, daß ihre Ankunft zu erwarten sei, und der den Fürsten Metternich mit Rischen und Gebrüll empfing, ihm die Kleider zerriß und ihn wahrscheinlich weiter ge-

mißhandelt haben würde, wenn Rechberg ihn nicht nach dem Wagen zurückgezerrt hätte, als der Zug eben abfuhr.

Sie saßen jetzt in demselben Kupee mit einem polnischen Revolutionsagenten, der einige Tage vorher eine wühlerische Rede vor dem auswärtigen Amte in Wien gehalten hatte. Der Fürst hatte die Gewohnheit, einen Hut von eigentümlicher Form zu tragen, und Graf Rechberg bat ihn dringend, denselben mit einer Mütze zu vertauschen, aber er lehnte es bestimmt ab, indem er sagte, er wolle nicht wie ein verrückter Engländer aussehen. Noch viel verdrößlicher als seine zerrissenen und beschmutzten Kleider war ihm, daß er sich keine Cigarre anzünden konnte, da seine Streichhölzer nicht brennen wollten. Sie hatten kein Geld und keine Billets und befanden sich in größter Verlegenheit. Da fand Rechberg im nächsten Wagen einen der Direktoren, der ein wohlgesinnter Mann war, und so wendete er sich an ihn. Er sagte, es werde verhängnisvoll für sie sein, wenn sie nach Prag zu fahren versuchten, da es nichts schlimmeres geben könne als die dortige politische Stimmung, und der einzige Weg zu entkommen für sie werde der sein, daß man den Zug irgendwo mitten im freien Felde anhalten ließe und daß die Flüchtlinge dann so rasch als möglich ausstiegen und zurückblieben, bevor die andern Passagiere ihr Entweichen gewahr würden; denn auf allen andern Bahnhöfen waren die Mitreisenden ausgestiegen, hatten den Wagen des Fürsten umstellt, waren ihm mit Schimpfreden der gemeinsten Art zu Leibe gegangen und hatten sogar sein Leben bedroht.

Infolge dessen hielt der Zug wenige Meilen vor Prag plötzlich an, der Fürst, die Fürstin und Graf Rechberg stiegen aus, und bevor die Mitreisenden ahnten, was vorging, fuhr der Zug weiter. Der Boden war mit Schnee bedeckt, und es war bitter kalt, indeß gelang es den Flüchtlingen, das nächste Dorf zu erreichen. Von hier begaben sie sich mit Umgehung Prags nach Dresden. Hier war ihres Bleibens auch nicht. Aber Forbes, der englische Gesandte, nahm sich ihrer an und brachte sie nach Leipzig. Von da aus gelangten sie in Sicherheit nach Arnheim. Hier aber begann, als sie beim Essen saßen, der Kellner eine sehr heftige Sprache zu führen. Er sagte, es hieße, der berühmte Fürst Metternich werde erwartet, er sollte es aber lieber bleiben lassen; denn nichts würde ihm, wenn er sich blicken ließe, mehr Vergnügen machen, als ihn totzuschlagen. Die arme Fürstin war in größter Unruhe und wollte sich unverzüglich davon machen, aber der Fürst versicherte ihr, daß noch niemals jemand, der mit Mordgedanken großgethan, sie ausgeführt habe, und nicht lange darauf erschienen die Stadtbehörden im Gasthose und wünschten nach Fürst Metternichs Zimmer geführt zu werden, worauf der Kellner bleich und zitternd hereinkam, um sie anzumelden. So lange die Herrschaften dann in Arnheim verweilten, wartete er ihnen mit der größten Aufmerksamkeit und Hochachtung auf. Der Fürst und die Fürstin begaben sich von Holland nach England, wo ihre Kinder sich ihnen wieder anschlossen, und so endete eine der abenteuerlichsten und gefahrvollsten Fluchtgeschichten, von denen die Geschichte der neuesten Zeit berichtet.



Bewegungen im deutschen Buchhandel.

(Schluß.)



in großer Teil der deutschen Buchhändler — und zwar der gewichtigste, da er fast vollständig die Produzenten, also die Verleger, umschließt — ist schon seit langer Zeit im Börsenverein zu einer Korporation zusammengetreten, und dieser allein hat bisher in thatkräftiger und segensreicher Weise die Leitung der Interessen des Gesamtstandes wahrgenommen. Jedoch hauptsächlich nur nach außen hin (z. B. durch Mitwirkung bei den Literarkonventionen, der Gesetzgebung bez. des Autorrechts und der Presse etc.); auf die innere Entwicklung des Standes konnte er nur mittelbar einwirken aus dem einfachen Grunde, weil eben nur ein Teil desselben zu seiner Mitgliedschaft gehörte. Es ist eine seltsame Erscheinung, aber eine ächt deutsche, daß es einer Korporation, die die Vertretung der Standesgenossenschaft auf ihre Fahne schrieb und jeder Zeit wacker und erfolgreich durchführte, nicht imstande war, auch wirklich alle Berufsgenossen in sich zu vereinigen. Neben ihr gab es schon lange eine Anzahl von Platz- und Provinzialvereinen, die entsprechende Interessenverfolgungen zum Zweck hatten, und von diesen war der wichtigste und neben dem Börsenverein in hervorragender Weise eine selbständige Rolle spielende — mit ihm in vielfacher Wechselbeziehung stehend — der der Buchhändler Leipzigs, welcher der Hüter aller mit der Eigentümlichkeit des buchhändlerischen Zentralverkehrsplatzes zusammenhängenden, dem Gesamtstande dienenden Einrichtungen seit nunmehr fünfzig Jahren war und ist.

In die Ruhe dieser lange ohne Störung neben einander und mit einander wirkenden Gesellschaften brachte nun das 50 Pfennigpaket eine Bewegung, die nach und nach so bedeutende Schwankungen hervorrief, daß selbst der Bestand des ehrwürdigen Börsenvereins in Gefahr zu geraten schien, und dies geschah folgendermaßen. Die Sortimentler, denen nach und nach das Wasser der Schleuderei an die Kehle stieg, wie es im ersten Artikel gezeigt wurde, standen in Menge auf und bildeten in dem Verband der Provinzial- und Lokalvereine eine geschlossene Vereinigung, welcher außer den alten, schon lange bestehenden eine Reihe von neubegründeten Vereinen beitrug, und welche zum Kampf ums Dasein das Banner gegen die Schleuderei erhob. In Leipzig besonders hatten sich infolge der günstigen Platzverhältnisse — es ist ja der Stapel- und Durchgangsort des größten Teils der buchhändlerischen Waare — die Schleudergeschäfte aufgethan, und infolge dessen richtete sich die Spitze der Sortimenterbewegung gegen den Platz Leipzig überhaupt. Von dem Ver-

lagsbuchhandel im allgemeinen und von dem Leipziger Kommissionshandel, in dessen Hände alle Fäden zusammenlaufen, im besondern erwartete und verlangte man Unterstützung in seinen berechtigten Bestrebungen und übersah dabei nur, daß der Leipziger Kommissionär selbständig wenig thun konnte, indem er in der That nur Mandatar der wirklichen und natürlichen Beherrscher der Dinge, der Verleger, sogut wie er der der Sortimenten ist. Er konnte dem Sortimenter nur den Schutz gewähren, zu dem er von den Verlegern autorisirt wurde, und konnte die Schleuderer nur mit der Waffe bekämpfen, die der Verleger gewillt war ihm in die Hand zu geben.

Gegen den Leipziger Platz standen aber von jeher in einem natürlichen Antagonismus auch die Vertreter zweier andern wichtigen Centralplätze, die von Berlin und von Stuttgart. Es herrschte eine gewisse Rivalität zwischen diesen drei Plätzen, nicht nur wegen des Anteils am Verkehr, den jeder der drei selbstverständlich nach Möglichkeit sich zuzuführen bestrebt ist, sondern auch insofern, als die beiden letztern die Führung gern selbst übernommen hätten, die Leipzig infolge der bestehenden Einrichtungen in einem gewissen Grade zugefallen war, und die auch natürlich im Börsenverein, dessen Hauptversammlungen in Leipzig stattfinden, zur Geltung kam, die es aber durchaus im Interesse der Gesamtheit ausübte, welches ja das eigne sein mußte.

Diese Antileipziger fanden sich nun in Verfolgung ihrer eignen Interessen nach dem Gesetze der Schwere mit den gegen die Leipziger Schleuderer anstürmenden Sortimentern zusammen, und eine Zeit lang herrschte Interessengemeinschaft zwischen diesen sich eigentlich opponirenden Elementen der Sortimenten im allgemeinen und der durch Ortsinteresse mit ihnen verbundenen Verleger, die ihren Gravitationspunkt in Berlin und Stuttgart hatten — solange bis das gemeinsame Ziel, der Bruch des Leipziger Übergewichts im Börsenverein erreicht war. Er war leicht vollbracht, denn in der That war das vorausgesetzte Übergewicht Leipzigs nur eine Illusion. Seine Führung hatte eigentlich nur in der Führung der Geschäfte bestanden, mit der eine Anzahl von sachkundigen Mitgliedern des Leipziger Buchhandels wiederholt betraut worden waren, welche zugleich gewohnheitsmäßig den Vorsitz des Leipziger Vereins führten oder dessen Präsidium nahestanden. Diese hatten allerdings aus langer Praxis durch parlamentarische Routine in der Leitung der Versammlungen einen gewissen Einfluß auf diese erworben; das Groß der Leipziger aber war eigentlich nie eine geschlossene, gemeinschaftliche partikulare Interessen verfolgende Korporation oder Partei. Dieselben Gegensätze, welche den Gesamtbuchhandel im großen zerspalten, spiegelten sich bei ihnen auf engerem Raume, und die verschiedenen Interessen der einzelnen Gruppen — der Sortimenten, Kommissionäre und Verleger —, die sich nicht einmal äußerlich zu festen Vereinigungen zusammenschließen, ließen auch hier keine gemeinsame Aktion zustande kommen, ja man gab sich — ganz im Gegensatz zu der lebhaften Agitation, die überall

auswärts herrschte — in Leipzig nicht einmal große Mühe, gemeinschaftlich über die herrschenden Bewegungen, über ihren möglichen Einfluß auf Leipzig als Kommissionsplatz und über die zu denselben einzunehmende Stellung zu beraten und sich zu verständigen. Im Verein der Buchhändler Leipzigs ist allerdings der Leipziger Gesamtbuchhandel zusammengeschlossen, aber — *lucus a non lucendo* — er ist, abgesehen von der Leitung seiner Platzinstitute (der Bestellanstalt, d. i. der Zettelpost, und der Buchhändlerlehranstalt), ein Verein fast ohne Vereinsthätigkeit, und deshalb hat er sich auch nie geschlossen an den Aktionen des Börsenvereins, von dem er einen starken Bruchteil bildet, beteiligt oder auf diese, wie die Außenstehenden vermuteten, nach gemeinsamer Parole eingewirkt. Indem man ihn überwältigte — es geschah dadurch, daß man bei der notwendig gewordenen Revision des Statuts für den Börsenverein einen Paragraphen durchsetzte, der durch Einführung der Stimmenvertretung außerhalb Leipzigs domizilirender Börsenvereinsmitglieder das Übergewicht der bei den in Leipzig stattfindenden Generalversammlungen numerisch gewöhnlich vorherrschenden Leipziger aufzuheben bestimmt war — war aber auch alles erreicht, was durch das Zusammenhalten der Antileipziger erreicht werden konnte. Das, was die Sortimentler in Wirklichkeit anstrebten, war damit noch nicht durchgesetzt und, wie sich bald herausstellte, noch nicht einmal seiner Verwirklichung näher gebracht worden.

Der Börsenverein, von dem man nun erwartete, daß er die Sache der Sortimentler bez. des Verbands zu der seinigen machen werde, war nicht in der Lage, auch wenn sein Vorstand einmütig dafür eingetreten wäre, den Sortimentlerinteressen gerecht zu werden, denn die, welche sich bisher ablehnend gegen die letztern verhalten hatten, die Verleger, waren sein gewichtigeres und tonangebendes Element, an dessen Widerstand auch das, wie hier hervorgehoben werden soll, durchaus loyale Auftreten des ersten Vorsitzenden A. Kröner im Sinne seiner Mandanten aus Sortimenterkreisen gescheitert ist. Die Verleger waren ja nicht ohne Recht, wenn sie sich zurückhaltend verhielten, denn die Sortimentler vermochten nicht ihren Tendenzen in klaren und durchführbaren Vorschlägen Ausdruck zu geben. Die Vorschläge, welche gemacht, und die Schritte, welche versucht wurden, waren augenscheinlich unpraktisch und konnten bei den Verlegern kein Entgegenkommen finden. Daß man sich aber dort darauf beschränkte, trotz der doch offen daliegenden Mißstände sich einfach ablehnend zu verhalten, war ein Fehler, der leicht für den Börsenverein verhängnisvoll hätte werden können und noch werden kann, und der in der Besorgnis, daß man die in der Verfolgung anderer Zwecke erblickte Aufgabe des Börsenvereins dadurch gefährden würde, daß man ihn in die Sortimenterbewegung verwickelte, keine Rechtfertigung findet. Gerade durch die ängstliche Zurückhaltung hat man den Börsenverein in Gefahr gebracht, und den Vertretern dieses Standpunktes ist trotz ihrer guten Absichten der Vorwurf nicht zu ersparen, daß ihre Kurzsichtigkeit die Ge-

fahrt herausbeschworen hat. Sie liegt darin, daß mit dem Widerstande des Börsenvereins die Spaltung des Buchhandels in zwei in offene Gegnerschaft geratende Parteien vollzogen wurde, die jetzt nicht mehr Verleger und Sortimenten im allgemeinen heißen, sondern Börsenverein und Verband.

Nachdem die vereint gegen Leipzig marschirenden Kolonnen ihr nächstes Ziel erreicht hatten, war ein Stillstand in der gemeinschaftlichen Aktion eingetreten, und es vollzog sich alsbald der zu erwartende Zersehungsprozeß, der die Elemente wieder, oder jetzt erst eigentlich, in ihre natürliche Kohärenz brachte: hie Verleger, hie Sortimenten, und je bewußter diese Scheidung ausgeführt wurde, desto schärfer gestaltete sich auch der Gegensatz. Während die Sortimenten ihr Heil in dem festern Zusammenschluß und in der Ausdehnung des Provinzialverbandes suchten und nunmehr zu selbständigem Vorgehen entschlossen waren, auf die Schwere ihres großen Körpers bauend, wurde der Börsenverein durch seinen natürlichen Gegensatz der Vertreter der Verlegerinteressen, wenigstens wurde er als solcher im andern Lager verstanden. Nicht durch bewußtes Zusammentreten der Verleger auf diesem Boden und durch Benutzung desselben als Verteidigungsposition — denn die Verleger verhielten sich eigentlich nur passiv —, sondern durch die außerhalb des Börsenvereins vollzogene Koalition des Sortimentervereins wurde ihm dieser Charakter aufgeprägt. Zugleich wurde der Börsenverein aber die Schirmburg der Erzfeinde des Sortiments, der Schleuderer, deren Existenz mit der Isolirung des Börsenvereins steht und fällt.

So lagen die Dinge jetzt, und die Situation begann für den Zuschauenden einen ziemlich hoffnungslosen Charakter anzunehmen, als ganz am Schlusse der diesjährigen Verhandlungen der Verbandsdelegationen — die in der Ostermesse vor der Hauptversammlung des Börsenvereins zu tagen pflegen, um über das Auftreten in derselben sich zu vereinigen — eine Resolution angeregt und auf die Tagesordnung der Börsenvereinshauptversammlung zu bringen beschloffen wurde, durch welche, wie schon erwähnt, der Vorstand des Börsenvereins veranlaßt werden sollte, in Erwägung zu ziehen, ob durch die Gründung einer Innung die Aufhebung der bestehenden Nothlage herbeigeführt werden könne, eventuell die vorbereitenden Schritte zu thun, um sie ins Leben zu rufen. Diese Resolution acceptirte der Börsenverein gegen alles Erwarten mit überwiegender Majorität.

Hiermit ist der Anstoß gegeben, die ganze Angelegenheit in eine neue Phase zu rücken. Die Möglichkeit ist gegeben, daß der deutsche Buchhandel, wenn der Vorstand des Börsenvereins seine Aufgabe richtig begreift und energisch in die Hand nimmt, wieder in ein gesundes Fahrwasser gelenkt werde. Es ist endlich die Forderung ausgesprochen, die nach unsrer Meinung die allein richtige ist (die Richtigkeit dieser Meinung scheint uns durch die große Mehrheit bestätigt zu werden, welche die Resolution in der Hauptversammlung des Börsenvereins fand), die allein einen neuen Lebenskeim für die gedeihliche Weiterent-

wicklung des Buchhandels birgt. Des Buchhandels, wohlverstanden, der trotz aller nach und nach in seinem Innern zur Entwicklung gekommenen Spaltungen und Interessenstreite einen einzigen und bewundernswerten Bau bildete, dessen in langer historischer Entwicklung entstandene Institutionen so lange segensreich gewirkt haben und erst in neuerer Zeit durch äußere Anlässe dem Zerbröckeln nahe gebracht wurden. Einen Buchhandel wird es ja immer geben, auch wenn die alte Ordnung zusammenstürzt; aber wie er sich unter neuen Bedingungen entwickeln wird, das läßt sich im Voraus nicht sagen, nur die Gefahr läßt sich nicht ableugnen, daß sein bisheriges segensreiches Wirken starken Abbruch erleiden kann. Auf der andern Seite aber weiß man, was man an dem Hergebrachten hat, und wir meinen, daß jeder, der seinen Stand hochhält, an dessen Aufrechterhaltung teilnehmen sollte.

Wir möchten nun ein Wort an den Buchhandel selbst richten, und ihm ans Herz legen, die jetzt gegebene Gelegenheit der Verständigung und des Zusammenwirkens nicht vorübergehen zu lassen. Zunächst an den Sortimentshandel.

Ihm können wir den Vorwurf nicht ersparen, daß er einen Fehler beging, wenn er sich zu feindlichen Kundgebungen gegen die Verleger hinreißen ließ. Die Sortimenter glaubten von den Verlegern Gefügigkeit im Notfall durch Gewalt erzwingen zu können, indem sie drohten und sogar versuchten, durch Nichtverwendung für die Bücher der Verleger, welche sich renitent verhielten, sich zu rächen. Das konnten die Verleger sich nicht gefallen lassen. Anstatt zu dem gewünschten Ziele zu kommen, bewirkte man denn auch nur, daß sie eine schroffere Haltung einnahmen, und die Macht sie zu zwingen hatte man eben nicht. Hätte man es wirklich darauf ankommen lassen, gänzlich mit der Mehrzahl der Verleger zu brechen — denn entgegenkommend hatte sich nur eine Minderzahl gezeigt, und auch von dieser wurde ein Teil infolge des Auftretens des Verbands stugig und nahm wieder eine reservierte Haltung ein —, so würde man die Erfahrung gemacht haben, daß sie sich eher von den Sortimentern emanzipieren könnten als letztere von ihnen. Die Verleger würden sich anstatt der streifenden Sortimenter einfach neue gemacht haben, und man kann sogar die Vermutung hegen, daß die ganze Verbandsherrlichkeit zusammengebrochen wäre, wenn die Verleger gemeinsam oder in größerer Zahl die Taktik gebraucht hätten, von den bestehenden Sortimentern einen gegen den andern auszuspielen. Soweit geht die Gemeinschaft der Interessen der Sortimenter nicht, welche sie zum Verband zusammenführte, daß nicht um des lieben Vorteils willen der eine den andern gern auffressen würde. Sie sind ja die gebornen Konkurrenten. Das zeigt sich auch darin, daß die einzelnen Lokal- und Provinzialverbände durchaus nicht alle landsmännischen Firmen bisher in sich aufzunehmen vermochten, und daß manche deutsche Provinz überhaupt noch keinen Verband aufzuweisen hat. Es geht ja auch in nicht beteiligten Kreisen das dunkle Gerücht, daß es mit der Kohärenz gar nicht so weit her sei: während die Sortimenter gegen die Schleudrer

um Hilfe schrien, schleuderten sie in fröhlicher Konkurrenz im geheimen fast alle! Und das mag wohl sein Wahres haben.

Aber nicht nur in diesem Fehler der Sortimenter findet die Zurückhaltung der Verleger ihre Rechtfertigung. Es trug auch anderes dazu bei, diese davon zurückzuhalten, manchen augenblicklichen Vorteil im Stiche zu lassen, um jenen eiligst beizuspringen. Wir haben soviel zu Gunsten der Sortimenter gesprochen, daß wir, um den Verlegern gerecht zu werden, nicht verschweigen dürfen, was zu ihren Ungunsten spricht. Da ist ihnen ein noch schwererer Vorwurf als der des taktischen Fehlers nicht zu ersparen, nämlich der, daß sie sehr zahlreich und recht oft durchaus nicht dem gerecht werden, was wir als ihre Kulturmission bezeichneten. Im Gegensatz zu der Rührigkeit des Schleuders, die diesen dem Verleger wertvoll macht, lassen die Herren Sortimenter oder doch viele von ihnen das Geschäft recht an sich herankommen. Es ist kein Zweifel (und unsere nicht buchhändlerischen Leser wissen das am besten), daß das wahre und gute Sortiment anfängt, eine Rarität zu werden, und ferner daß die Klage der Verleger volle Berechtigung hat, daß der Sortimenter, der nach ihrer Hilfe schreit, für den Verleger nicht zu haben ist. Die Indolenz eines Teils der Sortimenter ist groß, und den Ehrentitel der „Pioniere“ oder der „Träger der Wissenschaft“ verdient er nicht mehr. Die Ausrede der verzweifelten Stellung des Sortimenters gegenüber der Überproduktion, unter welcher das Gute zu leiden habe, lassen wir nicht gelten, denn der wahre Sortimenter muß eben die Fähigkeit haben, die Spreu vom Weizen zu sondern, er muß wissen, wo er seine Thätigkeit zuwenden und wo er sie versagen soll; in der That sind es auch nicht die Schundverleger, welche sich beklagen, sondern die Verleger, welche selbst für Gutes und Ideales zu wirken bestrebt sind und sich dabei von den Sortimentern verlassen sehen. Welche Kopflosigkeit in Sortimenterkreisen herrscht, das beweisen die Absatzziffern der flachsten Modeliteratur, deren Vertrieb sie sich angelegen sein lassen — darin nicht besser als die Schleudrer selbst, die sich eben auf den Vertrieb dessen beschränken, was von selbst geht. Der Sortimenter hat verlernt, den Regulator der Mode zu bilden.

Wir wollen das nähere Eingehen auf dies Kapitel der buchhändlerischen Misere vermeiden, einmal, weil wir dem guten Teil des Sortimenterstandes zu nützen beabsichtigen, und dann, weil wir der Meinung sind, daß auch hier die Innung, der wir ja das Wort reden, von besonders guter Wirkung sein kann. Sie wird dem Überhandnehmen des Sortimenterproletariats vorbeugen und dem ganzen Stande die würdige Haltung zurückgeben können. Wir raten den Sortimentern — die es nicht angeht, werden sich nicht getroffen fühlen —, wenn jetzt vom Börsenverein die gewünschten Schritte gethan werden, nicht nur durch versöhnliche Haltung — diese wird ja gern eingenommen werden —, sondern durch thätigeres Eingehen auf die Interessen der Verleger diese für die ihrigen warm zu machen.

Den Verlegern aber möchten wir ans Herz legen, daß sie trotz des feindlichen Tones, der vom gegnerischen Lager angeschlagen wurde — es wird ja dort der Kampf ums Dasein gekämpft, und da ist es kein Wunder, wenn die Wogen einmal hoch schlagen — und trotz der Klagen, zu welchen ihnen ein Teil und vielleicht der große Teil der Sortimenten Anlaß giebt, nicht die Hand verweigern möchten, wenn jetzt ein Schritt in Erwägung gezogen und vielleicht versucht werden wird, der doch unzweifelhaften Miß- und Notständen abzu- helfen geeignet ist. Allerdings werden sie sich selbst gewisse Schranken auferlegen müssen, die ihnen jetzt unbequem erscheinen werden, und mancher wird sogar einen augenblicklichen Vorteil aufzugeben haben, aber die Aufrechterhaltung der alten Art des deutschen Buchhandels kann doch auch für ihn nur segensreich sein. Was ihr an Mängeln anhaftet, wird am ehesten abgeschliffen werden können, wenn der Gesamtbuchhandel wirklich zu einer Korporation zusammentritt und gemeinsame Maßregeln zu treffen imstande ist.

Es ist ja unzweifelhaft, daß nur der Verlagsbuchhandel die Fähigkeit hat, etwas Positives zu schaffen. Er ist der Produzent und hat als solcher allein die Fähigkeit des Gesetzgebers, aber auch hinreichend die Macht, seine Interessen zu wahren und die Führung in der Korporation, wie sich gebührt, zu übernehmen. Wir möchten meinen, daß schon solche Vorkommnisse, wie die jüngst bekanntgewordne Verfügung der preussischen Oberrechnungskammer an den Nachener Buchhändler Jacobi, ihn veranlassen sollten, die Ordnung der buchhändlerischen Angelegenheiten in die Hand zu nehmen. Es ist eine Schmach nicht nur für den Sortimenter, sondern auch für den Verleger selbst, wenn von außen her dem Buchhandel diktiert werden darf, zu welchem Preise er seine Waare abzugeben hat, und wenn er seine Preisbestimmungen, an die er selbst doch gebunden ist, einfach ignoriert sieht, zum Schaden des Ansehens des Gesamthandels. Denn was liegt näher als die Annahme, die auch oft genug in neuer Zeit geäußert wird, daß doch großer Schwindel im Buchhandel herrschen müsse, wenn hier ein Ladenpreis gefordert werde, der dort weit unterboten werden kann.

Darüber, daß die Feststellung des Verkaufspreises durch den Produzenten im Buchhandel nicht zu beseitigen ist, braucht wohl hier kein Wort verloren zu werden, obwohl gelegentlich im Buchhandel selbst Gegenvorschläge aufgetaucht sind. Wenn aber an der Fixirung des Ladenpreises festgehalten werden muß, so ergiebt sich doch ganz von selbst als nötige Konsequenz die Legalisirung desselben. Die Selbstachtung des Verlegers muß auf sie hinzuwirken suchen, und in seinem eignen Interesse liegt die Schaffung der Innung, durch welche allein er sich Respektirung seiner Preise verschaffen kann. Er wolle sich von einem redlichen Versuch — der ja ihm selbst unmöglich Schaden bringen kann, denn seine eigne Lage verändert sich nicht — durch Phrasen wie „Freihandelsprinzip“ und „Zeitströmung“ doch nicht abhalten lassen. Was ist denn die mysteriöse Zeitströmung? Doch nur eine leere Redensart. Was soll sie wohl thun,

wenn der Buchhandel beschließt, sich zu einer Korporation zusammenzuschließen und nach selbstgegebenen Gesetzen zu handeln? Sie wird rechts und links in den Köpfen der Schwämer weiterfluthen, und das Schifflein des Buchhandels wird ruhig seine Fahrt fortsetzen. Es kommt nur darauf an, zu wollen und sich zu entschließen und sich nicht unübersteigliche Berge vorzuthetheoretisiren, die in Wirklichkeit nicht vorhanden sind. Vieles, was jetzt schwer und hinderlich erscheint, wird leichte Erledigung finden, sobald erst einmal ein fester Boden geschaffen ist. Das Interesse und die Ehre des Gesamtstandes lassen es als wünschenswert erscheinen, daß jeder bei der Aufgabe, welche jetzt vor den Börsenvorstand getreten ist, fördernd mitzuwirken suche und ihn nicht von der Aufgabe zurückschrecke dadurch, daß er ihm Steine in den Weg wirft.

Dem Vorstande des Börsenvereins aber möchten wir die gleiche Initiative wünschen in der Bekämpfung der Einheitsportowirkungen, wie sie deren Schöpfer beweist, die gleiche Frische im Entschluß zu großem Maaßnahmen. An ihn richten wir die Bitte, daß er jetzt nicht erlahme, wenn auch manche Elemente ihn dazu veranlassen möchten, die Hände in den Schooß zu legen, oder wenn man ihm sagt, man habe die Resolution des Verbands nur unterstützt, um ihren Zweck ad absurdum zu führen. Das war auf keinen Fall die Absicht der großen Majorität der Hauptversammlung, welche sie unterstützte, als sie ganz unvorbereitet und unerwartet an sie herantrat. Er weise nicht wieder die Sache von sich ab und an die Provinzial- und Lokalvereine zurück, von denen die Anregung ausging — denn dann wird man immer geneigt sein, die Äußerungen, welche von dort her ertönen, als einseitige, wenn nicht sogar als feindliche zu betrachten, und sie können auch wirklich durch Einseitigkeit unpraktikabel werden —, sondern mache die Angelegenheit, die man ihm vertrauensvoll in die Hände gelegt hat, zu der seinen und suche ihrer Möglichkeit oder Unmöglichkeit durch die Beratung in einem kompetenten Ausschusse wirklich nahezu kommen. Ihm ist es nicht verborgen, daß die Bestrebungen, welche sich geltend machen wollen, berechtigte und gesunde sind, denn die gleiche Bewegung, welche zu der Resolution führte, war es, die ihm selbst das Mandat gab, und er darf sich nicht der Einsicht verschließen, daß der eine mögliche Schritt, welcher gethan werden kann, um Besserung und Sicherheit zu schaffen, ein leichter ist, weil er der natürliche ist.

Der Einwurf, daß der Börsenverein sich zu scheuen habe, ganz neue, weitgehende Ziele in sein Programm aufzunehmen, weil dadurch die bisherige Wirkungsfähigkeit desselben geschädigt werden könnte, ist ein thörichter. Der Zweck des Börsenvereins ist die Vertretung der Interessen des Gesamtbuchhandels.*) Wie soll er also geschädigt werden dadurch, daß er den Gesamt-

*) „Der Zweck des Vereins ist die Pfl egung und Förderung des Wohles, sowie die Vertretung der Interessen des deutschen Buchhandels im Allgemeinen, und seiner An-

buchhandel in sich vereinigt? Das hat doch keinen Sinn. Im Gegenteil wird er dann erst wirklich seine Zwecke erfüllen können und noch ganz andres Gewicht für die Durchführung seiner Einzelaufgaben gewinnen. Schließt er aber die Vertretung der Interessen einer Hauptgruppe seiner Standesgenossen aus, dann ist er in Gefahr, seine Wirksamkeit einzubüßen, denn dann befindet er sich dauernd einer feindlichen Korporation gegenüber, deren Peripherie sich mit der seinen schneidet, und die dadurch sogar zerstörend auf ihn einwirken kann. Für ihn zuerst kann es verhängnisvoll werden, wenn die Zweiteilung des Buchhandels in Permanenz erklärt wird. Ebenso ist die Scheu vor einer abermaligen Abänderung des Statuts, welches sich der Börsenverein kaum erst gegeben hatte, doch wahrlich kein Grund, in der Not das Nötige zu unterlassen. Und wenn das Statut auch unendliche Mühe verursacht hätte, und ein neues eben solche Mühe verursachen würde, so wäre das kein Grund, der Neuarbeit aus dem Wege zu gehen; sie ist vorzunehmen, auch wenn dabei ein Meisterwerk preisgegeben werden müßte — was das vorliegende Statut, wie männiglich bekannt, nicht im geringsten ist. Trotz aller Mühen und Kosten, die es verursacht hat, haften ihm so große Schwächen an, daß es mit Ruhe begraben werden könnte.

Es sollen hier nicht Vorschläge über die Form, die Einrichtung und die Details der zu begründenden Innung gemacht werden. Darüber zu beraten und zu beschließen ist Sache der Delegation, welche zusammenzuberufen dem Börsenvereinsvorstand vorgeschlagen wurde, und dessen Zusammenberufung uns als seine nächste Pflicht erscheint.

Für die Mitglieder dieser Delegation aber, welche aus Vertretern aller Interessentengruppen wird bestehen müssen, flehen wir die Götter um Einsicht an! Möchten sie, wenn wirklich der Ruf an sie ergangen sein wird und sie zusammentreten, nicht im Auge haben, was möglicherweise Schwierigkeiten bereiten könnte, und dadurch Schwierigkeiten schaffen, die keine Einigung zustande kommen lassen, sondern nur das, was jedem Einzelnen die Ausführung möglich machen und erleichtern kann. In den Resultaten dieser Delegation wird sich die Zukunft des deutschen Buchhandels aussprechen. Entscheidet sie sich für das manchesterliche *laissez aller*, so wird voraussichtlich der Tod der hergebrachten Einrichtungen und Verhältnisse besiegelt sein, denn die Persektion wird so rasch fortschreiten, daß diesem einen Anlauf kaum ein zweiter wird nachfolgen können; die „Zeitströmung“ wird dann allerdings bald weggeschwemmt haben, was jetzt noch übrig ist.

gehörigen im weitesten Umfange.“ „Die Anbahnung allgemein geltiger geschäftlicher Normen im Verkehr der Buchhändler unter einander.“ „Die Förderung des Korporations-Geistes in Lokal-, Kreis- und Provinzialvereinen, sowie die Förderung der Bestrebung dieser Vereine zum Schutz der geschäftlichen Interessen ihrer Mitglieder.“ (§ 1 des Statuts.)

Die Zeitströmung!

Im Ahnensaal der Buchhändler, in der Aula der Buchhändlerbörse zu Leipzig, hängen die Bilder derjenigen, welche der Buchhandel als seine vornehmsten Förderer verehrt, deren Geschäftstüchtigkeit und Geschäftsklugheit den kommenden Geschlechtern durch diese Bilder als leuchtendes Beispiel in der Erinnerung gehalten werden soll. Was würden wohl diese Bilder, wenn sie Denken und Empfinden hätten, zu den Bewegungen und Kämpfen sagen, die sich jetzt unter ihren Augen abspielen? Welche Zornesworte würden sie zu ihren Epigonen hinunterdonnern, wenn diese wirklich den altherwürdigen Bau, dessen treue Hüter sie waren, unthätig dem Verfall preisgeben wollten, aus Respekt vor der Fäselei der „Zeitströmung“? Was würden sie thun, wenn sie die Fähigkeit der Bewegung hätten? Wir glauben, sie würden sich umdrehen und das Gesicht gegen die Wand kehren — aber nicht aus Scham über ihre antiquirte Größe. Die Zeitströmung aber, d. h. das zum Siege gekommene Prinzip der Handelsfreiheit und des rücksichtslosen Egoismus wird, wenn der alte Buchhandel sich ihr überläßt, triumphirend die Bilder einer Reihe von andern Männern neben jene verstäubten hängen, von neuen Männern, Männern der „Jetztzeit,“ Männern, die für die wahre Humanität und die wahre Freiheit mit der wahren Gesinnung kämpfen, und deren Reihe dann jedenfalls begonnen werden wird mit dem Manne, den die kurzichtigen Sortimenten von heute als ihren schlimmsten Feind betrachten, mit jenem Leipziger, der, ein kühner Neuerer, mit bismarckischer Urkraft die alten Satzungen durchbrach und den Strom des Buchhandels in ein neues Bette lenkte, der als Vorkämpfer und Ritter Georg der Neobibliopolen dem alt und schwach gewordenen Drachen Börsenverein, welcher keine Zähne mehr hatte und nicht mehr mit dem Schwanz peitschen konnte, die mürrischen Rippen zerbrach. Das wird nicht ausbleiben. Auch der Börsenverein wird dann bald von dem Besen der Zeitströmung zu dem übrigen Gerümpel gekehrt worden sein. Als zweiten aber wird man vielleicht an jenes ersten Seite den Erfinder und Begründer der segensreichen Institution der Postbuchhandlung hängen, die dann wohl auch nicht ausbleiben wird.

Sollen wir uns aber auf alles das freuen? Videant consules.

Leipzig.

J. G.



Henrik Ibsen.



it jener Teilnahme an aller fremden Dichtung, die ein Erbteil aus guten und bösen Tagen unsrer Literatur ist, haben wir in Deutschland auch die Entstehung einer besondern norwegischen Literatur begrüßt und ihren hervorragendsten Vertretern Björnson und Henrik Ibsen ohne Zögern und Besinnen nicht nur den ihnen gebührenden Platz eingeräumt, sondern auch einen guten Teil der spärlichen Muße und Stimmung, welche uns für literarische Genüsse im allgemeinen bleibt, hingegeben. Unsrer Bühnen, spröde gegen die neuere deutsche Dichtung, auch wo dieselbe ihr Bestes und wahrhaft Gutes leistet, haben eine Reihe der neuern norwegischen Dramen in ihr Repertoire eingefügt, und die Werke der beiden obengenannten Dichter sind in mehrfachen Übertragungen bei uns verbreitet worden. Der eigentümliche Umstand, daß Ibsen Jahrzehnte lang in Deutschland gelebt hat, daß ein hervorragender Literaturhistoriker und Kritiker wie Georg Brandes in Deutschland für seine dänisch-norwegischen Landsleute eingetreten ist, hat auf die Norweger die Aufmerksamkeit mancher literarischen Kreise gelenkt, die andernfalls wohl erst in Jahrzehnten von ihnen Notiz genommen haben würden. Echte Empfänglichkeit und altgewohnter Respekt für alles Fremde, berechtigte Bewunderung und modischer Enthusiasmus mischen sich zu jener Bewegung, welche die beiden Norweger und hinter ihnen drein schon mehr als einen ihrer jüngern Landsleute (Kjelland, Kristian Elster u. a.) in den Vordergrund der literarischen Bühne drängt.

Im Einklang mit dieser Bewegung erhalten wir soeben auch eine kritische Monographie: Henrik Ibsen, einen Beitrag zur neuesten Geschichte der norwegischen Nationalliteratur von L. Passarge (Leipzig, Bernhard Schlicke, 1883), ein stattliches, wohlausgestattetes Buch von über 300 Seiten, welches es unternimmt, dem norwegischen Dichter neue Freunde zu werben und namentlich auch die Bekanntschaft mit jenen Dichtungen desselben zu vermitteln, welche bis jetzt bei uns nicht übersetzt sind. Passarge, bisher hauptsächlich als Verfasser frischer und anschaulicher Reisebilder bekannt, unter denen wiederum die aus dem Norden überwogen, scheint mit Henrik Ibsen persönlich vertraut zu sein, jedenfalls ist er es mit seinen Dichtungen in dem Maße, daß er als ihr vollberechtigter Interpret auftreten kann. Der Standpunkt, auf den er sich von vornherein stellt, ist der, daß wir in Ibsen nicht nur ein bedeutendes Talent, sondern einen Genius zu bewundern haben. „Es kommt hinzu, heißt es in der Einleitung, daß dieser Dichter einer der eigentümlichsten ist, welche die Welt gesehen, der immer seine eignen Bahnen wandelt, ja dieselben sich meist erst

durch den Urwald haut, unbekümmert darum, ob die Leute auf den breiten Heerstraßen mit dem bekannten Lächeln auf den sonderbaren Wanderer blicken. Alles, was ich gedichtet habe, so schrieb einst der Dichter an den Verfasser dieses Buches, hängt aufs genaueste mit dem zusammen, was ich durchgelebt, wenn auch nicht erlebt habe. Jede neue Dichtung hat für mich den Zweck gehabt, als ein geistiger Befreiungs- und Reinigungsprozeß zu dienen; denn man steht niemals ganz ohne Mitverantwortlichkeit und Mitschuld in der Gesellschaft, zu welcher man gehört. Deshalb schrieb ich einmal als Zueignungsgedicht in eines meiner Bücher: Leben heißt Krieg mit den Geistern in Herz und Kopf, dichten heißt Gericht halten über sich selbst.“

Die Thatsache, daß Ibsens Dichtung aufs innigste mit dem zusammenhängt, was er „durchgelebt,“ ziehen wir keinen Augenblick in Zweifel. Aber sie allein würde den norwegischen Poeten keineswegs zu einem der eigentümlichsten Dichter machen, welche die Welt gesehen, denn dies trifft beinahe auf alle nennenswerten Dichter zu und unterscheidet im wesentlichen den schöpferischen und gestaltenden Poeten vom bloßen Macher wie vom Dilettanten. Auf die Stärke und Eigenart dieses Prozesses, ein wenig auch auf die Besonderheit der äußern Verhältnisse, die ihn gefördert oder gehemmt haben, kommt es an, und nur in wenigen Ausnahmefällen existirt eine poetische Individualität, welche dem Gesetze entrückt zu sein scheint und bei welcher wenigstens der Nachweis des Zusammenhanges zwischen ihrer menschlichen und ihrer poetischen Entwicklung schwierig ist. Von den Machern aber, an denen in den zeitgenössischen Literaturen freilich kein Mangel ist, darf an solcher Stelle, wie es die Charakteristik eines wirklichen Dichters ist, nicht gesprochen, sie dürfen nicht zum Vergleich herangezogen werden. Jedoch können wir Passarge von vornherein zugeben, daß Henrik Ibsen durch gewisse Besonderheiten seiner Entwicklung, durch den Gegensatz zwischen seinem eignen Innersten und den in seinem Vaterlande Norwegen geltenden Lebensanschauungen, durch die seltene Energie, mit der er auch da zur ursprünglichen Natur durchzudringen sucht, wo ihm eine Tradition entgegensteht, ein selbständiger und eigentümlicher Dichter ist.

Deutsche Leser der Dichtungen Ibsens wie der kritischen Schrift Passarges werden freilich auf eine Frage nicht völlig verzichten, die in der Abhandlung beiseite geschoben erscheint: die Frage nach der Bedeutung, die Ibsen für uns haben kann. Alles poetisch wirklich Vortreffliche ist international, ein dänisch-norwegischer Dichter und zumal Ibsen steht uns nicht eben fern, aber die Stellung, die er in einer werdenden, völlig neugeschaffenen Literatur einnimmt, kann ihm schwerlich in unsrer überreichen Literatur zu Teil werden. Vieles, was er aus der Tiefe seiner Seele und Anschauung schöpft, wirkt für uns doch nicht in dem Maße ergreifend und überwältigend wie bei den Norwegern, welche zur Macht des eigentlich künstlerischen Eindrucks auch noch den Reiz der Neuheit empfinden. Die Kämpfe, welche die dänisch-norwegische Dichtung von heute

erfüllen, haben bei uns in Deutschland zum guten Teil ihre Zeit gehabt. Die eigentümliche Verbindung des künstlerischen Naturalismus mit einem ethischen Puritanismus und politischen Radikalismus, welche in Norwegen, beziehungsweise auch in Dänemark herrscht und gegen welche Ibsen kämpft, ist uns völlig fremd. Unser Pietismus ist literarisch durchaus konventionell und politisch eher hyperkonservativ, hat überhaupt einen entscheidenden Einfluß auf die geistige Entwicklung nicht erlangt. Die Dichtung Ibsens wiederum ist kaum zu verstehen, jedenfalls nicht zu genießen, wenn man sich den eigentümlichen Hintergrund, auf dem dies alles entstanden, nicht beständig gegenwärtig hält. Allerdings lebt Henrik Ibsen seit langen Jahren seinem Vaterlande fern in einer Art freiwilligen Verbannung. Aber, wie es völlig in der Ordnung ist, immer sind seine halb sehnenenden, halb zürnenden Blicke auf Norwegen gerichtet. Dabei ist es eigentümlich genug, wie er sich in fortwährendem Kontakt mit seinem Vaterlande erhält; nicht bloß indem er den Storthingsverhandlungen und den unendlichen Zänkereien und Verleumdungen folgt, mit denen sich dort zur Zeit Rechte und Linke überschütten, sondern ganz besonders dadurch, daß er sich in den norwegischen Zeitungen keine, auch die kleinste Anzeige im Inseratenteile spart. Der Dichter atmet mit den Schneehühnern, den Dorschen und Heringen, welche der Kaufmann in Christiania anzeigt, die Luft des norwegischen Fjells und Meeres, und fühlt sich umstrahlt von dem Glanze der Mitternachtssonne, wenn er bei seiner römischen Lampe die Kurse der großen Norddampfer studiert. Nicht bloß in dänisch-norwegischer Sprache, sondern auch im steten Hinblick auf die Welt des Nordens, auf ihre Gegenwart und nächste Zukunft sind Ibsens Werke gedichtet. Sicher jedoch besitzt der Dichter daneben eine Reihe jener poetischen Eigenschaften, die in allen Völkern und zu allen Zeiten wirksam sind, und in diesem Sinne mag die Passargesche Schrift als eine willkommene Anregung für unsre Literaturfreunde gelten, sich mit denjenigen Dichtungen des genialen Norwegers bekannt zu machen, welche in deutscher Übertragung zugänglich sind.

Die biographische Studie, welche der vorliegenden Schrift vorausgeschickt ist, teilt über Ibsens äußeres und inneres Leben nur wenig mit; wir erfahren nur, daß der Dichter am 20. März 1828 in Stien in Telemarken geboren ist, als Apothekerlehrling in Grimstad sich auf das Studentexamen und die spätern medizinischen Studien in Christiania vorbereitete und schon in dieser Zeit die ersten Regungen seines Talents spürte und seine ersten poetischen Versuche schrieb. Noch ehe er die Universität bezog, gab er 1850 das Drama „Catilina“ unter dem Pseudonym Brynjolf Bjarme heraus. Begreiflich genug beschäftigte er sich dann in Christiania mehr mit literarischen Plänen als mit medizinischen Studien und ward durch eine frühe Berufung als Theaterdichter an das von Ole Bull in Bergen gegründete norwegische Nationaltheater zum berufsmäßigen Schriftsteller umgewandelt. Nachdem er von 1852—1857 jedes Jahr dem Theater in Bergen ein Stück geliefert, vertauschte er seine Stellung mit

einer ähnlichen am Theater zu Christiania, welches 1862 bankrott wurde. Ende 1863 erhielt er wesentlich auf seine große Dichtung „Die Kronprätendenten“ hin ein norwegisches Staatsstipendium von 2700 Mark, ging 1864 nach Rom und hat seitdem teils in Italien, teils in Deutschland (in München, Dresden und wiederum in München) gelebt. Diejenigen Werke, denen Passarge die größte Bedeutung und die tiefste Eigentümlichkeit zuspricht und von denen er in seiner Schrift ausführliche Zergliederungen giebt: „Brand,“ „Peer Gynt,“ „Kaiser und Galiläer,“ „Der Bund der Tugend,“ „Die Stützen der Gesellschaft,“ „Ein Volksfeind,“ „Nora“ und „Gespenster,“ sowie die Umarbeitung des Jugendwerkes „Frau Inger von Oustrot,“ entstanden während der zwei Jahrzehnte, welche der Dichter nun schon fern von seinem Vaterlande lebt.

Es ist nicht leicht, eine Gesamtcharakteristik der vornehmen Dichterercheinung Ibsens zu geben. Mit dem Schlagwort des „Pessimismus“ ist sie keineswegs abgethan, obgleich stark pessimistische Elemente sich in Ibsens Poesie finden und gelegentlich vorwiegen. Bei dem Ringen nach unbedingter innerer Wahrheit der Menschendarstellung, einem Ringen, das nur stellenweise mit den Bestrebungen des spezifischen Naturalismus zusammenfällt und seine volle Berechtigung hat, bei dem tödtlichen Hass, den Ibsen offenbar gegen alle Lüge und alles Phrasentum hegt, wird die haarstarke Grenzlinie, welche diese Wahrheit und die trostlose Verzweiflung an Welt und Menschen von einander trennt, gelegentlich leicht überschritten. In dem Lustspiel „Die Komödie der Liebe“ schüttet der Dichter den äußersten Hohn über die platte Nüchternheit aus, in welche die romantischen Neigungen sich in der Ehe aufgelöst haben, schießt dann seine Heldin Schwanhild mit vollem Bewußtsein in die gleiche Armseligkeit hinein und erweckt den Eindruck, als ob er mit dem geistvollen Asketen Sören Kirkegaard, dessen Einwirkungen nebenbei gesagt in all diesen neuern dänischen und norwegischen Dichtern zu erkennen sind, alle Liebe und Ehe für einen verächtlichen Sinnenrausch und eitle Selbsttäuschung halte. Im Drama „Peer Gynt“ bekämpft Ibsen das Übermaß der Phantasie, jene Einbildungskraft, die hier an die Dichtung und dort an die Lüge grenzt, so energisch, daß man meinen könnte, er wolle zu Gunsten der platten Verständigkeit und moralischen Nüchternheit alle Phantasie überhaupt aus der Welt treiben. Im „Volksfeind“ fällt die Schilderung der kleinstädtischen Gemeinheit und der allgemeinen Verlogenheit so verzweifelt aus, daß jeder Widerstand und jede Erhebung dagegen als hoffnungslos erscheint; Doktor Thomas Stockmann ist nicht, wie Passarge meint, dem Coriolan, sondern vielmehr dem Timon verwandt.

Jede erneute Lektüre der Ibsenschen Dichtungen ergibt, daß hier eine starke Natur und ein glühendes Herz über den Widerspruch zwischen den idealen und ethischen Forderungen und zwischen der Gestaltung und Gesinnung unsrer Welt nicht hinwegzukommen vermögen. Die eigentliche Meisterchaft Ibsens liegt in den Charakteren, die er als Gegner darstellt, ein Schicksal, das er mit

manchem modernen Dichter gemein hat. Doch unterscheidet er sich, bei allem Skeptizismus von den verständigen Satirikern anderer Epochen wesentlich, hinter all seinem Haß birgt sich leidenschaftliche Liebe, hinter seiner Verzweiflung der heiße Wunsch, daß es ein erlösendes Wort in der Wirrnis der modernen Verhältnisse geben, daß er der Dichter sein möchte, der das erlösende Wort spräche.

Charakteristisch ist in Ibsens Dramen der Konflikt zwischen den ethischen Forderungen, mit denen der Dichter den Menschen gegenübertritt, und seiner Anschauung von der Abhängigkeit des Individuums vom Ererbten, von der Beschränkung des freien Willens. Wahre und freie Menschen erstehen nur durch eine freie That; worauf es allein ankommt, das ist die Revolutionirung des Menschengestes. Denn die erste Aufgabe des Menschen ist und bleibt es, nicht nach allgemeinen Lehren und Vorschriften zu leben, sondern das Leben zu wagen nach den Forderungen unsrer eigensten Natur. Wie aber steht es um die „freie That“ bei denen, welchen Geburt und Blut, Sünde der Vorfahren, oder Druck der eignen Umgebung dieselbe unmöglich gemacht hat? Die sittliche Zurechnungsfähigkeit Stensgarbs, Bernicks und ähnlicher Gestalten Ibsens erscheint wesentlich vermindert, wenn man in seinem Sinne die Unwiderstehlichkeit der ursprünglichen Anlagen und der äußern Verhältnisse zugiebt und die freie That anderer in ihrer Bedeutung herabdrückt. Ibsens Grundanschauung, daß nur die Liebe, nur die Aufopferung für andre beglücke, hat nur dann den vollen Wert, wenn jedes Menschenkind dieser Liebe und Aufopferung fähig ist und ihr Mangel alle anklagt, die sie nicht besitzen.

Passarges Buch über Ibsen ist ein neuer Beitrag zu den ersten Bemühungen des Verfassers, uns die Welt des Nordens verständlich und anschaulich zu machen. Wenn seine panegyrischen Weisen hie und da um einen Ton zu hoch erklingen, wollen wir nicht darum rechten. Das Verdienst, eine große Dichterkraft gewürdigt und andern näher gerückt zu haben, wird durch einige Überschätzung nicht aufgehoben. *



Die große Kunstausstellung in Berlin.

2.



Das Lutherjubiläum, welches wir in diesem Jahre feiern, wird voraussichtlich, wie an der Musik und an der Dichtkunst, auch an den bildenden Künsten nicht spurlos vorübergehen, wenn sich auch nach unsrer Ausstellung kein Maßstab für den Umfang gewinnen läßt, in welchem die Beteiligung der Kunst an dieser Feier etwa stattfinden dürfte. Die Künstler als Personen genommen, sowohl

die Berliner als die Weimaraner, haben ihre Mitwirkung an den in Wittenberg, Erfurt und anderswo geplanten Festzügen zugesagt. Solche Maskeraden sind immer des Beifalls sicher oder schließen doch kein so großes Risiko in sich wie umfangreiche Historienbilder, die mit höheren Ansprüchen auftreten und doch im Grunde nicht mehr sind als ein inhaltsloses Maskenspiel. Freilich darf man bei der Beurteilung des Verhältnisses der bildenden Künste zu Luther die Thatsache nicht außer Acht lassen, daß die zeichnenden wie die plastischen Künste kaum jemals für einen Mann schon bei dessen Lebzeiten soviel gethan haben wie für Luther. Man darf behaupten, daß seit den Zeiten Hadrians, der das ganze römische Reich mit Statuen und Büsten überschwemmen ließ, kein einzelner Mann wieder durch die Kunst in gleichen Maße verherrlicht worden ist wie Luther. Es ist ein merkwürdiges Zusammentreffen, dessen Erklärung den Geschichtsphilosophen beschäftigen mag, daß die populärste aller Künste, der Holzschnitt, zu Luthers Zeiten seine höchste Entwicklung und Blüte erreichte, und daß diese Kunst, indem sie sich in den Dienst des Reformators stellte, außerordentlich viel zur Popularisirung seiner Persönlichkeit und zur Verbreitung seiner Gedanken beitrug. Es ist bekannt, mit welcher Begeisterung Dürer, mit welcher innigen Liebe Lucas Cranach an dem Gottesmanne hing, und mit vielen minder berühmten Künstlern, deren Äußerungen uns nicht überliefert worden sind, wird es sich nicht anders verhalten haben. Die Künstler beschränkten sich allerdings überwiegend auf das Porträt einerseits und auf das politisch-religiöse Tendenzbild andererseits, welches man mit unsrer heutigen Karikatur vergleichen kann, nur daß den Künstlern des sechzehnten Jahrhunderts das subjektive Moment des modernen Witzes abging, daß sie aus jener unbekümmerten Naivetät herauschufen, welche die charakteristische Eigentümlichkeit der ganzen Renaissancekunst ist. Im 17. und 18. Jahrhundert trat die Gestalt Luthers für die bildenden Künste ganz in den Hintergrund. Der dreißigjährige Krieg und die widerlichen Streitigkeiten zwischen den Lutheranern und den Reformirten, welche letzteren sich in dem Eiferer Calvin einen Privatluther zurechtgemacht hatten, mögen die Hauptursachen gewesen sein. Andre Ursachen wird man aber in der allgemeinen Lage der Kunst zu suchen haben, welche in jenen beiden Jahrhunderten in deutschen Landen fast ausschließlich die Dienerin katholischer Fürsten war. Erst das Reformationsjubiläum von 1817 und die dadurch erweckte Begeisterung der protestantischen Fürsten von Nord- und Mitteldeutschland führte die Kunst von neuem auf Luther hin. Aus der Düsseldorfer Schule gingen trotz ihrer vorzugsweise romantisch-katholischen Richtung jene umfangreichen Historienbilder hervor, mit denen insbesondere die Namen Lessings und Julius Hübners verknüpft sind. Die Wandmalerei nahm ebenfalls an der Verherrlichung Luthers Teil. Aber das waren am Ende nur künstliche Blüten, welche ihren Duft und ihren Farbenglanz nicht auf die Dauer behaupten konnten. Die popularisirende und agitatorische Rolle des Holzschnitts übernahm in unserm

Jahrhundert die Plastik, welche für unsre Zeit den Luthertypus geschaffen hat, wie es Lukas Cranach, den man mit größerem Rechte pictor celerrimus als celeberrimus nennen könnte, für das sechzehnte Jahrhundert gethan. Diefem Biedermanne von großer Handfertigkeit, aber von geringer geistiger Begabung, sind die großen Bildhauer des neunzehnten Jahrhunderts, welche sich der plastischen Darstellung Luthers widmeten, Schadow, Rauch und Rietschel, bei weitem überlegen. Sie haben der äußern Erscheinung des Reformators erst jenen monumentalen Charakter verliehen, welcher seiner welthistorischen Persönlichkeit zukommt.

Es giebt Figuren in der Weltgeschichte, die man sich gar nicht durch die Malerei versinnlicht oder doch nicht erschöpfend versinnlicht denken kann. Der Söldnerführer Colleoni, den uns Andrea Verrocchio in Erz gebildet hat, ist in einer Malerei von Tizian, selbst von dem härtern Bellini nicht zu denken. Maximilian I. und Karl V. sind weiche, flüssige Persönlichkeiten von schwankenden Umrissen, welche der malerischen Darstellung entgegenkommen. Friedrich der Große hat eine Anziehungskraft für beide Künste: inmitten eines zierlichen Rococorahmens steht eine monumentale Person, die man nach Belieben aus ihrem Rahmen ablösen oder in demselben lassen kann, je nachdem der Künstler Welt- oder Kulturgeschichte schreiben will. Mit Luther und, um ein Beispiel aus unsrer Zeit zu wählen, mit Kaiser Wilhelm verbindet man stets den Begriff der großen Massen, welche diese beiden gleich zähen, unbeugsamen und in ihrer Gottesfurcht doch so demütigen und schlichten Charaktere in Bewegung gesetzt, entflammt und beherrscht haben, und deshalb vertragen solche Gestalten einen kolossalen Maßstab, den ihnen nur die Freskomalerei oder die monumentale Plastik verleihen kann.

Ölgemälde, welche sich mit Darstellungen aus Luthers Leben beschäftigen, werden demnach niemals über den Charakter des anekdotischen Genrebildes hinauskommen oder im andern Falle, wie jene kolossalen Historien Gemälde der ältern Düsseldorfer Schule, sich zu riesigen Illustrationen ausdehnen, auf welchen das theatralische Pathos die imponirende Wirkung eines monumentalen Rundbildes anstrebt.

Zwei sehr brav gemalte Bilder unsrer Kunstausstellung bestätigen vollauf diese Sätze. Das eine von dem schwedischen, aber in München ansässigen und aus der dortigen Schule hervorgegangenen Karl Gustav Hellqvist herrührend, stellt Luthers Ankunft auf der Wartburg, das andre, ein Werk des Düsseldorfer Malers Hugo Vogel, eine Episode aus Luthers Aufenthalt in diesem Orte dar, eine Predigt aus seiner Bibelübersetzung in der dortigen Kapelle. Es sind artig in Farbe gesetzte Illustrationen, mit getreulicher Beobachtung des Zeitkostüms und des Lokalkolorits, aber auch nichts mehr. Wären uns nicht Luthers Züge, dank jener agitatorischen Thätigkeit des sechzehnten Jahrhunderts, so wohlbekannt, so würden wir das erste Bild ohne Kommentar

gar nicht verstehen und das andre für einen „Gottesdienst im Kostüm des sechzehnten Jahrhunderts,“ wie man der Kürze halber zu sagen pflegt, halten.

Die ganze wuchtige Persönlichkeit des Mannes wird uns dagegen durch Siemerings bronzenes Lutherdenkmal für Eisleben zur Anschauung gebracht, welches mit dem ganzen Postament und dem granitenen Sockel auf dem Vorplatze vor dem Polytechnikum aufgebaut ist. Man kann sich demnach bis zu einem gewissen Grade eine Vorstellung von der Wirkung des Denkmals bilden — bis zu einem gewissen Grade, weil der moderne Renaissancepalast des Polytechnikums einen wenig passenden Hintergrund für ein Monument abgiebt, welches dem pittoresken architektonischen Rahmen einer kleinen thüringischen Stadt eingepaßt werden soll. Luther ist in Eisleben geboren und gestorben. Aber sein Leben war weder in den Jugendjahren noch im Alter mit dieser Stadt enger verknüpft. Immerhin war dieselbe der Schauplatz des letzten Aktes seiner Thätigkeit. Obwohl er schon krank in Eisleben angekommen war, predigte er noch mehreremale, bis ihn die letzte Krankheit auf das Lager warf. Siemering hat ihn deshalb als Prediger dargestellt, mit Mütze und Talar und die Bibel in der Hand, etwas verbissen und grämlich, wie er ja in den letzten Jahren seines Lebens gewesen ist. Wir haben also ein Porträt im historischen Sinne vor uns, das der lokalen Bestimmung der Statue angemessen ist. Die welthistorische Bedeutung des Mannes hat Siemering nicht zur Darstellung gebracht und auch nicht bringen wollen, da er wohl die Überzeugung hatte, daß dieselbe von Rietschel völlig erschöpft worden sei. Für Schiller, Goethe und Lessing lassen sich mehrere gleich erschöpfende und muster-giltige Typen schaffen. Für den letztern haben es uns Rietschel und Schaper, der eine in Braunschweig, der andre in Hamburg, bewiesen. Luther und Friedrich der Große sind aber nur einmal typisch dargestellt worden. Mit dem Friedrichsdenkmal für Berlin hat Rauch, mit dem Lutherdenkmal bei Worms hat Rietschel ins Schwarze getroffen, und sie haben beide denen, die nach ihnen gekommen sind, nichts zu thun übrig gelassen, weil sie aus den Persönlichkeiten die Quintessenz ihrer historischen Bedeutung herausgezogen haben.

Siemering hat ein großes Gewicht auf den Schmuck des Postaments gelegt, dessen vier Seiten je ein bronzenes Relief von ungewöhnlicher Erhebung zeigen. Solche starke Hochreliefs liebte besonders die nach kräftiger malerischer Wirkung strebende italienische Frührenaissance. Abgesehen von dem reichen Spiel von Licht und Schatten ist der Charakteristik ein weiterer Spielraum gelassen, und in unserm Falle hindert die strenge, herbe Technik des Erzgusses unplastische Ausschreitungen nach der rein malerischen Seite. Die vier Reliefs haben dadurch, daß nur die obere Hälfte der Figuren sichtbar ist, einen realistisch familiären Charakter erhalten, welcher mit dem der Statue harmonirt. Auch daß in dem Relief der Vorderseite die Symbolik das Wort führt, indem

ein Engel den Satanas mit dem Wappen Luthers zu Boden schmettert, ist so recht aus der Stimmung des sechzehnten Jahrhunderts herausgegriffen, welche in den drei andern Reliefs noch stärker zum Ausdruck kommt. Auf dem einen sieht man Luther an der Bibelübersetzung arbeitend, auf dem zweiten Luther in der Disputation mit Eck und auf dem dritten den Reformator im Kreise seiner Familie seiner geliebten Musik obliegend. Alle Köpfe sind so eingehend und lebensvoll charakterisirt, so reich auch mit geistigem Leben erfüllt, daß man sehr bald über den ersten fremdartigen Eindruck dieser Reliefs hinwegkommt, mit welchen der Künstler einen Schritt abseits von ausgetretenen Wegen gemacht hat, der nur zu billigen ist.

Siemering ist in Berlin unzweifelhaft der genialste und selbständigste Vertreter der Rauch'schen Richtung, an welche er sich durch seinen Lehrer Bläser anschließt. Der ihm ebenbürtige, wenn nicht überlegene Schaper hat die lyrischen Elemente Rietschels sehr glücklich mit der realistischen Formenstrenge Rauchs verschmolzen, ohne daß er, trotz dieser lyrischen Neigung, den Porträtstatuen scharf ausgeprägter Männer, wie Bismarck, Lessing, Moltke, etwas schuldig geblieben wäre. Schaper hat bereits eine Schule gebildet, die zwar noch jung ist, aber doch schon in Kruses Marathonieger eine schöne Frucht gezeitigt hat. Der junge Künstler hat jenen athenischen Kämpfer dargestellt, von welchem die Sage erzählt, daß er nach erfochtenem Siege spornstreichs nach Athen gelaufen und auf der Pnyx mit dem Rufe: Wir haben gesiegt! tot zusammengebrochen sei. In dem gegenwärtig ausgestellten Bronzeguß sind die Feinheiten des Gypsmodells, die fliegende, feuchende Brust, der zusammengezogene Unterleib, der leidensvolle Gesichtsausdruck des zum Tode Erschöpften, die feine Muskulatur der Beine, ziemlich vollkommen zum Ausdruck gekommen. Wie alle technischen Prozeduren hat sich auch in den letzten Jahren der Bronzeguß bei uns wesentlich gebessert, und da es den Untersuchungen unsrer Chemiker gelungen ist, die Ursachen festzustellen, weshalb unsre in Bronze gegossenen öffentlichen Denkmäler so schnell schwarz und stumpf werden und jeden Lustre, jede malerische Wirkung einbüßen, wird vielleicht die Zeit nicht mehr fern bleiben, wo auch unsre Bronzefabrikanten, welche hinsichtlich der geschmackvollen Form, der Reichhaltigkeit und sorgfältigen Ausarbeitung der Modelle die französischen längst übertreffen, dieselben auch hinsichtlich der durch die Zusammensetzung der Metalle und die Behandlung des Gusses erzielten malerischen Reize erreichen werden. Haben doch die deutschen Goldschmiede erst in diesen Tagen durch das Tafelsilber der 96 preußischen Städte für den Prinzen und die Prinzessin Wilhelm von Preußen den glänzenden Beweis geliefert, daß die deutsche Silberwaarenindustrie nach der fieberhaften Arbeit eines Jahrzehntes sich nicht nur vom tiefsten Falle erhoben, sondern die des Auslandes, Frankreich mit eingeschlossen, weit überflügelt hat. Auch nach dieser Richtung hin bestätigt sich die Erfahrung der Weltgeschichte, daß eine gedeihliche Entwicklung der menschlichen Kultur und der

Künste des Friedens nur unter einer kräftigen Monarchie möglich ist, vorausgesetzt, daß dieselbe auf einer moralischen Basis begründet ist.

Weitgehender und umfassender als der Einfluß Schapers ist derjenige, welchen Reinhold Begas seit etwa zwölf Jahren in immer wachsendem Maße auf die Berliner Plastik gewonnen hat. Die geniale, alles mit sich forttreibende Begabung dieses Mannes hat ihre sozusagen historische Feuerprobe bereits bestanden. Bei Beginn seiner Laufbahn sah sich Begas einer fast ausschließlichen Negation gegenüber, und wir erinnern uns noch, welch ein Schrei allgemeiner Entrüstung nach der Enthüllung des Schillerdenkmals im November 1871 durch ganz Berlin gehört wurde. Heute wird niemand mehr in Abrede stellen, daß die Gestalt der Lyrik an diesem Denkmal zu den edelsten und hoheitsvollsten Schöpfungen der modernen Plastik gehört. Ihr Urheber hat sich sein Terrain Schritt für Schritt erkämpfen und hat in dieser Kampagne alles unangenehme hören müssen, was einem Künstler überhaupt gesagt werden kann. Man hat seine Formensprache barock, schwülstig, zopfig gescholten, und selbst diejenigen, die es noch einigermaßen gut mit ihm meinten, haben ihn unter die Künstler des Kokostils eingereiht. Er nicht so sehr als seine Schüler und Nachahmer fühlen sich durch diese Klassifizierung sehr verletzt und beunruhigt, weil das große Publikum mit dem Begriff des Kokoko etwas inhalts- und regelloses, den Begriff einer zierlichen Tändelei verbindet. In Wahrheit liegt aber gar nichts verletzendes, sondern eher etwas ehrendes in dieser Parallele. Die Künstler des Kokoko haben ihre stilistische Ausdrucksform erst auf Grund eines eingehenden Naturstudiums gewonnen, und dieses Naturstudium, welches sich nicht durch einen bereits vorhandenen Stil, sei es den der Antike oder den der Renaissance, beeinflussen läßt, bildet auch die Grundlage der Begas'schen Richtung. Man hat Begas bald einen Realisten, bald einen Naturalisten, bald einen Idealisten genannt, und er hat in der That alle charakteristischen Eigenschaften, welche diese Bezeichnungen rechtfertigen können. In den Büsten Menzels und Moltkes ist er insofern ein Realist, als er die reale Erscheinung der Persönlichkeiten in ihrer Körperlichkeit wie in dem individuellen Gepräge, welches der Geist dieser Körperlichkeit aufgedrückt, mit einer erstaunlichen Vollkommenheit wiedergegeben hat. Er ist Naturalist, weil er in das tiefste Innere der Natur eindringt, weil er seine Schöpfungen durch keinen abstrakten Kanon beeinflussen läßt und weil er die plastische Erscheinungsform mit der malerischen, genau so, wie es die Natur selber thut, in Harmonie zu bringen sucht. Er ist Idealist, weil er sich nicht mit der Wiedergabe des elementaren Lebens begnügt, sondern in die Formen einen poetischen Inhalt hineingießt, sie mit seelischem Leben erfüllt, leidenschaftliche Erregungen in Ausdruck und Geberde sich spiegeln läßt und sie durch eine schwungvolle Darstellung über die gemeine Wirklichkeit erhebt. Begas läßt also eine Reihe künstlerischer Bestrebungen, welche man bisher für völlig unverföhnlich gehalten hatte, in eine zusammenfließen, um

einen neuen Stil zu gestalten, welcher fähig ist, den ganzen Reichtum moderner Ideen und Empfindungen zu einem wahrhaft künstlerischen Ausdruck zu bringen. Sein Beispiel ist mithin nur gefährlich für diejenigen seiner Nachahmer, welche ihm nur seine getragene, pathetische Formensprache abgelernt haben, ohne dieselbe zur Dolmetscherin geistigen Lebens machen zu können. Begas hat in diesem Jahre außer einer sehr poetisch aufgefaßten Marmorbüste der deutschen Kronprinzessin jene Skizzen für die Humboldtdenkmäler ausgestellt, welche von dem herkömmlichen Schema abwichen und gerade deshalb nicht zur Ausführung gelangt sind. Man hat dem Künstler, sowie seinem Schüler Otto, welcher die Statue Wilhelm von Humboldts ausgeführt hat, schon eine große Konzession gemacht, indem man ihnen gestattete, die beiden berühmten Gelehrten sitzend darzustellen. Man kann sich gar nicht vorstellen, was dieser Schritt für Berlin bedeutet. Damit ist zum erstenmale eine Tradition unterbrochen worden, welche gültig war, solange man überhaupt in Berlin öffentliche Denkmäler errichtete. Man konnte sich unter dem Begriff einer Statue nichts andres vorstellen als eine stehende Erz- oder Marmorfigur oder ein Reiterbild. Nun sitzen die beiden Humboldts, welche in diesen Tagen enthüllt worden sind, während Blücher, Bülow, Scharnhorst und die andern vor und neben ihnen stehen.

Vielleicht erleben wir es nach diesem Bruche mit der Tradition auch noch, daß man es bei der monumentalen Verherrlichung von Künstlern und Gelehrten nicht immer für nötig erachtet, ihre Mäntel, Röcke, Hosen und Stiefel auch mit auf die Nachwelt zu bringen. Begas hat mit jenen Skizzen den Weg gezeigt, indem er die Büsten der beiden Brüder auf Postamente stellte, welche er mit allegorischen, ihre Thätigkeit symbolisirenden Figuren umgab. Sein Schüler Gustav Eberlein hat eine ähnliche Abweichung von dem Herkömmlichen versucht, indem er ein großartig gedachtes Relief unter der Bezeichnung „Der Genius Deutschlands“ ausstellte. In der Mitte sieht man die Büste Kaiser Wilhelms auf hohem Fußgestell, umschwebt von den Genien des Sieges und des Friedens. Von beiden Seiten nahen sich Vertreter aller Lebensalter, schwache Greise, bärtige Krieger, Frauen, Mädchen und Kinder, um den Geist zu versinnlichen, welcher das deutsche Volk durchbringt. Der Krieger bietet dem Herrscher seine Waffen, ein Jüngling, der in den Armen seiner Geliebten an den Wunden stirbt, die er im Kampfe erhalten, sein Leben. Frauen heben die Kinder empor und Greise schleppen sich auf ihren Krücken herbei. Unten aber zeigt uns der Genius Deutschlands, was die Opferfreudigkeit des Volkes erreicht hat: die Kaiserkrone, ein mächtiges Schwert, ein einheitliches Recht. In der Komposition halten sich der malerische Geist und das plastische Gestaltungsprinzip glücklich die Waage. Die Figuren heben sich vom flachen Relief bis zu starker Rundung aus dem Hintergrunde heraus, sodaß der Künstler namentlich in den halb- und ganzentblößten weiblichen Gestalten die außerordentliche Anmut und Feinheit seines Formengefühls entfalten konnte. Es ist dabei zu betonen, daß er seine Formengebung niemals auf den Sinnreiz hinauspielt, und daß über allen seinen Gebilden ein Hauch von Naivität und unschuldiger Harmlosigkeit schwebt, der schon allein ausreicht, um seine Schöpfungen von denen der Rokokokunst im schlechten Sinne zu unterscheiden. Dafür legt ein griechisches Mädchen, welches Tauben opfert, auf unsrer Ausstellung ein Zeugnis ab. Durch idealistischen Schwung ist die Form durchgeistigt und zu hohem Adel geläutert worden.

Man würde eine sehr ungünstige Vorstellung von der Berliner Plastik erhalten, wollte man sie nach unsrer Ausstellung beurteilen. Auf der einen

Seite sieht man die guten Alten langsam in der klassischen Tradition vertrocknen, und die Jungen, welche auf die Worte der Meister schwören, sich in diesem engen Kleide recht ungemütlich fühlen, während in andern Werkstätten der Weizen des Naturalismus üppig emporzieht. Die Naturalisten fühlen sich schon so mächtig, daß sie die antike Richtung „verrottet“ und „verkommen“ nennen, und vielleicht tragen sie selbst schon den Todeskeim im Herzen. So lange aber die Berliner Künstler es nicht für eine Ehrenpflicht erachten, die Kunstausstellung der Akademie zu beschicken, so lange wird dieselbe auch kein Bild von der Bedeutung der Berliner Kunst geben können, und deshalb dürfen wir auch die Berliner Plastik nicht an dieser kläglichen Ausstellung messen.

Die Berliner Architektur hat sich gegenwärtig zu einer so respektablen Höhe der Durchschnittsleistungen emporgeschwungen, daß sie die Wiener nach vielen Richtungen überragt. Die führenden Berliner Architekten haben es aber nicht der Mühe für wert gehalten, Abbilder und Pläne ihrer neuesten Schöpfungen auszustellen, sondern sie haben das Feld kleineren Geistern überlassen, und daher ist es nicht zu verwundern, daß diese und mit ihnen diejenigen, welche in der Reserve geblieben sind, durch den österreichischen Architekten Heinrich von Ferstel eine Niederlage erlitten haben, dessen prachtvoll monumentaler Entwurf der Wiener Universität allein schon wegen seines großartig angelegten Hallenhofes den Anspruch erheben darf, den edelsten Schöpfungen der italienischen Renaissance an die Seite gestellt zu werden.

Und die Gemälde? Ist denn von ihnen nichts mehr zu berichten, als im ersten Artikel gesagt worden ist? Wenn man einen strengen Maßstab anlegt, allerdings nichts mehr oder doch nicht viel mehr. Der Chronist, welcher für eine Tageszeitung zu berichten hat, wird freilich seinem Publikum und den Künstlern zu Liebe eine lange Reihe von Namen aufzählen müssen, um eine Präsenzliste festzustellen. Er wird diesem und jenem freundschaftlichst die Hand drücken und ihm versichern können, daß er der Alte geblieben sei und daß er wieder einmal einen artigen Einfall gehabt habe. Wenn man sich aber der Verpflichtung bewußt ist, ein annähernd treues Bild von dem Stande der zeitgenössischen Kunst nach einer zufällig zusammengewürfelten Ausstellung geben zu müssen, wenn man gar die Befürchtung hegt, einmal von einem Kunst- oder Kulturgeschichtsschreiber der Zukunft als Zeuge zitirt oder gar zur Rechenschaft gezogen zu werden, so kann man bei der Sonderung des Weizens von der Spreu nicht vorsichtig genug sein. Wir können unter diesem Gesichtspunkte nicht einmal von Bokelmann nach seinem an und für sich vortrefflichen Genrebilde „Im Gerichtsvorsaale“ mehr sagen, als daß er der Alte geblieben ist in Bezug auf die Schärfe seiner Charakteristik, die Anschaulichkeit und Lebendigkeit seiner Darstellung und die feine Beobachtungsgabe in den Bewegungen und Stellungen. Die franke Wiedergabe des Lebens, die vollkommene Objektivität des Künstlers gegenüber der realen Erscheinung, die scharfe Beleuchtung, welche alles Unklare und Unentschiedene beseitigt, und dann wieder die Vornehmheit des Stils, welcher selbst das Trivialste für die Kunst möglich macht — diese eminenten Vorzüge des Meisters verleihen jedem seiner Bilder einen unwiderstehlichen Reiz, auch wenn es wie diesem neuesten ihnen an Einheitlichkeit der Komposition und an Konzentration der Handlung gebricht. Die Figuren, welche im Gerichtsvorsaal warten, welche kommen und gehen, welche von Amtswegen darin beschäftigt sind, werden nur durch den Raum zusammengehalten, der sehr pittoresk ist und seines altertümlichen Charakters willen eine gesonderte

Betrachtung verdient. Einzelne Gruppen mögen ja durch gemeinsame Interessen verbunden sein, aber die eine Gruppe hat mit der andern nichts zu thun, und so haben wir einen mit fecker und sicherer Hand herausgerissenen Ausschnitt des Lebens vor uns, dem eigentlich nur die meisterhafte technische Behandlung einen nachhaltigen Reiz verleiht.

Immerhin macht sich in derselben das Streben nach einer rastlosen Fortbildung, nach einer immer zunehmenden Vervollkommnung bemerkbar, während andre berühmte Genremaler, nachdem sie die von ihnen neuentdeckte Stoffwelt erschöpft haben, sich in einem *circulus vitiosus* bewegen, aus welchem sie eben nur ein Umschwung in ihrer Technik herausreißen kann. Defregger und Bautier gehören zu ihnen. Beide sind niemals Maler im eigentlichen Sinne gewesen. Ihr Erfolg war einerseits nur durch die Wahl ihrer Stoffe, andererseits durch die Feinheit und Wahrheit der Charakteristik, durch die Tiefe der Empfindung und durch die Liebenswürdigkeit ihres Humors bedingt. Das ist reichlich genug, um einen Künstlerruhm zu begründen. Nun ist aber das verhältnismäßig doch enge Gebiet des Lebens der Tiroler und Schwarzwälder Bauern erschöpft. Sie sind in Freud und Leid, mit ihren kleinen und großen Interessen so ausgiebig geschildert worden, daß nichts mehr zu thun übrig bleibt. Auch der Quell des Humors sprudelt nicht mehr in alter Frische. Da muß man zu allerlei gewaltsamen Mitteln seine Zuflucht nehmen, welche natürlich den freien Strom der schöpferischen Kraft hemmen. Defreggers „Salontiroler,“ welchen die Berliner Nationalgalerie angekauft hat, ist eine mühsam ausgeklügelte Arbeit dieser Art. Ein junger Tourist, welcher sich in ein Tirolerkostüm gesteckt hat, wie es auf dem Theater üblich ist, wird in einem Wirtshause auf dem Gebirge von Mädchen und Männern zur Zielscheibe ihrer Neckereien und ihres Gespöttes gemacht. Ein sehr gesuchter Kontrast, bei dessen Darstellung gerade dasjenige fehlt, was Defreggers Eigenart ausmacht, das Natürliche und Naive. Und auch in der malerischen Ausführung giebt sich das mühsam Zusammengestrichelte, das Umhersuchen und Umhertasten zu erkennen, wodurch der Eindruck der Unsicherheit und Unbehaglichkeit noch verstärkt wird. Bautiers „Schwarzer Peter,“ das bekannte Spiel, welches von Mädchen und Burschen in einer ländlichen Stube gespielt wird, läßt vollends alle guten Eigenschaften des früher so geschätzten Genremalers vermissen. Selbst die Liebenswürdigkeit seines Naturells kommt nicht mehr zum Durchbruch, weil ihre Frische durch das flau, häßliche Kolorit niedergehalten wird.

Unter den Landschaftsmalern hat diesmal Albert Hertel mit einer schwungvoll komponirten und mit großer malerischer Kraft behandelten nordischen Strandzene die Führung übernommen. Er zeigt sich jedoch noch bedeutender, noch kräftiger in seinem für die Hygieneausstellung gemalten Panorama des Bades Gastein und der benachbarten Seitenthäler der Köttschach und von Bockstein, welches uns mit dem Troste erfüllt, daß die Berliner Kunst noch frisch und triebfähig ist. Sie ist in diesem Jahre überall in Berlin zu finden, nur nicht auf der großen akademischen Kunstausstellung.

Berlin.

Adolf Rosenberg.





Die Grafen von Ultenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)

Siebenundzwanzigstes Kapitel.



Wenn die Unterredung mit dem General auch nicht die Wirkung gehabt hatte, Eberhardt zu einer Anschauung herüberzuführen, welche mehr dem geläuterten Geiste eines Mannes, der mit der Welt abgeschlossen hatte als der thatkräftigen Natur eines Jünglings entsprach, so hatte sie doch nicht verfehlt, eine Gedankenrichtung in ihm hervorzurufen, welche ihn unter den Eindrücken der Gegenwart in seinem früheren Entschlusse bestärkte, unter allen Umständen seinem Versprechen und dem Wunsche der Mutter treu zu bleiben. Wohl nicht seine Überzeugung, aber doch seinen Stolz beeinflusste sein Gespräch mit dem alten Herrn. Ja es flößte die erhabene Anschauung des Grafen von dem Lohne, den die Tugend in sich selber trägt, ihm eine bisher ungelannte Zuversicht auf die Vorsehung ein, jenes feste Vertrauen auf eine gütige und gerechte Lenkung alles menschlichen Schicksals, welche den reinen Seelen ebenso gewiß, süß und tröstlich, wie den irrenden peinlich und unsicher erscheint.

In den erwartungsvollen Stunden, welche heute bis zu dem Augenblicke langsam dahinschlücheln, wo er an dem vorgeschriebenen Orte erscheinen sollte, und in dem Tumult von Überlegungen und Wünschen, welche die Mittheilung des Generals in ihm erweckt hatte, war ihm sein fester Wille, sich durch keine Umstände von dem Festhalten an seinem Worte abwendig machen zu lassen, eine feste Stütze. In diesem unerschütterlichen Entschlusse allein schon fand er eine Veruhigung gegenüber dem Schwarm von Gedanken, die ihn bei der Idee überfielen, er könne sein Recht geltend machen und durch den Beginn eines Prozesses sich selbst in ein andres Licht und ein andres Verhältnis gegenüber den Menschen setzen, die er während seines Aufenthalts an dieser Küste hatte schätzen und lieben lernen.

Mit schneidendem Herzen lenkte er am Abend seine Schritte zum Schlosse hin und spähte von fern nach dem Fenster der Geliebten. Der Mond hatte sich über den Wipfeln der Waldbäume erhoben und warf seinen silbernen Schein über die Landschaft hin, er ließ das Fenster dort über dem Altan hell wie

einen Stern erglänzen, und es schien Eberhardt, als sei es eine verheißungsvolle Vorbedeutung, die ihm aus diesem Schimmer entgegenblinke. Die alte graue Mauer mit ihrem Hängewerk von Schlinggewächsen erschien, als Eberhardt sich der kleinen Pforte näherte, in diesem abendlichen Lichte zugleich düster und romantisch, wie ein Bau in Oberons Walde, indem die glatten Blätter des Epheus und der von drüben herabhängenden Zweige der Eichen hell vom Monde beleuchtet wurden und hinter ihnen der Schatten umso schwärzer erschien. Aus einem dieser Schatten trat, als er dem Pfortchen ganz nahe war, eine weibliche Gestalt hervor, welche er als die getreue Millicent freudig begrüßte. Sie stieß die Thür auf, welche nur angelehnt war und sich kreischend in den verrosteten Angeln drehte, führte ihn an der Hand über die im Dunkeln liegenden Stufen der Schwelle und flüsterte ihm zu: Nur leise und schnell! Folgen Sie mir auf dem Fuße nach!

Im Schatten der Mauer hin folgte er der eilig vor ihm her huschenden Gestalt des jungen Mädchens nach und trat hinter ihr in einen Seitenbau des Schlosses ein, welcher für wirtschaftliche Zwecke bestimmt war, wie ihm ein Blick durch die Fenster des Erdgeschosses in die Küche zeigte. Es ging durch einen Korridor hindurch auf eine Seitentreppe, und oben fand sich Eberhardt in dem Gange, welchen er bei seinem ersten Besuche in Schloß Eichhausen durchschritten hatte. Endlich öffnete Millicent die Thür am Ende des Ganges, und er trat mit pochendem Herzen in das nur vom Monde erhellte Zimmer Dorotheens ein.

Und nun, mein schöner Herr, sagte Millicent mit einem Knix, rate ich Ihnen, sich die Zeit nicht lang werden zu lassen. Ich bin genötigt, Sie hier einzuschließen, doch wird Ihr Gefängnis von jemand anders geöffnet werden.

Sie war leichten Fußes verschwunden, und Eberhardt stand wie berauscht in diesem von der Geliebten bewohnten Gemach, dessen Reize so oft der Gegenstand seiner wachen Träume gewesen waren, in diesem Heiligtum der Anbetung seines Herzens. Das Zimmer war wie überflutet von dem reinen Licht der vollen Mondscheibe und erschien ihm in seiner Stille und seinem Glanz wie verzaubert. Dort war der Platz, wo er Dorothea hatte sitzen sehen, der Platz an dem weithin blickenden Fenster, von wo sein Auge jetzt weithin über den tief unten dunkelnden Wald und nach dem blauschwarzen Himmel hinauf sah, in der Einbildungskraft sich Dorotheens Augen leihend, mit denen sie von ihrem Lieblingsplatz aus dieses selben Anblicks zu genießen pflegte. Und wie war dieser Raum so ganz erfüllt von Dorotheens Wesen! Alle seine Sinne sogen zugleich ihre Existenz ein. Dieser feine Geruch, beinahe unmerklich und ihm süßer erscheinend als die Düfte der Frühlingsblumen! Er glaubte innerhalb dieser Wände den Ton ihrer Stimme deutlich zu vernehmen, und jedes Stück ihres Gebrauchs, das Papier und die Bücher auf ihrem Schreibtisch, dieses Fußkissen, diese angefangene Arbeit auf dem Nähtisch, diese Handschuhe, die sie getragen hatte, alles sprach mit tausend Zungen und soviel lebhafter, als die Phantasie allein es je vermocht, von der Persönlichkeit der Geliebten. Eberhardt war schon durch die Anwesenheit in der Umgebung der Geliebten allein in eine Entzückung geraten, worin er Dorothea zu sehen und zu fühlen, gleichsam mit der Luft, welche sie atmete, in sich aufzusaugen glaubte.

Er brannte vor Ungeduld, sie selbst erscheinen zu sehen, und die Stille des Abends ward lebendig vor seinem Gehör, indem sie Dorotheens Schritt, das Rauschen ihres Kleides und den Druck ihrer Hand auf dem Thürgriff wohl hundertmal fälschlich ihm vorspiegelte.

Aber endlich war es Wirklichkeit, der Schlüssel drehte sich in der Thür, sie öffnete sich, eine geliebte Gestalt trat herein, und er glaubte vor Wonne zu vergehen in der Umschlingung ihrer Arme. Noch niemals hatte er mehr als ihre Hand berührt, und er hatte geglaubt glücklich zu sein, wenn seine Lippen sich auf diese zarte Haut pressten. Jetzt schien ihm, als ihr Mund den seinigen fand, alles vergessen zu sein, was er je an Glück genossen, und eine Trunkenheit köstlicher Art bemächtigte sich seiner Seele.

O, ich hatte wohl Kraft, den Schmerz der Trennung zu ertragen, meine süße Dorothea, sagte er leise, aber es scheint mir fast, als fehlte mir die Kraft für das Glück. Welch ein Strom von Entzücken überwältigt mich! Deine Liebe, o welche Seligkeit!

Er hielt sie an der Hand, und sie saßen zusammen wie einstmals in der Nische vor dem Altar. Ihr von Liebe und Scham erglühendes Antlitz ward im hellen Schein des Nachtgestirns gebadet und strahlte ihm eine kaum faßbare Freude zu.

Was mußt du von mir denken, sagte sie, daß ich so leichtsinnig bin! Verachtest du mich nicht, daß ich dir dies Stelldichein gegeben habe? Ach, ich mache mir selbst deshalb die schwersten Vorwürfe, aber ich konnte nicht anders. Ich fühle mit jedem Tage deutlicher, wie sehr ich an dir hänge, deine Abwesenheit ist mir fast unerträglich und ich leide unter der Ungerechtigkeit, die dir widerfährt. Auch ist mir keine Gelegenheit gelassen, dich an irgend einem andern Orte zu treffen, weil die Gräfin von Altenschwerdt mich gleich einem Spion verfolgt, und ich kaum noch Herrin einer einzigen Stunde meiner Zeit bin. Dazu hat sich seit gestern alles noch mehr verändert, weil nun mein Vater um unser Verhältnis weiß und mich mit Argwohn betrachtet. Er —

Mit Argwohn betrachtet? fragte Eberhardt. Wie? Er betrachtet dich nur mit Argwohn und er hat noch nichts davon gesagt, daß er den schrecklichen Plan hat, dich mit dem Grafen Dietrich zu vermählen? Nach dem, was mir der General heute erzählte, habe ich eine andre Nachricht gefürchtet.

So bist du also auch klar darüber, was mein Vater beabsichtigt? Mir ist es gewiß, obwohl es noch nicht zur Aussprache gekommen ist. Doch hat der General auch mir mitgeteilt, wie mein Vater seine Fürsprache deiner Werbung aufgenommen hat. Man will uns für immer trennen, es ist eine Verabredung zwischen meinem Vater und der Gräfin. Gestern hat, wie du mir vorher schriebst, der Graf von Francken mit meinem Vater gesprochen, und nun ist mir heute schon kein freundlicher Blick mehr zu Teil geworden. Was muß ich um dich leiden, Eberhardt, welche Qual ist es mir, von meinem Vater nicht mehr angerebet zu werden! Aber ich will gern alles erdulden, wenn ich nur deiner Treue sicher bin. Darum habe ich dich gebeten, zu mir zu kommen. Ich muß dich ernstlich fragen, angesichts der drohenden Entscheidung, ob du willens bist, mir auf alle Fälle treu zu sein. Denn es ist wohl nicht zweifelhaft, daß wir des Äußersten gewärtig sein müssen. Mein Vater ist von unbeugsamer Festigkeit. Er wird, wie ich jetzt einsehe, niemals freiwillig zugeben, daß seine Tochter einen Bürgerlichen heiratet, und da er dazu noch seinen Schwiegersohn schon ausgesucht hat, so ist nicht daran zu denken, daß er sich unserm Willen beugt, wenn wir nicht mit einer noch größern Festigkeit, als er besitzt, zu einander halten. Darum sprich es mir noch einmal Hand in Hand aus — aber nein, was verlange ich? Fühle ich es denn nicht, sehe ich es denn nicht mit unumstößlicher Gewißheit, daß du mich liebst und daß

du mich niemals aufgeben wirst? Welch ein Verrat an dir, dich nur fragen zu wollen! Nein, Eberhardt, ich weiß, du bist mein, wie ich dein bin, und die härtesten Prüfungen werden dich nicht erschüttern. Selbst wenn das Schlimmste eintreten sollte, wenn mein Vater mich von sich stieße, würdest du mir doch treu bleiben!

Ja, du Ungläubige und Verräterin, sagte er mit innigster Zärtlichkeit, ja, ich werde dir treu bleiben. Was sage ich? Dir treu bleiben? Mir selbst, hätte ich sagen sollen. Denn ich habe nicht mehr das Gefühl, daß wir zwei wären, sondern deine Herrschaft über mich ist so grenzenlos, daß ich ganz dein bin und wir nur ein Leben bilden, welchem du befehlst. Und wie groß ist das Glück für mich, dir ganz zu gehorchen und zu deiner Höhe erhoben zu werden! Anbetungswürdiges Mädchen, wie ich bewundernd zu dir aufblicke, zu dir, deren Erhabenheit der Empfindungen so groß ist, daß du den Unterschied gar nicht siehst, der zwischen deiner Lage und der meinigen besteht. Denn du hast etwas auf's Spiel zu setzen, du hast etwas zu verlieren. Eine edle Geburt, einen großen Besitz, eine vornehme Familie, einen geachteten und angesehenen Namen. Alles das wagst du, wenn du dich entschlossen den Wünschen deines Vaters widersetzt. Aber ich, wer bin ich, und was habe ich zu verlieren? In jedem Falle kann ich nur unendlich viel gewinnen, und selbst die verstößene Tochter des stolzen Barons ist noch eine Fürstin im Vergleich zu mir. Ich fühle so sehr meinen Unwert, an äußerer Lebensstellung nicht nur, sondern auch an Adel des Geistes dir gegenüber, daß es mir als ein Frevel erscheinen will, Liebe von dir zu verlangen und durch meine beharrliche Sehnsucht nach deinem Besitz dich zu gefährden und herabzuziehen. Ja, glaube mir, es ist das ernstlich gesprochen, und ich lege es demütig deiner Entscheidung vor. Wenn ich zu wählen hätte zwischen deinem Besitz und deiner Achtung, Dorothea, so groß ist meine Liebe für dich, meine Königin, daß ich deine Achtung vorziehen würde.

Wie schön, mein geliebter Freund, daß sich meine Achtung so vollkommen mit deiner Liebe verträgt! entgegnete sie mit einem dankbaren und glückstrahlenden Blick. Ich weiß diese Liebe zu schätzen, welche fürchten kann, daß meine Achtung nicht ihr verdienter Preis sein würde. Nein, Eberhardt, diese Liebe ist zu kostbar, als daß von irgend einem Opfer auf meiner Seite die Rede sein könnte. Und höre meinen Plan. So wie ich meinen Vater kenne, liebt er mich zärtlich, und nur Vorurteile und Gewohnheiten, die von seinem Stande und seinem frühern militärischen Beruf unzertrennlich sind, lassen gleichsam die Schale seines Innern rauh erscheinen. Wenn ich ihm mit aller Sanftmut einer Tochter und aller Festigkeit eines Mädchens, welches dir angehört, vorstelle, daß er mich unglücklich machen würde, wenn er mir deine Hand verweigert, so wird er zuletzt doch nachgeben müssen. Ich glaube aus seinem Schweigen selbst eine gute Vorbedeutung ziehen zu dürfen. Er geht noch mit sich zu Räte, in welcher Weise er mir seinen Unwillen zu erkennen geben will, und scheut sich, mir seine Absicht hinsichtlich des Grafen Altenswerdt mitzuteilen, weil er fühlt, daß mir dies schmerzlich sein wird. Aber ich werde noch durch etwas andres die Lösung dieser Sache erleichtern und dem Widerstreben meines Vaters, von seinem Plane abzugehen, noch einen besondern Hebel ansetzen. Ich baue auf den Charakter des Grafen Altenswerdt selbst. Ich habe ihn kennen gelernt während dieser Zeit. Er ist gutmütig, von großem und feinem Verstande. Zuweilen, wenn wir uns über Kunst unterhielten, glaubte ich in seiner Meinung dich selbst zu hören, was du immerhin als ein Kompliment hinnehmen darfst, mein lieber

Maler. Doch die Eitelkeit ist der hervorragendste Zug bei ihm. Ich merke ihm an, daß er unlustig darüber ist, daß man über seine Hand entschieden hat. Denn ich habe nicht das Glück, ihm zu gefallen. Die Schönheit, die du so hoch hältst, mein guter, blinder Eberhardt, hat seinen helleren und unbefangenen Augen nicht imponirt. Er will mich heiraten, aber er will es nur seiner Mutter zu Gefallen thun. Freilich begreife ich nicht recht, wie ein Mann zu so etwas kommen kann, und es flößt mir keinen großen Respekt vor seiner Energie ein, daß er so über sich verfügen läßt. Doch ist die Gräfin ein höchst energischer Charakter, und ich begreife, daß er seine Mutter nicht nur liebt, sondern auch fürchtet. Sie aber wünscht wohl, wie so manche verblendete Mutter, ihrem Sohne etwas zu verschaffen, was man in der Sprachweise der thörichten Gesellschaft eine gute Partie nennt. Auf eben diese seine Nachgiebigkeit baue ich nun. Ich werde seinem Antrage, den ich voraussehe, zuvorkommen. Wenn mein Vater mir erklären wird, daß er meine Verbindung mit ihm wünscht, so werde ich eine gehorsame Verbeugung machen und den Grafen Dietrich unter vier Augen ins Gebet nehmen. Glaube mir, er entrinnt mir nicht. Ich werde ihn an seinem verwundbaren Punkte zu treffen wissen. Ich werde so mit ihm sprechen, daß er nicht vierundzwanzig Stunden mehr unter diesem Dache weilt. Und dann ist der Weg wenigstens nach einer Seite hin frei, und meinem Flehen bei dem Vater ist das größte Hinderniß aus dem Wege geräumt. Ja vielleicht mache ich mir sogar übertriebene Besorgnisse hinsichtlich der Schwierigkeit meiner Aufgabe, und wird es gar so schwer nicht halten, den Grafen von seinen Ansprüchen auf meine unbedeutende Person abzubringen. Vielleicht verfall' ich in denselben Fehler, den ich ihm vorwerfe, wenn ich mich für ein wichtiges Geschöpf halte, dessen Zukunft irgend jemand außer dir, mein teurer Freund, so sehr ernstlich am Herzen läge.

Eberhardt dachte an die Eröffnung, welche der General ihm gemacht hatte, und er war nicht so zuversichtlich in Betreff dieses Planes, wie Dorothea zu sein schien. Doch mochte er nichts von der Familienbestimmung sagen, welche Dietrich's Bewerbung so besonders gewichtig machte. Hatte der Baron seiner Tochter noch nichts darüber mitgeteilt, so durfte er wohl auch nicht verraten, was ihm anvertraut worden war. Hieß es doch auch nur, Dorothea beunruhigen, deren schöner Glaube ihm in dieser Stunde so wohl that. Sie würde es schon erfahren, und dann blieben für den Fall, daß ihre jetzige Absicht mißglückte, ja immer noch diejenigen Mittel und Wege übrig, welche er ihr vorschlagen konnte.

Ich will wünschen, daß die Gründe verfangen mögen, die du dem Grafen Altenschwerdt gegenüber vorbringen willst, sagte er lächelnd mit einem zärtlichen Händedruck. Aber ich muß dir gestehen, daß ich mir keinen Grund vorstellen kann, der stark genug sein könnte, um einen Mann, der Aussicht hat, dich zu gewinnen, zum Rückzug zu bewegen. Sollte wirklich der Graf dich mit so kühlem Auge betrachten, wie du meinst? Er müßte einen wunderlichen Geschmack haben. Und auch was du von seiner Eitelkeit sagst, will mir nicht recht einleuchten. Denn ich denke mir, er müßte gerade deshalb zwar beleidigt werden, wenn du ihn zurückweist, aber nur umsomehr zur Erringung eines so köstlichen Siegespreises aufgestachelt werden.

Du redest ganz thöricht, entgegnete sie. Du denkst, ich wäre für andre, was ich für dich bin. Doch ich will es entschuldigen, da ich mich darüber freue. Ich höre daraus wieder die Eifersucht sprechen, die schon in deinem gestrigen

Briefe zu vernehmen war. Aber zweifle nicht an mir und überlasse unser beider Sorgen ruhig meinen Händen. Denke immer daran, daß du mir so teuer bist, wie ich es mir selbst bin, und daß für mich kein Glück zu denken ist, welches nicht in dir seine Ursache hätte. Ich verteidige mein eignes Leben, indem ich dich verteidige, und ich fühle mich, wenn ich für dich kämpfe, so stark wie eine Löwin.

Eberhardt hörte diese Versicherungen mit einer überwältigenden Empfindung von Freude und beugte sich stumm über die weiße Hand, die sie seinen Küssen überließ.

Ja, sagte er dann, mit einem Blick voll Vertrauen sich in ihre strahlenden Augen versenkend, ja, ich will dir alles verdanken, und ich überlasse unser Geschick ganz deiner gütigen und klugen Leitung. Ich will von dieser Minute an jeden eifersüchtigen Gedanken und jeden Zweifel verbannen und mich völlig dem seligen Vertrauen auf dich hingeben. Gebiete du unumschränkt über mich und schreibe mir vor, wie ich handeln soll. Dir übertrage ich die Herrschaft auch über meinen Willen, denn obwohl ich weiß, daß die Leidenschaften leichtgläubig machen, kann ich mich doch dem tröstlichen Glauben nicht entziehen, daß es dir gelingen wird, zu erreichen, was uns beide glücklich machen soll.

Die bezaubernde Nähe der Geliebten vermochte Eberhardts trübe Ahnungen und Befürchtungen allmählich vollends hinwegzuschmelzen, und er überließ sich immer mehr dem glücklichen Genuße, den diese Stunde bot. Während es ihm zuerst fast fremdartig erschienen war, die so lange aus der Ferne verehrte Göttin nun im Geheimnis ihres stillen Gemaches unter der verklärenden Beleuchtung der Nacht an seine Brust drücken, die Züge ihres Gesichts nahe vor sich sehen, ihren Hauch fühlen und seine Lippen mit den ihrigen vereinigen zu dürfen, machten sich nun die Rechte der Gegenwart geltend, und er wagte sich ihren Reizen voll zu überlassen. Ohne darüber nachzudenken, daß dies die glücklichste Stunde seines vergangenen Lebens sei, und ohne der Zukunft ins Auge zu sehen, verlor er sich in der engen Vereinigung seiner Seele mit der ihrigen, welche ihm Flügel zu verleihen schien, mit denen er sich über die Qual des Irdischen hinweg in das Reich der Vollkommenheit zu erheben glaubte.

So schwand die Zeit mit unglaublicher Geschwindigkeit hinweg, und als ihn Dorothea zu gehen mahnte, wollte er kaum glauben, daß Stunden während seiner Anwesenheit verfloßen waren, und begriff nicht, daß der Mond, der bei seinem Kommen voll hereingeschienen hatte, nunmehr mit schrägem Strahl durch das Fenster blickte. Er riß sich zögernd von ihr los, und noch einmal mit einem Seufzer die winkende Gestalt der Geliebten und das im Zwielficht so traulich lockende Gemach überfliegend, wandte er sich ab, um Millicent zu folgen, die als gewandte Botin und Führerin auf ein Zeichen der Herrin sich eingestellt hatte. Wie im Traume schritt er den Korridor entlang, dem flüchtigen Gange des jungen Mädchens nacheilend, und war im Geiste nicht da, wo sein Körper sich bewegte. So bemerkte er nicht, aber auch Millicent bemerkte es nicht, daß ein verborgenes Auge ihn erspäht hatte.

Der Korridor war nicht mehr erleuchtet, da die Stunde vorüber war, wo die Lampen im Schlosse gelöscht wurden, und nur der Mondschein erhellte ihn, indem er abwechselnd dunkle und vor den Fenstern helle Teile bildete. In einem dieser dunkeln Zwischenräume stand eine schwarze Figur in der tiefen Umrahmung einer Thür, welche selbst in dunkelm Braun gemalt war. Sie stand unbeweglich, und nur als das Paar an ihr vorübergeeilt war, bog sie

den Hals vor, und es blickten Eberhardt mit düsterm Glanze die dämonischen Augen der Gräfin Sibylle nach.

Achtundzwanzigstes Kapitel.

Gräfin Sibylle hatte heute ein Spiel mit dem Baron gespielt, worin sie sich gezwungen gesehen hatte, mehr als je vorher ihre Karten aufzudecken. Die Erinnerung hieran ließ sie nicht ruhen, und eine argwöhnische Vermutung hatte sie getrieben, den Zugang zu Dorotheens Wohnung zu überwachen, nachdem diese sich unter dem Vorwande, Kopfschmerz zu haben, vom Theetische entfernt hatte.

Baron Sextus war sehr aufgereggt und angegriffen. Ob es nun allein die Wirkung seines Gesprächs mit dem General war, oder ob vielleicht auch das gute Diner üble Nachwirkungen bei seinem immer noch etwas schwankenden Gesundheitszustande hatte — er war übelläunig und reizbar aufgestanden, und diese Stimmung hatte sich im Laufe des Tages nicht gebessert. Am vergangnen Abend war er mit der Absicht zu Bette gegangen, Dorotheens Liebesangelegenheit sofort zu ordnen und ihr gleich am folgenden Morgen zu erklären, daß sie den Grafen Dietrich heiraten müsse. Aber er fühlte sich am Morgen nicht dazu aufgelegt, dies zu thun. Die Vorstellungen des Generals hatten im stillen nachgewirkt, und er fühlte sich unbehaglich bei dem Gedanken, seiner Tochter einen großen Schmerz zu bereiten. Das alte Gefühl, sein Leben lang ungerecht gegen sie gewesen zu sein, war heute sehr stark bei ihm, er dachte an seine verstorbene Frau zurück und warf sich vor, daß er ein liebevollerer Gatte wie liebevollerer Vater hätte sein können. Er gedachte, die Auseinandersetzung mit Dorothea noch zu verschieben, um nicht in seiner gegenwärtigen Reizbarkeit zu etwas Unbedachtem hingerissen zu werden. Trotzdem konnte er einen tiefen Groll darüber nicht unterdrücken, daß Dorothea gewagt hatte, ihr Herz so unwürdig zu verschenken, und er vermied es, wie sie schmerzlich bemerkte, sie anzureden oder auch nur anzusehen. Endlich entschloß er sich, zunächst über Eberhardts Persönlichkeit nähern Aufschluß zu suchen. Hatte die Gräfin Recht mit ihrer Verdächtigung, so mußte es ja leicht werden, Dorothea von jedem Gedanken an ihn abzubringen. Er hatte schon lange vorgehabt, diesen Punkt ganz ernstlich der Gräfin gegenüber zur Sprache zu bringen, hatte sogar einige male von weitem darauf hingelenkt, war aber immer wieder, er wußte selbst nicht wie, in seiner Unterhaltung mit ihr von diesem Thema abgekommen. Daß die Gräfin selbst mit großer Geschicklichkeit vermieden hatte, sich über ihre Verdächtigung näher aussprechen zu müssen, war ihm nicht zum Bewußtsein gekommen.

Heute nun, als er wie gewöhnlich am Nachmittage vor dem Essen mit ihr in der Bibliothek war, und während sie glaubte, daß er sich dem gewohnten Schläfchen überlassen würde, fing er von der Sache an, indem er sie fragte, ob sie sich nicht erinnern könne, was das damals für eine Geschichte gewesen sei, bei welcher der Maler Eschenburg sich zweideutig benommen haben solle.

Gräfin Sibylle warf ihm einen tief forschenden Blick zu. Es war ihr nicht entgangen, daß heute etwas Ungewöhnliches im Gemüte des alten Herrn vorging, und sie war in Besorgnis darüber, was der Gegenstand seiner gestrigen Unterhaltung mit dem General gewesen sein könne. Es war ihr gestern schon aufgefallen, daß er sich mit jenem in sein Arbeitszimmer zurückzog, und vermöge

eines Scharfblicks, der nicht gewöhnlicher Art war, hatte sie den wahren Grund durchschaut. Während oben Baron Sextus und der Graf von Francken von der Rätlichkeit einer Vermählung mit ihr sprachen, hatte sie unten im Musikzimmer nur mechanisch auf das Spiel gehört, aber im Innern alle die Worte erwogen, welche über sie zwischen den beiden alten Herren gewechselt werden könnten. Sie glaubte nicht, daß der General in ihrem Sinne reden würde. Es war eine geheime, unausgesprochene, aber fühlbare Antipathie zwischen ihr und ihm. Sie fühlte, als das Gespräch dort oben so lange dauerte, einen wahren Haß gegen ihn, indem sie sich vorstellte, was er gegen sie vorbringen und wie er dem Baron sein Alter vorhalten würde, und als die Herren endlich noch erschienen, glaubte sie in des Barons aufgeregtem Wesen den Beweis ihres Argwohns zu lesen.

(Fortsetzung folgt.)



Literatur.

West- und Mittel-Rußland. Handbuch für Reisende, herausgegeben von R. Bädeler. Mit 7 Karten und 13 Plänen. Leipzig, Karl Bädeler, 1883.

Endlich hat Bädeler nun auch seinen Eroberungszug nach Rußland gemacht. Eben zu günstigem Augenblick, kurz vor der Krönung Alexanders III., die mehr Europäer als jemals früher zu ähnlichen Gelegenheiten nach Moskau gelockt haben wird, ist das rote Buch erschienen, welches nunmehr ohne Zweifel in der Rocktasche keines der tausende fehlen wird, die das unbekannte Ostland besuchen. In gewöhnlicher Zeit ist ja Rußland wohl von allen Ländern Europas dasjenige, welches den Touristen am wenigsten anlockt, denn es ist als Kulturland zu unkultivirt, als Naturland zu arm an Schönheit. Aber in keinem bedurfte es auch für den Touristen so sehr eines Reisehandbuches als hier, wo ungezählte Schwierigkeiten dem Reisenden sich entgegenstellen, an die er in Europa und in vielen außereuropäischen Ländern nicht mehr gewöhnt ist. Die Unannehmlichkeiten des Polizeistaates, die unbekannte Sprache, die allgemeine Prellerei, der die Fremden in den größeren russischen und polnischen Städten ausgekehrt sind, Unredlichkeit, Unreinlichkeit, schlechte Verpflegung und so vieles andre lassen den Reisenden hier ganz besonders den guten Rat des Erfahrenen hochschätzen. Bädeler aber hat sich hier noch ein ganz besonderes Verdienst erworben, da es in Rußland an allen Vorarbeiten für ein solches Buch fehlte, er also zur Anfertigung seines Reisehandbuches ohne Zweifel außerordentliche Schwierigkeiten hat überwinden müssen. Wenn man diesen Umstand berücksichtigt, so hat die Verlags-handlung ihre Aufgabe wiederum in bekannter glänzender Weise gelöst. Gelöst freilich nur insofern, als vorläufig die wichtigsten Teile des Reiches und darin die wichtigsten Ortschaften bearbeitet worden sind, das weniger Wichtige und große Gebiete, wie z. B. der ganze Süden auch nur des europäischen Rußlands, vollständig beiseite gelassen und wohl einer spätern Bearbeitung vorbehalten worden sind. Dabei verdient hervorgehoben zu werden, daß das Material zu diesem Werke, wie aus dem Vorworte zu ersehen ist, von dem königlich preussischen Hauptmann Pauli zusammengetragen und verarbeitet worden ist. Der Reisende findet die alte gewohnte Art der Ein-

teilung und Anordnung des Stoffes im ganzen wieder, nur etwas erweitert in Rücksicht auf die fremdartigen Verhältnisse, die z. B. besondere Ausrüstung zur Reise, besondere Berücksichtigung von Klima, Sprache, Sitten, Paskwesen u. dgl. m. fordern. Eine Übersicht der Geschichte des Landes ist in guter Anordnung vorausgeschickt und enthält nur wenige und geringe Fehler. Der Weg führt durch Polen, dann von Berlin durch die Ostseeprovinzen, dann nach Petersburg, Estland, Finnland; dann von Warschau oder Petersburg nach Moskau, von da nach Jaroslaw, Wologda, Nishnyi-Nowgorod, Twer, Wolga, Kasan; eine andre Route geht von Riga bis Drenburg, andre von Moskau nach Kurland, Kasan, Tula u. s. w.

Die Angaben über Gasthöfe und Speisehäuser sind hie und da bereits etwas veraltet, aber im ganzen gut; die orientirenden Angaben in geschichtlicher, topographischer, kunstgeschichtlicher Hinsicht sind sehr gut, oft ganz vortrefflich, sodaß sie den meisten Russen selbst neues und interessantes in Menge bieten werden. Ebenso dankenswert sind die beigelegten Pläne. Für die Kenntniss namentlich der Hauptstädte, wie Petersburg, Moskau, Riga, Warschau, selbst Nishnyi und Kasan ist alles dargeboten, was der Europäer nur erwarten darf, und es giebt auch in russischer Sprache nichts, was in umfassender Weise sich dieser gedrängten Schilderung an die Seite stellen könnte. Wenn hie und da kleine Lücken und Fehler vorkommen, so ist das nur zu selbstverständlich und wird in den nächsten Auflagen ohne Zweifel berichtigt und ergänzt werden.

Zum Schluß möchten wir die praktische Diskretion hervorheben, mit der das Buch angesichts russischer Zensur abgefaßt ist. Wenn in Rücksicht auf dieselbe Lücken, Verballhornungen mancher Art offen zu Tage liegen, wenn Vergangenheit und Gegenwart in mancher Hinsicht freundlicher gemalt sind, als die Wirklichkeit sie darstellt, so rechtfertigt sich das wohl durch den Zweck des Buches: in Rußland überhaupt Eingang zu finden. Wir zweifeln nicht an einem glänzenden Erfolge des neuen roten Bandes der berühmten Verlagshandlung.

Beiträge zur Charakteristik K. A. Böttigers und seiner Stellung zu J. G. von Herder. Von Richard Lindemann. Görlitz, A. Försters Verlag, 1883.

Es ist ein wesentliches Verdienst der neuen kritischen Forschungsmethode, die unsern großen Schriftstellern zugewandt wird, daß die Quellen, die über ihr Leben fließen, eingehend untersucht und auf ihren wahren Wert geprüft werden. Lange genug hat sich der Klatsch, der von weniger unterrichteten, fernerstehenden, ja bisweilen geradezu böartigen Berichterstattern über sie und namentlich über Goethe ausgestreut wurde, breit gemacht. Das bekannte Buch von Lewes leidet an mehr als einer Stelle darunter. Gläubig aber betet noch immer die große Masse des Publikums diesen Klatsch nach, die unbeglaubigte Anekdote übt ja gewöhnlich größeren Reiz als die strenge, wahrhafte Geschichte selbst.

Zur Reise der Forscher war es schon lange bekannt, wie trübe die Quelle ist, die in dem aus Böttigers Nachlaß herausgegebenen Buche „Literarische Zustände und Zeitgenossen“ fließt. Der Briefwechsel zwischen Goethe und Schiller zeigt evident die Aufdringlichkeit Böttigers, des „Herrn Ubique“ oder des „Cuculus Bimariensis,“ wie er mit nicht allzuschmeichelhaftem Beinamen genannt wird; er zeigt aber auch, wie die beiden Dichter ihn sich vom Leibe zu halten wußten. Als gut geschulter Lateiner hat Böttiger das *Calumniaro audacter, somper aliquid haeret* zu beherzigen gewußt. Und es ist ihm gelungen. Wir schlagen zufällig in den „Literarischen Zuständen“ eine Seite auf (I, 62) und finden: „Unterredung mit Falk im Wagen auf der Reise nach Leipzig Ende April 1804 über Goethe und

Schiller. Es ist unwahrscheinlich, daß sich beide stets von Herzen achten und fördern werden, und die Szene während der letzten sechsstündigen Probe von Wilhelm Tell, wo beide in der herzoglichen Loge zuschauend einen Toast auf ihre Meisterschaft in Champagner tranken (und die armen Schauspieler hungern und schmachten ließen), dürfte nicht oft wiederholt werden.“ Jeder Einsichtige wird ohne Bedenken zugestehen, daß dies nicht bloßer Klatsch, sondern freche Lüge sei. Und so steht es bei Böttiger stets. Aus seinem ungemein umfangreichen Briefwechsel, den jetzt die Dresdner Bibliothek bewahrt und der über 20 000 Nummern umfaßt, geht das Behagen an der Intrigue und Lüge unwiderleglich hervor. Von allen Seiten schreibt man ihm Neuigkeiten. Wenig aber ist davon zu gebrauchen. In jüngster Zeit hat man des Guten wohl zuviel gethan, indem man die erwähnten Dresdner Briefmassen durchstöbert und allerlei Veröffentlichungen daraus gemacht hat. Auch Lindemann hat in den 143 Nummern der meist kurzen Schreiben Karoline Herders an Böttiger, die er seinem Büchlein als Anhang zugesügt, kaum unsre Kenntniss durch irgend welchen bedeutenden Zug vermehrt, zumal er diese ganze Masse chronologisch ungeachtet hat abdrucken lassen. Indes sind die Aufschlüsse, die er in dem Hauptteil seines Wertes gegeben, wertvoll und willkommen. Sie bestätigen das Bild, das wir uns schon früher von Böttiger machen konnten, Zug für Zug. Die Berufungskomödie nach Löbau, Böttigers Verhalten als Rektor des Gymnasiums in Weimar werden besonders hervorgehoben. Wie Herders edle, sittenstrenge Natur sich von der Heuchelei und dem unverhüllten Cynismus Böttigers abgestoßen fühlte, wie er in so mancher Schultrede mit deutlicher Anspielung das unwürdige Treiben des Rektors kennzeichnet, die Schüler eindringlich vor den Bahnen warnt, auf welche sie von dem Lehrer selbst geführt wurden, ist mit kurzen Zügen geschildert.

Und nun lese man die Briefe Böttigers an Herder, die der Herausgeber in ziemlicher Anzahl mit hat abdrucken lassen! „Mit der Nührung des Herzens, die der Händedruck besser sagt als der Buchstabe, sende ich Ihnen Ihren Johannes zurück. Raphael schuf ihm schon eine ätherische Form. Sie aber hauchen dieser entzückenden Himmelsgestalt den belebenden Odem ein, der nur von einem homogenen Christen ausgehen konnte.“ Oder: „Wir haben alle in diesen letzten, ich will nicht sagen betrübnen Zeiten viel und oft gebetet: Nemesis, dein Reich komme! Es ist gekommen, und der beredteste Bote ihrer Epiphanie ist die Abrostea, die mich gestern durch ihre Erscheinung, ich kann nicht sagen, wie überraschte. Hätten Sie doch, edler Oberpriester und Hierophant dieser Göttin, gestern Abend noch ganz spät einen Blick auf mein Stübchen thun können. Gegen Mitternacht endete ich, was wohl niemand anfängt, ohne es in einer Sitzung zu endigen. Da ich nun zu Ihrer himmlischen Allegorie, Ihrem Neon und Neonis gekommen war, glaubte ich, es schwände mir alles Irdische und im himmlischen Jerusalem sei eine Schaubühne, wo dies hohe Drama von den himmlischen Mächten wirklich aufgeführt werde. Ich hatte nasse Augen, ohne es zu wissen, und mit gefalteten Händen betete ich auch den Gott Neon an.“

Doch genug von dieser Verlogenheit! Es widert doch immer an, wenn dergleichen Gestalten an uns vorüberziehen. Man möchte den Ekel gern los werden und vermag es nicht. Der einzige Trost ist, daß die Nemesis in der Geschichte, früher oder später, ihres hohen Amtes waltet.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.



Die Äußersten.



enn in einem von den Ländern, welche sich gegenwärtig bemühen, den englischen Parlamentarismus in seinen Formen so treu als möglich zu kopiren, die bisherige Opposition an das Ruder gelangt, so machen deren Häupter gewöhnlich allerlei überraschende Entdeckungen. Sie haben in der Regel den eigentlichen Staatsgeschäften bis dahin ferngestanden und sich ein Bild derselben nach der Lektüre und von ihrem Parteistandpunkte aus konstruirt. Alles, was ihnen nicht gefiel, mußte ihnen als Ergebnis von Fehlern erscheinen, die leicht zu vermeiden gewesen wären, hätten nicht Mangel an Einsicht oder böser Wille entgegengestanden. Wenn sie den Dingen näbertreten, so überzeugen sie sich, daß nicht alles so schlecht eingerichtet ist, wie sie sich vorgestellt hatten, manches sogar der Natur der Dinge nach garnicht anders sein kann, andres besser gemacht worden sein würde, wenn sich nur hätten die Mittel finden lassen, um den Widerstand von Verhältnissen, Interessen, Personen zu überwinden. Und es ist merkwürdig! Sobald man selbst auf dem Rutschbode sitzt und das Leitseil in die Hand bekommt, sieht das Fahren garnicht mehr wie ein Kinderspiel aus, wofür man es, am Wege stehend, gehalten hatte. Schon das Gefühl der Verantwortlichkeit macht vorsichtig. Darum läßt man zunächst den Wagen anders anstreichen, versichert, daß in Zukunft ein lebhafteres Tempo eingehalten werden solle; doch das eingefahrene Gespann abzuschaffen, die geebnete Straße zu verlassen, trägt man Bedenken, welche mit jedem Tage wachsen.

Die guten Freunde sind anfangs über den neuen Anstrich und die schönen Verheißungen ganz entzückt. Allein nach und nach wird ihnen klar, daß sich etwas wesentliches kaum geändert habe. Ein Teil zeigt sich den Aufklärungen der amis devenus ministres zugänglich, ein anderer beruhigt sich damit, daß

wenigstens die verhaßten Volksfeinde durch neue Männer, durch die Ihrigen ersetzt sind, und diese schon ihre Schuldigkeit thun werden, falls sie nur erst festfassen. Aber einzelne sehen sich in ihren Erwartungen schwer getäuscht. Sie sind sich bewußt, geredet zu haben, so oft sie zum Worte kommen konnten, und immer oppositionell, selbstverständlich immer korrekt gestimmt zu haben, und dennoch ist bei der Teilung der Erde auf sie nicht mehr gefallen als auf den Poeten. Waren sie etwa zu spät gekommen, wie jener? Keineswegs. Sie hatten in der ersten Reihe der Glückwünschenden gestanden und die Hände dargereicht, die neuen Machthaber schienen jedoch zu glauben, daß es mit einem Händedruck abgethan sei. Der wäre auch von den Gestürzten leicht zu erhalten gewesen, und vielleicht noch mehr! Ist so schnell vergessen, wessen Stimmen jene gestürzt und die andern emporgehoben haben?

Mit diesen Mißvergnügten verbinden sich die Doktrinäre, welche täglich die Thaten ihrer Regierung mit dem Parteiprogramm vergleichen, und zu jedem Verrat an der heiligen Sache ein schwarzes Kreuz machen, und die Äußersten, nach deren Überzeugung Regierungen überhaupt nur vorhanden sind, um von ihnen mit allen Waffen angegriffen zu werden. Ihr Weizen blüht erst recht, wenn sie den ehemaligen Parteigenossen frühere Aussprüche vorrücken und den korrumpirenden Einfluß der Hofluft, die Charakterlosigkeit aller Nicht-äußersten mit den kräftigsten Farben malen dürfen. Endlich reißt wohl einem Minister die Geduld, und er entgegnet: „Ja, ich war auch einmal so unwissend und vorurteilsvoll wie jene Herren, allein ich habe mich durch die Erfahrung belehren lassen, und ich stelle das Staatsinteresse höher als eine Konsequenz, welche gleichbedeutend ist mit Eigensinn.“ Dann wird der Haß gegen die einstigen Verbündeten viel grimmiger und leidenschaftlicher, als er es jemals gegen die alten Feinde war.

Jedem aufmerksamen Zeitungsleser sind ähnliche Gestaltungen und Verschiebungen im Parteileben von Ländern in Erinnerung, deren Parlamentarismus noch nicht hoch in Jahren ist. Schwächere Naturen lassen sich einschüchtern und kehren reuig in den Schoß der Partei zurück, als verlorne Söhne von dieser mit Triumph empfangen und vom „Volk“ gefeiert. Aber mancher von den gebrandmarkten Überläufern hat sich zu einem ganz tüchtigen Staatsmanne herausgewachsen und läßt die Wutausbrüche der Unversöhnlichen unbekümmert über sich ergehen.

Gänzlich werden solche Äußersten wohl nie und nirgends fehlen. Es fragt sich nur, ob die Klasse der verständigen Menschen im Staate zahlreich und entschlossen genug ist, daß man die Sekte unbesorgt ihr Unwesen treiben lassen könne. Wo das der Fall ist, mag sie unter Umständen sogar recht nützlich sein. Da bieten die Übertreibungen und hohlen Deklamationen der Herren nicht selten willkommene Gelegenheit, um auch andern heilsame Wahrheiten zu sagen, und dem ruhigen Bürger zu zeigen, wohin Prinzipienreiterei und Phrasentum führen.

Und wo eben diese noch ungebührlichen Einfluß genießen, muß man sich damit trösten, daß alles gelernt sein will und Verstand erst mit den Jahren kommt. Das Kußerstentum ist unverkennbar eine Jugendkrankheit und gehört zu den Erscheinungen eines knabenhaften Ehrgeizes, wie so viele andre Versuche, ohne ernste Anstrengung Aufsehen zu erregen. Hat nicht jeder von uns auf der Schule feste Burschen gekannt, welche stets bereit waren, etwas auszuführen, was sich kein anderer getraute? Man brauchte nur ihre Kraft oder Geschicklichkeit oder ihren Mut zu bezweifeln, und konnte sie zu jedem Unfug anstiften. Den Knopf da vom Dache herunterzuwerfen? Kleinigkeit! Und er warf solange, bis ein Stein in ein Fenster flog und die Schaar auseinanderstob, der Held aber wußte nicht, ob er sich seiner That rühmen sollte oder nicht; denn während Stolz seine Brust schwellte, hatte er auf der Rehrseite ein unangenehmes Vorgefühl des verdienten Lohnes. Oder es galt, einem Lehrer, welcher es mit seinem Berufe genaunahm, einen Poffen zu spielen, ihn durch eine unverschämte Antwort zu reizen; da gab es immer kühne Jünglinge, welche bereit waren, die stürmische Heiterkeit aller dummen Jungen der Klasse zu provoziren. Bei größerer „Reife“ suchen sie sich andre Ziele. Sie werden Renommisten auf der Universität, imponiren ihren Mitbürgern durch Übertreten von Polizeivorschriften, oder durch die Unmasse vertilgter Seidel, oder durch extravagante Kleidertrachten, oder durch Übertreibung der „letzten“ Pariser Moden, oder dadurch, daß sie die ersten sind überall, wo etwas „los ist,“ oder durch sogenannte Kraftmeierei, und was dergleichen Arten von nützlicher Thätigkeit mehr eronnen werden mögen.

In der Politik ist dieses Wesen durch die Anekdoten von den Staatsbürgern charakterisirt, welche mit der Pressfreiheit allein nicht zufrieden waren, sondern sich auch die Zensur nicht nehmen lassen wollten, und ebenso neben der Republik den verstorbenen Großherzog forderten. Jene Scherze sind leider noch heute völlig zutreffend. Wer am festesten renommirt, sich — dank der Immunität — dreist über alle Regeln der guten Gesellschaft hinwegsetzt, nie befriedigt ist, sondern stets neue Rechte für das arme unterdrückte Volk beansprucht, je widersinniger und gedankenloser, desto besser, der ist noch immer vielen Leuten der echte Repräsentant des Freisinnes. Wollten die Leute sich nur einen Moment ruhiger Überlegung gönnen, so müßten sie über sich selbst lachen, so wie die Herren Auguren ohne Zweifel lachen, wenn sie nach einer heißen Freiheitschlacht einander begegnen. Trichinenfreiheit, Tanzfreiheit, Freiheit der Kolportage von Schund- und Schandliteratur, endlich gar Lumpenfreiheit — welche Satire könnte diesen Katalog noch überbieten? Weiß der berühmte Herr Richter wirklich nicht, welchen Unstun er redet, wenn er sagt, nach dem letzten Kriege habe man die Treue und den Opfermut des deutschen Volkes nicht genug preisen können, und nun halte man es für nötig, eben dieses Volk vor dem Genuß verderblicher Erzeugnisse der Presse zu bewahren? Glaubt

irgendeiner von den Rednern, irgendeiner von den beifallspendenden Zuhörern im Ernst, daß das deutsche Volk beeinträchtigt werde, wenn nicht mehr trichinöses Schweinefleisch eingeführt werden darf, wenn nicht mehr allsonntäglich die Bierfiedler auf den Tanzboden locken, nicht mehr durch die bekannten Lieferungsromane Bildung in die Hütten getragen wird, wenn die Polizei ermächtigt ist, der Verbreitung von Epidemien durch Lumpensammler Einhalt zu thun? Daran ist nicht zu denken. Man examinire nur die liberalen Guts- und Fabriksbesitzer, wie sie über die Häufung von „Luftbarkeiten“ denken — unter vier Augen natürlich! Nein, wir sind politisch noch so — jugendlich, daß die Opposition an sich, das stete Widersprechen, das Deklamiren gegen Bevormundung, das Fordern dessen, was vernünftigerweise nicht gewährt werden kann, Eindruck macht. Das wird ja anders werden mit der Zeit. Überdies sind andre Länder so gefällig, uns abschreckende und aufmunternde Beispiele zu geben. Der Segen des Parteilageriments, des Stürzens und Einsetzens von Regierungen durch einfache Majoritäten wird uns seit zwölf Jahren in Frankreich deutlich demonstriert. Auf der andern Seite werden die letzten Vorgänge in Italien hoffentlich nicht ganz ohne Eindruck bleiben. Als dort die aufgeregte Menge ihr *Morte ai tedeschi!* brüllte, fand man sich in Deutschland verpflichtet, für die Freiheitshelden zu schwärmen. Möchte man doch mit derselben Aufmerksamkeit beobachten, wie rasch die italienischen Politiker den Übergang aus der Revolution in geordnete Zustände bewerkstelligt haben, und mit welcher Besonnenheit und Energie sie ihre Fortschrittspartei behandeln. Die dortigen Äußersten schreien natürlich auch über Unterdrückung der Freiheit und Verrat der Volksache durch ihre einstigen politischen Freunde; aber diese legen darauf genau soviel Wert, als es verdient. Und in dieser Beziehung wäre auch Tisza Kalman — seinen Chauvinismus beiseite — ein lehrreiches Beispiel für die deutschen Liberalen, zu deren Lieblingen ja die edeln Magyaren ebenfalls gehörten, als noch der Herr Gouverneur Kossuth Münzen prägen ließ, welche unter der ungarischen Krone sein höchst eignes Bildnis — allerdings in winzigem Format — zeigten.



Ein reichstreuer Katholik.



inen sehr dankenswerten Beitrag zur Geschichte und Charakteristik der Ultramontanen in Deutschland und vorzüglich in Baden bildet ein soeben erschienenenes Buch von Reinhold Baumstark: *Plus ultra!**) Der Verfasser erscheint als ein Katholik, wie wir sie uns, von einigen Schwächen abgesehen, alle wünschen möchten,

*) *Plus ultra.* Schicksale eines deutschen Katholiken 1869—1882. Erzählt von Reinhold Baumstark. Straßburg, R. J. Trübner, 1883.

fromm, voll tiefer Begeisterung für die großen und schönen Eigenschaften seiner Kirche, zu der er 1869 vom Protestantismus übergetreten ist, strenggläubig in Betreff aller ihrer Dogmen mit Einschluß der Unfehlbarkeit des Papstes, aber zugleich als reichstreuer Patriot, der dem Staate sein Recht lassen will, wie er es der Kirche, der wahren, nicht ultramontanen, gewahrt zu sehen wünscht. Seine Schwächen sind ein starkes Vorwiegen des Gefühls, das zuweilen an Empfindsamkeit und Schwärmerei grenzt, damit verbunden eine gewisse Unklarheit des Denkens, die mitunter sogar in Widersprüche mit sich verfällt, und ein Selbstgefühl, dessen Ehrgeiz dadurch, daß er im Gewande der Bescheidenheit auftritt, nicht über sich zu täuschen vermag, höchstens sich selbst täuscht, und das sich in häufigen Betrachtungen und Zergliederungen des eignen Wesens kundgibt, die wie Vorbereitungen für den Beichtstuhl aussehen und zuweilen einen peinlichen Eindruck machen. Wer in voller Wahrheit bescheiden ist, stellt sich nicht vor den Spiegel, und wer wirklich still und gottgelassen lebt, der redet nicht oft von sich als „stillem Einsiedler.“ Doch das sind Fehler, über die man bei den sonstigen Eigenschaften des Verfassers hinwegsehen kann. Er ist ein geistvoller und hochgebildeter Mann, der bei aller Verehrung vor der Kirche, welcher er sich zugewendet hat, und bei aller Befriedigung, welche sie ihm gewährt, nicht vergessen hat, daß neben ihr das Vaterland steht und geehrt und geliebt sein will, und der den Mut gehabt hat und noch besitzt, dies im Gegensatz zu den Ultramontanen zu bekennen. Die Erfahrungen, die er infolge dessen mit allen Parteigenossen gemacht hat, charakterisiren jene Partei mehr als vieles andre. Wir bitten den Leser, sich dieselben von dem Buche selbst erzählen zu lassen, und beschäftigen uns im folgenden nur mit denjenigen Partien desselben, welche die Stellung des Verfassers zur katholischen Kirche und zu dem Kampfe der jetzt in ihr herrschenden Richtung mit den Staatsgewalten zeigen. Einen großen Teil dessen, was er in letzterer Beziehung sagt, glauben wir unterschreiben zu können, und über den Rest ließe sich mit ihm wohl zu einer Verständigung gelangen.

Jene Stellung tritt schon im ersten Kapitel hervor, wo er mit seiner Bekanntschaft mit Alban Stolz und den Benediktinern vom Kloster Beuron berichtet. Den erstern stellt er sehr hoch, indem er ihn fromm, demütig und edel nennt, sein warmes und liebevolles Herz rühmt, „das nur wenige in seiner ganzen Heiligkeit verstehen,“ und einzelne seiner Werke „zu den kostbarsten Perlen der deutschen Literatur rechnet.“ Andererseits aber sagt er von ihm:

In seiner Phantasie ist das Weltall zu sehr mit im Fegfeuer oder in der Hölle gebratenen Menschenseelen bevölkert; es ist in seiner katholischen Vorstellungsweise etwas ganz eigentümlich Spanisches. . . . Mir war es im Gegensatz zu dieser etwas düstern Geistesrichtung stets beschieden, festzuhalten an der freudigen und versöhnenden Seite der Christusreligion; nie in meinem ganzen Leben habe ich gewankt im Glauben an die Liebe und Barmherzigkeit Gottes, und wenn ich mich vielfach des Leichtsinns, vielleicht auch der Vermessenheit beschuldigen muß, so habe

ich, oft allzusehr auf Gottes Nachsicht für mich vertrauend, doch niemals die Neigung verspürt, andre für verdammt zu halten, und noch weniger die Versuchung empfunden, in das zu versinken, was Cervantes die Sünde der Teufel nennt, nämlich in Verzweiflung.

Von den Inassen Beurons bemerkt der Verfasser: „Die Mönche und Brüder, alle, vom ersten bis zum letzten, beseligten mich durch den Anblick ihrer heiligmäßigen Frömmigkeit,“ er findet aber die Askese des Hauses zu streng und entdeckt in ihm „einen gewissen Zug von Beschränktheit, welcher den Katholizismus nur in seiner mittelalterlichen Form begreift,“ dem gegenüber ihm, dem Verfasser, von Anfang an die Überzeugung feststeht, „daß das Christentum als die absolut vollendete Menschheitsreligion, wie in der antiken, so in der christlich-germanischen Bildungsform, so auch in der Bildungsform des universellen modernen Geistes ganz eigentümliche Erscheinungsweisen annehmen könne und müsse, ohne daß um deswillen an dem ewigen Wesen der geoffenbarten Wahrheit im geringsten gerüttelt werde. Gegenüber dem Geiste der mönchischen und theologisch-philosophischen Repristinatio einer für ewig entschwundenen Vergangenheit war in meiner Seele schon damals das Banner des Plus ultra aufgepflanzt, und das Auge meines Geistes schaute lieber prophetisch in die Zukunft als wehklagend in die Vergangenheit.“

Der geistreiche Abt ahnte sehr bald die Eigentümlichkeit meiner Geistesrichtung. . . . Mit ernstem Nachdruck warnte er mich vor der Täuschung, welche den Liberalismus mit dem Katholizismus vereinigen zu können glaube. Allein seine Warnungen bewirkten das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Da er mir unter andern auch Lacordaire als ein abschreckendes Beispiel vorhielt, verfehlte er jeden Eindruck auf meinen Geist; denn gerade der Katholizismus dieses großen Dominikaners stand und steht noch als ein leuchtendes Muster höchsten Ranges vor meiner Seele. . . . Statt vom heiligen Thomas von Aquino auszugehen und rüstig ausschreitend vorwärtszustreben, führte man die nach mehr verlangende Menschheit immer wieder gewaltsam zu dem großen christlichen Philosophen des Mittelalters zurück. . . . Die Weltgeschichte lehrt und die Natur der Dinge gebietet, daß jede Zeit und jede Kulturform ihre eigne Philosophie habe. Weder in Stagira noch in Aquino kann die Philosophie stille stehen, sondern es ist ihr noch die höchste Aufgabe gesteckt . . . eine voraussetzungslose Wissenschaft, welche als solche zum Christentum führt. Der Weg durch die schaurigen Einöden des Unbewußten mag hart und lang, er mag anscheinend trostlos und entsetzlich sein, allein dennoch wird er ausmünden am Fuße des Kreuzes. Aber solche Ziele erreicht man nicht durch starres Festhalten an einem Thomismus, welchen in dieser Form die Welt nicht mehr kennt, sondern durch lebendiges Erfassen und Durchbringen der Gegenwart und aller ihrer geistigen Kräfte, vor allem durch die Aneignung und schließliche Überwindung aller Ergebnisse ihrer naturwissenschaftlichen Forschungen.

In Betreff der ethischen Seite des mönchischen Wesens sagt die Schrift charakteristisch für ihren Autor:

Ich bin zwar noch heute der Meinung, daß der katholische Ordensmann und die katholische Ordensfrau die höchsten sittlichen Blüten und zugleich Ideale der Menschheit sind, erhabene Vorbilder, gereinigt von allen Schladen der Sinnlich-

keit, losgelöst von allen Banden des irdischen Wesens. Allein ich kam der Flamme ein wenig zu nahe, und als ich an einem schönen Ostermontage dem feierlichen Profeß einiger jungen Mönche beimohnte, ertappte ich mich (!) auf dem Wunsche, ich wäre frei von allem und einer von ihnen. Ich will dieser Verwirrung kein zu großes Gewicht beilegen. . . . Aber die Sache ging mir immer einige Zeit nach und veranlaßte mich zur Prüfung meines Seelenzustandes. . . . Ich konnte nicht leugnen, ich war der religiösen Schwärmerei anheimgefallen. Ich hatte mich in maßloser Häufung der religiösen Übungen . . . bis in eine Höhe hinaufgesteigert, in der es mir zwar sehr wohl gefiel, in der ich aber als Familienhaupt und weltlicher Staatsdiener es auf die Dauer nicht aushalten konnte. Schon fingen meine Gedanken an, während der Ausübung des Berufs mit mir durchzugehen und sich in himmlische Regionen zu flüchten, statt achtzugeben auf die mir anvertrauten Interessen meiner Mitmenschen. Schon hatte ich begonnen, stolz und vornehm herabzusehen auf mir nahestehende Menschen, die mir weniger fromm vorkamen als ich selbst. Schon hatte ich mich dem düstern Gange ergeben, Sünden und geistige Zustände zu beichten, die, beim hellen Lichte des gesunden Menschenverstandes betrachtet, garnicht vorhanden waren. Schon schlürfte meine Seele gierig die Worte des Beichtvaters von meiner besondern Vergnadigung ein. Schon weilte ich Tage, ja Wochen lang gewissermaßen in der Luft, sodaß ich manchmal bei profaischen Vorfällen des Alltagslebens ein beinahe körperliches Gefühl empfand, als ob ich plötzlich aus einer großen Höhe herabgefallen wäre. . . . Da griff ich mit rauher Hand hinein in den duffigen, zartgewebten Schleier der himmlischen Morgenröte und verschloß mein Ohr trotzig vor der Musik der höhern Sphären; das gesunde Hirn wurde Meister über die fromme Schwärmerei; ich kehrte mit vollem Bewußtsein und mit allen Kräften in die mir von Gott angewiesenen Lebenskreise zurück, bereichert durch die Erkenntnis, daß selbst die edelsten Bestrebungen uns armen Sterblichen durch Übermaß gefährlich werden können.

Wir fragen: Ist das klar und folgerichtig gedacht? Und ist das nicht eine Verurteilung dessen, was kurz zuvor als „höchste sittliche Blüte“ gepriesen wurde? — Der Verfasser versichert, daß er durch diesen Kampf und Rückschlag nicht, „wie früher über den Protestantismus, so jetzt auch über den Katholizismus hinauszukommen oder damit fertig zu werden gewöhnt habe,“ und fährt dann fort:

Ich habe an den persönlichen Verhältnissen wie an den sachlichen Zuständen innerhalb der Kirche im Laufe der Jahre vielerlei auszufehen gefunden. . . . Über Priestertum und priesterliches Leben, über die Verwaltung des Bußsakraments, über Betschweftern und Betbrüder . . . über klerikale Bildungsanstalten und Auswüchse des Ordenslebens könnte ich gar mancherlei Betrachtungen anstellen. . . . Vieles möchte ich im einzelnen anders haben, als es ist. Aber niemals würde ich in irgend einer Beziehung den revolutionären Weg einschlagen, und wenn ich mich über viel schwerere kirchliche Mißstände zu beklagen hätte, als die schwärzeste Auffassung der Dinge sie in der Wirklichkeit zu erblicken vermag, so würde ich dennoch niemals die Wahrheit vergessen, welche ein ebenso weiser als gemäßigter Bischof (Gesele) unsrer Zeit so schön in den Worten ausgesprochen hat: „Kein Übel innerhalb der Kirche kann so schlimm sein als die Trennung von ihr.“ Daß mir bei dieser Gesinnung, die sich stets gleich geblieben ist, der sogenannte Ultrakatholizismus keinerlei Gefahr oder Versuchung bereitet hat, brauche ich kaum zu sagen. . . . Diejenigen,

welche, sich erhebend über Döllingers Warnungsruf, Altar gegen Altar gestellt haben, waren für mich gerichtet von Anfang an.

In gleichem Maße aber verurteilt der Verfasser den „mittelalterlich politischen, reaktionären oder jesuitischen Katholizismus“ der Ultramontanen; seine Überzeugungen und Bestrebungen gelten dem „rein religiösen Katholizismus der modernen Welt,“ und das hängt offenbar, wenigstens in gewissem Grade, mit seinem politischen Glaubensbekenntnis zusammen. Baumstark war bis 1870 ein begeisterter Großdeutscher. Noch vor den ersten Schlachten des deutsch-französischen Krieges tauchte bei ihm „noch einmal die große Frage auf, ob es nicht der habsburgischen Monarchie und Dynastie gelingen könne, das erlösende Wort zu finden und die rettende That zu vollbringen.“

Es ist nicht geschehen, es konnte nicht geschehen, und so ging ich denn zum Kaiser, bevor er noch äußerlich und historisch da war. Von den ersten siegreichen Schlachten an war ja der endliche Ausgang nicht mehr zweifelhaft. . . Der Würfel war gefallen . . . das Gericht Gottes hatte die Leitung der deutschen Nation der Krone Preußen anvertraut. Diesem Gottesgerichte mich demütig zu unterwerfen und dabei alle persönlichen, konfessionellen und Namensantipathien entschlossen niederzukämpfen, erschien mir einfach als sittlich-religiöse Pflicht, deren Erfüllung ich mir, wie es die Schwäche der menschlichen Natur mit sich bringt, allmählich anzugewöhnen hatte. . . Was den Katholizismus betrifft, so wußte ich schon längst, daß die Katholiken in Rheinland und Westfalen, in Schlesien, Posen und Brandenburg an Verständnis und Übung des Christentums die Vergleichung mit ihren süddeutschen Brüdern sehr gut aushalten können, und daß bei aufrichtigem und selbstverleugnendem Anschluß an das aus Blut und Ruinen erstehende neue deutsche Reich zwar alle Liebhabereien und alle Ideale auf dem Spiele standen, daß aber nichts in so geringer Gefahr war als meine Religion.

In dieser Überzeugung schrieb Baumstark die Schrift „Über das Verhältnis der katholischen Volkspartei zum Kriege gegen Frankreich,“ und in derselben Überzeugung erklärte er als Landtagsabgeordneter, als es der Zustimmung zum Beitritt Badens zum deutschen Reiche galt, im Namen seiner Partei, daß er demselben zustimme. Gleichwohl ward es ihm schwer.

Es stürmte in meiner Seele, während ich in öffentlicher Rede die letzte Brücke des großdeutschen Gedankens hinter mir abbrach und auf die vielgeliebten Ideale meiner Jugendzeit verzichtete. Aber es gelang mir, mich zu beherrschen und so ruhig und kalt zu bleiben, daß Lindau scherzhaft äußerte, es habe ihn bei meiner Rede gefroren. Ich sprach ausdrücklich die Worte aus, welche uns gebrechlichen Menschen so schwer zu werden pflegen, die Worte: Wir sind besiegt. Ich lobhudelte das neue Vertragswerk in keiner Weise; ich rügte die Mängel seiner Entstehung, die Mängel seines Inhalts vom Standpunkte meiner politischen Partei und meines religiösen Bekenntnisses und kam dann zu folgenden Schlußworten: „Wenn wir trotz aller dieser und vielfacher andern Mängel dem Vertragswerk zustimmen, so geschieht es deshalb, weil wir als politische Männer wissen, daß den gegebenen Verhältnissen Rechnung getragen werden muß. Wie wir von Anfang an deutschgesinnte Männer waren, so wollen wir auch künftighin loyale Bürger des deutschen Reiches sein. Wir wollen uns in das neue Staatsgebäude hincinstellen, nicht aus

demselben heraus; wir wollen innerhalb desselben mit allen gesetzlichen Mitteln nach der Erreichung unsrer politischen und kirchlichen Ziele streben, und wir müssen uns deshalb ohne Vorbehalt und mit voller Redlichkeit dem, was erreicht werden kann, anschließen. Auf der Grundlage dieser Worte hat sich die parlamentarische Berechtigung und Wirksamkeit der katholischen Partei in Baden aufgebaut, und alles, was ich auf politischem Gebiet in der Folge noch, schriftstellerisch oder in anderer Weise, gewirkt habe, war die einfache Konsequenz derselben.“

Der Ausbruch des „Kulturkampfes“ erfüllte den Verfasser mit „unaussprechlichem, fast wildem Schmerz.“ Indes, wenn er hier den Reichskanzler anklagt, zu weit gegangen zu sein, so weiß er Entschuldigungsgründe dafür, und so ist er andererseits auch nicht blind für die Sünden auf katholischer Seite, und wenn er dort zu viel ungeschehen sehen möchte, so ist seine Beurteilung des Verhaltens der Ultramontanen eine so vollständige, als man sie nur wünschen kann. Er sagt in diesen verschiedenen Beziehungen u. a.:

Daß bis zum Jahre 1866 und auch später noch die Sympathien der deutschen Katholiken sich dem alten Kaiserhause zugewendet hatten, das konnte wahrlich für die Regierung der protestantischen Monarchie Preußen keine Überraschung und keine Ursache des Großen sein, sondern nur ein Sporn, durch gerechte und wohlwollende Behandlung jene Sympathien auf sich zu übertragen. Der Zusammensturz der weltlichen Herrschaft des Papstes im September 1870 wurde von den deutschen Katholiken als ein schweres Unrecht empfunden, und die Vorstellungen und Beschwerden einzelner über diesen Gegenstand mögen dem Oberhaupt des deutschen Reiches und seinem Kanzler schwer und lästig gefallen sein, aber eine gründliche Beobachtung der Volksstimmung konnte sicherlich darüber keinen Zweifel lassen, daß eine unpatriotische Aufregung zu Gunsten der weltlichen Herrschaft über den Kirchenstaat in ganz Deutschland nirgends bestand. . . . Am allerwenigsten vermochte ich den Ausbruch des Kampfes in Zusammenhang zu bringen mit dem Dogma von der lehramtlichen Unfehlbarkeit des heiligen Stuhles. . . . An der Notwendigkeit und Wahrheit dieser Lehre hatte ich seit meiner Annäherung an die katholische Kirche keinen Augenblick gezweifelt. Ich war in die Kirche eingetreten in der festesten Voraussicht, daß das Dogma verkündet werden müsse, und alle die schweren innern Kämpfe so zahlreicher, vortrefflicher und hervorragender Katholiken, welche vor dieser Verkündigung der Kirche Kraft und Leben gewidmet hatten und durch dieselbe in tiefe Beunruhigung gestürzt wurden, sie blieben mir vollständig erspart. Ein Versuch, die gottgewollte Verfassung der Kirche umzustürzen, erschien mir ebenso unmöglich, als mir die Träume einzelner von einer Wiederherstellung der mittelalterlichen päpstlichen Machtfülle über Fürsten und Völker lächerlich vorkamen. In meinem juristischen Kopfe saß der moderne paritätische Rechtsstaat als eine ebenfalls von Gott gewollte Stufe menschlicher Kulturentwicklung so fest auf seinem Throne, daß ich in meinem heilsbedürftigen Herzen die himmlische Glorie der durch Gottes Beistand in der Wahrheit erhaltenen Erlösungsanstalt unbesorgt und ruhig durfte leuchten lassen; eine Trennung zwischen dem Haupte und dem mystischen Leibe der Kirche gab es für mich nie. Die politischen Irrgänge der Umgebung Papst Pius' IX. hatten für mich nichts zu thun mit seinem Amt als Stellvertreter Christi, und ich war der Meinung, ein geistvoller, großartiger Mann wie der Reichskanzler müsse selbst als Protestant fähig sein, sich diesen Standpunkt wenigstens vorzustellen. . . . Auch haben, so scheint es mir, die Staatsgewalten im

Laufe des letzten Jahrzehnts ihre frühere Behauptung, die Kirche sei durch das „neue Dogma“ eine andre geworden, als einen Irrtum erkannt . . . und es hätte nur eines ernstern Studiums und einer größern Leidenschaftslosigkeit bedurft, um sich denselben von Anfang an zu ersparen. Freilich muß auch anerkannt werden, daß protestantische und altkatholische Gelehrte von hohem Ansehen und reichem Wissen ihr möglichstes gethan haben, um die Staatsgewalten in ihrer irrigen Auffassung zu bestärken, und es soll hier ausdrücklich gesagt sein, daß die thörichten Übertreibungen der *Civiltà cattolica* und das geradezu wahnsinnige Treiben der „Genfer Korrespondenz“ noch mehr als alles andre geeignet waren, eben dieser Auffassung immer neue Vorwände zu leihen.

Der Verfasser giebt endlich zu, „daß die Reichsregierung wie jene der preussischen Monarchie sich nach dem Kriege parlamentarisch zunächst auf die Unterstützung der nationalliberalen Partei angewiesen sah,“ wie es denn seiner Ansicht nach „nicht minder richtig ist, daß eben diese Partei der katholischen Kirche von vornherein mit Mißtrauen und Übelwillen entgegentrat, und daß diese Gesinnungen sich in einzelnen Gegenden Deutschlands und unter der Einwirkung spezieller Verhältnisse [des Verhaltens der Katholiken selbst] zu einer hochgradigen und höchst widerwärtigen Feindseligkeit ausbildeten.“

Konnte ich nun in allen bisher berührten Punkten und geistigen Elementen eine zureichende Erklärung für den Ausbruch des Kampfes nicht finden, so wurde mir dagegen sehr bald klar, daß für die katholische Sache nicht leicht ein größeres Unglück eintreten konnte als die Bildung der religiös-politischen Zentrumsparthei im deutschen Reichstage und preussischen Landtage. Als der Reichskanzler bald nach seiner Rückkehr aus Frankreich diese feste und gewaltige Mauer einer kaum entstandenen und doch schon so zahlreichen politischen Oppositionspartei vor sich sah, da fragte er sich begreiflicherweise, wer denn eigentlich die leitenden Geister der neuen Vereinigung seien. An ihrer Spitze erblickte er neben seinem frühern gekrönten Kollegen von Savigny [der gute Herr hatte Reichskanzler werden sollen, wars aber schließlich nicht geworden, weil der Reichstag diesem Posten größere Bedeutung beigelegt hatte, als daß ein Mann von Savignys Begabung dafür geeignet gewesen wäre] den Leiter der hannöversch-welfischen Widerstandspartei. . . . Mit vollem Rechte — ich kann das unmöglich leugnen — erkannte der Kanzler, daß in diese Partei alle partikularistischen Elemente, alle Hoffnungen auf eine Zerstörung seines neugeschaffenen Werkes sich flüchten würden und müßten, wie es denn auch geschehen ist. Denn trotz beständiger Versicherungen der Reichsfreundschaft haben sich unter der Fahne Windthorst's thatsächlich seit jener Zeit alle und jede Bestrebungen gesammelt, deren Zweck darauf hinauslief, die Reichsgewalt zu schwächen und ihre Stärkung zu verhindern. Darum hat der Kanzler ausdrücklich dem Zentrum bald nach seiner Entstehung den Frieden angeboten, wenn es Windthorst von sich ausscheide; allein Windthorst's Katholizismus war nicht groß genug [groß genug? wer glaubte bei dem Herrn überhaupt an etwas der Art?], um der Kirche Luft zu machen durch den Verlust seiner politischen Machtstellung. Er blieb bis heute und hindert [doch wohl im Einvernehmen mit gewissen Kreisen in Rom] den Frieden noch heute.

Kurz vor Zusammentritt des Reichstags hatte die Zentrumsparthei Baumstark in einer Zuschrift aufgefordert, sich um ein Mandat für diese Versamm-

lung zu bewerben. Er lehnte ab, die Einladung wiederholte sich von seiten einzelner noch mehrmals, er blieb aber bei seiner Weigerung, weil er sich „trotz aller Hochachtung für den katholischen Bekennermut ihrer einzelnen trefflichen Mitglieder [Wallinkrodt] nun und nimmermehr entschließen konnte, einer Partei beizutreten, von der er sich politisch tief getrennt und abgestoßen fühlte.“ Er folgte den Ereignissen zunächst nur als Schriftsteller, wobei er „den Beweis führen zu können hoffte, daß man nicht nur ein vorwurfsfreier Unterthan und Staatsbürger, sondern geradezu ein warmer, begeisterter deutscher Patriot und gleichzeitig ein treuer, gläubiger Bekenner der katholischen Kirche sein kann.“ Doch gelang es ihm nicht, sich von dem begonnenen Kampfe gänzlich fern zu halten; denn das Thun des Reichskanzlers „zerriß ihm das Herz.“ Er sagt: „Ich muß seinen Kampf gegen die katholische Kirche als den schwersten und schlimmsten Irrtum seines gewaltigen Lebens bezeichnen. . . . Eine innerhalb des menschlichen Materials der Kirche sich breit machende — nennen wir es Geistesrichtung, Partei oder Koterie — wurde verwechselt mit dem Wesen der Kirche selbst [wir leugnen das in solcher Allgemeinheit], und vom Standpunkte politischer Machtfragen wurden diejenigen Dinge aufgefaßt und behandelt, welche hätten gewürdigt werden sollen im Lichte der ethischen Zustände der Nation.“

Besonders interessant ist die Stellung, die der Verfasser zu dem Verfahren der Regierung gegen den Jesuitenorden einnimmt.

Frömmere Priester und edlere Menschen habe ich in meinem Leben nicht kennen gelernt als die wenigen Jesuiten, mit denen zu verkehren ich Gelegenheit fand. Die Großartigkeit der Verdienste, welche die Gesellschaft Jesu sich um die katholische Kirche erworben hat, kann von niemand bestritten werden, auch nicht von dem heftigsten Gegner des Christentums. Das unablässige Martyrium, mit welchem die heldenmütige apostolische Missionsthätigkeit der Nachfolger Lopolas bis auf den heutigen Tag fortgesetzt wird, verdient und erntet die Bewunderung aller, die ein Herz haben für menschliche Sitte, Bildung und Glückseligkeit. Aus diesen Gründen mußte es mich unendlich schmerzen, diese herrliche Kerntruppe des Katholizismus angegriffen, zerstreut, aus dem deutschen Vaterlande vertrieben zu sehen unter der Anklage, daß die Konspiration gegen das Wesen und die Ideen des modernen Staates von dem Wesen und den Ideen des Jesuitismus schlechterdings nicht zu trennen sei.

Indeß ist der Verfasser der Meinung, daß die Anklage guten Grund hatte.

Der Geist des Jesuitenordens ist, wenigstens für die gegenwärtige geschichtliche Epoche, mit den Interessen meines Vaterlandes unvereinbar. Wer so eingehend wie ich mit der Sprache, Literatur und Geschichte der spanischen Nation sich beschäftigt hat, dem kann es unmöglich verborgen bleiben, daß der Gesellschaft Jesu das geistige Gepräge ihres großen und heiligen, aber ganz spezifisch spanischen Gründers durch alle bisherigen Zeiten aufgeprägt geblieben ist, und man wird mindestens die Frage aufwerfen oder den Zweifel aussprechen können, ob es dieser Verbindung geistiger Soldaten jemals gelingen wird, den eigentümlichen Geist und Standpunkt des sechzehnten Jahrhunderts zu überwinden. Ihre eignen Häupter wollen das nicht, nach dem bekannten Sage: Sint ut sunt, aut non sint. Die

Missionsthätigkeit unter den Heiden ist das einzige Gebiet, auf welchem eine solche Erhebung über sich selbst möglich scheint; wo die Gesellschaft Jesu innerhalb zivilisirter, moderner Staaten auftritt, da ist ihre Wirksamkeit thatsächlich, sie mag nun wollen oder nicht, unvereinbar mit dem Wesen unsrer Zeit. Die zweifellose Wahrheit, daß die Jesuiten in Dogma und Moral das echte Christentum lehren oder wenigstens anstreben, ändert an dem Gesagten ebensowenig etwas als die andre nicht minder feststehende Thatsache, daß viele einzelne, namentlich auch deutsche Jesuiten, ihre persönliche Vaterlandsliebe seit drei Jahrhunderten immer und überall, namentlich auch in dem großen Kriege zwischen Frankreich und Deutschland, durch heroische Thaten und Leistungen bewährt haben. Denn höher als alle diese Thatsachen steht der entscheidende Umstand, daß der Jesuitismus sich nicht zu erheben vermag über einen Standpunkt, welchen die Kirche nach meiner festen Überzeugung für alle Zeiten — zum Glück der Menschheit — verloren hat, nämlich über den Standpunkt der weltlichen Macht, der politischen Herrschaft, des äußerlichen Zwanges. Die fortgesetzte Bestrebung, diesen Standpunkt zurückzuerobern, bringt die Kirche notwendig in Konflikt mit den nationalen Staatsbildungen der Neuzeit; sie hat den Jesuitismus verleitet, sich dem Absolutismus in die Arme zu werfen, und, was noch schlimmer ist, das unausgesetzte und leidenschaftliche Ringen nach Beherrschung der Geister fördert schließlich die Regungen der Superstition. Auf diesen verhängnisvollen Wegen läuft die Gesellschaft Jesu Gefahr . . . fremdartigen und unchristlichen Elementen Einfluß zu gestatten auf den Kultus, auf die Disziplin und schließlich sogar auf Moral und Dogma. . . . Es ist tief zu beklagen, daß zwei in ihrer Art so herrliche und hochwürdige Erscheinungen wie die Gesellschaft Jesu und das Reich deutscher Nation sich für den Augenblick noch nicht verstehen können. Auch dürfen wir flüchtig vorüberziehenden Kinder eben dieses Augenblicks die Hoffnung nicht vollständig aufgeben, daß in einer spätern Zeit die Erkenntnis gemeinsamer Aufgaben den Sieg davontragen werde über den Zwiespalt dieses Jahrhunderts. Allein für die Spanne Zeit, die zu verleben mir vergönnt sein mag, vermag ich in dem Jesuitismus nichts andres zu erblicken als die mächtigste und echteste Verkörperung des Ultramontanismus oder, was für mich dasselbe ist, des politischen Katholizismus, also derjenigen Geistesrichtung innerhalb der katholischen Kirche, auf deren Überwindung mein ganzes geistiges Streben und Trachten gerichtet ist.

Über Pius' IX. bemerkt der Verfasser:

Meine aufrichtige Liebe und Bewunderung für dieses erhabene Oberhaupt der Kirche war stets mit eigentlichstem Seelenschmerz gemischt. Mit tiefem Bedauern erkannte ich, daß dem heiligen Vater selbst das eigentliche Verständnis für die innerste Natur des deutschen Geistes und Herzens fehle; umso leichter mußte es für die ihn umgebenden untergeordneten Geister werden, den bedrängten Greis zu Aussprüchen und Handlungen zu bewegen, in welchen der beraubte Fürst und der Italiener allzusehr hervortraten, um eine vorsichtige und gerechte Behandlung deutscher Verhältnisse möglich zu machen. Unter die Aussprüche zähle ich unbedenklich jenes gewagte Wort von dem Steinchen, das sich loslösen wird, um den Fuß des Kolosses zu zertrümmern, und unter den Handlungen gleich unseliger Beschaffenheit nahm für mich die Zurückweisung Hohenlohes als preußischen Botschafters in Rom vom ersten Augenblick an eine zweifellose und hervorragende Stelle ein.

Wir lassen den Verfasser seine Ansicht vom Ultramontanismus und von dem Katholizismus, dem er huldigt und den Sieg wünscht, noch einmal vortragen, indem wir einige Hauptstellen aus der Rede mittheilen, die er am 1. März v. J. in der badischen Abgeordnetenversammlung hielt. Er sagte da u. a.:

Der Ultramontanismus ist unhistorisch; denn es ist eine der wesentlichsten Eigenschaften der ultramontanen Schule, daß sie, um die Einheit, die Wesenseinheit der katholischen Kirche gehörig zu betonen . . . jeden Unterschied der gegebenen Zeiten und Verhältnisse übersieht. Um behaupten zu können, die katholische Kirche ist immer die nämliche und eine, übersieht der Ultramontanismus, daß die Kirche des griechisch-römischen Alterthums eine andre war als die germanische Kirche des Mittelalters, und daß die Kirche der modernen Zeit wieder eine andre sein muß. . . . Daher kommt es, daß er beharrlich festhält an den weltlichen Präensionen der Kirche des Mittelalters, und daran hat sich angeschlossen das weitre Moment, welches ein Hauptvorwurf gegen die ultramontane Richtung sein muß, nämlich daß der ultramontane Katholizismus der politische Katholizismus geworden ist; denn im Mittelalter herrschte die Kirche auch in der politischen Welt. Man kann für alle hohen und großartigen Erscheinungen des Mittelalters vollen geschichtlichen Sinn haben, braucht aber deshalb nicht zu wünschen, daß diese Zustände wiederkehren . . . man muß darauf verzichten, sobald man wahrheitsgemäß erkannt hat, daß die Zeit dieser Dinge ein für allemal vorüber ist. Das vermag der Ultramontanismus nicht, und deshalb strebt er sich ab, und zwar für alle Zeit vergebens, der katholischen Kirche wieder äußerlich die politischen Machtbefugnisse zu erringen, die sie verloren hat, und deren sie für ihr heiligen und religiösen Zwecke durchaus nicht bedarf. . . . Der Ultramontanismus ist zweitens unwissenschaftlich. Ich spreche damit seinen Vertretern weitaus nicht die Gelehrsamkeit ab. . . . Aber die Wissenschaftlichkeit hört auf, sobald man nicht den Mut hat, in die Schranken zu treten mit der freien Wissenschaft derjenigen Zeit, in welcher man lebt. Das hat Leo XIII. erst vor wenigen Tagen den italienischen Bischöfen gesagt. . . . Er hat ihnen gesagt, es sei vor allem ihre Aufgabe, den Vertretern der akatholischen Bildung an Wissenschaftlichkeit gleich zu stehen. Sie aber, meine Herren, die Sie vom Geiste des Ultramontanismus erfüllt sind, lieben nicht die freie Wissenschaft, nicht die freie deutsche Hochschule, Sie lieben das Knabenseminar und das Konvikt; aber niemals wird es Ihnen gelingen, diese Anstalten zur Grundlage der deutschen Geistesbildung und der Bildung der Religionsdiener zu machen, sondern das, was dem deutschen Volke frommt, und was aufrecht erhalten bleiben muß, nicht nur für die protestantische Bildung, sondern auch für die der Katholiken, das ist die freie Mittelschule und die freie Hochschule, der Kampf der Geister auf beiden Gebieten und der Sieg der Wahrheit auf denselben. . . . Nur wenn die Kirche und deren Diener diesen Gesichtspunkt einnehmen, wird es ihnen gelingen, ein ungeheures Unheil zu vermeiden, nämlich, daß die gebildete Welt aus Mißverständnis sich immer mehr von der Kirche abwendet. . . . Der Ultramontanismus ist ferner unchristlich. . . . Das Christentum ist die Religion der Versöhnung der Menschheit mit Gott. . . . Die christliche Weltanschauung muß folglich eine milde, eine versöhnliche ein. Der Ultramontanismus führt aber in den Dingen des praktischen Lebens, in den wichtigsten Fragen der Moral im weitesten Sinne des Wortes nicht zu einer solchen, sondern zu einer düstern, einer fanatischen Auffassung. . . . Wenn diese geistige Richtung nicht den Stempel der Versöhnung, der Milde und Liebe, wenn sie den Stempel einer

strengen Ausschließlichkeit trägt, welche die Eigenschaft des Christen und Katholiken auf immer engere Kreise beschränken will, wenn sie es den Menschen immer schwerer macht, zu beichten, wenn sie auf diese Weise den Empfang der Sacramente . . . aufs engste einschränkt und schließlich unterdrückt, dann ist das eine auch bei der reinsten Absicht dem Christentum schnurstracks zuwiderlaufende Wirkung.

Der Ultramontanismus ist endlich auch unpatriotisch. Im Mittelalter war die katholische Kirche die geistige Universalmonarchie, welche zugleich das politische Recht beherrschte, und niemand konnte es damals einem Christen verübeln, wenn er nicht nur sein ewiges, sondern auch sein irdisches Vaterland in der Kirche erkannte. Einem solchen Christen erschien der Haß und Krieg der Völker unter sich als eine ganz untergeordnete Angelegenheit. . . . Hoch über all diesem Faden stand die Kirche, die nie kriegte oder kämpfte, von der man das wenigstens annahm. . . . Hoch über all diesem Irdischen stand als eigentliches Vaterland der gesamten christlichen Herde der kirchliche Kosmopolitismus. Das hat jetzt aufgehört, seit der Staat in vollem Maße zum Bewußtsein seiner gleichfalls göttlichen Aufgaben gelangt ist. . . . Seitdem haben die Völker ein wirkliches, spezielles Vaterland, ein Vaterland sogar im höhern Sinne, als es im klassischen Altertume gegolten hat, ein Vaterland, von dem sie wissen, daß es nicht nur zu Ruhm und Ehre und glänzenden Waffenthaten führen kann und will, sondern daß es die Gesamtzwecke der menschlichen Kultur realisieren will. Diese Überzeugung ist es, welche den modernen Patriotismus begründet hat, und ich bestreite, daß sich mit diesem das Streben nach der Kirche des Mittelalters vereinigen läßt. Also sogar bei der besten Absicht und bei dem redlichsten Willen wird die ultramontane Anschauung es nie dahin bringen können, daß ihre Anhänger, gleichgiltig, ob im Vaterlande zufällig geschieht, was ihnen kirchlich recht ist, dennoch aus höhern Beweggründen in dem vollen Maße Patrioten sind, wie der moderne Staat es von seinen Bürgern verlangen muß.

Ich setze an die Stelle des Ultramontanismus die in weiten Kreisen bestehende und herrschende Anschauung des religiösen Katholizismus, oder, wenn Sie wollen, des liberalen Katholizismus. . . . Wir wollen keine irdische Herrschaft, keine Herrschaft auf und aus dieser Welt, wir wollen nur die Erreichung des einzigen Zweckes der Kirche, des göttlichen Erlösungswerkes. Eine Heilanstalt, eine Erlösungsanstalt ist uns die Kirche, nicht aber ein politischer Begriff, und eben deshalb sind wir bereit, uns mit der freien geistigen, wenn auch noch so gegnerischen Wissenschaft in die Schranken zu begeben und sie mit den gleichen Waffen zu bekämpfen, und wir hoffen nichts davon, daß man zensirt, sondern davon, daß man judiziert. Wir sind auch ebenso bereit, mit dem modernen Staat uns vollständig in Frieden abzufinden. Der moderne Staat kann das Selbstbewußtsein, zu dem er gelangt ist, auch übertreiben; seine Vertreter können irren. In diesem Falle steht ihnen der liberale Katholizismus ebenfalls gegenüber und bekämpft ebenfalls die Übertreibungen. Er kennt die Rechte der Kirche; denn dieselben sind urkundlich niedergelegt, teils in dem Glaubensbekenntnisse, teils in den Schriften der Väter, teils im kanonischen Recht, und wir brauchen gar keine Furcht zu haben, daß uns jemals der Katholizismus deshalb entschlüpfe, weil wir gern bereit sind, als treue Bürger des modernen Staates redlich und ohne Vorbehalt an der Erfüllung aller seiner Aufgaben mitzuwirken und zwar innerhalb der Gestalt eines bestimmten nationalen Patriotismus.

Nach dieser Rede verließ Baumstark den Karlsruher Ständesaal auf Nimmerwiederkehr. Wir erfahren dabei, daß er gern noch der Beratung über das Ta-

baksmopol beigewohnt hätte, welches er wie alle weitblickenden Politiker entschieden billigte.

Von konservativer Seite hatte man mir während der ersten Wärsztage vorgeplaudert, als wolle man bis zu einem gewissen Grade für den Monopolsgedanken eintreten, allein ich hatte nichts davon geglaubt. Und ich muß bekennen, daß mir in der Folge die badische Abgeordnetenlammer in der Seele leid gethan hat, als sie einstimmig, unter dem Feldgeschrei der ordinärsten Redensarten und den oberflächlichsten Erwägungen sich ins Geschirr legte gegen einen großen staatsmännischen Gedanken, der wahrlich geeignet war, nicht nur auf verhältnismäßig mühelose Weise die finanzielle Größe Deutschlands zu begründen, sondern auch wie ein mächtiger eiserner Keil der Einheit die deutschen Völker zu umschlingen, einen Gedanken, dem ich von dem ersten Augenblicke seines Auftauchens in der Zeitgeschichte unbedingt und energisch ergeben war. Doch wer diese Dinge einmal nicht begreift, dem kann man sie nicht einreden, und bei aller Achtung vor entgegen gesetzten Überzeugungen wird es doch erlaubt sein, gerade bei diesem Gegenstande auf jene alte Wahrheit hinzuweisen, die lautet: Einen politischen Schwäher zum Denker umzuformen, wird ewig ein vergebliches Bemühen sein.

Noch mancherlei interessante Stellen ließen sich aus dem Buche anführen, aber wir müssen davon absehen und uns begnügen, noch auf zwei davon aufmerksam zu machen. Es sind der 16. Paragraph des 4. Kapitels, wo der Verfasser seine Erlebnisse als Reisprediger schildert, und sodann seine Ansicht über Janssens Geschichtswerk. Dort ist namentlich der Bericht über die Stimmung der süddeutschen und rheinischen Katholiken während des Kulturkampfes lesenswert und für die billigdenkende und versöhnliche Anschauung des Autors charakteristisch, hier begegnet uns das wohlmotivirte Urteil, Janssen sei „ein tendenziöser Parteischriststeller des bornirtesten Ultramontanismus,“ und es handle sich bei ihm lediglich „um geistreiche und kunstvolle Bearbeitung des geschichtlichen Stoffes zu einem vorgefaßten Zwecke und um Verwertung des Quellenmaterials für eine schon im voraus feststehende Tendenz — gerade so, wie es Karl von Rotteck im fortschrittlich-liberalen Sinne gemacht hat.“



Vom alten und neuen Griechenland.



Seitdem gegründete Aussicht vorhanden ist, daß ein unter der Höhe von Druwa, am rechten Ufer des Kladeos, erbautes Museum die Kunstschätze aufnehmen werde, die man den deutschen Ausgrabungen in Olympia verdankt, ist die Streitfrage, wo dieselben am besten aufgehoben seien, gegenstandslos geworden. Sie ist entschieden durch die Freigebigkeit eines reichen Bürgers, die in solchen Fällen

bei den heutigen Griechen niemals versagt. Starke Gründe waren für beide Meinungen ins Feld geführt worden, sowohl für diejenige, welche die Funde an Ort und Stelle aufbewahrt wissen wollte, als für die, welche sie nach Athen als dem natürlichen und immer wichtiger werdenden Sammelpunkte der dem hellenischen Boden abgewonnenen Schätze überzuführen riet.

Athen ist leicht zu erreichen und es besitzt in dem Nationalmuseum an der Patissiastraße — gleichfalls der Spendung eines reichen Bankherrn — herrliche Räume, die noch lange nicht ausgefüllt sind, die vielmehr nach größerm und reicherm Inhalt ordentlich sich zu sehnen scheinen. Das Studium der Kunstwerke wäre hier ohne Frage weit bequemer. Aber auch in dem Punkte der Sicherheit würde ihre Unterbringung in Athen ganz andre Bürgschaften gewähren, als bei einem Museum möglich ist, das in eine menschenverlassene, von den Verkehrswegen abgelegene Gegend hineingestellt wird, und dessen Bau noch Jahre erfordert, während man wünschen muß, daß die Befreiung der edeln Kunstgebilde aus den in jedem Betracht ungenügenden Holzschuppen, denen sie noch immer anvertrant sind, sobald als nur möglich erfolge: je eher je besser. Dort am Alpheios sind sie freilich glücklich, daß der bescheidene Zustrom von Fremden, den sie seit sechs Jahren so angenehm empfunden, nun niemals wieder ganz versiegen wird. Aber die Interessen von uns Abendländern sind nicht ganz dieselben wie die der biedern Bewohner von Pyrgos. Die Reise nach Olympia wird für alle Zukunft umständlich, zeitraubend, der Aufenthalt daselbst einen Teil des Jahres ungesund sein.

Der Verstand, hat man gesagt, weist die Funde nach Athen, das Gefühl nach Olympia. Doch muß gesagt werden, daß auch für Olympia nicht bloß Gefühlsgründe sich geltend machen ließen. Auch sachliche Gründe sprachen dafür, die Kunstwerke in unmittelbarer Nähe der Stätte zu vereinigen, für die sie bestimmt waren, deren Schmuck sie einst gebildet haben. Schon um Zusammengehöriges nicht zu trennen. Denn alle aufgedeckten Altertümer könnten ja unmöglich in ein Museum übergeführt werden. Die mächtigen Überreste der Tempel und Säulenhallen liegen unbeweglich an der Stelle, wo sie von furchtbaren Naturgewalten hingestreckt worden sind. Die ungeheuern Massen der architektonischen Bruchteile ließen sich auf keinen Fall fortschaffen, und es müßte für ihre Erhaltung an Ort und Stelle Sorge getragen werden, auch wenn man alle Werke der Bildnerie und der Kleinkunst nebst einem Teil der feinem Architekturglieder, insbesondere die bemalten Terracotten, in das Museum der Hauptstadt überführen wollte. Allein es ist überhaupt Gewinn, wenn eine Trennung vermieden werden kann. Die Funde von Olympia bilden in besonderm Sinne ein Ganzes, das zusammengehört, das weder mit andern Werken der Kunst vermischt noch in seine einzelnen Bestandteile aufgelöst werden will. So außerordentlich hohen Wertes auch einzelne Funde für sich sind, so besteht doch der vornehmste Wert des Aus-

grabungswerkes eben darin, daß hier ein Ganzes aufgedeckt ist, daß ein ausgedehnter Bezirk von zusammengedachten Heiligthümern, eine ganze Festanlage mit ihren Tempeln, Altären und Denkmälern, Marmorgebilden, Bronzen und Inschriften aus dem Schutt der Jahrtausende wieder erstanden ist: jedes einzelne Stück ist ein Glied des Ganzen, und zuletzt ist alles doch nur aus der Kenntnis der gesamten Anlage, das heißt an Ort und Stelle, zu verstehen. Diese und andre Gründe sind so trüftig, daß sie auch den Anhängern Athens zu einigem Troste gereichen und dieselben mit dem durch des Herrn Syngros Freigebigkeit hergestellten Bau versöhnen werden, wenn nur, was freilich ein Hauptpunkt bleibt, die griechische Regierung imstande und willens ist, zum Unterhalt und zur Beaufsichtigung des einsamen Museums das Nötige zu thun und für genügende Sicherheit des Platzes zu sorgen — Sicherheit nicht bloß gegen Überfall und Raub, sondern auch gegen jene schlimmern Gefahren, die in einem übel disziplinierten Beamtenkörper lauern. Es sind sehr wertvolle Schätze, und sie werden an einem sehr ausgesetzten Plage sein.

Gleichviel, den Archäologen vom Fach bliebe der Besuch von Olympia doch nicht erspart, wenn sie auch die Nike des Paionios und den Hermes des Praxiteles an der Patissiastraße studiren könnten. Aber auch der Tourist, der gebildete Kunstfreund, der das Original des Götterjünglings schauen möchte, den wir nach Ernst Curtius' Ausdruck „jetzt schon als Hausfreund bei allen kunstsinigen Familien eingebürgert finden,“ wird eine Pilgerfahrt nach den Trümmern des hellenischen Nationalheiligtums nicht zu bereuen haben. Auch der Ungelehrte wird mächtig angezogen sein von dem Gedanken, daß hier alle Überreste der ehemaligen Herrlichkeit zusammen sind, völlig gesondert von Kunstwerken andrer Art, sie aber vereinigt an der Stelle, der sie ursprünglich angehören. Wenige Schritte von den künftig wieder kunstreich zusammengestellten Figuren der Giebelfelder liegen die zerbrochenen Glieder des mächtigen Tempels, den sie schmückten, und leicht baut sich die Einbildungskraft an dieser Stätte die hingestreckten Säulenreihen wieder auf, fügt Trommel zu Trommel, darüber die Kapitelle, das Gebälk und führt in den Aether das Dach und die Giebel auf, darinnen die Marmorwerke des Paionios und des Alkamenes ihre Stelle hatten. Und so die ganze Landschaft, der lautlose, von Waldhöhen umgebene Thalgrund, er belebt sich mit der bunten Formenwelt, deren Überreste hier gesammelt sind; der heilige Hain, die Tempel mit ihren Götterbildern erstehen vor dem innern Auge; die geflügelte Nike fügt sich wieder zu der noch an der alten Stelle befindlichen Basis; die Hallen, die Rennbahnen füllen sich mit der Blüte hellenischer Jugend; dort stehen die heiligen Öl bäume, deren Zweige die Schläfe des Siegers krönten, man hört den jauchzenden Beifall, der den Glücklichen empfängt, und ein festliches Gewühl erfüllt wieder die stillgewordene Ebene — so wird, wer durch die Räume des künftigen Museums am Kladeos wandelt, ganz anders als in sonstigen Kunstsammlungen die Empfindung eines Gesamt-

funstwerkes haben, das sich aus diesen membra disjecta aufbaut, und die Frucht des Studiums wird die lebendige Bergegenwärtigung eines großartigen und wichtigen Stückes antiken Lebens sein.

Zeitraubend ist der Ausflug nach Olympia freilich, allein jetzt schon ist der Zugang gegen früher beträchtlich erleichtert. Zu der Zeit, als die Gelehrten der deutschen Expedition ihr Werk in Angriff nahmen, führte nur ein Reitpfad, dem häufig die angeschwollenen Bäche verderblich waren, von der Stadt Pyrgos nach der Ebene von Olympia; jetzt ist eine gute Fahrstraße hergestellt, während Pyrgos andrerseits durch Straßen mit dem Hafenorte Katafalo und mit Patras verbunden ist und mit letzterer Stadt auch durch eine Eisenbahn verbunden werden soll. Es ist eine abgelegene und umschlossene, nur durch den gekrümmten Flußlauf geöffnete Landschaft, aber sie hat auch den vollen Reiz der Abgeschlossenheit, und wer bis hierher in das Innere sich vorgewagt hat, wird nicht leicht der Lockung widerstehen, weitere Ausflüge in das Waldgebirge der Umgegend zu machen, nach den Vorhöhen der triphylischen Berge im Süden, wo einst Xenophon mit seinen Söhnen des Waidwerks pflegte, und weiter bis zu den Mauern der alten Stadt Samikon, oder den Kladeos aufwärts in die Pholoe, wo im Jahre 396 Marichs Westgothen monatelang von dem Heere Stilicho's umstellt und festgehalten wurden, bis es ihnen endlich gelang, nordwärts über den korinthischen Meerbusen zu entkommen. Nur zwei kleine Tagereisen sind es von Olympia bis zu den Resten des Apollontempels zu Bassai, zu den „Säulen,“ wie jetzt noch die Einheimischen sagen, auf der Höhe des Kothliongebirges, von wo der Blick über die niedrigen Waldberge hinweg, die den nördlichen Wall Messeniens bilden, hinaus bis zum Bergfels von Ithome und bis zum Meere dringt. Ja viele von denen, welche Olympia besuchen, werden ihre Reise so einrichten, daß sie, um von da nach der Ostküste des Peloponneses, nach Argos und Korinth zu gelangen, entschlossen den Weg durch das Innere der Halbinsel nehmen. Übrigens kann man sich an dieser Stelle wohlmeinende Ratschläge gänzlich ersparen, da ja in diesen Tagen endlich der „Bädeler“ ans Licht getreten ist,*) nach dessen Erscheinen seit einem Jahrzehnt alle Griechenlandfahrer sehnsüchtig ausgeblickt haben. Durch ihn erwächst den Glücklichen, die das Land der Griechen erst noch mit der Seele suchen, ein ungemeiner Vorteil vor allen frühern Reisenden, weshalb denn auch nicht zu bezweifeln ist, daß mit Hilfe dieses wohlunterrichteten und in solchem Lande doppelt schätzenswerten Freundes der Mut zu einer Hellasfahrt in immer zahlreicheren Herzen aufgehen werde. Zwar ist der Weg durch den Peloponnes noch immer mit mancherlei Entbehrungen und Mühseligkeiten verknüpft, wie man sie auf Reisen in westlichen Ländern nicht gewöhnt ist, aber er lohnt auch durch Erfahrungen, auf welche derjenige verzichten muß, der mit

*) Griechenland. Handbuch für Reisende von Karl Bädeler. Mit einem Panorama von Athen, 6 Karten, 7 Plänen und andern Beigaben. Leipzig, Bädeler, 1883.

dem Besuche der Küstenstädte und leicht zugänglichen Orte sich begnügt. Wer Land und Leute mehr als oberflächlich kennen lernen will, darf eine solche Reise durch das Innere nicht unterlassen. Fahrbare Straßen wird er zwar selten antreffen, und Wirtshäuser sind dort ein unbekanntes Ding, aber gerade dadurch ist der Reisende zu einem näheren Verkehr mit den Einheimischen gezwungen, er kann die guten Dienste der Bevölkerung nicht entbehren, ist genötigt, mit ihr zu leben, ihren Sitten sich anzubequemen. Eine solche Reise ist nur zu Pferde möglich, sie erfordert die Mitnahme eines Pferdeführers oder Agogiaten, und unter Umständen eines Dragomans oder Reisemarschalls und Dolmetschers, dazu noch eines Packtiers, dem das Reisezeug und die unentbehrlichen Vorräthe aufgeladen sind. Für das Nachtquartier aber ist man in den Dörfern, ja in den Städten, wenn man nicht mit den vier nackten Wänden eines Chanis sich begnügen will, auf irgend ein gastliches Dach angewiesen, das der Dragoman leicht ausfindig machen wird, wenn wir nicht bereits ein Empfehlungsschreiben bei uns tragen, das uns der Gastfreund von gestern an ein bestimmtes Haus mitgegeben hat. Durch die überall mit größter Willigkeit dargebotene Gastfreundschaft wird nicht nur das Reisen in den innern Landschaften erleichtert, es erhält dadurch auch einen eignen Reiz, der für manches Lästige, das doch mit der Wohlthat der Gastfreundschaft verknüpft ist, reichlich entschädigt. Und wie die Gastlichkeit eine von alters her ererbte und fortgepflanzte Tugend der Griechen ist, so sind auch die Sitten, die man in den Häusern des Peloponneses kennen lernt, von ursprünglichem, altertümlichem Gepräge; Wohnung und Kleidung, Essen und Trinken, die Stellung der Frauen, die Formen des Umgangs, die Bräuche in Haus und Straße, das alles ist uns Abendländern fremdartig, nicht selten glauben wir eine homerische Szene leibhaftig vor uns zu sehen. Daß man aber auf solchen Ritten ins Innere zahlreiche und noch wenig erforschte Denkmäler der Vergangenheit kennen lernen kann, daß der Wandrer überall von großen geschichtlichen Erinnerungen und überall von einer Fülle eigentümlicher Landschaftsbilder begleitet ist, braucht nicht erst gesagt zu werden.

Es ist möglich, ja unausbleiblich, daß mit der Zeit eine Umwandlung der Sitten sich vollzieht. Das Straßennetz dehnt sich aus, wenn auch langsam, in den Städten wird die einheimische albanesische Tracht von der fränkischen Gewandung zusehends verdrängt, und schon der nachdrücklich gepflegte Schulunterricht und der Eifer, mit dem sich die hellenische Jugend in die Hörsäle der Universität drängt, muß mit der Zeit abschleifend auch auf die ländliche Bevölkerung zurückwirken. Sollte der noch immer dünne Strom von Reisenden stärker anwachsen, so würde die Einrichtung von Gasthäusern von den Küstenstädten sich allmählich auch in das Innere fortpflanzen, und die Eingebornen würden dann aufhören, die althergebrachte Gastlichkeit den Fremdlingen zu erweisen. Aber das hat immer noch gute Wege. Gerade im Peloponnes ist noch

nicht zu befürchten, daß in den nächsten Menschenaltern die überlieferten Sitten erheblich notleiden und durch Neuerungen verdrängt werden. Noch lange wird dort der Fremde auf dieselbe Weise seine Reise bewerkstelligen und dieselben Zustände antreffen, wie die britischen Reisenden, welche vor einem Jahrhundert zum erstenmale wieder in die innern Landschaften der Halbinsel eindringen. Diese Zustände sind öfters geschildert worden, neuestens wieder von einem sehr feinen Beobachter und anmutigen Erzähler, von Adolf Bötticher, der mit seinem Buche über Olympia einen so wohlverdienten Erfolg gehabt hat und jetzt in einer Sammlung von Reisebildern eine weitere gereifte Frucht seines Aufenthaltes in Griechenland darbietet.*) Sie bilden gleichsam einen Nebenschößling, den das olympische Ausgrabungswerk getrieben hat. Denn so leicht und gefällig die Schilderungen sind, so erkennt man doch leicht, daß sie aus einer Wurzel sind mit jenem wissenschaftlichen Unternehmen und von flüchtigen Aufzeichnungen eines eiligen Touristen vorteilhaft sich unterscheiden. Bötticher hat lange genug auf griechischem Boden gewelt, um seine Beobachtungen zu vertiefen, für die er überdies eine vielseitige Ausrüstung mitbrachte. Er weiß mit den Eingebornen in ihrer Sprache zu verkehren und den Landleuten ihre Lieder abzulauschen. In den Schriften der Alten ist er zu Hause wie in der Frankenchronik von Morea. Er hat nicht nur ein glückliches Auge für das Eigentümliche der Landschaft, er sieht auch die Bodengestaltungen mit dem Auge des Geologen, die niedern und höhern Gewächse mit dem Auge des Botanikers, und vor allem sieht er die Überreste der Denkmäler mit dem Auge des geschulten Architekten, der auch formlose Trümmer zu deuten und einen Gewinn der Wissenschaft aus ihnen herauszulesen versteht. Dazu hat er Orte besucht, die weit abliegen von den gewöhnlichen Wegen der Fremden, Orte, die seit Jahrzehnten und länger auch von den gelehrten Forschern nicht leicht aufgesucht worden sind. In sein Buch geht absichtlich an den allbekanntesten, oft beschriebenen Örtlichkeiten vorüber und sucht mit Vorliebe die Reize verborgener und vergessener Stätten auf. Die von einem Flechtwerk üppigster Rankengewächse umschlungene Ruine des byzantinisch-fränkischen Klosters Issowa im Laphthasgebirge, ein gothischer Bau mitten im Peloponnes, die Akropolis von Gira, an welche sich der Heldenname des Aristomenes knüpft, die Bergveste Ithome, die im ersten messenischen Kriege und wieder im Helotenaufstande den Kernpunkt der Verteidigung Messeniens gegen Sparta bildete, die spärlichen Überreste von Thuria am westlichen Abhang des Taygetos und von Pherai bei Kalamata, der Burg des Diokles, in deren gastlichen Mauern Telemachos auf dem Wege von Phlos nach Sparta sein Nachtquartier aufschlug, von Gytheion bei Marathonissi, wo der phrygische Königssohn die Helena vom Heiligtum der Aphrodite hinweg auf sein Fahrzeug raubte,

*) Auf griechischen Landstraßen. Von Adolf Bötticher. Berlin, Gebrüder Paetel, 1883.

dann das Märchenbild der verlassenen Stadt Monemvasia, deren gespenstische, wankende Häuserzeilen auf den Verfasser einen traurigeren Eindruck machten als die Überreste der Akropolis, die römischen Kaiserpaläste und die verödeten Straßen Pompejis — „dort sind es Tote, denen wir mit stiller Wehmut in das erstarrte Antlitz blicken, hier ist es ein Sterbender, dessen Züge wir sich entstellen, den wir vor unsern Augen mit dem Tode ringen sehen“ — alle diese Stätten weiß der kundige Reisende nicht nur mit geschichtlichen Erinnerungen geschmackvoll zu beleben, es sind zum Teil Wiederentdeckungen, die unser Wissen bereichern, und das alles ist eingestreut in die lebendige Erzählung von Land und Leuten der Gegenwart.

Über die Aussichten, welche das heutige Griechenland im allgemeinen darbietet, seine Fortschritte in abendländischer Gesittung, die Hoffnungen, zu denen es berechtigt, wird man den Verfasser zurückhaltend finden. Den Optimismus, mit welchem neuere Reisende den geistigen Aufschwung der Hellenen anstauen und begrüßen, vermag er offenbar nicht zu teilen. Die unverhältnismäßig große Anzahl von politischen Tagesblättern und selbst die sichtlichen Bemühungen um das niedere und höhere Schulwesen scheinen ihm nicht übermäßige Achtung einzulösen. Dagegen hebt er, ungeblendet von den starken Reizen, die den kunst- und naturfreundigen Reisenden auf griechischem Boden leicht gefangen nehmen, einige Schattenseiten im heutigen Hellas mit Schärfe hervor. In dieser Beziehung ist das in die Beschreibung von Tiryns eingestreute Kapitel über den Ackerbau besonders lehrreich. Noch immer nimmt der Ackerbau in Griechenland eine sehr tiefe Stelle ein. Auf einem Areal von rund 47 500 Quadratkilometern (die jüngste Gebietserweiterung und die Ionischen Inseln außer Rechnung gelassen) sind bloß 7500 Quadratkilometer angebautes Land, nicht viel mehr als die Hälfte der überhaupt bestellbaren Fläche, wozu noch kommt, daß die Art der Bebauung eine ganz veraltete, primitive, aus hesiodischen Zeiten stammende ist. An diesem niedern Stande der Ackerwirtschaft ist aber nicht, wie man beschönigend gesagt hat, der Mangel an Arbeitskräften schuld, auch nicht die angebliche Aussaugung des Bodens durch die Kultur, denn der Boden lohnt die Aussaat bei dem geringsten Müheaufwande mit dem siebenfachen, oft auch dem zehnfachen Ertrage; die Schuld trägt einmal der noch immer sehr empfindliche Mangel an Verkehrswegen, vor allem aber der Fluch einer gänzlich verkehrten Gesetzgebung, welche Verbesserungen im landwirtschaftlichen Betrieb geradezu verhindert. Von Jahrzehnt zu Jahrzehnt erbt sich bis auf den heutigen Tag die unselige Hinterlassenschaft Kapodistrias fort: die direkte Bruttobesteuerung der Feldfrucht. Wenn der Landmann zur Ernte hinauszieht, begleitet ihn der „Ispraktor,“ der Steuererheber, mit einer militärischen Bedeckung. Ohne diese wichtige Persönlichkeit darf er mit der Ernte nicht beginnen, darf er sie nicht nach Hause bringen. Unmittelbar nach dem Dreschen und Reinigen des Kornes zieht der Ispraktor den zehnten Teil des Bruttoertrages für den Staat ein,

sei es in natura oder im Gegenwerte des Taxpreises. Ob der eine für die Bestellung eines Morgens zehn Drachmen, ob der andre hundert Drachmen für die gleiche Fläche an Arbeitskraft und Meliorations- (Berieselungs-) Kosten aufgewendet hat, ob jenem das Land fünffache Frucht bringt und diesem zehnfache, das ist ganz gleichgiltig; jeder giebt vom Scheffel Korn den zehnten Teil ab. Wer möchte unter solchen Umständen daran gehen, neue Flächen der Kultur zu erschließen, Bäume und Gestrüpp zu roden, Steine zu lesen, Terrassen zu häufen gegen die Sturzbäche der Herbstregen, Quellen zu suchen und dem neuen Boden zuzuführen, alles mühevollen Arbeiten, von deren kümmerlichem Erstlingsertrage der Steuererheber in gleichem Maße seinen Zehnten einstreichen wird wie von dem fruchtbaren, in einem Vormittage bestellten Saatfelde des Nachbarn. Und dazu kommt noch die unheilvolle orientalische Beamtenwirtschaft im Zusammenhange mit dem parlamentarischen System des jungen Königreichs. Der Ispraktor weiß sich als ein Glied des Beamtenpersonals, das von der jeweils am Ruder befindlichen Partei abhängig ist und bei der nächsten Ministerkrisis an die Luft gesetzt werden kann. Er hat daher keinen andern Gedanken, als die kurze Zeit seiner Amtsdauer dazu zu benutzen, möglichst viel für sich zusammenzuraffen. So fließt denn die vom Schweiße des kleinen Bauern aufgebrachte Steuersumme keineswegs ungeschmälert in den Staatsfächer, und was schlimmer ist, das, was glücklich hineingelangt ist, kommt keineswegs auch nur zum größern Teil dem allgemeinen zu Gute, sondern die am Ruder befindliche Partei verwendet einen großen Bruchteil, um die politischen Parteigenossen zu befriedigen und sich eine künftige Wiederwahl zu sichern. Erst wenn dieser Beamtenwirtschaft ein Ende gemacht werden könnte und anstatt des jetzigen Steuersystems die Selbsteinschätzung der Gemeinden wieder eingeführt würde, wie sie unter türkischer Herrschaft zum Segen des Landes bestanden hat, erst dann könnte die Landeskultur einen größern Aufschwung nehmen.

Dieses unselige Ackergesetz bildet ein würdiges Seitenstück zu jenem andern Gesetz, welches im Jahre 1834 über die Altertümer des Landes erlassen wurde und welches, gut gemeint, von den übelsten Folgen für das Land und noch mehr für die Wissenschaft gewesen ist. Mit Trauer gedachten die Hellenen nach der Befreiung von der Fremdherrschaft, daß das britische Museum mit den Parthenonskulpturen, die Glyptothek mit den Aegineten, der Louvre mit der Aphrodite von Melos sich geschmückt hatte; das sollte anders, der Beraubung des vaterländischen Bodens, der Verschleppung der Kunstwerke ins Ausland sollte ein Ende gemacht werden. Um dies zu erreichen, wurde nicht nur der Verkauf von Altertümern an Fremde und schon der Versuch dazu mit starken Strafen belegt, sondern es wurden auch über die Ausgrabungen von Kunstwerken die schärfsten Bestimmungen getroffen. Niemand darf nach Altertümern graben ohne besondere Erlaubnis der Regierung, welche dieselben durch einen

Kommissar beaufsichtigen läßt. Findet ein Eigentümer auf seinem Boden ein Kunstwerk, so hat er es binnen drei Tagen der Regierung anzuzeigen, welche für die Hälfte des Fundes das Eigentumsrecht beansprucht. Nimmt der Finder das Angebot nicht an, das ihm die Regierung oder die archäologische Gesellschaft macht, und verkauft er seinen Fund an einen dritten, so muß er eine Steuer von fünfzig Prozent des Verkaufspreises an die Kasse der öffentlichen Museen entrichten. Das sind drakonische Bestimmungen, welche das Übel mit der Wurzel auszureißen scheinen und welche thatsächlich das Gegenteil bewirken. Um der lästigen Kontrolle der Regierung zu entgehen und in möglichst gewinnbringender Verwertung der Funde nicht behindert zu sein, werden dieselben der Regierung möglichst verheimlicht, offiziell beaufsichtigte Grabungen sind höchst selten, dafür wird das Geschäft insgeheim umso schrounghafter betrieben. Welche Folgen daraus entspringen, wie die Altertümer unter der Hand in Masse verkauft und ausgeführt werden, ja wie eine Menge Kunstwerke, um sie leichter verbergen und ausführen zu können, absichtlich verstümmelt und zertrümmert werden, wie endlich der wissenschaftliche Wert der Funde durch das Verheimlichungssystem fast ganz in Frage gestellt wird, das hat Salomon Reinach unlängst in einem geharnischten Berichte in der Revue des Deux mondes ausgeführt, die öffentliche Meinung der gebildeten Völker in beredter Weise auf einen wahren Schandfleck im heutigen Griechenland hinweisend. Die bittere Sprache des Franzosen ist sichtlich verschärft durch den Umstand, daß das Ansuchen der französischen Regierung, Ausgrabungen in Delphi zu veranstalten, von seiten Griechenlands zurückgewiesen wurde. Allein die Thatfachen sind nicht in Abrede zu stellen, sie werden von jedem Kenner des heutigen Hellas bestätigt, in Athen hat jeder Fremde Gelegenheit, sich unschwer von der Art und Weise zu überzeugen, wie man auch ohne die eigentlichen Händler in den Besitz von Kunstwerken, z. B. von Terracotten aus Tanagra, gelangen kann, die alle — freilich unter den Augen der Regierung — dem Lande hinterzogen sind. Auf die Regierung und ihre Beamten fällt dabei das übelste Licht. Davon nicht zu reden, wie schlecht die maßlos zersplitterten Sammlungen verwaltet, eingerichtet, überwacht sind. Daß die Funde von Olympia so lange in durchaus ungenügenden Räumen, in engen, feuchten Holzschuppen zusammengedrängt ausharren müssen, ist oft beklagt worden; durch Herrn Reinach aber erfahren wir, daß es im Januar 1883 durch die Löcher der Bedachung auf den Hermes des Praxiteles geregnet hat, und daß an der Oberfläche der feinen Gliedmaßen wie an der Bemalung bereits die Spuren solcher Mißhandlung sich zu zeigen beginnen. Mehr braucht nicht gesagt zu werden. Das sind Dinge, die zum Himmel schreien. Die Hellenen legen in ihrem vaterländischen Stolze ungemainen Wert auf die lobenden Stimmen, die sie im Abendlande über sich vernehmen. Wenn sie nur eben so geneigt wären, durch gerechten Tadel sich das Gewissen schärfen zu lassen und im Gedächtnis zu behalten, „daß Griechenland

durch Europa in Anbetracht seiner Vergangenheit gerettet worden ist, weil Europa in dieser Vergangenheit nicht das ausschließliche Eigentum eines kleinen Volkes, sondern den gemeinsamen Besitz aller Freunde des Schönen erblickt.“

Stuttgart.

W. 1.



Dodsley und Compagnie.



er Lessings Hamburgische Dramaturgie bis zu Ende gelesen — oder da dies schwerlich heutzutage noch jemand thut, so wollen wir lieber sagen: wer den Anfang und das Ende von Lessings Hamburgischer Dramaturgie gelesen — über das, was dazwischenliegt, belehrt sich ja der gebildete Deutsche jetzt aus den Redensarten einer der landläufigen Lessingbiographien oder deutschen Literaturgeschichten —, der wird sich der frechen Nachdruckerfirma erinnern, welche Schuld daran war, daß die Dramaturgie vor der Zeit von Lessing abgebrochen wurde. „Es ist die lauter Wahrheit, schreibt er, daß der Nachdruck, durch den man diese Blätter gemeinnütziger machen wollen, die einzige Ursache ist, warum sich ihre Ausgabe bisher so verzögert hat und warum sie nun gänzlich liegen bleiben.“ Noch frecher aber als der Nachdruck selbst, war die „Nachricht an die Herren Buchhändler,“ welche die Nachdrucker gleichzeitig verbreitet hatten. Es ist rührend und zugleich empörend, zu sehen, wie der ehrliche und arglose Lessing dies unverschämte Nachwerk — worin die Nachdrucker ihren Raub als die wohlverdiente Strafe eines Schriftstellers hinstellten, der sich unterfangen habe, seine Schrift selbst zu verlegen und so den Buchhandel zu stören — für Ernst nimmt und mit Gründen zu widerlegen sucht.

In dem Geschäft, welches die erdichtete — übrigens von einer angesehenen Londoner Buchhandlung erborgte — Firma Dodsley und Compagnie trug, waren Ende der sechziger Jahre außer einer Masse von Ständalliteratur eine große Menge von Nachdrucken erschienen. Druckten die Gauner nicht bereits vorliegende fertige Bücher nach, so stahlen sie den Gedanken zu Büchern, die noch im Entstehen begriffen waren, und suchten dem rechtmäßigen Eigentümer mit der Ausführung zuvorzukommen. Auf diese Weise konnte es z. B. geschehen, daß der erste deutsche Musenalmanach aus diesem gemeinen Nachdrucksgeschäfte hervorging. Als nämlich Boie und Gotter nach dem Muster des seit 1765 in Paris erschienenen Almanac des Muses die Sammlung einer „Poetischen Blumenlese auf das Jahr 1770“ veranstalteten, die dann als erstes Bändchen

des „Göttinger Musenalmanachs“ bei Dieterich in Göttingen erschien, hörten die Leipziger Nachdrucker von dem Vorhaben, und da sie auf betrügerische Weise — durch Bestechung eines Buchdruckergerellen der benachbarten Druckerei — einige Probebogen davon in die Hände bekamen, so machten sie sich nicht nur den ganzen Einfall schleunigst zu nutze, sondern ließen sogar eine Anzahl Gedichte von den gestohlenen Bogen nachdrucken. Hilfreiche Hand leistete ihnen dabei der Erfurter Professor Chr. S. Schmid, ein greulicher Büchermacher, der gleichzeitig auch noch eine „Biographie der Dichter“ und eine „Anthologie der Deutschen“ herausgab, und ein ebenso schlauer Betrüger wie Dodsley. Er hatte den an sich nicht übeln Gedanken gehabt, seiner poetischen Blumenlese eine fast die Hälfte des Bandes füllende „Notiz poetischer Neuigkeiten vom Jahre 1769“ voranzustellen, worin er eine zum Teil sehr böshafte kritische Revue über die belletristische Literatur des ablaufenden Jahres giebt. Dabei begehrt er aber, um zu verhüllen, daß er der Herausgeber des Almanachs war, die Schlaueit, seine eignen Machwerke ebenso herunterzureißen wie andre Bücher. Durch größte Anstrengungen brachten es Schmid und Dodsley glücklich fertig, daß ihr Almanach früher erschien als der Göttinger. Wie das Datum verschiedner Rezensionen zeigt, muß er schon Ende Dezember 1769 herausgewesen sein, während der Göttinger erst im Laufe des Januar nachfolgte, begleitet von einer gedruckten Nachricht an das Publikum aus Kästners Feder, worin der Verleger Dieterich klagt, es sei ihm gegangen „wie jener Marktenderfrau, der ein spitzfindiger Landsknecht ihr Faß von hintenzu anzapfte und etwas von ihrem Biere eher verkaufte, als sie selbst.“ Auf dem Titelblatte des Leipziger Almanachs war übrigens die Nachdrucksfirma nicht angegeben; es heißt da bloß: „Almanach der deutschen Musen. auf das Jahr 1770. Leipzig.“ Da jedoch auf dem letzten Blatte eine Anzahl von Büchern verzeichnet stehen, die „bey J. Dodsley und Compagnie zu finden“ waren, so konnte kein Zweifel darüber sein, daß der Almanach derselben Quelle entstamme. Unter den aufgeführten Schriften befindet sich auch ein Nachdruck der holsteinischen Wochenschrift „Der Hypochondrist,“ „zweyte verbesserte Auflage“; aus einem uns vorliegenden Exemplar desselben, das auf dem Titelblatte die Angabe trägt „Leipzig und Frankfurt, bey Joh. Dodsley und Casp. Moser. 1767.“ geht hervor, daß die Nachdrucker in ihrer Firma variierten, wie sie denn später auch bisweilen bloß als „Buchhändlergesellschaft“ auftraten.

Wer war nun eigentlich Dodsley und Compagnie? Die Frage wird in den Briefen, die zwischen Lessing und Nicolai im Herbst 1769 gewechselt wurden, lebhaft erörtert, im Anschluß an die Anzeige, in welcher Nicolai in der „Allgemeinen deutschen Bibliothek“ (X, 2) die Hamburgische Dramaturgie und zugleich ihren Nachdruck besprochen hatte, und in welcher er die Schläge, die Lessing selbst am Schlusse der Dramaturgie gegen die Nachdrucker ausgeteilt hatte, nach Kräften sekundirte. Lessing hatte keine Ahnung von dem wahren Sachverhalt. Er glaubte fest daran, daß eine Anzahl hervorragender Buch-

händler sich unter der erdichteten Firma zusammengethan hätten, um den Gelehrten den Selbstverlag zu verwehren. „Die Schurken von Dodsley und Compagnie, die ich nächster Tage alle bei Namen nennen will, sollen mich noch anders kennen lernen!“ schreibt er am 10. August 1769 an Nicolai, und am 30. Oktober: „Suchen Sie mir es doch nur ja nicht auszureden, daß Reich und mehrere Buchhändler, wenn schon nicht unter der Compagnie von Dodsley begriffen, dennoch für ihre Unternehmungen, den Gelehrten den Selbstdruck zu verleiden, sehr wohlgesinnt sind.“ Lessing war von früher her auf Reich nicht gut zu sprechen. Er hatte ihm 1755 sechs Komödien Goldonis zu übersetzen versprochen, und da er zu langsam Manuskript lieferte, so hatte Reich die ersten beiden bereits gedruckten Bogen in die Makulatur geworfen und auf die Fortsetzung verzichtet. Dies konnte ihm Lessing nie verzeihen, und so lag ihm auch jetzt am nächsten der Argwohn, daß Reich hinter der unverschämten Dodsleyischen „Nachricht“ stecke. Auf der richtigen Spur war dagegen Nicolai. Dieser schreibt am 8. November 1769 mit Bezug auf die Dodsleyische Ankündigung: „Die verkappten Dodsley haben gar keine wirkliche Unternehmung gemacht, den Selbstdruck der Gelehrten zu verhindern. Der Brief ist ein leeres Gewäsche, das bei keinem Buchhändler den geringsten Eindruck gemacht oder nur den geringsten Erfolg gehabt hat. Ich weiß aus vielen Proben, daß Reich, so wie alle Buchhändler, der Dodsleyischen Schleichhandlung sehr zuwider ist. Er hat noch diese Messe die Madame Dyk, (deren Curator und Vormund ihrer Kinder er ist), dahin gebracht, daß sie versprochen hat, ihren Diener, der eigentlich die Dodsleyische Commission besorgt, auf Ostern zu verabschieden.“ Wäre Nicolai nur noch einen Schritt weiter gegangen, so hätte er die volle Wahrheit gehabt. Die Firma Dodsley und Compagnie wurde in der That nicht aus einem Konfortium gebildet, sondern sie bestand aus einem einzigen Menschen, dem Handlungsdiener der Witwe Dyk, dem später, seit 1770, selbständig etablirten Leipziger Verlagsbuchhändler Engelhard Benjamin Schwickert. Diese Thatsache ergibt sich mit zweifelloser Gewißheit aus einem Altenstücke der Leipziger Bücherkommission, das uns in das Nachdrucksumwesen des 18. Jahrhunderts und in die unglaubliche Verlogenheit, mit der es betrieben wurde, einen interessanten Einblick gewährt und aus dem wir folgende Vorgänge kennen lernen.

Zur Michaelismesse 1768 erschien in Leipzig ein Bändchen „Vermischte Gedichte von Herrn J. E. Kost, herausgegeben 1769.“ Es war das ein von dem obengenannten Erfurter Schmid veranstalteter Neudruck verschiedener früher einzeln erschienenen Gedichte Kosts, unter denen sich die berühmte „Schöne Nacht“ und das bekannte für die Neuberin gegen Gottsched geschriebene „Vorspiel“ befanden. Druckort und Verleger waren nicht genannt.

Die Bücherkommission verbot das Buch um seines anstößigen Inhalts willen bei 10 Thlr. Strafe. Kurz nach Erlaß des Verbots aber wurde ruchbar, daß der Handlungsdiener der Witwe Dyk, Schwickert, das Buch debitiert

habe. Er wurde also vorgeladen (25. November 1768) und sagte aus, daß er in der Michaelismesse zu Ende der Zahlwoche etwa 150 Exemplare der Gedichte erhalten und acht Tage nach Empfang derselben, einige Tage vor dem Verbot, dieselben zu debitiren angefangen habe. Wer ihm die Exemplare zugesandt, wollte er nicht wissen, präsentirte indeß einen an ihn gerichteten anonymen Brief — Hochgeehrtester Herr! Auf Begehren H. Dodsleys und Compagnie übersende anbey 150 Stück Kosts Gedichte 6 gr. ord. Bitte gütigst zu befördern. Wegen des Abzugs bin schon mit denenselben einig geworden. d. 6. 8br. 1768. — den er als Begleitschreiben der Exemplare erhalten haben wollte. Auf die Frage, wie es denn komme, daß das Packet auf Herrn Dodsley und Compagnie Begehren gerade an ihn gelangt sei, antwortete er, er habe die Kommission von Dodsley und Compagnie, und auf die weitere Frage, wer denn diese wären: dies sei ihm unbekannt, er habe die Kommission von dem Buchhändler Canter in Königsberg bekommen.

Die Bücherkommission ließ sich damit nicht abspeisen. Sie hielt Schwickert vor, daß das Buch, wie Papier und Druck ergäben, in Leipzig gedruckt worden sei, daß er es also jedenfalls selbst habe drucken lassen und derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen habe. Schwickert leugnete dies; auf die Zwischenfrage, wie lange Dodsley und Compagnie existire, erwiederte er: ein paar Jahre, insofern es von der Bekanntschaft des Namens zu verstehen sei. Als er schließlich noch Auskunft geben sollte, was er denn mit den 150 Exemplaren angefangen habe, sagte er, er habe sie hier und auswärts debitirt, bis auf 24, die er an Canter zurückgeschickt habe.

Einige Tage darauf verlautete, der Leipziger Buchhändler Hilscher werde über die Sache umständliche Nachricht geben können. Er wurde also gleichfalls vorgeladen und vernommen und sagte aus, er habe von Dodsley und Compagnie ein Packet erhalten, zur Zeit aber noch keine Satisfaktion dafür gegeben, weil er trotz aller Mühe nicht habe erfahren können, wo Dodsley und Compagnie sich eigentlich aufhielten. Letzte Michaelismesse wären ihm die Zettel ihres Verlags durch Hartknoch aus Riga und Canter aus Königsberg zugesandt worden, worauf er mit beiden gesprochen, in der Meinung, daß sie die Firma Dodsley und Compagnie ausmachten. Allein keiner von beiden habe etwas davon wissen wollen, Hartknoch habe ihm auch durch eine auswärtige Rechnung bewiesen, daß er keinen Anteil an der Compagnie habe. Übrigens habe er von Hartknoch gehört, daß Schwickert den Verlagszettel an diesen abgeschickt habe, und von seinem Burtschen wisse er, daß die Kostschen Gedichte in der Dhlischen Handlung zu bekommen wären.

Da sonach alle Anzeichen auf Schwickert deuteten, auf dem schon von vornherein der Verdacht geruht hatte, so wurde er nochmals vorgeladen, um eidlich zu versichern, daß er die Kostschen Gedichte nicht habe drucken lassen, nicht derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen

habe, auch nicht wisse, wer sich unter diesem Namen verberge. Zur Ablegung dieses Eides erhielt er zwei Tage Bedenkzeit. Als diese verstrichen waren, erklärte er, er habe sich vorgenommen, überhaupt niemals einen Eid zu leisten, werde also auch diesen nicht ablegen, obwohl alles, was darin stehe, der Wahrheit gemäß sei. Er bitte, keine Weitläufigkeiten in der Sache zu machen oder gar rechtliches Erkenntnis einzuholen und submittere sich einer gelinden Strafe. Hierauf wurde er zu 5 Thalern (!) Strafe verurteilt, und die Sache war abgethan.

Fast genau dieselbe Komödie wiederholte sich vierzehn Monate später, als der Leipziger Musenalmanach erschienen war. Wieder wurde Schwickert vorgeladen, da er sich ja selbst früher als Kommissionär von Dodsley und Compagnie bekannt hatte, und wurde zunächst an die Verdrießlichkeiten erinnert, die er 1768 gehabt habe. Wieder leugnete er alles: er sei kein Mitglied der genannten Compagnie, wisse auch nicht, wer der Verfasser des Almanachs sei, noch wer ihn verlegt oder gedruckt habe, geschweige denn daß er ihn etwa selbst gedruckt habe oder derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie führe. Wieder wurde ihm der Eid angetragen und eine Bedenkzeit von acht Tagen bewilligt. Als aber diesmal die Bedenkzeit um war, beschloß die Kommission freiwillig, daß die Abnahme des Eides einstweilen ausgesetzt bleiben sollte. Jedenfalls hatten die Herren inzwischen mit den hervorragendsten Leipziger Buchhändlern wegen der Sache unterhandelt, wie folgende wenige Tage darauf von diesen an den Leipziger Rat gerichtete Eingabe beweist, in der sie über Dodsley und Compagnie Beschwerde führen.

Es gehet uns nahe, daß, indem wir eine bisher im Verborgenen bald unter dem erdichteten Rahmen Dodsley und Compagnie, bald unter dem Rahmen einer Buchhändler Gesellschaft geführte Buchhandlungs Societät anklagen, wir auch zugleich eine unserer Mitbürgerin (sic), die verwittibte Frau Dyck, mit in diese Klage verwickeln müssen. Da die verkappten Dodsley und Compagnie seit zwey Jahren ihr verbotenes Handwerk getrieben, ohne auf irgend eine Art der Obrigkeit das zu leisten, wozu sich ein jeder ehrlicher Mann und Bürger verbunden achtet, und dieses widerrechtliche Betragen, viele inn- und ausländische Buchhändler gegen sie, wie billig, aufgebracht; so hat gedachte verwittibte Frau Dyckin für gut befunden, in ihrer allhiefigen Handlung, diesen sich so nennenden Dodsley und Compagnie eine Freystätte zu bewilligen, und den, oft aus Schmähschriften auf die angesehensten Gelehrten, bestehenden Verlag dieser unsichtbaren Buchhändlergesellschaft nicht nur hier drucken zu lassen, sondern solchen auch durch dieses Mittel in der Welt zu verbreiten, sie selbst aber, die sogenannten Dodsley und Compagnie, dadurch von allen Abgaben zu befreien, und ihre Entdeckung, auf welche sonder Zweifel, sowohl wegen der verbreiteten Pasquille, als wegen des, durch den Gebrauch einer falschen und erdichteten Raggion, vor der ganzen Welt begangenen falsi, eine wohlverdiente Bestrafung gefolget seyn würde, bis anhero unmöglich zu machen. Es ist leicht einzusehen, und man kan sich noch mehr davon durch auswärtige gelehrte Zeitungen und Journale überzeugen, was für Nachtheil dieses dem hiesigen öffentlichen Credit, ja selbst dem obrigkeitlichen Ansehen, zugezogen und

ferner zuziehen würde, wenn man einen dergleichen unerlaubten Handel länger gestatten wollte. Es ist dieses der verwittibten Frau Dyckin längstens und zu wiederholtenmalen vorgestellet worden, sie hat aber allemal die Sache auf ihren Bedienten, Schwickert, geschoben und dabey eine völlige Unwissenheit affectivet, da es doch notorisch ist und in die Augen fällt, daß kein Bedienter ohne Vorwissen und Bewilligung seines Principals jemalen dergleichen Unternehmen anfangen, vielweniger solches so lange fortsetzen könne. . . . Es ergeheth also an Ew. Magnificenz . . . unser gehorsamstes Bitten, diesem Unfug durch angemessene Mittel zu steuern, die Dyckische Wittib und ihren Bedienten, Schwickert, zur Entdeckung der fingirten Dodsley und Comp. nicht nur anzuhalten, sondern sie auch überhaupt nach den Gesetzen zu behandeln.

Einen Monat (!) nach Eingabe dieses Schreibens, Ende März 1770, wurde die Witwe Dyt vor die Bücherkommission gefordert. Sie räumte ein, daß in ihrer Handlung Bücher unter den Namen Dodsley und Compagnie und Buchhändlergesellschaft verkauft würden; es geschehe das, wie in andern hiesigen Handlungen auch. Dagegen stellte sie in Abrede, daß sie selbst ein Mitglied dieser Compagnie sei oder wisse, wer die Compagnie vorstelle. Ihr Handlungsdienner Schwickert habe sie bereits vor Jahren gebeten, ihm einige Kommissionen zu erlauben, und dies habe sie, da er dieselben bloß für sich hätte haben wollen, auf Anraten Reichs, des Vormundes ihrer Kinder, ihm auch zugestanden; sie selbst habe an diesen Kommissionen keinen Anteil, wisse auch von keinem der unter den erwähnten Firmen erschienenen Bücher, wer ihr Verfasser oder Verleger sei.

Gleich im Anschluß an diese Aussage wurde auch Schwickert nochmals verhört, blieb aber in allen Stücken bei seinem frühern Leugnen stehen. Er versicherte wiederum, daß er die Kommissionen der unter der Firma Dodsley und Compagnie erschienenen Bücher von Canter in Königsberg und Hartknoch in Riga erhalten habe und daß er niemals auf eigne Rechnung unter jenem Namen etwas habe drucken lassen. Den Musenalmanach habe er wahrscheinlich auch von Canter bekommen, der Verleger habe sich zur Zeit noch nicht gemeldet. Übrigens sei er willens, um solche Verdrißlichkeiten in Zukunft zu vermeiden, nächste Ostermesse alle Kommissionen aufzugeben.

Nachdem diese Aussagen den beschwerdeführenden Leipziger Buchhändlern vorgelegt worden waren, wandten sich diese Anfang Mai mit einem zweiten, noch geharnischteren Schreiben an die Bücherkommission. Sie erklärten aufs entschiedenste, daß weder Canter noch Hartknoch irgend etwas mit der Dodsleyischen Compagnie zu thun hätten, wie deren Vernehmung nächste Ostermesse, um die sie ausdrücklich baten, ausweisen würde. Es sei von diesen Männern nicht zu vermuten, daß sie sich so vieler Frevel, wie sie alle Handlungen des verkappten Dodsley bezeichneten, theilhaftig machen sollten; wenn sie wirklich Eigentümer oder Mitinteressenten der Buchhändlergesellschaft wären, so würden sie den Verlag durch eignen Umsatz viel besser nutzen als durch die Hände eines Kommissionärs wie

Schwickert. Es sei allerdings richtig, daß die Witwe Dyl vor einigen Jahren, als Schwickert ihr nicht mehr „um das alte Salarium“ habe dienen wollen, ihm die Erlaubnis gegeben habe, einige der üblichen Kommissionen anzunehmen und „den Verdienst davon als partem salarii anzusehen.“ Aber diese Sache sei Reich nicht frageweise, sondern erst nachträglich referirt, ihm auch die ungewöhnliche Art dieser Kommission verschwiegen worden. Daß aber die Prinzipalin wohl darum gewußt habe, gehe daraus hervor, daß sie zu Anfange ihren Gehilfen geradezu unterstützt habe, indem sie eins ihrer Verlagsbücher, einen Teil von Picanders Gedichten (Picander = Henrici) an Dodsley abgetreten, ihn auch bei jeder Gelegenheit zu schützen gesucht habe. Reich habe ihr wiederholt die ernstlichsten Vorstellungen über ihre unerlaubte und unerhörte Handlungsweise gemacht, sie habe ihm auch unter Thränen versprochen, Schwickert den Abschied zu geben, habe aber bis jetzt nicht Wort gehalten. Endlich verlangten sie, daß der Buchdrucker Büttner in Leipzig eidlich vernommen würde, da der gesamte Dodsleyische Verlag, auch der Musenalmanach, von ihm gedruckt worden sei.

Zwei Wochen nach Übergabe dieses Schriftstückes kamen Canter und Hartknoch zur Leipziger Messe und wurden sofort von der Kommission vernommen. Beide versicherten, daß sie mit der Firma Dodsley und Compagnie nichts zu thun hätten, auch nicht wüßten, wer darunter verborgen sei. Canter äußerte Verdacht auf Rüdiger in Berlin, weshalb die Kommission beschloß, zunächst diesen von seiner zuständigen Behörde vernehmen zu lassen. Da jedoch hierüber wiederum Wochen vergingen, so entwarfen die Leipziger Buchhändler am 7. Juli nochmals ein Schreiben, worin sie energisch gegen diese Verschleppung der Sache protestirten. Sie hätten es, erklärten sie, lediglich mit Schwickert zu thun, der sich niemals auf Rüdiger berufen habe; der Verlauf der ganzen bisherigen Untersuchung seit 1768, den sie nochmals recapitulirten, insbesondre der Umstand, daß Schwickert zweimal sich geweigert habe, einen Reinigungseid zu schwören, lasse keinen Zweifel darüber, daß er selbst derjenige sei, welcher den Namen Dodsley und Compagnie angenommen habe, und diese Wahrheit würde noch größere Stärke erlangt haben, wenn es der Kommission beliebt hätte, den Buchdrucker Büttner eidlich abzuhören. Daher beantragte sie, nochmals, den Drucker vorzuladen, desgleichen Frau Dyl wegen der Picanderschen Gedichte zu vernehmen, Schwickert aber ebenso wie seine Prinzipalin für den öffentlich begangenen Betrug nachdrücklich zu bestrafen und dem erstern für die Zukunft den Gebrauch jeder erdichteten Firma zu untersagen.

Dies Schreiben wurde am 10. Juli präsentirt. Tags darauf bat der Sachwalter, der es verfaßt hatte, um — Rückgabe desselben „weillen die Sache in andere Umstände gediehen,“ und da diese Rückgabe verweigert werden mußte, weil das Schriftstück sich schon bei den Akten befand, so zogen Reich und Genossen einige Tage darauf ihre Anträge zurück, „in der guten Hoffnung, daß von nun an keine weitere impressa unter den Nahmen Dodsley und Compagnie

allhier zum Vorschein kommen werden.“ Offenbar hatte sich also Reich wieder ins Mittel geschlagen, hatte seine Schutzbefohlene nochmals ins Gebet genommen und, nachdem sie feierlich versprochen, Schwickert zu entlassen, seine Geschäftsgenossen bewogen, die gemeinschaftlichen Anträge zurückzuziehen und die Sache auf sich beruhen zu lassen.

Schwickert trennte sich, wahrscheinlich noch im Laufe des Jahres 1770, von seiner würdigen Prinzipalin und gründete ein Verlagsgeschäft unter seinem eignen Namen.*) Natürlich hütete er sich wohl, seine neue Firma als direkte Nachfolgerin der in ganz Deutschland berühmten Nachdrucksfirma hinzustellen. Der Leipziger Musenalmanach erschien zu Neujahr 1771 nur mit der Bemerkung auf dem Titelblatte „Unter allen Meridianen zu haben,“ 1772 nur mit dem Druckorte „Leipzig“; erst auf dem Jahrgange 1773 wagte es Schwickert drucken zu lassen: „Leipzig, in der Schwickertschen Buchhandlung.“

Reich mag es sauer genug angekommen sein, die sämtlichen gegen die Mutter seiner Mündel gerichteten Eingaben mit zu unterzeichnen. Aber er that es, um der Sache willen. Wir heben das ausdrücklich hervor, um zu zeigen, auf welcher falschen Fährte Lessing mit seinem Verdacht war. Schwickert aber verdient es, daß man in Zukunft sich seinen Namen merke neben Barrentrapp in Frankfurt a. M., Gebhard in Bamberg, Trattner in Wien, Macklot in Karlsruhe und anderm Raubgesindel. Er war der frechsten einer. Da macht es freilich einen seltsamen Eindruck, wenn man in einem vor vier Jahren erschienenen Buche „Die Druckkunst und der Buchhandel in Leipzig durch vier Jahrhunderte“ S. 27 liest: „Engelhardt Benjamin Schwickert gründete 1770 mit kleinen Mitteln ein Verlagsgeschäft, das er durch umsichtigste Thätigkeit schnell in die Höhe brachte.“ Umsichtigste Thätigkeit! Der Brave!

Leipzig.

G. W.

*) Der mit der Londoner Firma getriebene Mißbrauch hörte aber deshalb nicht auf. Noch 1787 erschien ein Pasquill „Detlev Brajsch Vertraute Briefe über Leipzig“ angeblich in „London, bey Dodsley und Compagnie,“ das in Stendal gedruckt und dessen Verfasser Degenhard Pott war.



Die Kinderarmut in Frankreich.



Es ist bekannt, daß das Anwachsen der Bevölkerung in Frankreich sich viel langsamer gestaltet als in den ihm benachbarten Ländern Deutschland, England und Italien. Die Erkenntnis dieser Thatsache hat die Franzosen schon geraume Zeit, besonders aber seit dem Kriege von 1870—71, stark beunruhigt. Es ist ihnen peinlich, bei jeder Zählung aufs neue konstatiren zu müssen, daß sie hinsichtlich der Ziffer des Überschusses der Geborenen über die Gestorbenen hinter andern Nationen so bedeutend zurückbleiben. Diese patriotische Beklemmung führte bereits zum Erlaß eines Kinderschutzgesetzes, welches bald nach Beendigung des deutsch-französischen Krieges zur Beratung gestellt und im Jahre 1874 publizirt wurde. Dieselbe Beklemmung ist es auch, welche vor kurzem die vier Deputirten Bacher, Jean David, Levet und Audiffred veranlaßt hat, einen Gesetzesvorschlag einzubringen, der sich mit den einer Steigerung der Bevölkerungsziffer förderlichen Maßnahmen beschäftigt. Er führt die Bezeichnung Proposition de loi relative à la dépopulation de la France et aux moyens d'y remédier, und verdient sowohl um seiner selbst als um der Motive willen, die ihm beigegeben worden sind, ein hohes Interesse, weil er ein bedeutsames Zeichen der Zeit ist und uns Gelegenheit bietet, einen lehrreichen Blick in das französische Leben zu thun.

Die Antragsteller beginnen die Erörterung ihrer Motive zu dem Gesetzesvorschlage mit einem Hinweise auf das Faktum, daß Frankreich, obgleich es jährlich nur etwa 6000 Individuen, oder vierzigmal weniger als Deutschland, durch Auswanderung verliere und eine sehr erhebliche Zahl durch Einwanderung gewinne, trotzdem in der Bevölkerungszunahme auffällig zurückbleibe. Sie zeigen dann, was auch durchaus richtig ist, daß der Grund für diese Thatsache vornehmlich in der außerordentlichen Abnahme der Zahl der Geburten zu suchen sei. Noch vor einem Jahrhundert wurden in Frankreich jährlich 38 Kinder auf 1000 Einwohner geboren, 1870 ihrer nur noch 31, und 1880—1882 sogar nur 25. Was das bedeutet, wird jeder verstehen, der sich vergegenwärtigt, wie sich die Geburtsziffer in den andern europäischen Ländern verhält. Sie ist in ganz Europa etwa 36 auf 1000, in Deutschland 39 auf 1000, in Oesterreich und Italien 38 auf 1000. Kein einziges Land zeigt eine so geringe Zahl der Geburten wie das noch dazu so reiche Frankreich; selbst Irland mit seinem Elend und der starken Auswanderung von Erwachsenen ist um 2 Promille günstiger gestellt. Der Bericht der vier Deputirten hat also nicht zu schwarz

gemalt, sondern die reine Wahrheit gesprochen. Frankreich ist thatsächlich kinderarm. Dies soll nun nach der Ansicht der Antragsteller eine Folge mehrerer Momente sein, nämlich erstens des militärischen Cölibats, zweitens des priesterlichen Cölibats, drittens der großen Zahl unehelicher Verbindungen und endlich der Zerstückelung des Grundbesitzes.

Was den Kriegsdienst betrifft, so bedauern die Antragsteller, daß er den Termin der Eheschließung um mehrere Jahre verzögere und dadurch die Ehe selbst weniger fruchtbar mache. Sie wünschen deshalb eine Herabsetzung der Präsenzzeit auf drei Jahre, ohne sie jedoch im Gesekentwurfe selbst zu fordern. Über die Ehelosigkeit der Priester sprechen sie in den Motiven sich nicht näher aus. Von dem illegitimen Zusammenleben der Männer und Frauen behaupten sie, daß es zumal in den großen Städten außerordentlich zunehme, und weisen darauf hin, daß in Konkubinatn entschieden weniger Kinder als in der Ehe erzeugt würden, daß auch illegitime Sprößlinge eine ungleich größere Sterblichkeit zeigten als legitime. Schließlich wird die notorisch geringe Fruchtbarkeit der Ehen in Frankreich auf das *morellement de la propriété*, die Zerstückelung des Besitzes, zurückgeführt, ein weiterer Grund nicht einmal angedeutet.

Damit ist der wesentliche Inhalt der Motive gezeichnet, welche dem Gesetzesvorschlage beigelegt worden sind. Dieser letztere selbst verlangt nun zum Zwecke einer Steigerung der Volkszahl Frankreichs folgendes. Gewisse auf die Eintragung von Mobilien- und Immobilienwerten zu entrichtende Gebühren sollen künftig für Hagestolze das doppelte des gewöhnlichen Satzes betragen. Ferner soll jedem Familienvater, der sechs lebende Kinder hat, das Recht zustehen, eines derselben einer öffentlichen Unterrichtsanstalt zur Erziehung auf Staatskosten zu überweisen. Bischöfen, Erzbischöfen, Obern und Oberinnen von Orden ist es zu verbieten, daß sie der Verheiratung solcher Personen, welche unter ihrer Jurisdiktion leben, irgend ein Hindernis in den Weg legen. Von den Inhabern einer Fabrik oder Werkstätte, in welcher Frauen beschäftigt werden, soll für das Vorhandensein eines geeigneten Raumes gesorgt werden, in welchem Mütter ihre Kinder stillen können. Den Kommunen ist die Verpflichtung aufzuerlegen, daß sie die *filles-mères abandonnées*, welche ihre Kinder bei sich großziehen wollen, angemessen unterstützen. Zum Schutze und zur Überwachung der *enfants assistés*, also der armen, aus öffentlichen Fonds unterstützten Kinder, soll eine besondere Sanitätsbehörde geschaffen werden, die auch über die Sterblichkeit und die vornehmsten Krankheiten derselben sich zu informiren und an die Regierung darüber zu berichten hat. Die Impfung soll fortan obligatorisch sein. Endlich sind an Väter, besonders der Arbeiterklasse, mit zahlreicher Familie Ehrenmedaillen zu verteilen.

Betrachten wir diesen Gesetzesvorschlag mit seinen Motiven uns etwas näher und ohne Vorurteil. Aus patriotischer Gesinnung hervorgegangen, hat er gewiß

Gutes zum Zwecke. Ob er aber, zum Gesetz erhoben, das beabsichtigte in nennenswerthem Umfange erreichen wird, ist doch sehr die Frage. Frankreich befindet sich zur Zeit fast in gleicher Lage wie einst das große römische Reich der Cäsaren. Es leidet an Kinderarmut, erkennt die Gefahr derselben für den Staat und sucht Abhilfe durch ein Gesetz, welches im wesentlichen dadurch wirken will, daß es Prämien für zahlreiche Nachkommenschaft in Aussicht stellt. Denn als solche Prämien müssen wir nicht bloß die für größere Kinderzahl in Aussicht gestellten Ehrenmedaillen, sondern auch die stärkere Besteuerung, welche für Hagestolze beantragt wird, sowie das Versprechen ansehen, welches dem mit sechs lebenden Kindern gesegneten Familienvater bezüglich der Erziehung eines derselben gemacht wird. Ja auch die Beihilfe, welche die Kommunen den allesmères abandonnées leisten sollen, können wir mit Fug und Recht als eine Prämie auf deren größere Fruchtbarkeit betrachten. Solche Maßnahmen dürften aber doch nur einen verhältnismäßig geringen Erfolg haben. Der eigentliche Grund der Kinderarmut Frankreichs ist nämlich ein ganz anderer, als wie er in den Motiven dargestellt wird, insbesondere ist die geringe Zahl der Kinder legitimer Ehen nur in vereinzelt Fällen auf eine Zerstückelung des Besitzes zurückzuführen, welche notorisch in Frankreich keineswegs so häufig vorkommt. Die von den Antragstellern beklagte Erscheinung ist vielmehr zu einem Teile darin begründet, daß die Franzosen bei ihrem stark ausgeprägten persönlichen Egoismus und bei ihrem an sich ja keineswegs zu tadelnden Streben, möglichst frühzeitig sich eine sorgenlose Existenz zu gründen, den Kindersegen als ein Hindernis betrachten, welches die Erreichung des gesteckten Zieles erschwert oder unmöglich macht. Dazu kommt noch ein anderes Moment von schwerwiegender Bedeutung: die nicht hinwegzuleugnende, viele Schichten der Bevölkerung erfassende Entfittlichung, welche die Familienbande lockert, die Heiligkeit der Ehe gering achtet und die Erziehung von Kindern als eine Last, nicht als tiefere Pflicht empfinden läßt. Beide Momente, diese sittliche Depravation und jenes Streben nach sorgenfreier Existenz, tragen die Schuld an der Kinderarmut Frankreichs, an dem bekannten „Zweikinder-systeme“ und auch daran, daß die Eltern in so großer Zahl ihre Kinder bald nach deren Geburt aus dem Hause zu Pflegerinnen fortgeben, jener Unsitte, welche dem Leben der Kinder so verderblich ist, und welche allein im Departement der Seine, nach Bergerons Aussprüche, alljährlich gegen 15 000 Säuglingen das Leben kostet. Dem gegenüber wird das von den vier Deputirten vorgeschlagene Gesetz nicht viel vermögen. Es bedarf einer Änderung der sittlichen Anschauungsweise des Volkes, einer Änderung der Art, wie es über die Ehe und das Familienleben denkt, einer Zügelung des Strebens nach unbelästigtem, sorgenfreiem, materiellem Genuße zu Gunsten einer ernsteren Auffassung derjenigen Pflichten, welche bei Gründung einer Ehe übernommen werden. Wird nicht die Heiligkeit der Letztern wieder voll respektirt, setzt jerner nicht der persönliche Egoismus seine Ansprüche herab,

so ist eine Zunahme der Geburten nicht zu erwarten. Die römische Geschichte liefert dafür den besten Beweis, daß alle Maßnahmen nach der hier besprochenen Richtung hin nutzlos sind, wenn die sittliche Depravation nicht gehoben und die Genußsucht nicht in Schranken gehalten wird. Zweifellos wären die Antragsteller selbst zu dem nämlichen Schlusse gelangt, wenn sie vorurteilsfrei der Ursache des geringen Kindersegens der französischen Familien nachgespürt hätten. Dieselbe konnte ihnen nicht verborgen bleiben; vielleicht ist sie ihnen auch nicht verborgen geblieben, sie haben nur nicht den Mut gehabt, die Wahrheit offen und vor aller Welt auszusprechen, so sehr dies auch am Platze gewesen wäre.

Ihr Gesetzesvorschlag hat übrigens, wie wir gern anerkennen wollen, noch einen andern Zweck als den, die Zahl der Geburten zu steigern. Er will auch das Leben und die Gesundheit der Kinder schützen. Schon die Bestimmung, welche sich auf die den unehelichen Müttern zu gewährende Beihilfe bezieht, verfolgt nebenbei diesen Zweck. Gleiches beabsichtigen jene Paragraphen, durch welche die zur Zeit in Frankreich noch nicht gesetzliche Zwangsimpfung, die Anstellung einer Aufsichtsbehörde für arme Kinder und die Beschaffung von Räumen für stillende Fabrikarbeiterinnen gefordert werden. Bestimmungen dieser Art sind gewiß empfehlenswert; doch dürfte die eine derselben kaum mehr nötig sein, da nicht bloß eine Kinderschutzkommission neben dem Ministerium bereits eingesetzt ist, sondern auch eine Aufsicht über arme Kinder thatsächlich besteht und im allgemeinen, besonders im Departement der Seine, gut gehandhabt wird.

Doch wir brechen diese Betrachtungen ab. Es genügt, auf einen binnen kurzer Frist zur parlamentarischen Diskussion gelangenden Gesetzesvorschlag aufmerksam gemacht zu haben, der für die Beurteilung französischer Zustände sicherlich höchst bedeutungsvoll ist, der ein besonderes Interesse aber auch deshalb darbietet, weil in andern Ländern und auch bei uns die Neomalthusianer ihre den Bestrebungen der französischen Deputirten bekannentlich gerade entgegengesetzten Lehren zu verbreiten einen nicht geringen Eifer entfalten.





Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



araus, daß Baron Sextus heute so schlechter Laune war, zog Gräfin Sibylle ferner Schlüsse und überzeuete sich, scharfsinniger als er und weit besser mit ihm bekannt, als er es mit sich selbst war, daß ihn heimlich das Bewußtsein drückte, ein Thor zu sein, ohne doch von seiner Thorheit absteigen zu können. Sie war daher doppelt bemüht, liebenswürdig und ganz unbefangenen zu erscheinen, und indem sie einen Vorhang enger zog, welcher das Licht auf sein Gesicht durchfallen ließ, indem sie seinen Stuhl rückte und ihm die Schlummerrolle mit leichter Hand unter den Kopf schob, zeigte sie ihm ein Gesicht, das an unschuldigem, sanftem und vertrauensvollem Ausdruck dem unschuldigen Lächeln eines Kindes so nahe kam, wie Gräfin Sibyllens strenge, stolze Züge hierzu überhaupt nur imstande waren.

Sie war daher einigermaßen überrascht, als der Baron in nicht sehr verbindlichem Tone nach jener alten Geschichte fragte, von der sie halb und halb gehofft hatte, daß sie vergessen sei.

Ich erinnere mich wirklich nicht mehr so ganz genau, erwiderte sie. Wenn dieser Umstand aber so wichtig für Sie ist, lieber Baron, so will ich noch heute an eine Freundin schreiben, welche damals zugegen war und vielleicht ein besseres Gedächtnis für die chronique scandaleuse hat als ich.

Nein, sagte Baron Sextus, wir wollen das einfacher machen. Ich bin kein Freund von Hin- und Herreden hinter jemandes Rücken. Wer ein Schuft ist, kann mir nicht ins Auge sehen. Ich werde Herrn Eschenburg zu mir bitten und ihn Mann gegen Mann zur Rede stellen.

Gräfin Sibylle ward von diesen Worten und von dem Gedanken, Eberhardt erscheinen zu sehen, so betroffen, daß sie sich tiefer über ihre Arbeit beugen mußte, um die Veränderung in ihrem Gesicht zu verbergen. Sie erschraf heftig bei der Idee, daß Eberhardt unter solchen Umständen seinen Augenblick ermanget werde, alles zu offenbaren, was sie mit einem Schleier zu bedecken wünschte, und daß er, erzürnt über ihre Anklage, jede Schonung ihrer selbst vergessen werde. Sie beschloß, um jeden Preis die Zusammenkunft zu vereiteln.

Da haben Sie vollständig Recht, lieber Baron, sagte sie. Das wird der kürzeste und beste Weg sein, sich mit dem jungen Manne zu verständigen, dessen guter Ruf Ihnen so sehr am Herzen liegt.

Sein guter Ruf liegt mir nur insofern am Herzen, als mir der gute Ruf eines jeden Mannes von Bedeutung ist, der die Füße unter meinen Tisch gesteckt und von meinem Brot und Salz gegessen hat.

Und wie denken Sie sich das? fragte die Gräfin. Wollen Sie bestimmte Nachweise seines guten Leumunds von ihm verlangen? Oder erwarten Sie, daß er etwa ganz fröhlich und offen eingestehen wird, ein Schwindler zu sein, wenn er etwa einer ist?

Wie ich schon sagte, liebe Gräfin, der Eindruck seiner Persönlichkeit, wenn ich ihn geradezu frage, wird für mich entscheidend sein. Ich habe Herrn Eschenburg oft in aller Arglosigkeit bei mir gesehen und immer den Eindruck erhalten, daß er ein anständiger Kerl ist, dazu — ich will ganz offen sein, liebste Gräfin, ich habe einen ganz besondern Grund dazu, mich hinsichtlich seines Charakters zu vergewissern. Ich habe die Wahrnehmung gemacht, daß er Dorothea nicht gleichgiltig ist. Und insofern sind wir beide in gleicher Weise an einer Aufklärung interessiert. Ich fühle mich verpflichtet, Ihnen das zu sagen, und ich stelle es Ihrem klügern Ermessen anheim, ob Sie Dietrich davon Mitteilung machen wollen.

Ah! sagte die Gräfin, von ihrer Leidenschaft plötzlich überwältigt, indem sie das Haupt zurückwarf und den Baron mit stolzem Blicke maß, ich glaube zu verstehen. Wenn es Sie reut, mir Ihr Wort hinsichtlich unsrer Kinder gegeben zu haben, und wenn Sie vorziehen, Ihre Tochter mit einem Abenteurer zu vermählen, so geniren Sie sich nicht, es zu sagen.

Baron Sextus hatte in dieser Minute eine Empfindung, wie sie etwa ein Wandrer haben mag, der aus dem schönen und stillen, von ihm bewunderten Palmendickicht plötzlich ein Tigerhaupt hervorlugen sieht. Aber er stand doch schon so sehr unter dem Einfluß der Gräfin, daß die Besorgnis, von ihr mißverstanden zu werden, alle andern Gedanken überwog.

Um Gotteswillen, meine liebste Gräfin, sagte er hastig, wie kommen Sie darauf? Halten Sie es für möglich, daß ich mein Wort brechen könnte? Halten Sie es für möglich, daß ich den durch die weise Voraussicht meines Ahnen vorgezeichneten Plan hinsichtlich der Herrschaft Eichhausen in den Wind schlagen könnte? Daß ich die heiligsten Grundsätze meines Lebens außer Augen setzen und Dorotheens Hand einem Menschen von bürgerlicher Herkunft geben könnte? Was ich Ihnen sage, entspricht lediglich dem Pflichtgefühl, denn ich will nicht, daß Sie bei mir, um mich eines vulgären Ausdrucks zu bedienen, die Nase im Sack kaufen. Sie sollen wissen, woran Sie sind, deshalb sage ich Ihnen, daß zwischen Dorothea und Herrn Eschenburg eine gegenseitige Neigung besteht, die ich natürlich am meisten beklage.

Das ist eine sehr schmerzliche Entdeckung für mich, erwiderte Gräfin Sibylle. Sehr schmerzlich, mein lieber Baron. Ich weiß nicht, wie Dietrich es aufnehmen würde, wenn er das erfähre. Dietrich ist von sehr zarter Empfindung, und er ist in der That, wie er mir im Vertrauen gestanden hat, von einer tiefen, innigen Neigung für Ihre lebenswürdige Tochter beseelt, sodas ich mich schon den frohesten Hoffnungen hingegeben hatte, es werde dieses von außen her angebahnte Verhältnis durch göttliche Fügung die Weihe der innern Befriedigung erhalten. Sollte Dietrich hiervon etwas erfahren, so würde, wie ich

besürchten muß, unser schöner Plan auf einmal im Wasser zerrinnen. Aber freilich ist es besser, daß gleich jetzt, ehe das Unglück weiter fortschreitet, völlige Klarheit stattfindet. Wünschen Sie Dorotheens Herzenstriebe, dem romantischen Gefühl eines kunstschwärmenden jungen Mädchens nachzugeben, so sprechen Sie es aus.

Meine liebste Gräfin, es kann ja im entferntesten nicht von so etwas die Rede sein. Ich bitte Sie, sprechen Sie kein Wort weiter über eine Eventualität, die ganz außerhalb meines Ideenkreises liegt. Der sogenannte Geist der Zeit mit seinen Theorien von Gleichheit der Rechte und Aufhebung der von Gott eingefügten Unterschiede zwischen den Ständen wird, so lange ich lebe, in Schloß Eichhausen keinen Eingang finden. Es handelt sich hier um etwas ganz andres. Die Neigung meiner Tochter, wenn sie wirklich so arg ist, wie wir fürchten zu müssen glauben, kann, wie Sie ganz richtig andeuten, nur eine Jugendschwärmerei sein und hat sich gegenüber dem väterlichen Willen zu beugen. Wenn Dietrich etwas davon erfährt, was ich, wie gesagt, ganz in Ihr Ermessen stelle, so mag er dies in Gegenrechnung mit seinen eignen Jugendthorheiten stellen, an denen es ja wohl, wie ich ihn beurteile, nicht gefehlt haben wird. Bei alledem aber will ich genau wissen, wie wir mit dem Herrn Eschenburg daran sind. Ich kenne meine Tochter. Ich halte es für ganz unmöglich, daß Sie für jemanden, der nichts taugte und gar ein Schwindler wäre, zärtliche Gefühle hegen sollte. Ich bin es ihrem Charakter wie dem des Herrn Eschenburg selber schuldig, diese fatale Angelegenheit nicht auf sich selbst beruhen zu lassen, sondern zum Austrag zu bringen. Ein Ende will ich dem Verhältnis zwischen beiden machen, so wie so, aber es soll in aller Offenheit geschehen, und deshalb will ich mit dem jungen Manne selber sprechen.

Gräfin Sibylle hatte schon lange die leidenschaftliche Erregung, von der sie für einen Augenblick hingerissen worden war, in ihr tiefstes Herz wieder verschlossen und die Miene der feinfühligsten und zärtlich besorgten Frau angenommen. Sie beschloß jetzt, wo es ihr unvermeidlich erschien, daß der Baron sich mit Eberhardt aussprechen werde, einen großen und kühnen Schlag zu thun. Sie rückte mit ihrem Sessel noch näher an den Baron heran, legte mit einer ihr eigentümlichen Geberde stolzer Vertraulichkeit ihre linke Hand auf die Hand des alten Herrn, blickte ihn mit träumerischen und glühenden Augen an und sagte leise und langsam: Ich weiß nicht — es ist ein gewisses Etwas in mir, was mich treibt, Ihnen gegenüber kein Geheimnis zu haben, sondern Sie hineinblicken zu lassen in die lange verschlossenen Fächer meines innersten Herzens. Es treibt mich, Ihnen den Schmerz meines Lebens zu offenbaren, eines Lebens, das einstmal glaubte einer echten Liebe begegnet zu sein, bis es sich schmerzlich enttäuscht zurückzog in sich selbst und an der Welt verzweifeln zu müssen glaubte, bis es endlich doch noch einem Manne —

Gräfin Sibylle seufzte und blickte eine Weile stumm vor sich nieder, während der Baron sie erstaunt und erwartungsvoll betrachtete.

Diesem Manne nun will ich mich rückhaltlos anvertrauen, fuhr sie fort. Ich stand in der ersten Blüte meiner Jahre, in einer phantasievollen Zeit, wie jetzt Dorothea sie durchzumachen hat, als sich mir der Graf Altenschwerdt näherte und ich glaubte, in ihm den Angelpunkt meines Daseins gefunden zu haben. Er war ein lebenswürdiger und geistreicher Cavalier, aber ach, ich ging in meiner Unerfahrenheit einer schrecklichen Enttäuschung entgegen. Er gehörte nicht zu den festen Charakteren, welche durch die Unerforschlichkeit ihrer Grund-

läße die wahren Repräsentanten unsers Standes sind, sondern er war nicht allein von künstlerischen, viel zu weit getriebenen und deshalb ruinirenden Liebhabereien erfüllt, sondern neigte auch zu den laxen sittlichen Anschauungen einer Partei hin, welche die Revolution zwar nicht offen begünstigt, aber doch durch ihre Angriffe auf die Grundfesten unsrer gesellschaftlichen Ordnung vorbereitet. Ich mußte gar bald wahrnehmen, daß ich durch ihn nicht glücklich werden konnte. Meine Natur verlangte zu ihrer Anlehnung einen ganzen Mann, meine Erziehung wies mich darauf hin, nur einen solchen Gatten verehren zu können, der in politischer wie sittlicher Hinsicht die Traditionen der alten Zeit aufrecht erhielt. Freilich sind solche Männer selten, nicht allein seit gestern erst, sondern schon seit einer Reihe von Jahren. Echte Edelleute von altem Schrot und Korn fand man schon in meiner Jugend nur sehr vereinzelt.

Gräfin Sibylle sah bei diesen letzten Worten den Baron sehr bezeichnend an und fuhr nach einem neuen Seufzer fort: Der Graf hatte durch seine Beziehungen zu Künstlerkreisen die Bekanntschaft eines Frauenzimmers gemacht, welches sich, wie man sagte, durch Schönheit auszeichnete, aber mit großem Leichtsinne eine schlaue und berechnende Sinnesart verband. Dieses Weib, welches Marie Eschenburg hieß, war dazu bestimmt, den Frieden meines Herzens —

Marie Eschenburg? fragte der Baron verwundert.

Die Mutter des jungen Mannes, welcher in Ihrem Schlosse Aufnahme gefunden hat und vom Schicksal dazu bestimmt zu sein scheint, in die Fußtapfen jenes Weibes zu treten, dessen verruchter Plan es war, eine glückliche Ehe zu zerstören.

Das ist ein höchst erstaunliches und betrübendes Zusammentreffen, sagte der Baron in großer Verwunderung.

Nicht wahr? entgegnete sie. Man sollte glauben, eine jener wunderbaren Verkettungen von Umständen vor sich zu sehen, welche uns einen tiefern Blick in die unerforschlichen Wege der Vorsehung zu thun erlauben, wenn sich nicht gerade manches aus dem intriganten Geiste, der in den Eschenburgs lebt, erklären ließe. Denn so wie die Mutter nichts unversucht ließ, freilich aber durchaus vergeblich sich bemühte, den Grafen von seiner Pflicht völlig abwendig zu machen, so ist nun auch der Sohn bemüht, aus dem sträflichen Verhältnis seiner Mutter mit meinem Gemahl Kapital zu schlagen. Er sucht, bald unter diesem, bald unter jenem Vorgeben Vorteile daraus zu ziehen, und hat sogar die Frechheit, mich zu verfolgen und mit unverschämten Ansuchen zu belästigen, indem er darauf pocht, ein Sohn des Grafen von Altenschwerdt zu sein.

Der Baron war ganz in Erstaunen versunken, plötzlich unter Verhältnissen, die ihm klar und deutlich vor Augen zu stehen schienen, ganz neue Beziehungen zu entdecken und gleichsam auf unterminirten Boden zu blicken. Es war etwas in der Darstellungsart der Gräfin, was ihm nicht ganz gefiel, und er erinnerte sich mit Befremden der frühern Angaben, welche sie ihm über Eberhardt gemacht hatte.

Es machte mir den Eindruck, sagte er, als sei Herr Eschenburg älter als Dietrich.

So erschien es Ihnen also auch so? entgegnete sie in fragendem Tone. Möglich, daß er es ist. Wer vermag jene Verhältnisse genau zu durchschauen, und wer hätte wohl Lust, in so unreinen Zuständen zu forschen? Gewiß ist nur das, daß dieser Eschenburg seine geringe Fertigkeit in der Malerei benützt, um sich, wo er kann, in die höhern Gesellschaftskreise einzudrängen, und daß er

alsdann eine Gelegenheit zu erhaschen sucht, um als Sohn des Grafen Eberhardt von Altenswerdt aufzutreten und unter allerhand Erzählungen die Sympathie für sich zu erwerben. Diese Rolle spielt er sogar mit eiserner Stirn mir gegenüber, und Sie sehen aus seinem Benehmen Ihrer Familie gegenüber, lieber Baron, welcher Mittel er sich bedient, um sein Abenteuerleben zu fristen.

Merkwürdig! Höchst fatal! sagte der Baron. Ich muß sagen, es war mir auffallend, daß er von einem schwarzen Diener begleitet war, und daß er aus Amerika zu kommen vorgab. Aber sein Benehmen ist tadellos — ich meine sein äußerliches Auftreten. Es giebt mir das einen neuen Beweis für meine Überzeugung von dem natürlichen und durch die göttliche Ordnung geschaffenen Unterschiede zwischen den Ständen, welcher sich selbst dann nicht völlig verwischen läßt, wo eine Mesalliance stattgefunden hat. Ich zweifle nicht daran, daß er wirklich ein Sohn des Grafen ist. Nur ein Mann, der wenigstens halb von Blut ist, hat das Zeug dazu, so aufzutreten, wie dieser junge Mann.

Sie sehen aber hieraus, lieber Baron, daß das einzige beste Mittel gegenüber einem solchen Menschen das ist, ihn fühlen zu lassen, daß er durchschaut ist. Man muß ihn völlig ignoriren.

Dieser Ansicht vermag ich nicht zuzustimmen, entgegnete der Baron nachdenklich. Meinen Sie nicht auch, liebe Gräfin, daß das Band, welches sich zwischen Ihrem seligen Gemahl und diesem jungen Manne knüpft, uns gewisse Verpflichtungen auferlegt, die umso dringender sind, als der unglückliche Mensch sich auf einem verderblichen Wege befindet? Ich kann mir vorstellen, daß gerade das Bewußtsein seiner Herkunft, verbunden mit Unzulänglichkeit seiner Subsistenzmittel dafür, ihn zu unredlichen Handlungen getrieben hat, und es sollte das edle Blut, das in ihm fließt, wenigstens soweit von uns respektirt werden, daß wir alles thun, was in unsern Kräften steht, um ihn vor fernern Fehlern und einem schließlichen traurigen Ende zu bewahren. Erlauben Sie mir, Ihnen einen Vorschlag zu machen, der zugleich mit unserm Plan der Verbindung unsrer Kinder vortrefflich übereinstimmt. Ich bin überzeugt, daß Dorothea, sobald sie die von Ihnen mitgetheilten Umstände erfährt, sofort jeden Gedanken an einen so unwürdigen Gegenstand ihrer Neigung aufgeben wird. Und insofern höre ich Ihre Mitteilung mit Vergnügen. Wir wollen den jungen Mann hierher laden, wollen ihm ernstlich vorstellen, von nun an auf besserem Wege zu gehen, und wollen ihn durch Auszahlung einer anständigen Summe Geldes in den Stand setzen, unsre Ermahnungen zu befolgen. Damit werden wir eine Pflicht erfüllen und den Weg zu einer glücklichen Ehe zwischen Dietrich und Dorothea in einer unvergleichlich vorteilhaften Weise ebnen.

Dieser Vorschlag macht Ihrem edeln Herzen alle Ehre, mein lieber Baron, sagte Gräfin Sibylle kopfschüttelnd, aber beweist mir, daß Sie, indem Sie andre Menschen nach sich selbst beurteilen, eine viel zu optimistische Anschauung haben. Glauben Sie mir: ich kenne das Geschlecht der Eschenburgs. Wenn dieser verschlagene Mann wittert, welchen Wert wir auf sein Verhalten legen, so wird nichts vermögen, ihn vom Geltendmachen seines Einflusses auf Dorothea abzubringen. Er wird sich nicht mit einer Geldsumme abfinden lassen, während er sich mit der Hoffnung trägt, Dorothea selbst durch Kühnheit und Ausdauer gewinnen zu können. Und wer weiß, ob nicht seine Persönlichkeit in Dorotheens Meinung einen romantischen Hauch erhält, wenn sie von seiner Abstammung hört. Die Herzen der Mädchen in diesem Alter sind unberechenbar, und nicht selten werden sie von einem falschen Edelmut verlockt, sich eben demjenigen hin-

zugeben, der ihnen seiner zweifelhaften Stellung wegen verächtlich erscheinen sollte. Dazu fürchte ich auch den Eindruck, den die Eröffnung dieses Geheimnisses auf Dietrich machen würde. Er könnte —

So weiß auch er nichts davon?

Ich habe es aufs sorgfältigste vermieden, Dietrich wissen zu lassen, was ich allein Ihnen mittheilte, lieber Baron. Denn ich sehe keine Art von Nutzen daraus hervorgehen, daß er es weiß, wohl aber für ihn selbst allerhand Peinliches, darunter nicht als das geringste die Trübung des väterlichen Andenkens. Nein, es darf auf keinen Fall irgend etwas von meiner Mittheilung über die Wände dieses Zimmers hinaus dringen, sonst würde ich keinen ruhigen Augenblick mehr haben und für immer die Ehe meines Sohnes mit Ihrer Tochter von einem dunkeln Schrecknis bedroht sehen.

Wenn dieser junge Mann, wie Sie sagen, seine väterliche Abstammung benützt, um sich unlautere Vorteile zu verschaffen, so wundert es mich, daß er uns gegenüber damit noch nicht herausgerückt ist, bemerkte der Baron.

Er weiß sich seinen Zeitpunkt zu wählen, sagte die Gräfin. Zweifel Sie nicht, daß er über kurz oder lang damit hervortreten wird, falls es ihm vorteilhaft erscheinen sollte. Für jetzt scheut er das Licht. Mit dem Tage, wo er mich hier im Schlosse erscheinen sah und wo er sich sagen mußte, daß ein wachsameres Auge seine Bewegungen verfolgte, mit dem Tage hörten seine Besuche auf. Daß er aber seinen Anschlag auf die Ehre Ihrer Familie damit nicht aufgegeben hat, davon seien Sie überzeugt! Er weiß Mittel und Wege zu finden, Dorothea heimlich zu sehen, dafür habe ich Beweise.

Gräfin Sibylle erzählte von dem Besuche, den sie bei dem General gemacht hatte, und wo ganz unerwartet für sie, aber vermutlich nicht unerwartet für Dorothea, plötzlich Eberhardt erschienen sei. Sie sprach in geschickt berechneter Art, unter halben Andeutungen die Vermutung aus, daß das vertraute Verhältnis zwischen Dorothea und Willicent die Gelegenheit zu einem heimlichen Verkehr mit Eberhardt biete, und wußte allmählich das Herz des Barons mit Mißtrauen gegen seine Tochter zu erfüllen. Sie schloß damit, daß das einzige Mittel, zu einem raschen und befriedigenden Abschluß zu kommen, die beschleunigte Vermählung des für einander bestimmten Paares sei. Sie wußte so klug die Drohung, ihrerseits von der Verabredung zurückzutreten, falls der Baron zögere, mit gewandt eingeflüßten Schmeicheleien zu verbinden, daß der alte Herr, dem vor allem das Zustandekommen seines Planes bezüglich der Herrschaft Eichhausen am Herzen lag, zuletzt allen ihren Vorschlägen zustimmte.

Er versprach ihr, ohne sich im geringsten um Eberhardt bekümmern zu wollen, am folgenden Tage ein entscheidendes Wort mit seiner Tochter zu sprechen. Kurz nachher sank er, ermüdet von der angreifenden Unterhaltung, in die Ecke des Lehnstuhls zurück und schloß die Augen. Gräfin Sibylle aber saß ihm, als er schlief, mit einem Gesicht zur Seite, das wohl für immer, wenn er es hätte sehen können, die zärtlichen Gefühle aus seiner Seele verbannt hätte, mit denen er die schöne Dame, welche so große Macht über ihn gewonnen hatte, seit einiger Zeit zu betrachten pflegte.

Neunundzwanzigstes Kapitel.

Gräfin Sibylle selbst hatte gewünscht, daß der Baron erst am folgenden Tage mit seiner Tochter sprechen solle. Sie erwies ihm damit einen Gefallen,

denn er war heute in der That nicht zu fernern Auseinandersetzungen aufgelegt, aber es war die Schonung seiner Kräfte nur ein vorgeblicher, nicht ihr wahrer Beweggrund. Sie fürchtete den unabhängigen und kühnen Sinn Dorotheens und wollte nichts unbedachter Weise aufs Spiel setzen. Sie fühlte, daß die Ereignisse sich zur Entscheidung zuspitzten, und wollte ihrerseits jede nur mögliche Vorsicht walten lassen. Sie dachte sich, indem sie Dorotheens Natur instinktmäßig durchschaute, daß es nicht ratsam sei, Dietrich einem etwaigen Appell an seine Ehre von seiten dieser energischen jungen Dame auszusetzen, und sie überlegte sich, ob es nicht klüger sei, ihn zu entfernen, bis der Sturm vorübergebraust und zwischen Vater und Tochter alles geebnet sei.

In diesem Gedanken wurde sie noch bestärkt, als sie die Wahrnehmung machte, daß Eberhardt einen heimlichen Besuch bei Dorothea gemacht hatte. Erstaunt und erschrocken, aber zugleich voll Wut sah sie ihn unter Millicents Führung aus Dorotheens Zimmer kommen, und sie beschloß angesichts dieser Vertrautheit zwischen dem liebenden Paare, Dorothea die Gelegenheit einer persönlichen Zurückweisung Dietrichs zu nehmen.

Sobald die Gestalten, denen ihr haßerfüllter Blick folgte, im Dunkel verschwunden waren, begab sie sich in Dietrichs Schlafzimmer und fand ihn im Bette liegend und beim Schein von zwei Kerzen in die Lektüre irgend eines Schriftstücks vertieft, welches er alsbald unter die Decke schob, als er sie ein treten sah.

Sie that, als habe sie dies nicht gesehen, unterdrückte den Tadel wegen seines gesundheitswidrigen Lesens im Bette und jagte, als er sie mit einiger Verlegenheit nach der Ursache ihres späten Besuches fragte, daß sie ihm riete, am andern Morgen so früh als möglich aufzubrechen und nach Berlin zu reisen.

Das kann ich thun, sagte er, aber wozu denn?

Gräfin Sibylle setzte sich zu ihm auf den Rand des Bettes und sah ihn mit zärtlicher Miene an. Dieser ihr Sohn war der Mittelpunkt aller ihrer guten und sanften Gefühle, und es gewährte ihr Ruhe und Befriedigung in den Aufregungen und Kämpfen dieses Tages, ihn als ein Pfand des Glückes und gleichsam als Entschuldigung für ihr Intriguenspiel zu betrachten.

Du wünschtest doch selbst, mein liebes Kind, sagte sie, daß ich mit dem Baron allein und ohne dich dabei zu betheiligen die Angelegenheit deiner Verbindung ordnete. Ich glaube auch, daß es besser ist, du setzest dich nicht irgend einer unbedachten Weigerung Dorotheens aus. Du sollst zurückkehren, sobald der Widerstand, den junge Mädchen ja zuweilen den vernünftigsten Eheprojekten entgegensetzen, überwunden ist. Füge dich nur ganz ruhig meinen Anordnungen, lieber Dietrich. Es ist zu deinem Besten.

Ach ja, Mamachen, ich füge mich ja, erwiderte er. Ich füge mich wie ein Lamm, das zur Schlachtbank geführt wird, wie ein Schaf, das verstummt vor seinem Scheerer und seinen Mund nicht aufthut.

Aber mein guter Junge, welcher ein gottloser Vergleich ist dies! jagte sie, ihm mit leichter Hand einen Streich auf die Wange gebend. Spricht ein junger Mann auf diese Weise, wenn man ihm eine wunderschöne Erbin zur Frau giebt?

Du weißt, liebe Mama, sagte er seufzend, an sich ist nichts angenehm oder unangenehm, weder gut noch böse, sondern erst unsre Meinung macht es dazu.

Dietrich! Dietrich! entgegnete sie kopfschüttelnd, welcher thörichte Grille! Genieße das Leben und fange an zu philosophiren, wenn dein hübsches braunes Haar weiß wird!

Sag einmal, Mamachen — du bist ja in Literatur eben nicht sehr bewandert, aber du hast doch gewiß schon von einem gewissen Manne namens Goethe gehört. Warum, meinst du wohl, hat der nie geheiratet?

Nie geheiratet? Du spielst mir gegenüber den Gelehrten und Schöngelbten und weißt nicht, daß Goethe verheiratet gewesen ist?

Ach ja, aber ungemein wenig! So geht es. Ihr, die ihr nicht die Werke der Dichter, sondern deren Lebensbeschreibung lest, seid uns in so etwas überlegen. Aber warum hat er wohl so sehr lange gewartet, bis er sich zum Heiraten entschloß?

Nun, ich denke, du Märchen, er war ein bei den Frauen so beliebter Mann, daß er es nicht nötig hatte, sich an eine zu binden.

Dietrich lachte. Welch ein Gemisch von Kultur und Barbarei du bist, gute Mutter! sagte er. Eine Art von Semiramis, die den Fürsten Büdler-Muskau an Gartenkunst übertraf und dabei persönlich Krieg führte. Aber höre mir zu. Ich habe in diesen Tagen der ernstesten Betrachtung viel an Goethe denken müssen. Weißt du, wenn Schiller nicht geheiratet hätte, das würde mir kein Kopfzerbrechen machen, aber Goethe war ein Mann, der das Leben so sehr verständig auffaßte. Und ich muß mir sagen: Da Goethe unvergängliche Werke geschaffen hat, in denen sich die ganze Welt spiegelt, so muß er offenbar ein großartiger Mensch gewesen sein, der alle Dinge besser verstand als die gewöhnliche Plebs, das vulgum pecus. Ist es nun nicht eine große Thorheit, seine Schriften bewunderungsvoll anzugaffen, dabei aber um seine Grundsätze sich gar nicht zu kümmern? Siehst du, als er zum Beispiel von Sesenheim wegritt, that er es sehr ungern und hatte die größte Lust, Friederike zu heiraten. Warum hat er es nicht gethan?

Aber das liegt doch auf der Hand, du superkluges Mäffchen, sie war keine gute Partie.

O Rauheit der Welt! O ewiger Unverstand! Nein, das war es nicht, gute Mutter. Aber ich will dir den Grund davon nicht erklären, denn ich weiß vorher, daß du mich doch nicht verstehst.

Höre, lieber Dietrich, sagte die Gräfin etwas ärgerlich, es wäre wohl Zeit, daß du etwas Vernünftiges sprächst. Der Berliner Zug geht, so viel ich weiß, etwa um halb zehn von Holzfurt ab. Du mußt also schon vor acht Uhr hier fortfahren. Denk daran, daß deine Koffer gepackt werden.

Und wann soll ich mich hier verabschieden? Ich kann doch nicht mitten in der Nacht Visite machen?

Du verabschiedest dich garnicht. Ich werde morgen beim Frühstück sagen, daß eine Depesche aus dem Auswärtigen Amt dich schleunigst nach Berlin gerufen habe. Das giebt dir zugleich ein Gewicht in den Augen des Barons, dem du leider noch garnicht genügend imponirt hast. Ich werde sagen, daß diplomatische Geschäfte von großer Wichtigkeit deine Anwesenheit in Berlin notwendig machten. Du gehst in das British Hotel und erwartest dort Nachricht von mir. Du hältst dich bereit, bei einer etwaigen telegraphischen Nachricht von mir sofort zurückzukehren. So, das ist genügend, und nun glückliche Reise, mein Junge! Schlaf jetzt ein, ich werde dafür sorgen, daß du geweckt wirst.

Die Gräfin drückte einen Kuß auf seine Stirn und entfernte sich.

Dietrich blickte ihr nach, seufzte und zog dann den Brief wieder unter der Decke hervor, den er versteckt hatte. Es war ein Brief von Anna Glock. Das

Gesicht des jungen Mannes flärte sich auf, indem er die zierlichen Schriftzüge verfolgte, und bekam einen frohen, aber zugleich wehmütigen Ausdruck.

Wenn ich jemals geliebt wurde, sagte er sich, so ist es von diesem sanften Herzen. Niemals hat sie einen Vorwurf für mich, nur ihre rührende Klage darüber, daß ich ihr fern bin, trägt den geheimen Stachel in sich! Wie glücklich könnte ich sein, wenn es mir vom Schicksal erlaubt würde, dies reizende Wesen für mich zu behalten! Wie ist doch die Welt heruntergekommen seit der Zeit des Perikles, mit dem die Schönheit entthront wurde! Überall Zwang und Lüge, nirgends ein reines, edles Verhältnis mehr, wie die Alten es kannten! Darum geht es auch rückwärts mit aller Kultur, von der die Plebejer soviel Wesens machen. Eisenbahnen haben sie erfunden und Telegraphen, und darauf bilden sie sich wunder wieviel ein, aber die Barbarei bricht überall durch den dünnen Firniß hindurch. Warum kann ein Mann wie ich, ein vornehmer Mann von echter Begeisterung für die Kunst, ein Dichter, dessen Ruf durch das ganze Reich zu erklingen anfängt — warum kann ein solcher Mann nicht leben wie die großen Alten? Warum darf ich mich zu meinen Gedichten nicht bekennen, ohne mich verdächtig zu machen und mir die Aussicht auf eine gute Karriere zu versperren? Warum muß ich in den Schnürleib der Ehe kriechen und am Altare dem Begräbnis meiner Freiheit selber beiwohnen? Diese große Heuchelei der Ehrbarkeit richtet allen Aufschwung der Geister zu Grunde. Oder liegt die Schuld an mir und nicht an der Welt! Auf jeden Fall will ich wenigstens diese letzten Tage meiner Freiheit noch genießen. Das war ein sehr guter Gedanke von Mama, daß sie mich fortschickt. Aber es fällt mir nicht ein, nach Berlin zu gehen. Ich werde in Holzfurt bleiben und meine kleine reizende Anna besuchen. Dem Wirt im British Hotel gebe ich Auftrag, mir Briefe und Depeschen dorthin zu schicken. Das ist famos!

Es ist merkwürdig, so fuhr Graf Dietrich in seinem Selbstgespräch fort, es ist merkwürdig, wie erkältend der Gedanke der Ehe auf meine Gefühle wirkt! Diese Dorothea ist, im Grunde genommen, ein wundervolles Frauenzimmer und eigentlich zu gut für mich. Zu gut, das heißt eigentlich nicht zu gut, aber unpassend für mich. Manchmal ärgere ich mich so über sie, daß ich sie beinahe lieben könnte, und wenn man mir bei Todesstrafe verboten hätte, sie anzusehen, so wäre ich binnen vierundzwanzig Stunden rasend in sie verliebt. Sie sieht ganz ungewöhnlich gut aus, und wenn ich mit ihr in Gesellschaft erscheine, in der Hofburg oder im Winter-Palais, so wird der Effekt nicht übel sein. Wenn sie gelbe Seide mit Rosen trägt und in ihrem schwarzen Haar irgend so eine kleine glänzende Spielerei, wie sie der Besitzer von Eichhausen seiner Tochter kaufen kann, so muß sie prachtvoll aussehen. Gute Götter, wie lieb würde ich dann dies schöne Geschöpf haben, wenn ich wüßte, ich könnte es jeden Augenblick wieder loswerden! Aber immer, das ist eine sehr lange Zeit. Dazu ist sie ein so pflichtgetreues Wesen, daß ich wenig Hoffnung habe, mit ihr auf einen bequemen Fuß, auf einen angenehmen modus vivendi zu kommen! Und ich will sie doch auch nicht unglücklich machen! Ich sehe es schon deutlich vor Augen, daß ich ebenso tugendhaft geworden bin wie sie. Ich werde nicht mehr hinter die Kulissen gehen, ich werde nicht mehr frühstücken, ich werde keine Gedichte mehr machen, ich werde nachts schlafen und am Tage arbeiten. Ich werde ein musterhafter Beamter werden, und wenn man mich dereinst beerdigt, werden sie ein Kissen voll Orden hinter meinem Sarge hertragen und mir eine Grabrede halten, aus welcher hervorgeht, daß ich eine Stütze des Staates war,

während ich doch so sehulich wünschte, den neun Perlen meiner Krone nichts hinzuzufügen als den Vorber! Es ist nicht angenehm, das so genau vorherzusehen und mit offenen Augen in den Abgrund hinabzuspringen, noch dazu, wenn man so gar keine Anlage zum Curtius hat!

Baron Sextus war sehr erstaunt, als er am folgenden Morgen durch seinen Kammerdiener erfuhr, der Graf von Altenschwerdt sei abgereist. Sehr peinlich überrascht aber ward Dorothea durch diese Nachricht, welche ihr von Millicent mitgeteilt wurde. Noch von der schwärmerischen Glut des vergangenen Abends durchhaucht, war sie voll Kampfeslust und hatte heute Morgen mit Graf Dietrich den Streit beginnen wollen. Gräfin Sibylle hatte den Zeitpunkt, ihren Sohn in Sicherheit zu bringen, gut gewählt.

Sie erschien sowohl bei Dorothea als auch beim Baron und brachte die Empfehlungen ihres Sohnes zugleich mit seiner Bitte um Entschuldigung seiner plötzlichen Abreise. In der ersten Frühe des Morgens war, wie sie behauptete, ein Expresbote mit einer Depesche aus Berlin gekommen, die Dietrichs augenblickliches Erscheinen im Ministerium der auswärtigen Angelegenheiten erforderte. Hoffentlich würden seine Geschäfte in Berlin nicht von langer Dauer sein. Dietrich hatte gleich den ersten Zug, der von Holzfurt abging, benutzen wollen und die Höflichkeit der Dienstplicht nachgesetzt.

Sehr recht, sehr recht, sagte der Baron. Es freut mich, daß der junge Herr schon eine so wichtige Persönlichkeit ist.

Bermutlich handelt es sich nur um eine Aufklärung über irgendwelche Beziehungen unsrer Botschaft in Paris, bemerkte die Gräfin.

Beim zweiten Frühstück, wo wie gewöhnlich die erste Zusammenkunft stattfand, nachdem ein jedes seinen Kaffee oder Thee, Gräfin Sibylle ihre Schokolade auf dem eignen Zimmer genommen hatte, ging es am heutigen Tage sehr schweigsam zu. Dietrich fehlte, welcher in der Regel das Gespräch belebte, indem er Gegenstände aufs Tapet brachte, welche besprochen werden konnten ohne die tiefen Gefühle der Anwesenden, die doch so verschiedner Natur waren, übermäßig anzuregen. Dazu waren alle drei von den eignen Gedanken sehr in Anspruch genommen. Gräfin Sibylle war in hoher Spannung wegen der Entwicklung der bevorstehenden Ereignisse und fühlte noch immer die Erregung in sich nachzittern, welche durch ihre teilweise Eröffnung über ihre Beziehungen zu Eberhardt in ihr hervorgerufen worden war. Der Baron dachte über die beste Manier nach, Dorothea von seinem Plan in Kenntnis zu setzen, und fühlte sich nicht behaglich bei dem Gedanken, daß dies unter so sehr erschwerenden Umständen geschehen mußte. Er befand sich besser als am Tage vorher und war entschlossen, die Sache nun nicht mehr aufzuschieben, aber wenn er über den Tisch weg Dorothea ansah und ihre großen tiefen Augen ihr Licht auf ihn blitzten, empfand er eine gewisse Besorgnis, die in seiner unbewußten Achtung vor der Überlegenheit ihrer Natur begründet war. Dorothea endlich hatte nach ihrer gestrigen Szene mit Eberhardt die Empfindung, dem Kreise, in welchem sie sich jetzt befand, gewissermaßen fremd zu sein, indem ihr Herz außerhalb desselben seinen Stützpunkt fand. Sie saß nur körperlich an diesem Tische, und ihr Geist weilte an andern Orten. Ahnungsvoll bedachte sie Dietrichs plötzliche Abreise, argwöhnisch sah sie die Gräfin von der Seite an, und sie konnte sich nicht von der Empfindung losmachen, daß sie mit dieser gefürchteten Feindin in einen stillen und erbitterten Zweikampf verwickelt sei. Sie hatte dazu die deutliche Empfindung, daß ihr Vater etwas besondres vorhabe. Er hatte zwar das

strenge, wortlose Wesen vom vorigen Tage abgelegt, aber ein Schatten schwebte zwischen ihm und ihr.

Die in solider Weise mit Fisch und Fleisch, Thee und schwerem Wein besetzte Tafel schien heute nur Schaugerichte zu tragen. Selbst der Baron, der sich sonst durch guten Appetit hervorthat, spielte nur mit seinem Lieblingsgericht, der Hummer-Mayonnaise, und trank nur ein halbes Glas seines guten reinen alten Portweins.

Was meinen die Damen von einer Ausfahrt? sagte er endlich. Das Wetter ist heute einmal wieder prächtig. Wir könnten den Erlbruch besuchen, wo Dorothea die soziale Frage an einem Modell zu studiren beabsichtigt.

Gräfin Sibylle tauschte einen Blick mit ihm aus und erklärte dann in richtigem Verständnis der Lage, daß sie sich nicht recht wohl fühle und sich zu Hause halten wolle. Ich bin in eine sehr interessante Darstellung der Einführung des Landrechts unter Friedrich Wilhelm III. hineingekommen, lieber Baron, setzte sie hinzu, und ich werde deren Studium im Schatten Ihrer wunderbaren Bibliothek fortsetzen.

Ich bedaure, daß wir nicht das Vergnügen Ihrer Gesellschaft haben werden, sagte der Baron. Dann aber, liebe Dorothea, setzen wir beiden uns wohl zu Pferde. Du kannst mir deinen Kolonisationsplan an Ort und Stelle noch einmal gründlich vortragen.

Dorothea erklärte sich bereit und ging ihr Reittkleid anzuziehen, der Baron tauschte noch einen verständnisvollen Blick und Händedruck mit der Gräfin aus und wandte sich dann nach den Ställen. Sein Gemüt fand stets eine angenehme Beruhigung darin, den saubern wohlgepflasterten Hof mit dem klaren Brunnen und die hellen, gut gelüfteten Wohnungen seiner Pferde zu durchschreiten. Er hatte das alles nach seiner eignen Erfahrung sorgfältig bis ins kleinste selbst angeordnet, und das zufriedene, ruhige Wesen der edeln Tiere, die Behaglichkeit, mit der sie fraßen, ihre glänzende Haut und die glatte Ründung ihrer Formen bewiesen ihm, daß seine Anschauungen die richtigen waren.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Aus meinem Leben. Mitteilungen von D. S. Martensen, Bischof von Seeland. Aus dem Dänischen von A. Michelsen. Karlsruhe und Leipzig, S. Neuther, 1883.

Das dänische Original des vorliegenden Buches hat in der Heimat des Bischofs Martensen große Teilnahme gefunden. Begreiflich genug, denn an der Entwicklungsgeschichte eines geistig vorzüglichen Mannes, der zu hoher Stellung und weit-ausgreifender Wirksamkeit in einem Lande gelangt ist, haben die Landesgenossen jederzeit ein lebendiges Interesse. In Deutschland wird sich, wie der Übersetzer andeutet, der Anteil wohl auf jenen Kreis beschränken, der zu Bischof Martensen durch dessen „Christliche Ethik“ ein Verhältnis hat. Die Mitteilungen zerfallen in drei Abschnitte, deren erster die „Kindheit und Schulzeit“ in Flensburg und Kopenhagen von 1808 bis 1837, der zweite die „Studenten- und Kandidatenjahre,“ der dritte endlich jene längere „Reise ins Ausland“ schildert, die in der Bildungsgeschichte keines hervorragenden Dänen fehlt. Mit besondrer Ausführlichkeit gedenkt der Verfasser in dem letzten Abschnitte auch seines Freundschaftsverhältnisses zu Nikolaus Venau. Die Überschätzung J. V. Heibergs, welche in der Schilderung von Martensens Pariser Aufenthalt hervortritt, und manche andre befremdliche

Momente in diesen Memoiren mögen auf heimatlliche Einwirkungen zurückgeführt werden.

Das Herzogliche Museum in Braunschweig, eine in den verschiedensten Beziehungen hoch beachtenswerte Kunstsammlung, gehört noch immer zu den weniger beachteten. Selbst die Reproduktion einer Reihe hervorragender Bilder der Gemäldegalerie durch William Unger (Leipzig, E. A. Seemann) hatte mehr den Erfolg, diesen damals noch ziemlich unbekanntem Künstler, als die Sammlung, aus welcher er die Auswahl getroffen hatte, der allgemeinen Aufmerksamkeit zu empfehlen. Seitdem hat sich das Interesse des Publikums mehr und mehr auch denjenigen Kunstwerken zugewandt, welche man lange Zeit hindurch nur als Kuriositäten und Spielereien gelten lassen wollte, den Gefäßen, Schmelzwerken, Stickereien u. s. w., und auch an solchen Dingen ist das Braunschweiger Museum reich. Zählt es doch über tausend Stück Majoliken und hat neuestens das vielbesprochene mantuanische Dutzgefäß wiedererhalten. Wie die meisten aus dem siebzehnten oder achtzehnten Jahrhundert stammenden Kunstsammlungen, ist es als „Kunst- und Naturalienkabinet“ (1755) gegründet worden und hat alles in sich aufnehmen müssen, was man damals für merkwürdig ansah oder für was man keinen andern Aufbewahrungsort wußte. Die Spuren solcher Entstehung sind vielen Museen geblieben, bis sich die Gegenwart entschloß, zu trennen, was nicht zusammengehört, das Naturhistorische, das Anthropologische, die Dinge von ausschließlich historischem Interesse von den Kunstwerken zu sondern. Eine systematische Anordnung würde wohl auch in Braunschweig längst durchgeführt worden sein, hätten nicht 1806 die Franzosen so gründlich geplündert und verwüstet, daß auch nach Zurückgabe der meisten Gegenstände die „innere Verwüstung“ bis heute nicht überwunden werden konnte. Dazu kommt, daß die Räume ungenügend sind: muß doch ein nicht geringer Teil der Majolicaschüsseln aufgeschichtet stehen! Nun ist endlich der Bau eines neuen Museums genehmigt, welches im Herbst 1884 unter Dach kommen soll und etwa zwei Jahre später wird eröffnet werden können. Für diese Zwischenzeit hat der Direktor des Museums, Prof. Herman Riegel, einen Führer durch die Sammlungen bearbeitet, welcher den Besuchern von größtem Nutzen sein wird. So weit die Art der Gegenstände und der Stand der Katalogisierung es zuließe, ist das bedeutendste im einzelnen aufgeführt, sonst sind die Gruppen summarisch behandelt, wo nötig, mit Erläuterungen, ohne daß das Ganze über die Grenze eines Taschenbuches hinausgewachsen wäre. Wie viel Arbeit in einem solchen Büchlein steckt, kann das Publikum nicht beurteilen: möchte es wenigstens durch fleißige Benutzung sein Urteil abgeben!

Prinzessin Fisch. Eine Erzählung von Wilhelm Raabe. Braunschweig, George Westermann, 1883.

Die Eigenart und das Verdienst Raabescher Erzählungskunst sind in diesen Blättern eingehend und warm genug erörtert worden, um voraussetzen zu können, daß alle unsere Leser mit einigen der vortrefflichen und lebenswürdigen Schöpfungen dieses Dichters vertraut sind. „Prinzessin Fisch“ ist wieder eine Erzählung aus der deutschen Kleinwelt, nicht ganz so prächtig und humoristisch wie die Meisterstücke „Horader“, „Wunnigel“ und „Das Horn von Wanza“, aber doch stimmungsreich und launig, mit ein paar sehr charakteristischen Gestalten und vielen anmutigen Einzelheiten. Der Reiz des anscheinend alltäglichen, im innersten Kern gefunden und menschenwürdigen Philisteriums in einer deutschen Kleinstadt und der Gegenfah

des ganz und gar verlognen und hohlen Schwindels, welcher sich anmaßt, dies Philisterium modernisiren und verbessern zu wollen, treten uns in der originellen Geschichte entgegen. Sie könnte, wie Raabe am Schluß auch andeutet, recht gut „Auf der Schwelle“ heißen, denn sie schildert die Abenteuer, welche ein junger Primaner in der Stille seines Heimatstädtchens durch die seltsamste und doch natürlichste Verkettung der Verhältnisse zu bestehen hat. Die Gefahren, welche dem Menschen zumeist im reifern Alter drohen, sein bestes Zeit und seine Selbstachtung an eine verächtliche Phantasie, an irgendeine Prinzessin Fisch zu setzen, werden hier von einem Jüngling bestanden (und mit Hilfe getreuer Freunde und Nachbarn glücklich überwunden), dem sie zunächst sein Abiturientenexamen in Frage stellen. Der junge Theodor Kobburg gehört also am Schlusse der Erzählung zu den wenigen Glücklichen, die früh erkennen, daß sehr wenig in der Welt der Mühe, der Sehnsucht und des Schweißes der Edeln wert ist — dies wenige aber desto mehr, sodaß er alle seine Kraft an dies Wenige setzen wird.

Gedichte von Martin Greif. Dritte Auflage. Stuttgart, Cotta, 1883.

Wenn man Greifs Gedichten gerecht werden will, so muß man vor allen Dingen des Goethischen Spruches: „Wer den Dichter will verstehn, muß in Dichters Lande gehn“ nicht nur eingedenk, sondern auch zu seiner Anwendung befähigt sein; denn nicht nur Gedanken und Empfindungen, sondern auch der Ausdruck in Greifs Gedichten ist von scharfem, individuellem Gepräge. Allein eben deswegen sind sie auch gehaltvoll und interessant. Es sind nicht gereimte Allerweltsgedanken, die sich glatt und gedankenlos lesen, sondern der Ausdruck eines reichen, edel und eigenartig gestalteten innern Lebens, mit dem man in dem Grade, als man sich hineinliest, immer mehr sympathisiren muß. Lieder, Naturbilder, Balladen und Romanzen, deutsche Gedenkblätter, Widmungen und Sinngedichte sind die Überschriften der einzelnen Abteilungen des Buches, die bei aller Verschiedenheit im besondern doch eine gewisse elegische Grundstimmung gemeinsam haben. Die Muse erscheint vorzugsweise als liebevolle Trösterin, die über alle Widersprüche des Lebens, über alle Flüchtigkeit des Glücks, über die Verkennung des Schönen und die Vergänglichkeit der Dinge der versöhnenden Schleier einer poetisch und ethisch geläuterten Stimmung breitet. Doch fehlt es auch nicht an frohen, kräftigen Tönen, und wir möchten in dieser Beziehung namentlich auf einige der „Deutschen Gedenkblätter“ hinweisen, z. B. auf das erste: „In Deutschland,“ auf die kernigen Strophen „Bei der Nachricht von dem eröffneten Bombardement vor Paris“ und „Der Rhein an seine Söhne.“ Besonders stimmungsvoll sind die „Naturbilder,“ darunter die Gedichte vom Rhein und aus Italien, sowie die Romanzen und Balladen.

In der Form sind öfters wiederkehrende willkürliche Wortbildungen auffällig, z. B. S. 197 „mildiger Menschen“ statt „milder Menschen,“ S. 224 „Nementen“ statt „Regimenter,“ und ähnliche Sonderbarkeiten, die nicht gerade poetisch wirken; allein da sie sich durch ihre Wiederkehr als beabsichtigt kennzeichnen und das ganze Geistesniveau des Dichters die Annahme der Unzulänglichkeit ausschließt, so sind diese kleinen Ecken an einem charaktervollen Ganzen denn doch noch jeder Art von charakterloser Glätte vorzuziehen, und man muß versuchen, sich mit ihnen zu befreunden.

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Grunow in Leipzig.

Verlag von F. L. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Neuditz-Leipzig.



Die Gewerbeordnungs-novelle.



Die liberale Presse, auch die gemäßigtern Organe derselben, ergehen sich fortwährend in erregten Auslassungen gegen die Bestimmungen der Gewerbeordnungs-novelle, wie sie aus den Beschlüssen des Reichstags hervorgegangen ist. Die Nationalzeitung findet, daß durch dieses neue Gesetz „die Literatur unter polizeiliche Aufsicht gestellt“ werde, „das stärkste, was seit Abschaffung der Zensur an obrigkeitlicher Beaufsichtigung der geistigen Entwicklung der deutschen Nation geboten worden.“ Und was ist es, was in dieser Weise dem deutschen Volke als Unterdrückung seiner geistigen Entwicklung denunziert wird? Daß Druckschriften, welche religiöses oder sittliches Ärgernis zu erregen geeignet sind, nicht mehr im Wege der Kolportage vertrieben werden sollen! In einem weitern Artikel findet das genannte Blatt den ganzen Kaufmannsstand tief herabgewürdigt und verlezt, weil gewissen Personen von entschiedner Anrüchigkeit nicht allein der Hausirbetrieb, sondern auch die Berechtigung, als Geschäftsreisende in der Welt umherzuziehen, verjagt werden soll. Das sei ein schwerer Schlag gegen den tüchtigen und ehrenwerten deutschen Kaufmannsstand, den dieser nur mit Mühe ohne allzu großen Schaden überwinden werde.

Betrachten wir zunächst den angeblich so verhängnisvollen Beschluß gegen die geistige Entwicklung. Wer etwas älter an Jahren ist, wird sich einer Zeit erinnern, wo es einen Kolportagebuchhandel in Deutschland kaum gab. Und doch war schon damals das deutsche Volk recht leidlich gebildet. Nun hat sich im Laufe des letzten Menschenalters dieser Handel in einer Art entwickelt, daß, wie der Abgeordnete Kapp uns belehrt, ein Fünftel des ganzen deutschen Buchhandels darauf beruht. Dieser blühende Industriezweig, sagt man, darf nicht zerstört werden. Das ist immer die Weisheit unsrer modernen Industriemänner. Wir

sind der Ansicht, daß nicht jede blühende Industrie unbedingt gut sei. Ein Industriezweig, der den schlechten Neigungen und Leidenschaften des Volkes fröhnt und diese dadurch fördert, ist keineswegs ein Glück für die Nation. Und wenn derselbe in seiner unheilbringenden Richtung eine Schmälerung erleidet, so braucht man deshalb keine große Klage zu erheben.

Weiter wird jener Beschränkung der Vorwurf gemacht, daß sie ein Gesetz sei, welches mit zweierlei Maß messe. Die Sittlichkeit und Religiosität der niedern Stände wolle man staatlich beaufsichtigen, während man die der höhern Stände freilasse. Es mag richtig sein, daß in den höhern Ständen die „Ansichtssendungen“ mancher Buchhändler eine ähnliche Rolle spielen, wie in den niedern die Kolportage. Auch ist es gewiß richtig, daß der Sinn für Unsittlichkeit und Irreligiosität, welcher durch eine schlechte Literatur großgezogen wird, in den höhern Ständen nicht minder vertreten ist als in den niedern. Eine polizeiliche Beaufsichtigung der „Ansichtssendungen“ würde aber schon thatsächlich nicht wohl möglich sein; und daß man wegen dieser Unmöglichkeit auch die Kolportage absolut freigeben müsse, ist keine begründete Schlußfolgerung. Ganz abgesehen hiervon ist es aber auch ein großer Unterschied, ob Unsittlichkeit und Irreligiosität von einzelnen Gliedern der höhern Stände nicht ferngehalten, oder ob sie in die großen Massen des Volkes hineingetragen wird. Dort wirkt sie minder gefährlich, weil ihnen die Macht der Sitte und die höhere Einsicht entgegenwirkt. Hier aber führt sie zur Verwilderung und zum Verbrechen und gefährdet damit die Grundlagen der gesamten bürgerlichen Gesellschaft.

Auch den gegen jene Beschränkung erhobenen Vorwurf der „Polizeiwillkür“ kann man in gewissem Sinne zugeben. Einerseits wird es der Polizei nicht möglich sein, alle Bücher zu lesen, und es werden daher auch, trotz jenes Untersuchungsrechtes, noch schlechte Bücher genug im Kolportagehandel vertrieben werden. Andererseits ist unzweifelhaft eine mehr oder minder strenge Auffassung des Begriffs von unsittlichen und irreligiösen Schriften möglich, und dies wird dahin führen, daß mancherorten Bücher von der Kolportage ausgeschlossen werden, die man anderwärts zuläßt. Liegt denn aber darin ein so schwerer Schaden? Nein! sagen wir. Der Schaden, daß manches Buch von zweifelhaftem Werte nicht zum Kaufe herumgetragen und dadurch manchem Leser entzogen wird, ist weit geringer als der Schaden, welcher daraus erwächst, daß Bücher von unzweifelhaft schlechtem Inhalt aller Welt zum Lesen ins Haus getragen werden. Wie steht es denn mit unsrer Literatur? Müssen wir stets besorgt sein, daß unserm Volke nicht irgend etwas entgehe, was zu seiner Belehrung beitragen könnte? So steht die Sache doch nicht! Unsere Literatur leidet an Überproduktion. Wir möchten behaupten, daß fast auf allen Gebieten derselben füglich die Hälfte dessen, was gedruckt wird, ungedruckt und ungelesen bleiben könnte, ohne daß dadurch der Bildung unsres Volkes irgend Abbruch geschehe. Daher wird auch, wenn dieses oder jenes Buch, welches auf der Grenze der Un-

sittlichkeit sich bewegt, nicht im Kolportagehandel vertrieben werden kann, doch noch immer unser Volk, selbst auf dem Wege der Kolportage, sein Lesebedürfnis vollauf befriedigen können. Und wenn die Nationalzeitung darauf hinweist, daß beschränkte Köpfe auch Goethes „Wahlverwandtschaften“ unsittlich und Renans „Leben Jesu“ irreligiös finden und deren Kolportage verbieten könnten, so würden wir auch darin noch kein Unglück erblicken. Wer das Bedürfnis fühlt, solche Schriften zu lesen, kann sie jederzeit aus jedem Buchladen beziehen. Diejenigen aber, die erst auf dem Wege der Kolportage von ihnen Kenntnis nehmen, werden ihrer großen Mehrzahl nach dasjenige, was in solchen Schriften wertvoll ist, doch nicht herauslesen, wohl aber manches, was für sie Gift ist.

Wenn endlich der Artikel der Nationalzeitung als das wahre Mittel zur Bekämpfung der „Schundliteratur“ die Schaffung einer guten Volksliteratur anpreist, so sollte man doch endlich auch die hierin liegende Täuschung erkennen. Es ist durch die Erfahrung erwiesen, daß die gute Literatur die schlechte nicht zu überwinden vermag, weil diejenigen, welche zum Schlechten hinneigen, sie garnicht lesen. Jahraus jahrein haben unzählige Blätter sich abgemüht, die Unhaltbarkeit der sozialdemokratischen Lehren in populärster Form darzuthun. Sie blieben wirkungslos, weil die Sozialdemokraten sie nicht lasen. Und die Sozialdemokratie nahm reißenden Fortgang, bis sie zu den bekannten Katastrophen führte.

Nach alledem können wir wirklich den Bildungsstand des deutschen Volkes nicht dadurch für ernstlich gefährdet halten, daß den Kolporteurs — man kennt ja diese Leute! — untersagt werden kann, Schriften von sittlichem oder religiösem Ärgernis in das Volk zu tragen.*)

Was die Herabwürdigung und Schädigung unsers Kaufmannsstandes betrifft, so findet der Artikel der Nationalzeitung dieselbe darin, daß die Beschränkungen, welche § 57 für die Erteilung von Gewerbebescheinigen für Hausirer anordnet, durch § 44a der Novelle auch auf die Erteilung von Legitimationskarten für Handelsreisende anwendbar erklärt sind. Darnach soll der Hausirerschein und nunmehr auch die Legitimationskarte für Handelsreisende versagt werden: 1. wenn der Nachsuchende mit einer abschreckenden oder ansteckenden Krankheit behaftet oder in einer abschreckenden Weise entstellt ist; 2. wenn er unter Polizeiaufsicht steht; 3. wenn er wegen strafbarer Handlungen aus Gewinnsucht, gegen das Eigentum, gegen die Sittlichkeit, wegen vorsätzlicher Angriffe auf das Leben und die Gesundheit der Menschen, wegen vorsätzlicher Brandstiftung, wegen Zuwiderhandlungen gegen Verbote oder Sicherungsmaßregeln betreffend Einführung

*) Uns hat es mit großer Befriedigung erfüllt, daß in dritter Lesung der die Kolportage betreffende Teil des Gesetzes wenigstens in der jetzigen Fassung angenommen worden ist. Wir betrachten ihn aber nur als eine Abschlagszahlung auf ein Gesetz, dessen Paragraphen lauten würden z. B.: Wer unsittliche Schriften an Minderjährige verkauft, wird mit Zuchthaus bis zu 2c. bestraft.

oder Verbreitung ansteckender Krankheiten oder Viehseuchen zu einer Freiheitsstrafe von mindestens drei Monaten verurteilt ist und seit Verbüßung der Strafe drei Jahre noch nicht verflossen sind; 4. wenn er wegen gewohnheitsmäßiger Arbeitscheu, Bettelei, Landstreicherei, Trunksucht übel berüchtigt ist.

In seiner Anwendung auf Hausirer stimmt dieser neue Paragraph fast wörtlich mit § 57 der Gewerbeordnung von 1869 überein. Die Regierungsvorlage wollte zwar demselben eine etwas verschärfte Fassung geben. Bei der dritten Lesung des Gesetzes stellte aber der Wortführer der Sezessionisten eine Reihe von Anträgen, welche die Bestimmungen des Paragraphen auf den frühern Stand zurückzuführen bezweckten; und diese Anträge wurden in dem damaligen Würfelspiel der Abstimmungen angenommen. Die Bestimmungen dieses Paragraphen an sich können also für die liberalen Parteien nicht Gegenstand einer Beschwerde sein. Ebenso stand bereits nach der alten Gewerbeordnung fest, daß der Handelsreisende eines „Legitimationscheines“ bedürfe, und auch hiergegen wurde jetzt nicht gestritten. Neu ist nur — und das ist in den Augen der Nationalzeitung das entscheidende —, daß auch diese Legitimationskarte verjagt werden soll, wenn die Voraussetzungen von § 57 vorliegen. Die Gründe für diese Maßregel sind durch die Verhandlungen dargelegt. Seit 1873 haben in den deutschen Ländern die Handlungsreisenden sich verdreifacht und vervierfacht, sodaß z. B. in Baiern die Zahl der gelösten Legitimationskarten von 1400 auf 4300, in Mecklenburg von 200 auf 800 gestiegen ist. In einen so zahlreichen und in Zunahme begriffenen Stand drängen sich natürlich auch viele zweifelhafte Elemente, deren Herumziehen im Lande nicht minder schädlich wirkt als das Herumziehen anrüchiger Hausirer. Dieser Elemente hofft man einigermaßen dadurch Herr zu werden, daß man die Ausschließungsgründe für die Erteilung von Hausirscheinen auch auf die Erteilung von Legitimationskarten für Handelsreisende anwendet. Dazu kommt aber noch eins. Wer zu anrüchig war, um einen Gewerbeschein als Hausirer zu erhalten, hatte ein leichtes Mittel, diesem Nachteil zu entgehen. Er errichtete zum Schein in seiner Heimat ein kleines Geschäftchen und zog dann auf eine ihm nicht zu verweigernde Legitimationskarte als sein eigener Geschäftsreisender in der Welt herum. Damit setzte er thatsächlich sein Hausirergewerbe fort. Auch dies hat bereits die Erfahrung ergeben. Sollte daher mit der Vorschrift von § 57 überhaupt Ernst gemacht werden, so war es nötig, auch die Legitimationskarte der Geschäftsreisenden unter diese Vorschrift zu stellen, weil sonst in ihr ein einfaches Mittel zur Umgehung des Gesetzes gegeben war.

Kann nun wohl, möchten wir fragen, ein besonnener und ehrliebender Kaufmann in seinem Ehrgefühl sich gekränkt und in seinen Interessen sich geschädigt finden dadurch, daß das Gesetz gebietet: anrüchige Personen, Menschen, die unter Polizeiaufsicht stehen, die soeben wegen Diebstahls, Betrugs oder ähnlicher Vergehen im Gefängnis gefessen haben, die als Bettler, Landstreicher

oder Trunkenbolde berüchtigt sind, sollen nicht als Repräsentanten des Handelsstandes im Lande umherziehen? Ist es ehrverlezend für den Kaufmannsstand, wenn das Gesetz annimmt, auch Persönlichkeiten dieses Gelichters könnten versuchen, als Geschäftsreisende zu agiren? Die Erfahrung lehrt, daß dem so ist. Und wenn das Gesetz dies nicht mehr dulden will, so sollte der tüchtige und ehrenwerte Kaufmann sich dadurch geehrt fühlen. Hat ihn jemand herabgewürdigt, so sind es diejenigen, welche dergleichen geübt haben, und diejenigen, welche dafür kämpfen, daß solche Subjekte dem Handelsstande erhalten bleiben.

Die ganze Exaltation, mit welcher diese Frage behandelt wird, ist nur zu erklären aus der Gehässigkeit des Parteigetriebes und aus einer gewissen politischen Idiosynkrasie, die einen Teil unsrer Politiker ergriffen hat. Der Handelsstand ist nach ihrer Ansicht für die Gesetzgebung ein *noli me tangere*. Ihm soll alles erlaubt sein. Jeder Schutz des Publikums gegen seine Übergriffe ist ein unerträglicher Eingriff in die wirtschaftliche Freiheit, eine Verletzung der edelsten Kräfte der Nation. Der Abgeordnete Dr. Bamberger, welcher lange Zeit hindurch geschwiegen hatte, fühlte bei Gelegenheit dieser Frage sich wieder zu einer längern Rede gedrängt, bei welcher er den Trumpf ausspielte, daß mit solchen Freiheitsbeschränkungen das deutsche Reich ein Krähwinkel werde. Nicht ohne Grund erwiederte ihm der Abgeordnete Windthorst, daß man mit gleichem Rechte das deutsche Reich in seinem Übermaße von wirtschaftlicher Freiheit ein Narrenhaus nennen könne.

Am tiefsten zu beklagen ist es, daß die nationalliberale Partei, während sie bei dem Krankenversicherungsgesetze ihren bessern Traditionen folgte, bei dieser Gewerbeordnungsnovelle wieder durch einen falschen Liberalismus sich berücken ließ und sowohl bei vielen Einzelabstimmungen, wie auch bei der Abstimmung über das Gesetz im ganzen einen negativen Standpunkt einnahm. Daß die Gewerbefreiheit, wie sie die Gewerbeordnung von 1869 gebracht hat, auch manche ungesunden Auswüchse gezeitigt hat, darüber ist man in der großen Menge des Volkes nicht in Zweifel. Gerade diejenigen, welche die Gewerbefreiheit im Grundsatz aufrechterhalten wollen, sollten deshalb bemüht sein, jene Auswüchse sobald als möglich zu beseitigen. Die nationalliberale Partei hat daran noch ein besonderes Interesse, da nun einmal jene Auswüchse und die daraus hervorgegangnen Mißstände ihr besonders auf Rechnung gestellt werden, und je länger dieselben bestehen, die Partei mehr und mehr an Boden im Volke verlieren wird, während doch von der Erhaltung ihres berechtigten Einflusses die gedeihliche Entwicklung unsrer Zustände abhängt.



Zur Auslegung Kants.*)



einem der deutschen Philosophen ist es gelungen, im eigentlichsten Sinne des Wortes eine populäre Gestalt zu werden, einen Namen von sprichwörtlichem Klange unter allerlei Volk sich zu erwerben, außer Immanuel Kant, der — „das weiß jedes Kind, den kategorischen Imperativus fand.“ Fichte reicht in dieser Beziehung selbst dann nicht an ihn heran, wenn wir die allgemeiner verständliche Seite seiner Persönlichkeit, die nationalpatriotische, heranziehen. Aber Kant ist sogar als Philosoph, nicht als etwas anderes, jene allbekannte Persönlichkeit; er ist die Gestalt, durch die sich das deutsche Volk, auch wo es nur wenig mehr als den Namen kennt und von Philosophie im Grunde nichts weiß, den Begriff dieser wissenschaftlichen Arbeitsphäre in ein Anschauungsbild zu fassen sucht. Die Ursachen hiervon aufzusuchen wäre anziehend genug. Daß sie nicht in einer unmittelbaren Volkstümlichkeit und Leichtverständlichkeit der Werke des Königsberger Weisen liegen, sondern in den abgeleiteten Wirkungen dieser Werke, wer möchte dies bezweifeln? Seit länger als einem Jahrzehnt arbeiten die scharffinnigsten Köpfe, die namhaftesten unter den jüngern Fachphilosophen, von neuem an der Auslegung Kants, wie wenn sein Verständnis bis jetzt noch wesentlich im Dunkel gelegen hätte. Aber umso entschiedener — um jener auf alle Fälle wohlbegründeten Stellung unsrer gesamten Nation zu Kant willen, und auch wegen des unvergänglichen Wertes seiner Lehre, sei es auch nur als des fruchtbarsten Anknüpfungspunktes für weitere Erkenntnisse — umso entschiedener muß es für eine ernste Pflicht gelten, das Verständnis und die rechte Würdigung Kants immer vollständiger zu sichern und allen Kreisen des Volkes zu überliefern.

Wir können uns darum nur freuen, daß diese Angelegenheit ungefähr seit dem Jubiläum der „Kritik der reinen Vernunft“ auch von unsern grünen Blättern mit Energie in die Hand genommen ist. Gewiß nicht in der Meinung, als könne es Aufgabe einer derartigen Wochenschrift sein, für eine unter den verschiedenen Kantauslegungen gleichsam Parteistellung zu nehmen, wie sie dies unmittelbar praktisch eingreifenden oder eingreifen wollenden Zeittendenzen gegenüber allerdings zu thun hat. Den besten Beweis dafür, daß es sich für ein solches Organ nur darum handeln kann, in dieser Frage ein Sprechsaal

*) Das Vorhaben dieses Aufsatzes hat mich beschäftigt, ehe ich von der Datswipischen Angelegenheit etwas wußte, und auch nachher hat mir diese Streitsache, die mich nicht das mindeste angeht, keinerlei Motive geliehet. D. Verf.

für fachmännischen Austausch zu sein, nicht aber ein Richterstuhl, vor dem die mit einem tonangebenden Mitarbeiter nicht übereinstimmenden ihr Verwerfungs-urteil entgegennehmen sollen — den besten Beweis dafür erkennen wir dankbar in der uns gewordenen Erlaubnis, im folgenden uns über die Kantauslegung aussprechen zu dürfen, welche in diesen Blättern seit zwei Jahren wiederholt und geflissentlich, ja nicht ohne scharfe Zurechtweisung und „Warnung“ anderer, als die einzig richtige verkündigt worden ist. *) Die Beurteilung dieser Kantauslegung ist uns auch noch durch eine speziellere Beziehung, in welche diese zu dem erwähnten Bestreben der volkstümlichen Erläuterung Kants getreten ist, nahe gelegt. Denn ausdrücklich werden uns dort die Ergebnisse aufs dringendste empfohlen, welche für das Verständnis Kants aus einer „Populären Darstellung von Immanuel Kants Kritik der reinen Vernunft“ hervorgehen, verfaßt zu deren hundertjährigem Jubiläum 1881 von Dr. Albrecht Krause, Pastor zu St. Katharinen in Hamburg. **) Die im vorigen Jahre erschienene zweite Auflage dieses Werchens (Vahr, Moritz Schauenburg. XVI und 211 S.) ist uns der äußere Anlaß geworden zu einer nochmaligen Prüfung der wesentlichen Punkte, in welchen Krauses Kantauslegung von andern abweicht, ja, soweit wir sehen können, von niemand in den verflossenen hundert Jahren und von keinem unter den heutigen Kantinterpreten geteilt wird. Krause selbst hat von dieser isolirten Stellung und von der Neuheit seiner Auffassung das ausgesprochenste und markirteste Bewußtsein; er sieht dieser Auffassung gegenüber allenthalben nur einen eingerosetzten, habituell gewordenen Irrtum.

Wollen auch wir uns die Aufgabe stellen, in der Mittheilung der Grundgedanken von Kants Vernunftkritik möglichste Popularität zu erreichen, so scheint es uns am richtigsten, von der gewöhnlichen Ansicht der Welt auszugehen, wie wir alle sie von Kind auf mitbringen, wie sehr viele sie ihr ganzes Leben

*) Wir hatten den Vertretern der Krauseschen Anschauungen in diesen Blättern Raum gewährt, weil sie bei ihrer Bitte darum gegen die Akademiker die Anklage erhoben, daß von diesen ihre Anschauungen, von deren Richtigkeit sie überzeugt seien, totgeschwiegen würden. Es komme ihnen vor allem darauf an, daß dieselben zur Diskussion gelangten. Diese ist nun durch den vorliegenden Artikel des Herrn Professor Seydel eröffnet worden; die Beantwortung desselben wird bereits in der nächsten Nummer erfolgen. Wir nehmen persönlich in dieser Frage keine Stellung ein. Eine erschöpfende Behandlung derselben würde auch nicht in diesen Blättern erfolgen können. Doch haben wir den Vertretern der Krauseschen Anschauungen gern ein vorläufiges Mithl gewährt, da sie nach anderer Seite hin wacker für Ziele kämpfen, die mit den unsrigen identisch sind. Welche Anschauung sich auch schließlich als die richtige herausstellen wird, der Sache glaubten wir einen Dienst damit zu erweisen, wenn wir zu ihrem Austrag den Weg bahnten. D. Red.

*) Vergl. hierzu Jahrgang 1881 dieser Zeitschr., Nr. 45: Classen, Kant und die Erfahrungswissenschaften; 1882, Nr. 3: „Eine neue Erkenntnistheorie“; Nr. 35: Classen, Zukunftsphilosophie; Nr. 40: „Kant und Kuno Fischer“; 1883, Nr. 3: Rezension über Thiele „Die Philosophie Immanuel Kants“ und Sommer „Die Neugestaltung unsrer Weltansicht.“

hindurch behalten, und wie sie auch Kant in seiner eignen durch Natur und Erziehung erworbenen Überzeugung vorfinden mußte, ehe er zu philosophiren anfang. Diese gewöhnliche Ansicht ist in Bezug auf die Fragen, welche Kants berühmtes Hauptwerk beschäftigen, die folgende. Es existirt ein unendlich großer Raum, ausgedehnt nach oben und unten, nach rechts und links, nach vorn und hinten. Es verläuft eine unendliche Zeit vom gegenwärtigen Augenblicke an in die Zukunft hinaus, und eine unendliche Zeit ist verlaufen bis zum gegenwärtigen Augenblicke. In jenem Raume befinden und bewegen sich Körper aller Art, die je einen Teil des großen Gesamtraumes ausfüllen, jeder gleichfalls ausgedehnt nach Höhe, Breite und Dicke in bestimmter Größe und Gestalt. Im Innern der Körper giebt es bisweilen auch Geist, so im Innern unsers eignen Körpers, und ein besondres, unkörperliches, unausgedehntes Wesen als Träger dieses Geistes, welches gewöhnlich Seele heißt. Es giebt auch reine Geister ohne Körper, oder reine Seelen; ein solcher Geist ist Gott, der Urheber dieses Weltganzen. Die Seelen oder Geister sind unsterblich. Innerhalb der Zeit verläuft alles, was geschieht, und dauert alles, was dauert; es erfüllt, während es geschieht oder dauert, einen Abschnitt der großen unendlichen Gesamtzeit von bestimmter meßbarer Größe, oder es erfüllt die ganze unendliche Zeit und hat sie von jeher erfüllt, so das Dasein Gottes. Einiges von dem hier gesagten — bemerkt dieselbe gewöhnliche Ansicht hinzu — weiß man, andres glaubt man nur. Man weiß vor allem, daß räumliche Körper im Raume existiren und wie sie von außen beschaffen sind. Dies weiß man durch die eigne oder durch anderer sinnliche Wahrnehmung, oder indem man wieder aus sinnlichen Wahrnehmungen bündige Schlüsse zog auf vorhandene Körper, die noch kein Mensch wahrgenommen hat, wie z. B. aus gewissen Farbenspektren auf gewisse auf der Sonne verdampfende Mineralien. Man weiß ferner, daß überhaupt alles, was existirt, Körperliches und Geistiges, im Raume und in der Zeit existirt. Was sagt nun Kant zu dieser Ansicht? Worin hat seine Vernunftkritik ihr etwa widersprochen und Gegenteiliges gelehrt? Lassen wir ihn selbst reden. Zunächst über Raum und Zeit.

Kritik der reinen Vernunft (Rosentrans), S. 34: Vermittelst des äußern Sinnes stellen wir uns Gegenstände als außer uns, und diese insgesamt im Raume vor. — Alles, was zu den innern Bestimmungen gehört, wird in den Verhältnissen der Zeit vorgestellt. Außertlich kann die Zeit nicht angeschaut werden, so wenig wie der Raum, als etwas in uns. Was sind nun Raum und Zeit? Sind es wirkliche Wesen? — oder Verhältnisse der Dinge, die nur an der Form der Anschauung allein haften, und mithin an der subjektiven Beschaffenheit unsers Gemüths? — 36: Der Raum stellt gar keine Eigenschaft irgend einiger Dinge an sich, oder sie in ihrem Verhältniß auf einander vor, d. i. keine Bestimmung derselben, die an Gegenständen selbst haftete, und welche bliebe, wenn man auch von allen subjektiven Bedingungen der Anschauung abstrahirte. — 37: Wir können demnach nur aus dem Standpunkte eines Menschen vom

Raum, von ausgedehnten Wesen u. s. w. reden. Gehen wir von der subjektiven Bedingung ab, unter welcher wir allein äußere Anschauung bekommen können, so wie wir nämlich von den Gegenständen affizirt werden mögen, so bedeutet die Vorstellung vom Raume gar nichts. Dieses Prädikat wird den Dingen nur insofern beigelegt, als sie uns erscheinen, d. i. Gegenstände der Sinnlichkeit sind. — Wir können von den Anschauungen anderer denkenden Wesen gar nicht urteilen, ob sie an die nämlichen Bedingungen gebunden seien. 39 f.: — eine kritische Erinnerung, daß überhaupt nichts, was im Raume angeschaut wird, eine Sache an sich, noch daß der Raum eine Form der Dinge sei, die ihnen etwa an sich selbst eigen wäre, sondern daß uns die Gegenstände an sich gar nicht bekannt seien, und, was wir äußere Gegenstände nennen, nichts anderes als bloße Vorstellungen unsrer Sinnlichkeit seien, deren Form der Raum ist, deren wahres Correlatum aber, d. i. das Ding an sich selbst, dadurch gar nicht erkannt wird, noch erkannt werden kann, nach welchem aber auch in der Erfahrung niemals gefragt wird. — 42: Die Zeit ist nicht etwas, was für sich selbst bestünde oder den Dingen als objektive Bestimmung anginge, mithin übrig bliebe, wenn man von allen subjektiven Bedingungen der Anschauung derselben abstrahirt. — Die Zeit ist nichts anderes, als die Form des innern Sinns, d. i. des Anschauens unsrer selbst und unsres innern Zustandes. — 43: Weil alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstande haben oder nicht, doch an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüths, zum innern Zustande gehören: — so ist die Zeit eine Bedingung a priori von aller Erscheinung überhaupt. — Wenn wir von unsrer Art, uns selbst innerlich anzuschauen, und vermittelst dieser Anschauung auch alle äußeren Anschauungen in der Vorstellungskraft zu befragen, abstrahiren, und mithin die Gegenstände nehmen, so wie sie an sich selbst sein mögen, so ist die Zeit nichts. — Die Zeit ist also lediglich eine subjektive Bedingung unsrer (menschlichen) Anschauung (welche jederzeit sinnlich ist, d. i. so ferne wir von Gegenständen affizirt werden), und an sich, außer dem Subjekte, nichts. — 45: Sie ist also wirklich nicht als Objekt, sondern als die Vorstellungsart meiner selbst als Objekts anzusehen. Wenn aber ich selbst oder ein anderes Wesen mich ohne diese Bedingung der Sinnlichkeit anschauen könnte, so würden eben dieselben Bestimmungen, die wir uns jetzt als Veränderungen vorstellen, eine Erkenntnis geben, in welcher die Vorstellung der Zeit, mithin auch der Veränderung, gar nicht vorkäme. Anm. Ich kann zwar sagen: meine Vorstellungen folgen einander; aber das heißt nur, wir sind uns ihrer, als in einer Zeitfolge, d. i. nach der Form des innern Sinnes, bewußt. Die Zeit ist darum nicht etwas an sich selbst, auch keine den Dingen objektiv anhängende Bestimmung. — 49: Wir haben also sagen wollen: daß alle unsre Anschauung nichts als die Vorstellung von Erscheinung sei; daß die Dinge, die wir anschauen, nicht das an sich selbst sind, wofür wir sie anschauen, noch ihre Verhältnisse so an sich selbst beschaffen sind, als sie uns erscheinen. — Was es für eine Bewandnis mit den Gegenständen an sich und abgesondert von aller dieser Receptivität unsrer Sinnlichkeit haben möge, bleibt uns gänzlich unbekannt. Wir kennen nichts, als unsre Art, sie wahrzunehmen, die uns eigentümlich ist, die auch nicht notwendig jedem Wesen, obzwar jedem Menschen, zukommen muß. Mit dieser haben wir es lediglich zu thun. Raum und Zeit sind die reinen Formen derselben, Empfindung überhaupt die Materie. — Was die Gegenstände an sich selbst sein mögen, würde uns durch die aufgeklärteste Erkenntnis der Erscheinung derselben, die uns allein gegeben ist, doch niemals bekannt werden.

Diese Stellen finden sich wörtlich so in allen Auflagen der „Kritik der reinen Vernunft.“ Die Parenthesen sind von Kant selbst. Der gesperrte Druck dagegen ist hier erst angeordnet worden. Sogleich hier möge auch darauf hingewiesen sein, daß die gewählten Stellen wiederholt das Unerkennbare nicht „Ding an sich,“ sondern „Gegenstand an sich“ nennen, welche letztre Bezeichnung sogar in diesen Partien des Werkes häufiger ist als die andre, und außerdem mit „Sache an sich“ oder „Objekt an sich“ oder „transcendentales Objekt“ wechselt.

Jedenfalls zum Teil ist die oben dargestellte gewöhnliche Ansicht hiernach von Kant darüber enttäuscht worden, daß sie wisse, wie die existirenden Gegenstände, Dinge, Wesen, Personen, auch das eigne Selbst, wirklich beschaffen seien. Die gewöhnliche Ansicht meinte, zu dieser wirklichen Beschaffenheit auch Raum und Zeit, Gestalt, Größe, Dauer, Bewegung, Veränderung in der Zeit rechnen zu dürfen. Dies zum allermindesten muß sie nach Kant aufgeben. Die Frage liegt nahe, was dann noch von jenem vermeinten Wissen übrig bleibe, oder welches Wissen an die Stelle trete. An die Stelle tritt vor allem das Negative: wir wissen, daß das wirklich Seiende, Körper und Geister, Äußeres wie Inneres, nicht räumlich und zeitlich existirt, daß es überhaupt keinen Raum und keine Zeit, also auch keine Gestalt, keine Raumgröße, keine Zeitdauer, keine Bewegung wirklich giebt. Nicht einmal unsre Vorstellungen und Seelenzustände aller Art, hörten wir, sind wirklich in der Zeit und wechseln zeitlich, sondern wir Menschen sind nur durch ein inneres Gesetz unsers Wesens genötigt, unser Inneres so vorzustellen, als wenn es in der Zeit wäre. Ist nun nach Kant diese negative Erkenntnis von den Dingen etwa unser ganzes Wissen von denselben? Bleibt kein positives Wissen übrig, wenn Raum und Zeit dahinfallen? Raum und Zeit sind bloße Formen. Bleibt vielleicht doch der Inhalt übrig, den diese Formen nur begrenzen und gestalten? Dieser Inhalt, die Materie, so hörten wir, von allem, was wir überhaupt, oder mindestens von dem, was wir durch Wahrnehmung kennen, ist die Empfindung. An der zuletzt zitierten Stelle wurde auch die Empfindung zur bloßen Erscheinung gerechnet, zu „unsrer Art, die Gegenstände wahrzunehmen,“ und wurde entschieden verneint, daß wir durch sie die Gegenstände kennen lernen, wie sie an sich selbst sind. Es wird jedoch nützlich sein, den alten Meister auch noch über die Empfindung im besondern abzuhören.

A. a. D. 17: Erfahrung ist ohne Zweifel das erste Produkt, welches unser Verstand hervorbringt, indem er den rohen Stoff sinnlicher Empfindungen bearbeitet. — 28: Nur soviel scheint zur Einleitung oder Vorerinnerung nötig zu sein, daß es zwei Stämme der menschlichen Erkenntnis gebe, die vielleicht aus einer gemeinschaftlichen, aber uns unbekanntem („bekanntem“ ist Druckfehler) Wurzel entspringen, nämlich Sinnlichkeit und Verstand, durch deren ersteren uns Gegenstände gegeben, durch den zweiten aber gedacht werden. — 31: Die Fähigkeit (Rezeptivität), Vorstellungen durch die Art, wie wir von Gegenständen

affiziert werden, zu bekommen, heißt Sinnlichkeit. — Die Wirkung eines Gegenstandes auf die Vorstellungsfähigkeit, sofern wir von demselben affiziert werden, ist Empfindung. — 32: In der Erscheinung nenne ich das, was der Empfindung korrespondirt, die Materie derselben, dasjenige aber, welches macht, daß das Mannichfaltige der Erscheinung in gewissen Verhältnissen geordnet angeschaut wird, nenne ich die Form der Erscheinung. — So, wenn ich von der Vorstellung eines Körpers das, — was davon zur Empfindung gehört, als Undurchdringlichkeit, Härte, Farbe zc., absondere, so bleibt mir aus dieser empirischen Anschauung noch etwas übrig, nämlich Ausdehnung und Gestalt [d. i. das Räumliche, die Form, s. o.]. — 38 f.: Die Farben sind nicht Beschaffenheiten der Körper, deren Anschauung sie anhängen, sondern nur Modifikationen des Sinnes des Gesichts, welches vom Lichte auf gewisse Weise affiziert wird. — Geschmack und Farben sind garnicht notwendige Bedingungen, unter welchen die Gegenstände allein für uns Objekte der Sinne werden können. Sie sind nur als zufällig beigefügte Wirkungen der besondern Organisation mit der Erscheinung verbunden. Daher sind sie auch keine Vorstellungen a priori, sondern auf Empfindung, der Wohlgeschmack aber sogar auf Gefühl (der Lust und Unlust) als einer Wirkung der Empfindung gegründet. — 714 (zweite Auflage): Daher ihnen [den nicht zur Raumform gehörigen Bestandteilen der äußern sinnlichen Vorstellung], genau zu reden, gar keine Idealität zukommt, ob sie gleich darin mit der Vorstellung des Raumes übereinkommen, daß sie bloß zur subjektiven Beschaffenheit der Sinnesart gehören, z. B. des Gesichts, Gehörs, Gefühls, durch die Empfindungen der Farben, Töne und Wärme, die aber, weil sie bloß Empfindungen und nicht Anschauungen sind,*) an sich kein Objekt, am wenigsten a priori, erkennen lassen. — 39: Die Absicht dieser Anmerkung geht nur dahin: zu verhüten, daß man die behauptete Idealität des Raumes durch bei weitem unzulängliche Beispiele zu erläutern sich einfallen lasse, da nämlich etwa Farbe, Geschmack u. s. w. mit Recht nicht als Beschaffenheiten der Dinge, sondern bloß als Veränderungen unsers Subjekts, die sogar bei verschiedenen Menschen verschieden sein können, betrachtet werden. Denn in diesem Falle gilt das, was ursprünglich selbst nur Erscheinung ist, z. B. eine Rose, im empirischen Verstande für ein Ding an sich selbst, welches doch jedem Auge in Ansehung der Farbe anders erscheinen kann. — 49: Wir haben also sagen wollen: — daß, wenn wir unser Subjekt oder auch nur die subjektive Beschaffenheit der Sinne überhaupt aufheben, alle die Beschaffenheit, alle Verhältnisse der Objekte in Raum und Zeit, ja selbst Raum und Zeit, verschwinden würden, und als Erscheinungen nicht an sich selbst, sondern nur in uns existiren können. — 50 f.: Die Vorstellung eines Körpers in der Anschauung enthält gar nichts, was einem Gegenstande an sich selbst zukommen könnte, sondern bloß die Erscheinung von etwas, und die Art, wie wir dadurch affiziert werden. — So daß wir durch die erstere [die Sinnlichkeit] die Beschaffenheit der Dinge an sich selbst nicht bloß undeutlich, sondern gar nicht erkennen, und, sobald wir unsre subjektive Beschaffenheit wegnehmen, das vorgestellte Objekt mit den Eigenschaften, die ihm die sinnliche Anschauung beilegte, überall nirgends anzutreffen ist, noch angetroffen werden kann.

Wir fürchten, zu ermüden. Doch ist es unerläßlich, nachdem bis hierher die Empfindung nur in Beispielen des äußern Sinnes illustriert worden, auch

*) Diese Äußerung gehört zu jenen Wendungen der zweiten Auflage, welche weiter unten von uns charakterisirt werden.

noch einige Worte über die Empfindungen des innern Sinnes hinzuzunehmen.

A. a. D. 716 ff. (zweite Auflage): Nun wird durch bloße Verhältnisse doch nicht eine Sache an sich erkannt, also ist wohl zu urteilen, daß, da uns durch den äußern Sinn nichts als bloße Verhältnisvorstellungen gegeben werden, dieser auch nur das Verhältnis eines Gegenstandes auf das Subjekt in seiner Vorstellung enthalten könne, und nicht das Innere, das dem Objekte an sich zukommt. Mit der innern Anschauung ist es ebenso bewandt. — Welche [die Form der Anschauung], da sie nichts vorstellt, außer so ferne etwas im Gemüte gesetzt wird, nichts andres sein kann als die Art, wie das Gemüt durch eigne Thätigkeit, mithin durch sich selbst, affizirt wird, d. i. ein innerer Sinn seiner Form nach. — Wenn das Vermögen, sich bewußt zu werden, das, was im Gemüte liegt, auffuchen (apprehendiren) soll, so muß es dasselbe affiziren, und kann allein auf solche Art eine Anschauung seiner selbst hervorbringen, deren Form aber — die Art, wie das Mannichfaltige im Gemüte beisammen ist, in der Vorstellung der Zeit bestimmt; da es denn sich selbst anschaut, nicht wie es sich unmittelbar selbstthätig vorstellen würde, sondern nach der Art, wie es von innen affizirt wird, folglich wie es sich erscheint, nicht, wie es ist.

So haben wir beinahe die ganze „transcendentale Ästhetik“ ausgeschrieben! Das ist bekanntlich der Abschnitt der „Kritik der reinen Vernunft,“ der die bis hierher in Betracht gezogenen Punkte *ex officio* behandelt. Wo nichts bemerkt ist, folgten wir der ersten Auflage, von welcher die spätern diesmal in einigen Stellen, wiewohl unerheblich, abweichen. Die eckigen Parenthesen schließen unsre Zusätze ein.

Die Summe des Mitgetheilten ist leicht zu ziehen. Hier ist sie. Wir erkennen nach Kant auf dem Wege der sinnlichen Anschauung nach Inhalt und Form, im Gebiete des äußern wie des innern Sinnes, nur Erscheinung, nur unsre menschliche Wahrnehmungsweise der Gegenstände, nicht die Gegenstände an sich selbst, nur unser Affizirtwerden in der uns Menschen eignen Anschauungsform, nicht die Dinge selbst, welche uns affiziren, nach ihrer eignen Beschaffenheit.

Ich kenne keine Stelle der Schriften Kants seit 1781, welche hiergegen stritte, nur ganz wenige (in der zweiten Auflage der Kritik der reinen Vernunft), welche es zu thun scheinen, und keinen Ausleger, der bis hierher Kant anders verstünde, es sei denn, daß Dr. Krause und Dr. Classen, obwohl sie in manchen ihrer Worte dasselbe zu sagen scheinen, doch durch andre Äußerungen diesen Schein zunichte machen. Hier müßte dann wohl ihr Neues liegen.

Krauses „Populäre Darstellung“ hat in dem Teile, der die „transcendentale Ästhetik“ direkt zum Gegenstande hat, den angeführten Lehren Kants nicht sowohl andre Lehren entgegengestellt und für Kants eigentliche Meinung ausgegeben; als vielmehr den Punkt, auf den, wie wir gesehen haben, Kant alles ankam, aus dem Vordergrunde der Betrachtung auffällig zurücktreten lassen. Dieser Punkt war die Unterscheidung zwischen der Erscheinung der Gegenstände,

sofern sie schlechterdings „nur in uns“ und „nur unsre Art, sie wahrzunehmen“ ist, und den Gegenständen an sich selbst. Diese Unterscheidung ist z. B. auf S. 54 der Schrift Krauses mehr als eine aus der Kantischen Lehre zu ziehende und als Einwand zu benutzende Schwierigkeit erwähnt, denn als eigne Haupt- und Grundlehre Kants. In spätern Abschnitten kommt Krause auch nur gelegentlich und ganz kurz auf diesen Punkt zurück und behandelt ihn als etwas Selbstverständliches, z. B. S. 104. Wenn nun aber dem gegenüber eine fortwährende, schon an sich der Popularität und Klarheit durch das immer wiederholte Abreißen des Fadens höchst nachtheilige Polemik sich durch die Darstellung hindurchzieht, und noch dazu eine Polemik gegen die „Subjektivität“ der Empfindungen und Anschauungen in Raum und Zeit und gegen die Lehre, daß die Erscheinungen „in uns“ seien — wobei unter „subjektiv“ und „in uns“ etwas andres verstanden wird, als bei Kant und seinen Auslegern —, und dann in diesem andern Sinne natürlich die „Subjektivität“ und das „In uns“ als falsche Auslegung Kants gebrandmarkt wird, dann ist eine solche Darstellung ganz notwendig weit entfernt davon, Kants Lehre populär zu machen, sondern kann nur Verwirrung darüber anrichten. Was sollen wir aber erst sagen, angesichts der urkundlichen Worte Kants, wenn Dr. Krause auf S. 101 voll Bornes ausruft: „Also wir sehen gar nicht die Dinge selbst, sondern nur ihre Bilder, ihre Erscheinungen u. s. w.?! Wir wissen gar nicht, wie die Welt selbst beschaffen ist, sondern nur, wie sie sich uns zeigt? Die Naturwissenschaft bringt auch gar keine Gesetze der Welt zustande, denn die Welt kennen wir ja gar nicht!? Welch furchtbarer Unsinn! Aber wo liegt denn die Wurzel dieser Verkehrtheit?“ Und diese Worte richtet Krause nicht etwa gegen Kant, sondern gegen alle seine bisherigen Ausleger, wonach er sich ansieht, den damit angedeuteten Grundirrtum in der bisherigen Auffassung Kants aufzudecken. Hieran schließen sich die das Resultat ziehenden Äußerungen des Verteidigers Krauses in diesen Blättern, wie: „Natur hat weder Kern noch Schale, alles ist sie mit einemmal — sagt Goethe, vielleicht in unbewußter, aber vollkommener Übereinstimmung mit Kant,“ — und: „Das Ding an sich, welches Liebmann im Kritizismus mit vollem Rechte einen falschen Blutstropfen nannte, ist nach der tiefern Analyse von Krause garnicht darin vorhanden“ u. v. a. Und noch gegen das Ende seiner Darstellung — trotzdem, daß bei seiner im wesentlichen richtigen Wiedergabe der Antinomienlehre*) die wahre Meinung Kants ihm nicht entgangen ist — preist es Krause als Kants Verdienst, gegen die Lehre, daß wir „die eigentliche Welt, das Dasein der Dinge, wie es ist, nicht erkennen,“ gewaltige Steinmauern zum Schutze errichtet haben! (S. 195.)

*) Nur hätte Dr. Krause seine sehr wesentliche Veränderung des Wortlauts der Antinomientafel mit den Beweisen für Thesis und Antithesis nicht als eine bloße „Verkürzung“ einführen sollen.

Wie ist dies nur möglich? Verstehen wir Krause etwa falsch? Wie erwünscht! — eine Seite später lesen wir, was Krause hier unter „Welt“ versteht: „Was nicht wahrgenommen werden kann, ist kein Teil der Welt; denn das Wort Welt bezeichnet kein Hirngespinnst, sondern den Inbegriff der Gegenstände möglicher Erfahrung.“ Nun wohl. Kant hat uns wiederholt eingeschärft, daß wir von diesen „Gegenständen möglicher Erfahrung“ nur die Seite kennen, welche ins Subjekt fällt, dagegen keineswegs wissen, wie diese Gegenstände selbst sind. Sollen wir etwa die Belegstellen noch mehr häufen? Wir haben einen unerschöpflichen Vorrat, denn die „Kritik der reinen Vernunft“ ist ein starkes Buch, und auch nach 1781 hat Kant noch viel geschrieben. Hier nur noch eine Stelle, um den Eindruck der frühern wieder aufzufrischen:

A. a. D. S. 46 (in allen Auflagen): Sie bedachten aber nicht, daß beide [die vorher erwähnten „äußern Gegenstände“ und „der Gegenstand unsrer innern Sinnen“*]), ohne daß man ihre Wirklichkeit als Vorstellungen bestreiten darf, gleichwohl nur zur Erscheinung gehören, welche jederzeit zwei Seiten hat, die eine, da das Objekt an sich selbst betrachtet wird (unangesehen der Art, dasselbe anzuschauen, dessen Beschaffenheit aber eben darum jederzeit problematisch bleibt), die andere, da auf die Form der Anschauung dieses Gegenstandes gesehen wird, welche nicht in dem Gegenstande an sich selbst, sondern im Subjekte, dem derselbe erscheint, gesucht werden muß, gleichwohl aber der Erscheinung dieses Gegenstandes wirklich und notwendig zukommt.

Heißt es nun wohl, die „eigentliche Welt, das Dasein der Dinge, wie es ist, erkennen,“ wenn wir davon die eine Seite als problematisch dahingestellt lassen müssen? Und wenn diese Seite gerade die ist, auf der die Dinge so sind, wie sie an sich selbst sind? Und hat für uns Natur „weder Kern noch Schale,“ wenn wir mit Kant überzeugt sein sollen, daß wir es nur mit der im Subjekte liegenden Erscheinung der Naturgegenstände, nicht mit ihrer eignen Beschaffenheit zu thun haben? Heißt dies nicht vielmehr: „Ins Inn're der Natur dringt kein geschaffener Geist“? Ja Kant selbst nannte an einer der zuletzt angeführten Stellen das, was dem Objekte an sich zukommt, aber uns eben deshalb unbekannt bleibt, das „Innere“ des Gegenstandes.

Ehe wir weiter gehen, noch einiges nähere über Krauses Kampf gegen die „Subjektivität“ und gegen das „In uns.“ Regelmäßig, wenn er die „Subjektivität“ des Erkennens bestreitet, richtet er sein Geschütz vielmehr auf die Annahme einer individuellen Verschiedenheit des Empfindens, Anschauens, Erkennens bei den einzelnen Menschen. Solche individuelle Verschiedenheit freilich hat Kant in Bezug auf Raum- und Zeitform insofern unbedingt verneint, als in

*) Beiläufig: liegt hier nicht etwa ein Schreibfehler Kants vor? Es ist mir keine Stelle gegenwärtig, wo Kant sonst noch von „innern Sinnen“ spräche, er kennt meines Wissens immer nur einen innern Sinn. Hat er vielleicht, wie es beim Versprechen bisweilen vorkommt, Einzahl und Mehrzahl verschoben und eigentlich sagen wollen: „die Gegenstände unsers innern Sinns“?

diesen Formen allgemein menschliche Anschauungsweisen und aus ihnen folgende allgemeingiltige und notwendige Gesetze von ihm ausdrücklich anerkannt werden. Rückfichtlich der „Materie“ der Empfindung jedoch, in Bezug auf die Qualitäten von Farbe, Ton, Geschmack, Tasteindrücken u. s. w., hörten wir ihn auf die „Wirkungen der besondern Organisation“ und die „subjektive Beschaffenheit der Sinnesart“ doch in einem Sinne hinweisen, der wenigstens die Möglichkeit einschloß, daß vielleicht diese „Veränderungen unsers Subjekts“ bei verschiedenen Menschen verschieden sein könnten. Wieder ein sehr gallertartiges „könnten“! — wird Krause hierbei ausrufen (vergl. S. 103 seiner Schrift); aber — wir lasen es bei Kant. Die Beschränkung auf das Individuelle des Empfindungsmaterials versteht sich für den innern Sinn von selbst, durch den wir ja doch nur unser eignes Ich kennen lernen. Wenn nun aber nach Kant (a. a. O. 43, in allen Aufl.) „alle Vorstellungen, sie mögen nun äußere Dinge zum Gegenstande haben oder nicht, doch an sich selbst, als Bestimmungen des Gemüths, zum innern Zustande gehören,“ ja sogar in der „innern Anschauung“ die Vorstellungen äußerer Sinne „den eigentlichen Stoff ausmachen, womit wir unser Gemüt besetzen“ (716, 2. Aufl.), so konnte wenigstens in Bezug auf das Material der Empfindung schwerlich Kants Lehre der Konsequenz des individuellen Subjektivismus entgehen. Einen gleich heftigen Kampf, wie gegen diesen, führt Krause gegen das „In uns.“ Z. B. S. 102: „Was sehe ich denn? Meine Empfindung? Sehe ich meine Empfindung grün? Nimmermehr! Ich sehe den Gegenstand, welcher grün ist, auf Grund meiner Empfindung. Wo sehe ich denn den Gegenstand? In mir? In meinem Raum? In meinem Gehirn oder auf der Retina? Nimmermehr! Ich sehe den Gegenstand außer meinem Auge, außer meinen Beinen, diese selbst außer meinem Kopfe und diesen selbst gewiß nicht in meiner Empfindung.“ Bitte um Entschuldigung! Ich sehe niemals einen Gegenstand, z. B. einen Schrank, einen Baum, meine Beine; ich sehe immer nur farbige Flecken in bestimmter Raumgröße und Raumfigur; und diese Flecken sehen im Spiegel ebenso aus wie außerhalb des Spiegels, und in der Hallucination gerade so wie im gesunden Zustande. Warum aber entnimmt Krause seine Beispiele immer nur vom Sehen? Rieche ich etwa „Gegenstände,“ höre ich „Gegenstände“? Doch ich taste sie wohl? Ich taste, d. h. ich habe Druck- oder Stichgefühle oder dergleichen; ich fühle Schmerz in der Stirn, wenn ich mit dem Kopfe gegen die Wand stoße, aber ist denn mein Schmerz — eine Wand? Was nun die Frage anlangt, wo wir sehen, so ist ja vollkommen richtig, daß wir unser Körperbild neben den nächsten Bildern äußerer Gegenstände und diese neben den ferneren sehen und alles zusammen in einem gemeinsamen Raume, unsern Kopf aber, von dem wir nur die Nasenspitze schimmern sehen, nitsamt seinen Innenteilen entsprechend in diesen gemeinsamen Raum hineindenken. Das heißt nach Kant: Die unserm Subjekt angehörigen Gesichtsempfindungen verarbeiten wir durch die unserm Subjekt angehörige An-

schauungsform des Raumes zu den unserm Subjekt angehörigen Anschauungen jener nachbarlichen Raumbilder, und alles dies zusammen ist also in uns, d. h. im Innern unsers Subjekts, im Innern unsers Selbstbewußtseins; wie das „Außer uns“ beschaffen ist, wissen wir nicht. Etwas anderes hat in dem nicht ganz geringen Umfange der mir bekannten Kantliteratur niemals jemand in dem „In uns“ bei Kant finden wollen. Krause kämpft entweder gegen Windmühlen oder — gegen Kant selbst.

Hier noch eine schöne Stelle über dieses „In uns“ bei Kant! Wo könnten wir seine Meinung unzweideutiger formulirt anzutreffen hoffen als da, wo er in einem summarischen Berichte das Endresultat eines Hauptabschnittes seiner Untersuchungen überblickt? Bei solcher Gelegenheit finden wir a. a. O. S. 115 f. (nur in der ersten Auflage) folgendes:

Wären die Gegenstände, womit unsre Erkenntnis zu thun hat, Dinge an sich selbst, so würden wir von diesen gar keine Begriffe a priori haben können. — Dagegen, wenn wir es überall nur mit Erscheinungen zu thun haben, so ist es nicht allein möglich, sondern auch notwendig, daß gewisse Begriffe a priori vor der empirischen Erkenntnis der Gegenstände vorhergehen. Denn als Erscheinungen machen sie einen Gegenstand aus, der bloß in uns ist, weil eine bloße Modifikation unsrer Sinnlichkeit außer uns gar nicht angetroffen wird. — Keine Verstandesbegriffe sind also nur darum a priori möglich, ja gar, in Beziehung auf Erfahrung, notwendig, weil unsre Erkenntnis mit nichts als Erscheinungen zu thun hat, deren Möglichkeit in uns selbst liegt, deren Verknüpfung und Einheit (in der Vorstellung eines Gegenstandes) bloß in uns angetroffen wird, mithin vor aller Erfahrung vorhergehen, und diese der Form nach auch allererst möglich machen muß.

Was wir nach Kant von dem an sich selbst Existirenden wissen können, das haben wir bis jetzt als so gering gefunden, daß etwas Positives überhaupt nicht übrig zu bleiben scheint. Es liegt nahe, zu denken, daß wir nur Negatives von den „Gegenständen an sich“ zu erkennen vermögen, nämlich dies, daß sie nicht so sind, wie sie uns erscheinen, oder wenigstens, daß ihre Erscheinung uns über ihr Sein nicht aufklärt. Ein Positives ist aber doch deutlich von Kant festgehalten: immer, wo es darauf ankam, hat er so gesprochen, als wisse er wenigstens sicher, daß es „Gegenstände an sich“ giebt, wenn ihm auch als unerkennbar gilt, wie sie beschaffen sind. Hieran hat er in der That immer festgehalten; nur einige Stellen der ersten Auflage seines Hauptwerkes konnten daran irre machen und trugen ihm das Mißverständnis ein, als sei er ein Anhänger des irischen Priesters Berkeley, der die Existenz der Körper geradezu leugnete und nur ein Reich von bewußten Geistern mit ihren innern Vorstellungswelten von Gott geschaffen sein ließ. Kant ist teils negativer, teils positiver als Berkeley. Negativer, weil er nicht einmal die Erkenntnis von Geistern, auch nicht die von unserm eignen Geist oder unsrer eignen Seele, in Bezug auf die Art, wie sie an sich sind, für möglich hält. Positiver, weil er an dem Dasein derjenigen

Gegenstände, Dinge, Wesen, auf welche wir unsre Anschauungen zu beziehen gedrungen sind, nirgends zweifelt. Er hatte also alle Ursache, in der zweiten und allen fernern Auflagen der „Kritik der reinen Vernunft“ diesen Gegensatz gegen Berkeley so stark wie möglich zu betonen, ja es wäre nicht zu verwundern, wenn ihm in dieser Tendenz hier und da in den Zusätzen der neuen Auflage ein Wort in die Feder gekommen wäre, das nicht buchstäblich mit dem sonst allenthalben Vorgetragenen und in allen Auflagen gleich ausführlich und berechtigt Wiederholten verträglich erscheint. Dieses Gemeinsame aller Auflagen bleibt selbst an den von einander im Ausdruck am weitesten sich entfernenden Stellen dies, daß Kant das Dasein der „Gegenstände an sich“ oder „Dinge an sich“ entschieden voraussetzt, annimmt, also auch soweit für erkennbar hält, als eben nur das nackte Dasein in Betracht kommt. Different einigermaßen sind seine Äußerungen nur insofern, als er diese Kenntnis des Daseins der „Dinge an sich“ bisweilen so unmittelbar mit und in der Anschauung gegeben anzusehen scheint, daß man versucht ist, ihn an seine eigne „transcendentale Ästhetik,“ wie wir sie kennen gelernt haben, zu erinnern. Dieser folgend, konnte er bei voller Konsequenz nicht anders, als die Kenntnis des Daseins der existirenden Dinge und Wesen dem zweiten jener „Stämme“ der Erkenntnis, nämlich dem denkenden Verstande, verdanken wollen. Denn, wie Krause oft ganz richtig sagt, die „Gegenstände“ — natürlich müssen hier die „Gegenstände an sich“ gemeint sein — sind die Ursachen der Wahrnehmung, die Ursachen des Erscheinungsinhalts und der konkreten Gestalt, in welcher dieser Inhalt durch bestimmte Anwendung der Raum- und Zeitform zur Anschauung kommt. Ursachen aber zu der nur für unser Subjekt und innerhalb desselben existirenden Erscheinungsseite der Dinge hinzuzudenken, das gehört nach dem zweiten Haupttheile der Vernunftkritik, der „transcendentalen Logik,“ zu den Funktionen des Verstandes, wie sich ja unter den Kategorien oder a priori in uns liegenden Stammbegriffen dieses Verstandes auch die der „Ursache“ befindet, und ebenso die der „Substanz,“ und ebenso die des „Daseins,“ welche alle zur Verwendung kommen müssen, wenn unser Wissen von der subjektiven Erscheinung zu den existirenden Objekten, welche uns erscheinen, übergehen soll. Nicht ebenso einig, wie in den übrigen von uns behandelten Punkten, sind die Ausleger darüber, wieweit die verschiedenen Auflagen, und auch die verschiedenen Stellen der ersten Auflage unter sich, hinsichtlich des Wissens von der Existenz der „Dinge an sich“ und des Festhaltens dieser Existenz übereinstimmen.*) Vollkommen einig aber sind sie, und müssen es sein — bei der völligen Unzweideutigkeit und Fülle der Äußerungen Kants darüber, und bei dem damit allein

*) Das beste und richtigste über diese Frage dürfte in Windelbands Abhandlung „Über die verschiedenen Phasen der Kantischen Lehre vom Ding an sich“ vorliegen: Vierteljahrsschrift für wissenschaftliche Philosophie, 1877, 2. Heft.

verträglichen Sinne seines ganzen Unternehmens und seiner ganzen geschichtlichen Stellung — darüber, daß das Wissen vom an sich Seienden, nennen wir es Gegenstände, Dinge, Sachen, Wesen oder sonst wie, nach Kant völlig leer ist, mit andern Worten, daß er, wenn er das Ansichseiende zu kennen behauptet, jedenfalls diese Kenntnis nur bezieht auf das nackte Daß des Daseins, während das Was und Wie, nach Inhalt und Form, der menschlichen Subjektivität verfällt.

Überaus unglücklich ist in Krauses Schriftchen die kaum verständliche Distinktion zwischen „Gegenstand“ und „Ding an sich“ (S. 101—121), sofern nämlich beim „Gegenstand“ ebenfalls der „Gegenstand an sich“ ins Auge gefaßt werden soll. Nur so aber wäre ja eine Verwechslung zwischen Ding an sich und Gegenstand, die er uns andern vorwirft, überhaupt denkbar. Daß die Unterscheidung, welche Krause dort versicht, mindestens für den dabei verfolgten Zweck völlig bedeutungslos ist, hat er selbst S. 114 in der ersten Anmerkung zugestanden, indem er bemerkt, daß, wo es sich um einen Gegensatz zur Erscheinung handelt, Kant die verschiedenen dort auseinandergehaltenen Ausdrücke gleichbedeutend braucht. Nun handelt es sich aber bei der Bezeichnung „an sich“ oder „an sich selbst“ stets um einen Gegensatz zur Erscheinung, genauer zu der ins Subjekt fallenden Seite des erscheinenden Objekts, also wissen wir, was es für die uns beschäftigenden Fragen mit jener Distinktion auf sich hat.*)

Wir sind zu jeder Weiterführung, jeder Erläuterung und näheren Begründung bereit, wenn die Redaktion dieser Blätter dazu Raum gewährt. Das Wesentliche ist gesagt. Nach Kant ist unser Wissen rücksichtlich alles konkreten Inhalts ein Wissen subjektiver Erscheinungen, rücksichtlich aber des an sich selbst Seienden ist unser Wissen leer. Darum konnte er in der Vorrede zur zweiten Auflage der „Kritik der reinen Vernunft“ in vollster Ausdehnung sagen: „Ich mußte das Wissen aufheben, um zum Glauben Platz zu bekommen.“ Nur der sittliche Glaube führte ihn über die Leerheit des nackten Daß des Daseins einer an sich selbst wirklichen Welt hinaus, indem dieser Glaube ihm die Überzeugung von einem freien Willen, von einer unsterblichen Seele und von einem machtvoll das Gute wirkenden Gotte sicherte. Wenn Spätere, wie Schelling, Weiße, Voße, Fetscher, noch weitere Blicke in das Dasein dieses Gottes zu thun

*) Nur beiläufig möge erwähnt sein, daß in einer Nebenpartie, der Lehre vom „Schematismus der reinen Verstandesbegriffe“, Krauses Darstellung ebenfalls die stärksten Bedenken erregt. Wir können uns begnügen, hierüber nur dies zu sagen, daß nach Kant das Schema der Zeit uns dienen soll, die Verstandeskategorien anschaulich in die Sinnenwelt überzuleiten und dadurch erst auf die Sinnenwelt anwendbar zu machen, z. B. die Kategorie der „Ursache“ dadurch, daß sie in die Zeitanschauung eines Vorausgehens vor der Wirkung hineingearbeitet wird. Der entsprechende Abschnitt bei Kant ist nicht nur kürzer und populärer, sondern auch von ganz anderm Inhalte als Krauses „populäre Darstellung“ desselben, welche geradezu umgekehrt die „Ursache“ zu einem Verdeutlichungsmittel der „Zeit“ macht (S. 80—94).

glaubten, so läßt sich leicht zeigen, daß auch dabei eben nur von einem Glauben die Rede ist, dessen Wahrscheinlichkeit man nur durch alle Mittel des Denkens und der Thatfachen möglichst zu steigern suchte. Jene Männer, auf die unsre Nation nie aufhören darf, stolz zu sein, und alle, welche ihnen nachstreben, sind in ihren Gottesanschauungen nicht mehr und nicht weniger „Schwärmer,“ wie Dr. Classen sie nennen möchte, als Kant in seinem Glauben an das „Du sollst!“ und an alles, was ihm daraus folgte.

Leipzig.

Rud. Seydel.



Pompejanische Spaziergänge.

Von Ludwig Meyer.

5.

(Schluß.)



on den kunst- und literaturgeschichtlichen Betrachtungen, die uns ein wenig von unserm Ausgangspunkte entfernt haben, wollen wir schließlich nochmals auf Pompeji und seine Bewohner zurückkommen. Die Wandgemälde, die wir so ausführlich besprachen, weil sie uns über die antike Kunst so vieles lehren, geben auch manche schätzbare Auskunft über die Stadt selbst, wo sie gefunden wurden. Mag man immerhin annehmen, daß die Malerzunft zu jener Zeit sehr zahlreich war und sehr wohlfeil arbeitete, so ist doch klar, daß man sich eines gewissen Wohlstandes erfreuen mußte, um an die Ausstattung seiner Wohnräume mit eleganten Fresken denken zu können. Hiernach muß es in Pompeji viele wohlhabenden Leute gegeben haben. Die beträchtliche Zahl der Häuser, welche interessante Malereien aufweisen, spricht für weitverbreiteten Wohlstand. Auch lassen alle bisher gemachten Studien hierauf schließen. Heinrich Nissen, der gründliche Kenner der Ruinen von Pompeji, hat nachgewiesen, wie man dort unter den Kaisern mehr und mehr am Luxus Gefallen fand. Die Privathäuser werden immer schöner und schmuckreicher, die öffentlichen Bauten gewinnen unablässig an Ausdehnung. „Das Denkmalsfieber, eine spezifische Krankheitsform verfallender Freistaaten,“*) tritt jetzt ebenfalls heftig auf. Die Emporkömmlinge wollten durch die Erbauung oder Wiederherstellung von Tempeln den plötzlichen

*) Nissen, Pompejanische Studien, S. 373.

Auffschwung ihrer Glücksumstände zur Schau stellen und ließen sich durch den Gemeinderat der Stadt oder durch die von ihnen protegirten Körperschaften Ehrenstatuen errichten. Neben dem alten Adel kam eine reiche, angesehene, auf ihre Stellung eifersüchtige, für Glanz und Pomp schwärmende, namentlich aber sehr zahlreiche Bourgeoisie in die Höhe, die auf einem großen Fuße lebte, die Behaglichkeit schätzte und die Genüsse und Vorrechte, welche bisher nur den vornehmen Familien gehört hatten, wenigstens zum Teil auch für sich selbst in Anspruch nahm.

Und die Armen? Solche gab es in Pompeji sicher ebensoviel, ja vielleicht noch mehr als anderswo, denn Pompeji war, wie schon bemerkt, eine gewerbfleißige Stadt, in welcher ein buntes geschäftliches Treiben herrschte. Abgesehen von ihrem Seehandel, produzirte sie im Überfluß Wein und Früchte für den Export nach andern Städten Italiens; nach Plinius und Columella waren besonders ihre Kohlsorten renommirt. Auch bereiteten die Pompejaner aus gesalznen Fischen eine Art Sauce oder Würze, *garum* genannt, welche das Entzücken der Feinschmecker war. In einer solchen Handelsstadt gab es natürlich zahlreiche Handwerker. Die von Pompeji bildeten, wie überall, Zünfte, die ihre besondern Statuten, Feste, Versammlungsorte hatten. So kennen wir die Zünfte der Goldarbeiter, der Holzhändler, der Maultiertreiber; sie nehmen an den Wahlen teil und empfehlen ihre Kandidaten.*) Vermutlich waren auch die Tuchfabriken, sowie die Walkereien und Färbereien ziemlich bedeutend. Dieser Großindustrie schlossen sich dann alle jene kleineren und untergeordneten Gewerbe an, die damals, wie heutzutage, die italienischen Städte mit ihrem geräuschvollen Treiben erfüllten. Da gab es Verkäufer von Kuchen und Würstchen, Händler mit „Meerfrüchten“ (*frutti di mare*, d. h. Fischen, Muscheln u. s. w.), die alle, wie Seneca sagt, ihre Waare in einer besondern Tonart und mit mannichfachen Rufen anpreisen.**). Man nannte sie in Pompeji die „Forumleute“ (*forenses*), weil sie sich meist auf dem öffentlichen Plage umhertrieben. Eine interessante Malerei zeigt uns einen auf offener Straße etablirten Koch bei seinen Töpfen; ringsumher stehen Leute, die offenbar der gute Ruchenduft angelockt hat. Der Koch hält in der Hand einen Stock, an dessen Ende eine kleine Kupfertasse befestigt ist; damit will er eben eine Portion aus seinem Topfe schöpfen, um sie den Kunden zu verkaufen.***). Es ist eine Szene, wie wir sie auf den Märkten von Neapel noch heute alltäglich beobachten können.

*) Einige dieser Korporationen, zu denen sich nicht Handwerker derselben Industrie, sondern einfach Leute vereinigten, die sich gesellig unterhalten oder vergnügt miteinander leben wollten, haben sonderbare Namen, ähnlich denen der Akademiker der Renaissance. So giebt es einen „Schläferverein“ (*dormientes*), ferner eine „Gesellschaft der Spättrinker“ (*seribibi*), ja sogar einen „Verein der kleinen Spitzbuben“ (*furunculi*).

***) Seneca, Epist. 56, 2.

***). Vergl. Otto Jahn, Über Darstellungen des Handwerks u. s. w. Taf. 3, Nr. 8.

Die Quartiere, wo alle diese armen Leute wohnten, sind noch nicht entdeckt. Auch die kleinsten und am einfachsten ausgestatteten Häuser, die man bisher ausgegraben hat, sind nicht eigentlich das, was wir Wohnungen von Armen nennen. Vielleicht bewohnte ein Teil von ihnen jene „obern Stagen mit Terrassen“ (*coenacula cum pergulis*), von denen in den Mietsanzeigen mehrfach die Rede ist. Leider sind uns von den Häusern Pompejis nur die Erdgeschosse erhalten; der Rest ist fast überall verschwunden. Einstweilen und bis man einmal die Volksquartiere findet, verraten sich Anwesenheit und Lebensgewohnheiten der kleinen Leute fast nur durch die von ihnen, dort wie überall, gern besuchten Vergnügungsorte, die *Ancipen* und *Herbergen*. Sie sind in Pompeji zahlreich vertreten. Beim Eintritt in die Stadt finden wir Gastwirthschaften für die Bauern aus der Umgegend, wenn sie zum Verkauf ihrer Waaren oder zum Einkauf ihrer eignen Bedürfnisse hierher kamen. Vor dem Thore ist das Pflaster stark geneigt, damit die Karren leichter in die Remise einfahren konnten. Die Bewegung in den engen Gassen der Stadt, wo zwei Wagen nur schwer nebeneinander passiren können, wäre für sie höchst unbequem gewesen; so ließ man sie einfach im *Wirthshaus* stehen. Diese *Herbergen* haben kleine Kammern, in denen die Reisenden, falls sie längere Zeit bleiben mußten, übernachteten. Manchmal haben die Gäste auf den Wänden ihre Namen hinterlassen, nebst Bemerkungen, die nicht ohne Interesse sind. Man kann sich leicht denken, daß Leute, die sich mit einem so bescheiden Obdach begnügen, keine großen Persönlichkeiten sind. Es befinden sich unter ihnen ein beurlaubter *Prätorianer*, sodann *Pantomimen*, die in Pompeji Vorstellungen geben wollen, ein Einwohner von *Puteoli*, der die Gelegenheit benützt, seiner Vaterstadt alles mögliche Gute*) zu wünschen, und ein *Verliebter*, der uns mittheilt, er habe die Nacht ganz allein gelegen und sich nach seiner Freundin gesehnt.**)

Wir befinden uns, wie man sieht, nicht gerade in sehr vornehmer Gesellschaft; auch die *Ancipenbesucher* waren gewiß keine feinen Leute. *Schenken*, wo warme Getränke verkauft wurden (*thermopolia*), giebt es in Pompeji in Menge; gewöhnlich liegen sie, wie bei uns, an den verkehrreichsten Stellen, besonders an *Straßenecken*. Vor der Thür steht ein marmorner *Ladentisch* mit runden Öffnungen, in welchen die Gefäße mit den Getränken steckten; hinter den Gefäßen, an der Wand, waren kleine Gestelle angebracht, mit Gläsern von verschiedener Form und Größe. Diese Einrichtung war für *Gilige* bestimmt, die zum Eintritt in den Laden keine Zeit hatten und bloß schnell eine Erfrischung zu sich nahmen. Wer *Muße* hatte und sichs bequemer machen wollte, ging hinein und nahm in andern Räumen, im Innern, an *Tischen* Platz. Vor acht Jahren fand man eine solche *Schenke*; sie war mit merkwürdigen *Malereien*

*) *Coloniae Claudiae Neronensi Puteolanae feliciter!* — **) *Vibius Restitutus hic solus dormivit et Urbanam suam desiderabat* (C. I. L. IV, 2146).

dekorirt, die deutlich genug zeigen, was für ein Publikum dort verkehrte. Offenbar war das Lokal zugleich ein Spielhaus und noch etwas Schlimmeres. Auf dem einen Bilde sehen wir, wie sich die „weibliche Bedienung“ mit den Gästen amüsirt, sich mit ihnen umherjagt, sie umhalst, küßt und zum Trinken reizt. Eine andre Darstellung zeigt zwei bärtige Männer; sie halten ein Spielbrett auf den Knien und sind in ihr Würfelspiel vertieft. Beide sind ersichtlich sehr aufgeregt; der eine hat anscheinend eben einen guten Wurf gethan und frohlockt darüber, der andre schüttelt die Würfel im Becher und hofft auf einen noch glücklicheren. Auf dem folgenden Bilde streiten sich unsre beiden Spieler; beide behaupten gewonnen zu haben und überschütten einander mit groben Schmähungen; Inschriften über ihren Köpfen geben diese Injurien wieder. Auf den Lärm eilt der Kneipenwirt herbei und ersucht die Herren sehr höflich und in respektvoller Haltung, „sich gefälligt lieber auf der Straße zu prügeln.“

Die verschiedenen Klassen der pompejanischen Gesellschaft, die wir hier einzeln betrachtet haben, lebten nicht immer völlig von einander geschieden. Es gab häufig genug Geschäfte und Vergnügungen, durch welche sie mit einander in Berührung kamen. Zunächst vereinigte sie die gemeinsame Sorge für die öffentlichen Angelegenheiten und die Wahl der Behörden; anscheinend nahm alle Welt daran sehr thätigen Anteil. Durchwandern wir Pompeji, so erregen Wahlanschläge alle Augenblicke unsre Aufmerksamkeit; fast keine Straße giebt es, wo wir nicht einen solchen finden. In unsern Hauptstädten läßt die Behörde diese Art von Literatur entfernen, sobald die Wahl vorüber ist; in manchen Provinzialorten dagegen bleiben diese Anschläge noch lange nachher an den Mauern. So war es auch in Pompeji; manche der hier gefundenen Wahlreklamen waren beim Untergange der Stadt mehrere Jahre alt. Sie enthalten nicht, wie bei uns, politische Glaubensbekenntnisse, in denen der Kandidat seine Ansichten darlegt; lediglich seine Nachbarn, Freunde, Klienten empfehlen ihn den Wählern mit der Versicherung, er sei ein sehr ehrenwerter Mann und der Stelle, um die er sich bewerbe, vollkommen würdig. Lesen wir diese zahlreichen Anschläge, sehen wir, mit welchem Eifer so viele Personen ihren Kandidaten rühmen, so möchten wir fast glauben, daß die Wahlen sehr lebhaft gewesen sein müssen und daß man um die öffentlichen Ämter in diesen kleinen Städten heiße Kämpfe führte. Auch ist dies unzweifelhaft wirklich oft der Fall gewesen; gleichwohl merken wir, daß in manchen pompejanischen Wahlreklamen die Höflichkeit eine größere Rolle spielt als die Politik. Einzelne von ihnen sind das Werk angesehenen Personen, die in den Vorjahren Kandidaten gewesen sind oder es bald sein werden, und die nun einen Dienst vergelten oder sich Beistand für die Zukunft sichern wollen. Bisweilen vollzieht sich dieser Austausch von Gefälligkeiten, dies Versicherungsverfahren „auf Gegenseitigkeit,“ ganz öffentlich. Ein dienstfertiger Freund, der für die von ihm unterstützte Kandidatur jemand gewinnen will, sagt zu ihm ohne weiteres: „Proculus, wähle zum Ädilen den

Sabinus; der wird dann dich selber dazu wählen.“*) Meist aber sind es geringere Leute, Klienten, Schuldner oder sonstige Verpflichtete, die ihre Dankbarkeit bezeugen und ihre Schuld durch diese laute Huldigung bezahlen wollen. Die öffentlichen Ämter waren so kostspielig, daß es dafür nicht immer viele Kandidaten gegeben haben kann. Gerade weil dieselben eigentlich wenige Mitbewerber hatten und ihre Wahl kaum zweifelhaft war, legten sie vielleicht um so größern Wert darauf, daß sie wenigstens als der Ausdruck des allgemeinen Willens erschien. Die Ehre lag für sie weniger in der nicht sehr lebhaft bestrittenen Wahl selbst, als in diesen lärmenden Kundgebungen, die ihren Glanz erhöhten und so ihren eigentlichen Wert ausmachten. Dies ist der Grund, weshalb die Bürger sich ihre Kandidaten einander so nachdrücklich empfehlen zu müssen glaubten, obwohl so ziemlich jeder sie zu wählen bereit war. Hatte die Wahlbewegung den Eindruck großer Einmütigkeit gemacht und hatte sich die öffentliche Meinung nur recht geräuschvoll ausgesprochen, so war der Duumvir oder der Ädil stolzer auf seinen Erfolg und geneigt, das Wohlwollen seiner Mitbürger durch ungeheuer freigebige Spenden und Leistungen zu vergelten.

Unter diesen Leistungen waren es vor allem die öffentlichen Spiele, die dem Volke am meisten zusagten. Reich und Arm hatte für sie das gleiche leidenschaftliche Interesse. In Rom waren sie immer sehr beliebt gewesen, und noch mehr womöglich schwärmte man für sie in den kleinen Städten, wo das Leben einförmiger, die Vergnügungen minder zahlreich waren. Es gab öffentliche Spiele verschiedener Art. Zunächst die szenischen Darstellungen. Für sie waren in Pompeji zwei Theater bestimmt, die noch heute erhalten sind. Ob man auf denselben viele Tragödien und Komödien spielte, weiß ich nicht; ganz sicher dagegen haben dort mimische Aufführungen stattgefunden. Diese nicht eben edle Gattung von Schauspielen, die bei den Zuschauern keine große literarische Bildung voraussetzte und von jedermann verstanden wurde, fand überall freundliche Aufnahme. Besonders gefiel sie den jungen Männern, weil hier, entgegen dem sonstigen Brauch, die weiblichen Rollen von Frauen gespielt wurden, diese Frauen sich nicht gerade durch Sittenstrenge auszeichneten und ein Liebeshandel mit einer hübschen Schauspielerin für kein übles Mittel galt, das Leben in der Provinz etwas lustiger zu machen. Cicero sagte von einem seiner Klienten, dessen Jugendleben nicht ganz vorwurfsfrei gewesen war: „Man klagt ihn der Entführung einer kleinen Komödiantin an, aber das ist ein harmloser Spaß, den besonders in der Provinz ein alter Brauch entschuldigt.“**) Auch der Pantomimus (Ballet) war in hohem Grade Mode und in Pompeji gewiß ebenso beliebt wie überall; erfahren wir doch, daß Pylades, der berühmte Tänzer aus Rom, nach Pompeji kam, um dort auf dem von Holconius errichteten Theater einige Vorstellungen zu geben.

*) C. I. L. IV, 645: Sabinum aedilem, Procule, fac, et ille te faciet.

**) Cicero, Pro Planc. 12, 30.

Über alles aber liebte die Menge die Spiele in der Arena. Sie wurden durch Anzeigen, die wir noch heute auf den Mauern lesen können, zur öffentlichen Kenntniss gebracht. Diese Anzeigen geben das genaue Programm der Vorstellung; sie teilen uns mit, ob außer der Hauptsache, dem Auftreten der Gladiatoren, zur Vervollständigung des Schauspiels auch noch Athletenkämpfe und „Jagden“ (Tierhegen) stattfinden; sie vergessen auch nicht anzugeben, daß in der Arena gesprengt und daß für die, welche die Sonne fürchten, Tücher über das ganze Amphitheater ausgespannt werden sollen: *venatio, athletae, sparsiones, vela erunt*. Sie setzen den Tag für das Schauspiel fest; manchmal wird vorgesehen, daß dasselbe wegen schlechten Wetters verschoben werden darf (*qua dies patietur*), manchmal aber heißt es zur großen Freude der leidenschaftlichen Liebhaber, daß keinesfalls Aufschub stattfinden und man bei jedem Wetter kämpfen wird (*sine ulla dilatione*). Wollen wir uns diese großen Menschen- und Thiermehleien vorstellen, so ist uns das leicht genug gemacht. Wir brauchen nur auf die Basreliefs des Scaurus-Grabes, auf denen sie treu dargestellt sind, einen Blick zu werfen. Wir sehen hier Jäger im Kampfe mit Tigern; sie bedienen sich dabei des Mantels und des Schwertes gerade wie die heutigen Toreadoren. Wir sehen ferner Gladiatoren jeder Gattung, *Mirmillonen, Thraker und Neukämpfer*, im Handgemenge mit einander. Alle Episoden des Kampfes sind dargestellt: kraftvoll und ungestüm spielen sich Angriff und Abwehr vor unsern Augen ab; der Besiegte hebt einen Finger in die Höhe und fleht so um das Mitleid der Zuschauer; weigern sich diese, ihn zu begnadigen, so versetzt ihm der Sieger den Todesstoß.

Diese schrecklichen Szenen waren die liebste Unterhaltung der Bewohner von Pompeji. Die Ehrgeizigen, die sich um ihre Gunst bemühten, wußten dies sehr wohl. Kein besseres Mittel kannten die Beamten, die sich um einen Posten bewarben oder einen solchen bekleideten, das Wohlwollen des Volkes zu gewinnen oder ihm dafür zu danken, als die Veranstaltung eines Gladiatorenkampfes. Einer von ihnen, der Duumvir Clodius Flaccus, noch erkenntlicher als seine Kollegen, ließ in einer einzigen Vorstellung fünfunddreißig Fechterpaare kämpfen. Der Name Pompeji begegnet uns nicht oft in der Geschichte. Tacitus spricht nur einmal von diesem Städtchen, und dies einmal ist gerade von einem Schauspiel dieser Art die Rede. Er erzählt, bei einem dieser Kämpfe, die natürlich die Herzen nicht eben zur Sanftmut stimmten, seien die Einwohner von Nuceria und die Pompejaner, bei denen das Fest stattfand, mit einander in Streit geraten; zuerst hätten sie sich gegenseitig beschimpft, schließlich aber sei man handgemein geworden und eine sehr große Anzahl von Nucerinern sei tot auf dem Platze geblieben. Der Senat in Rom bestrafte die Schuldigen und befahl, daß diese Kämpfe zehn Jahre hindurch in Pompeji untersagt sein sollten.*) Man hätte die Pompejaner kaum empfindlicher züchtigen können.

*) Tacitus, Ann. XII, 17.

Die außerordentliche Popularität, deren sich diese Schauspiele bei den Pompejanern erfreuten, beweist auch ihre Gewohnheit, überall Gladiatoren hinzumalen. Wir finden ihrer auf den Wänden noch eine große Menge, in den verschiedensten Stellungen. In der Regel sind sie kämpfend dargestellt, während neben ihnen ein alter ausgedienter Gladiator, an seinem Stabe erkennbar, den Kampf anordnet und überwacht. Darunter lesen wir den Namen des Mannes und die Zahl der Siege, die er davongetragen. An der elementaren Art, wie diese Zeichnungen hingeworfen sind, erkennen wir schnell, daß sie nicht von Künstlern von Beruf herrühren. Leute aus dem Volke oder Kinder waren es, die auf diese Weise die Wände mit ihren Meistertwerken schmückten. Mit einem Stück Kohle oder Kreide malten die Kinder einen Gladiator hin, etwa wie sie heutzutage mit Vorliebe Soldaten zeichnen, und interessant ist es zu beobachten, wie diese jungen Hände schon damals ganz ebenso verfahren wie heut. Es ist dieselbe Methode, Soldaten und Gladiatoren gleichen einander; immer stellt eine mehr oder minder gerade Linie die Stirn und Nase vor und zwei Punkte deuten die Augen an. Doch ist bei manchen dieser Zeichnungen eine gewisse komische Absicht unverkennbar. So trägt z. B. der neronische Gladiator Asteropäus eine sehr selbstbewußte Haltung zur Schau; er sieht wie ein rechter Eisenfresser aus — offenbar bildet er sich auf seine 106 Siege nicht wenig ein. Merkwürdig ist auch die schwerfällige Persönlichkeit des Gladiators Achilles, genannt „der Unbesieglige“; sein Embonpoint beweist uns, daß man in diesem schrecklichen Metier nicht immer mager wurde.*)

Ich habe bisher nur von dem äußeren Leben der Pompejaner gesprochen; dieses läßt sich noch immer am besten aus der Entfernung beobachten. Nach dem Forum und in das Theater sind wir ihnen ohne große Mühe gefolgt. Weniger leicht ist es, bis zu ihnen selbst vorzudringen — in ihr Haus, in ihr Herz. Ist es ja doch schon nach wenigen Jahrhunderten eine überaus schwierige Aufgabe, in das Privatleben der Menschen einen Einblick zu gewinnen, ihre innersten Empfindungen, ihre gegenseitigen Beziehungen, ihren Haß, ihre Liebe, ihre geheimen Freuden und Schmerzen, kurz Alles was nur ein Roman, ein volles rundes Zeit- und Lebensbild, der Nachwelt erhalten und erzählen kann, zu ahnen. In Pompeji sind wir jedoch in dieser Beziehung besser daran als anderwo. Der Überfluß an Inschriften, die man dort entdeckt hat, läßt uns das, was wir völlig kennen zu lernen außer Stande sind, wenigstens in seinen Umrissen erkennen; er erlaubt uns, ein paar kleine abgebrochene Romane zu entwerfen, die von unsrer Phantasie zu Ende geführt werden und unsre Neugier angenehm beschäftigen.

Die Inschriften waren damals das einzige Mittel der Information und der Öffentlichkeit, das man hatte; so gab es ihrer denn auch eine gewaltige

*) Garrucci, tav. 11, 12.

Menge in den alten Städten. In Pompeji finden wir drei verschiedene Gattungen von Inschriften, zuerst die in Marmor oder Stein eingehauenen. Wir erblicken sie bald am Giebel der Tempel, wo sie uns mitteilen, wer sie erbaut hat, bald auf der Basis der Bildsäulen, wo sie uns die Namen der dargestellten Personen überliefern und die Ämter aufzählen, die jene bekleideten. Diese Inschriften waren zu ebenso langem Leben bestimmt wie das Denkmal, das sie trug, und der Zufall, der sie uns erhielt, hat damit keine Indiskretion begangen. Dann kommen die mit einem Pinsel rot oder schwarz auf die Mauern der Häuser oder der Säulenhallen gemalten Inschriften. Diese sind für uns weit interessanter als die erstgenannten; sie vertraten die Stelle unsrer heutigen Anschlagzettel. Von den Wahlempfehlungen dieser Art und von den Inschriften, durch welche Tag und Programm der Schauspiele bekannt gemacht wurde, war schon die Rede; auf dem gleichen Wege teilte auch der Hausbesitzer dem Publikum mit, daß er zum 1. Juli oder zum 13. August eine Wohnung zu vermieten habe, oder lud der Gastwirt die Reisenden ein, bei ihm zu logiren; er verspricht gute Küche und „alle Bequemlichkeiten“ (*omnia commoda praestantur*). Ebenso werden gestohlene oder verlorene Gegenstände reklamirt; dem ehrlichen Finder oder Wiederbringer wird eine anständige Belohnung in Aussicht gestellt: „ein Krug Wein ist aus dem Laden verschwunden; wer ihn wiederbringt, bekommt 65 Sesterzien (10 M. 40 Pf.); bringt er den Dieb mit, so erhält er doppelt soviel.“ Die dritte Gattung der Inschriften endlich umfaßt alle diejenigen, die einfach mit Kohle hingeschrieben oder mit der Spitze eines Nagels oder Messers in die Wand eingeritzt sind. Die Urheber dieser Art von Straßenliteratur sind bald Liebende, die sich im Vorübergehen das Vergnügen machen, ihre Freundinnen zu begrüßen, bald ein Spaßvogel, der uns die schätzbare Mitteilung macht, daß er verschleimt sei, oder ein anderer, der diejenigen, welche unartig genug sind, ihn nicht zu Tische einzuladen, ohne Umstände „Barbaren“ schimpft, bald boshafte Denunzianten, die es an die große Glocke hängen, daß Epaphra ein wüstes Leben führt, daß Suavis, die Kneipenwirtin, ewig Durst hat und daß Oppius ein Dieb ist. Diese *graffiti*, wie man sie in Italien nennt, waren nicht bestimmt, auf uns zu kommen; die Zerstörung von Pompeji hat sie uns erhalten, und das ist ein großes Glück. Wie viel Belehrung solche Gassenjungenstreiche, welche die Mauern mit allen möglichen mehr oder weniger dankenswerten Mitteilungen bedecken, der Nachwelt liefern können, wenn sie, von der Polizei geduldet, ein so langes Dasein fristen, ist in der That kaum zu glauben. Von dem intimen Leben der Pompejaner verraten sie uns ohne Frage ungleich mehr als irgendwelche andern Urkunden.

In den *graffiti* von Pompeji findet sich so ziemlich alles. Auch von ihnen läßt sich sagen: nichts Menschliches ist ihnen fremd. Was uns aber auch hier am häufigsten begegnet, ist die Liebe. Nicht umsonst war Venus die hochverehrte Schutzpatronin der Stadt, welche die frommen Einwohner in allen Lebens-

lagen anriefen. Wenn die Leute dort für ihren Wahlkandidaten um Stimmen werben, unterlassen sie es nie, den Förderern der Kandidatur den Schutz der Venus zu versprechen. Einer der oben erwähnten improvisirten Künstler, die überall Gladiatoren hinhalten, weiß für sein Meisterwerk keinen bessern Schutz, als daß er über jeden, der es wagen sollte, daran zu rühren, den Zorn der Venus von Pompeji herabrufft. *) Lucian erwähnt, daß es damals Brauch war, Liebeserklärungen auf die Mauern zu schreiben. In Pompeji giebt es viele solche Inschriften, und da ihre Orthographie mannichfache Abweichungen zeigt, so können wir daraus schließen, daß sie von Leuten aus verschiedenen Gesellschaftsklassen herrühren. Manche zitiren, um die Geliebte zu feiern, einfach ein paar Verse aus bekannten Dichtern, aus Propertius, besonders aus Ovid; er war ja der Dichter der leichten Liebe, kein anderer war bei den jungen Leuten populärer. In andern Fällen sind die Verse Schriftstellern entlehnt, die heute verloren sind; einige scheinen sogar eigens für die Gelegenheit verfaßt, und darunter sind manche gar nicht übel für Provinzialverse. „Ich will,“ sagt der glücklich Liebende, „des Todes sein, wenn ich ein Gott zu sein begehre ohne dich.“ „Heran zu mir all ihr Liebenden!“ sagt der erzürnte Liebhaber, „ich will der Venus die Rippen zerbrechen.“ **) Vor sechs Jahren fanden sich sehr hübsche Verse dieser Art; sie sind sicher das Produkt eines Schöngeistes aus der Nachbarschaft. Ein Liebender spricht zu dem Kutscher, der ihn fährt: „Maultiertreiber, wenn du das Feuer der Liebe fühltest, du hättest es eiliger, deine Schöne wiederzusehen . . . ich flehe dich an, spute dich, vorwärts! getrunken hast du ja genug, also vorwärts! nimm deine Peitsche und gebrauche sie; bring' uns schnell nach Pompeji: dort wartet auf mich mein geliebtes Mädchen.“ ***) Die eigentlichen Liebeserklärungen sind meistens in Prosa abgefaßt. Bald wagt der Liebende eine sanfte Bitte: „Meine teure Sava, liebe mich, ich bitte dich“; bald antwortet die Schöne: „Nonia grüßt ihren Freund Bagurus.“ Die Art, wie die Liebenden sich ausdrücken, ist manchmal gewählt, ja gesucht und erinnert uns daran, daß wir uns im Zeitalter des Petronius befinden: „Mein hübsches Püppchen; zu dir sendet mich, der ganz und gar der deine ist.“ †) Ansprechender ist die folgende einfachere Erklärung, die mehr vom Herzen zu kommen scheint: „Methe, die Metellanenspielerin, liebt den Chrestus von ganzem Herzen. Möge Venus ihnen gnädig sein, und mögen sie stets in holdem Einverständnis miteinander leben!“ ††) Erwähnung verdient auch die folgende formelle Verabschiedung eines unglücklichen Liebhabers, auf die in der That eine Antwort unmöglich ist: „Virgula an ihren Freund

*) C. I. L. IV, 538: Abiat Venere Pompejana iratam qui hoc laeserit. — **) Ah peream sine te si deus esse velim. — Quisquis amat veniat, Veneri volo rumpere costas. — C. I. L. IV, 1928, 1824. — ***) Bull. dell' Inst. di corr. arch. 1877, Nov. — †) C. I. L. IV, 1173. — ††) C. I. L. IV, 2427.

Tertius: Freund, du bist allzu häßlich!*) Da hört freilich die Diskussion auf.

Alles kann ich hier natürlich nicht anführen. Ich will die Erlaubnis, die sonst der lateinischen Sprache gewährt wird, die Erlaubnis, daß sie ungestraft den Unstand verletzen darf, hier nicht mißbrauchen. Wollte ich es wagen, jene lieberlichen Inschriften mitzuteilen, die zu den Malereien des geheimen Cabinets im Museum von Neapel so gut stimmen, so würde ich von der Moralität der Bewohner von Pompeji eine sehr üble Vorstellung erwecken, und, was das schlimmste ist, diese Vorstellung würde der Wirklichkeit durchaus entsprechen. Man gefiel sich damals allgemein in der Behauptung, die Sitten seien in den Provinzen weit besser als in Rom. Tacitus und Plinius rühmen gern bei jeder Gelegenheit das ehrbare und frugale Leben in den italienischen Landstädten; wenn man sie hört, möchte man fast glauben, daß, wenn Rom das Stellbildein aller Laster war, gleich hinter der Serviusmauer das Reich der Tugend angefangen habe. Zu dieser Anschauung wird wohl ein wenig jene bekannte Täuschung beigetragen haben, die uns glauben läßt, daß wir überall besser daran seien als da, wo wir uns eben befinden. Jedenfalls trifft jene Meinung für die Stadt, mit der wir uns hier beschäftigen, nicht zu. Möglich, daß in Rom die Tugend durchaus nicht zu finden war; unbedingt sicher ist es, daß man sie in Pompeji auch nicht suchen durfte. Lag doch diese reizende Stadt in einer bezaubernden Landschaft, wo alles zum üppigen Lebensgenuß anregt, wo der Sammetglanz der Campagna, die lauen Lüfte, die sanft gerundeten Bergzüge, die weichen Biegungen der Flüsse und der Thäler ebenso viele verführerische Reize sind für die Sinne, die wie auf weichen Kissen ruhen, entrückt allem Kampf und aller Erdschwere. Sie war die Nachbarin Neapels, das schon damals das müßige Neapel (*otiosa Neapolis*) hieß; ihr gerade gegenüber lag Bajä, der lieblichste Ort der Welt, aber auch einer der sittenlofesten — Bajä, von dessen schönen Besucherinnen Martial sagt: „Eine Penelope kam, Helena eilt sie davon.“**) So vereinigte sich hier alles, um aus dieser Landschaft eine der Tugend gefährliche Stätte zu machen, und Inschriften wie Kunstwerke beweisen uns, daß auch Pompeji der mächtigen Verführung durch Klima und Beispiel nicht widerstanden hat.

Welche Dienste diese Wahlempfehlungen, diese ernstern oder heitern Rundgebungen des städtischen Lebens und Treibens, diese von lustigen Schülern im Vorübergehen an die Wände gekrikelten Scherze, diese teils naiven, teils rohen Äußerungen von Liebenden oder Wüstlingen uns leisten, springt in die Augen. Wir besaßen die Straßen und die Häuser von Pompeji, aber leer und stumm; nun ist's, als gäben uns die Inschriften und die graffiti die Bewohner zurück. Wie ein Wiederhall des Lebens muten sie uns an. Pompeji belebt

*) C. I. L. IV, 1881. *Virgula Tertio suo: indecens es.* — **) Martial I, 62.

und bevölkert sich wieder für uns, wenn wir sie lesen. Nicht mehr mitten unter mühselig der Nische, die sie seit achtzehn Jahrhunderten bedeckte, entrissenen Ruinen stehen wir, sondern in einer lebenden Stadt. Wenn wir sie durchwandern, lehrt sie uns selbst, weit besser als Bücher, was in einer römischen Provinzialstadt des ersten Jahrhunderts unsrer Zeitrechnung die Menschen trieben, wie sie dachten und wie ihr gesamtes Leben sich abspielte. Denn hier, wenn irgendwo, hatten die Wände Ohren; was sie damals gehört, heute erzählen sie es uns: die Steine reden.



Musikalische Erziehung.

Von W. Freudenberg.



Über den Einfluß der Musik auf die Erziehung und Bildung herrschen gar verschiedne Ansichten. Viele glauben an eine veredelnde Macht der Kunst, viele halten die Beschäftigung mit der Kunst für alle diejenigen, die sich ihr nicht speziell widmen wollen, als eine den übrigen Aufgaben der Erziehung und Geistesbildung gefährliche Sache, nur geeignet, zu zerstreuen und zu verweichlichen, noch andre sehen sie für einen ganz unnützen Zeitvertreib an. Alle drei Ansichten sind vollkommen richtig, aber nur unter einer Voraussetzung: der Einfluß, den die Kunst auf den Menschen ausübt, entspricht genau dem Geiste, mit welchem sie betrieben wird. Sie besitzt weder die Macht, ein trocknes, poesieloses Gemüt zu beglücken, noch ist sie ohne Gefahr für denjenigen, der plan- und wahllos zu bloßen Zwecken der Unterhaltung nach allem greift, was diesen Zwecken dient, aber sie ist auch die Zauberrute, die dem reichen Gemüte die herrlichsten Schätze seines innern Lebens enthüllt und es mit einer gegen alles Gemeine und Niedrige unzugänglichen Mauer umgiebt. Wenn sich also auch ihr Einfluß auf das geistige Leben innerhalb der angegebenen Grenzen in unzähligen Abstufungen dokumentirt, so steht doch soviel fest, daß ihr Einfluß dort, wo er sich geltend macht, die Zentralstätte des geistigen Lebens, das Gemüt und die Phantasie trifft, von der Gefinnungen und Entschlüsse weit mehr direkt abhängig sind als von den Errungenschaften des Wissens, und darauf beruht die Wichtigkeit, die man der Kunst zu verschiedenen Zeiten in höherm Maße, als es jetzt geschieht, für die Erziehung beigemessen hat.

Es ist bekannt, wie in diesem Punkte namentlich die Griechen dachten und handelten. Weniger bekannt oder wenigstens allgemein anerkannt ist es, daß

wir in dieser Beziehung selbst an denjenigen Bildungsstätten, welche durch das Studium des Altertums und der alten Sprachen eine humanistische Bildung erstreben, unserm angeblichen Bildungsideale durchaus nicht nachstreben, indem wir uns wohl mit dem linguistischen Teil der alten Literatur, aber nur sehr wenig mit dem künstlerischen befassen. Thatsächlich ist in unsern öffentlichen Erziehungsanstalten die Kunst als Bildungsmittel fogut wie ausgeschlossen, und da man nun die Sache nicht damit gut sein lassen kann, daß man die Kunst als unnötig oder mindestens unwichtig bei der Erziehung übergeht, so muß diese Lücke in unserm Erziehungssystem auf eine andre Weise ausgefüllt werden. Ersteres wird aber nicht gut möglich sein, denn die Anlage zur Kunst, die Neigung zu künstlerischem Bilden ist ein so integrierender Bestandteil der menschlichen Natur, daß sie sich überall bemerkbar macht und hervordrängt, und wenn dieser Trieb in unsrer vorwiegend auf wissenschaftliche Zwecke gerichteten Erziehungsmethode nicht genügende Pflege findet, so wird er sich entweder in willkürlicher, isolirter, dem Zufall preisgegebener Beschäftigung der einzelnen zersplittern, oder es muß eine Privatlehrthätigkeit versuchen, diesen Trieb in die richtigen Bahnen zu lenken, damit das allgemeine Geistesleben der heranwachsenden Jugend nicht verständnislos den reichen Schätzen der Kunst gegenüber heranwache, sondern aller der harmonischen menschlichen Ausbildung zu Gute kommenden Einflüsse theilhaftig werde, die ihr aus dem Verständnis der Kunst und aus der Beschäftigung mit derselben zufließen können. Wenn wir dadurch den antiken Vorbildern unsrer Kultur uns wieder mehr nähern würden, so bliebe trotzdem immer noch die Selbständigkeit unsrer Zeit und unsers Volkscharacters insofern gewahrt, als wir ja, ebenso wie die Alten, eine nationale Kunst haben. Aber während es bei den Alten mehr die plastischen Künste waren, welche im Vordergrund des Interesses standen, sind es bei uns, die wir durch ein andres Klima an einer der griechischen ähnlichen Pflege der plastischen Künste gehindert sind, mehr die Poesie und Musik, die den Mittelpunkt unsers künstlerischen Lebens ausmachen, und unter diesen wiederum die letztere, die nicht nur ein allgemeines Interesse genießt, sondern sich auch mehr als jede andre Kunst eignet, allgemein, auch von bescheidenen Talenten, ausgeübt zu werden. Da dies nun thatsächlich in überreichem Maße geschieht, so ist es ganz natürlich, daß die Pflege der Musik ein Gegenstand ist, der es verdient, daß man sehr reiflich über die Art und Weise, wie er betrieben ist, nachdenke.

Wenn wir uns als Ziel der Beschäftigung mit der Musik die Erlangung einer gewissen Fertigkeit in der praktischen Ausübung, sowie eines noch über die durch die letztere bedingte Beschränkung hinausreichenden Verständnisses denken, so sind es zweierlei Dinge, die als Mittel zum Zweck hier in Betracht kommen, nämlich das Studium eines bestimmten Zweiges der ausübenden Kunst (Klavier, Violine, Gesang zc.) und das Anhören von musikalischen Aufführungen. Diese beiden Faktoren müssen so gehandhabt werden, daß sie vor allem den Sinn

für Schönheit und Vollkommenheit entwickeln, sowohl was die Wiedergabe von Musikstücken als auch den Inhalt der zu Gehör gelangenden Tonstücke betrifft. So sehr man nun auch in der Theorie darüber einig sein wird, so wenig scheint man es in der Praxis zu sein, und von der richtigen Anwendung der Theorie ist doch der praktische Erfolg abhängig. Man trennt nämlich in der Praxis nicht genug das Schöne vom Bedeutenden, obwohl auch etwas sehr Anspruchsloses schön sein kann, und vergißt, daß der Schönheitsbegriff nicht etwas Fertiges ist, sondern etwas, was sich in jedem Menschen erst allmählich entwickelt. Wenn man nun jemand Kunstwerke zu hören giebt, für die sein Verständnis noch nicht reif ist, so wird dies einmal zur Erweckung seines Schönheitssinnes nichts beitragen, andererseits überhaupt das Aufkeimen einer Ahnung von dem innigen Zusammenhange der Kunst mit dem innern Leben nicht auskommen lassen, denn diese kann erst da sich entwickeln, wo das vorgeführte Musikstück dem Hörenden einen wirklichen freudigen oder rührenden Eindruck macht. Was der Hörende mit Ausschluß seines innern Anteils von irgend einer künstlerischen Reproduktion noch in sich aufnimmt, ist etwas ganz Außerliches, Mechanisches, und wer von Natur ein richtiges Gehör hat, kann es in diesem Falle sogar dazu bringen, daß er etwaige Mängel in der Ausführung, falsche Noten u. bemerkt. Es giebt in der That manche, denen ihre Beschäftigung mit der Musik weiter nichts eingebracht hat, als Fehler zu hören und dies nun als Beweis von Verständnis zu betrachten. Anders gestaltet sich die Sache, wenn der Zuhörende in dem ihm vorgeführten Stücke geistig mitlebt und empfindet; sein lebhaftes Mitempfinden läßt ihm unter Umständen kleine Mängel der Ausführung entgehen, wenn ihn das Ganze fesselt, und trotzdem ist auf seiner Seite das richtigere Verständnis und Verhältnis zum Kunstwerk vorhanden. Daraus folgt, daß es die erste Aufgabe einer musikalischen Erziehung ist, die künstlerische Nahrung dem Auffassungsvermögen des Lernenden genau anzupassen. Wenn dies in der Weise geschieht, daß dadurch das Gemüt des Lernenden in wirklich künstlerische Erregung versetzt wird, so ist es auch unzweifelhaft, daß das gesamte geistige Leben durch die Nachwirkungen künstlerischer Stimmungen beeinflusst werden muß. Denn die Stimmungen, denen die menschliche Seele unterliegt, sind maßgebend für die gesamte Anschauung und Auffassung der Dinge, und je häufiger die Momente wahrhafter innerer Erbauung und Ergriffenheit sind, umso mehr wird nach und nach das ganze Stimmungsniveau des innern Lebens sich erhöhen und veredeln. Dieser Behauptung gegenüber gewährt nun ein Blick auf die Wirklichkeit manchmal ganz sonderbare Dinge, Dinge, welche dieser Behauptung gänzlich zu widersprechen scheinen. Vor allem ist es ein gewisser kritischer Geist, der in unsrer Zeit den Ton des künstlerischen Lebens in einer Weise beherrscht, daß man manchmal meinen könnte, die Kunst werde nicht mehr betrieben, um Genuß daran zu haben, sondern um darüber zu urteilen, d. h. um den Genuß daran nicht in der Sache, sondern in dem Urteil über die Sache zu

finden. Es herrscht die Neigung vor, überall zuerst das Schlechte oder Mangelhafte zu bemerken, und da schließlich alles Menschenwerk, auch das Erhabenste, unvollkommen ist, so begegnen auch selbst die besten Werke und Leistungen der Kunst einer kleinlichen Sucht am Krittehn, daß auch dem Guten darunter die Wirkung auf die Empfänglichkeit des Gemüts verkümmert wird. Eigentlich sollte es natürlich umgekehrt sein. Geist und Gemüt des Zuhörers sollten zunächst immer in der Stimmung sein, das Gute und Schöne unbefangen auf sich wirken zu lassen. Erst die Nichtbefriedigung des empfänglichen Sinnes dürfte berechtigen, nach den Ursachen der enttäuschten Hoffnung zu fragen, und dann zu prüfen, ob die Ursachen in dem Werke oder in der Ausführung liegen. In vielen Fällen würde aber unter dem Eindruck des Schönen der Wunsch nach Aufdeckung von Mängeln ganz von selbst verschwinden, und somit der Hörer auf diesem Standpunkte sich weit besser stehen, als wenn er von vornherein gewillt ist, auf das zu achten, was ihm nicht gefällt; er würde dabei noch gar nicht einmal nötig haben, auf sein Urteil zu verzichten, wenn ihm daran so viel gelegen ist — denn das Gute an einer Sache herauszufinden, dazu bedarf es ebensoviel Urteilskraft, als das Schlechte zu bemerken, ja noch mehr. Aber es herrscht nun einmal jetzt ein gewisser kritischer, negativer Zug, über den sich hervorragende Künstler schon oft mit Recht beschwert haben, mit Recht deshalb, weil er am verkehrten Platze sich äußert und unrichtige Beurteilungen erzeugt, namentlich aber auch dem veredelnden Einfluß der Kunst Abbruch thut; denn die Rückwirkung jener pseudo-kritischen Stimmung auf die geistige Beziehung des Publikums zu Kunst und Künstlern überhaupt kann man sich ja leicht ausmalen. Die ausübende Kunst wird zum Schulpensum, der Hörer zum Schulmeister, der die Zensuren aussteilt, der Künstler zum Geschäftsmann, der mit seiner Waare je nachdem gute oder schlechte Geschäfte macht. Darnach richtet sich denn auch der Ton des öffentlichen Verkehrs, und in der That, diese Konturen treten gerade in unsrer Zeit mit einer Nacktheit zu Tage, daß den wahrhaft künstlerischen und künstlerisch gestimmten Gemütern sehr häufig die Lust vergeht, sich mit der Öffentlichkeit zu berühren. Bedeutende Künstler und Schriftsteller haben sogar die Stimmung des Publikums in unsrer Zeit eine kunstfeindliche genannt. Was an diesem Vorwurf wahres ist, wird sich zum Teil wahrscheinlich auf den schon berührten Punkt zurückführen lassen, daß eben die Kunst in unserm Erziehungssystem eine offizielle Stellung nicht hat, daher des autoritativen Schutzes entbehrt, der mancher andern, geistig weit tiefer stehenden Nützlichkeitsbeschäftigung zu unverhältnismäßig großem Ansehen verhilft. Teils aber liegt es auch an der musikalischen Erziehung, die in vielen Fällen ohne jeden höhern Gesichtspunkt und in noch mehr Fällen ohne irgendwelche Kontrolle höher stehender Sachverständigen erteilt wird. Man sehe nur, welche Leute sich zum Unterrichten in der Musik drängen, und wie auch der größte Stümper immer noch seinen verschwiegenen Anhängerkreis findet. In Ermangelung eignen Könnens

ist es oft nur die Dreistigkeit des Aburteilens über andre, höherstehende, die gewissen Musiklehrern bei leichtgläubigen Eltern oder Schülern ein Vertrauen verschafft, welches sie dazu mißbrauchen, ihre kleinliche Mißgunst gegen andre auch ihren Schülern einzuimpfen, und zu verhüten, daß denselben die Augen darüber aufgehen, wie sie an der Nase herumgeführt werden. Die angebliche Verehrung für das anerkannt Gute und die unverjüngliche Verehrung alles noch nicht Anerkannten muß dann dieses ganze Treiben verdecken. Ja ich glaube, es ist nicht zu viel gesagt, wenn man behauptet, daß derartige Pfscher, denen ihre eigne Ohnmacht, selbst wenn sie wollten, einfach die Möglichkeit abschneiden würde, jemals mit irgend einer zureichenden künstlerischen Leistung, und sei es auch innerhalb der bescheidensten Grenzen, vor ein Publikum zu treten, in ihrem Mahon eines weit unbedingteren Ansehens genießen als bedeutende Künstler, die am Lichte der Öffentlichkeit sich auch manchen Tadel müssen gefallen lassen, und zu musikalischen Beratern weit eher herangezogen werden als jene — die naturgemäße Folge des Verhältnisses, in welchem sich heutzutage der vor der Öffentlichkeit wirkende Künstler dem Publikum gegenüber befindet. Derjenige, der sich am meisten muß gefallen lassen — und das sind die hervorragendsten — genießt am wenigsten das Vertrauen, welches in jeder andern Sphäre geordneter Verhältnisse naturgemäß dem höherstehenden entgegengebracht wird. Man wird kein Bedenken tragen, einen Arzt einem Barbier überzuordnen, aber ebensowenig wird man Bedenken tragen, nicht etwa den hervorragenden Künstler nach seiner Meinung über den Pfscher, sondern den letztern nach seiner Meinung über den erstern zu fragen. Das läßt sich allerdings auch dadurch erklären, daß es mehr Pfscher giebt als tüchtige Künstler, aber trotzdem nur begreifen, wenn man die Gedankenlosigkeit des Publikums mit in Rechnung bringt, denn schließlich giebt's auch überall tüchtige Künstler, bei denen man sich Rats erholen könnte.

Wenn nämlich die Beschäftigung mit der Kunst unter Anleitung eines Lehrers die dem Wesen der Kunst und den Anlagen des Lernenden entsprechenden Früchte tragen soll, so muß der Lehrer erstens in der Technik seiner Kunst Bescheid wissen, sodann selbst soviel Gemüths- und Geistesbildung besitzen, daß er das geistige Leben seines Schülers durch das Studium der Kunst in Mittätigkeit versetzen kann. Damit ist es aber meistens sehr schlecht bestellt. Denn nicht nur erteilen eine Menge Lehrer und Lehrerinnen, die von einer richtigen technischen Ausbildung gar keinen Begriff haben, Unterricht, sondern es fehlt ihnen auch gar zu oft an sonstiger Geistesbildung, um vorteilhaft auf ihre Schüler einwirken zu können. Diese Art Lehrer können sich dann nur dadurch behaupten, daß sie ihre Wirksamkeit so viel als möglich vor jeder Kontrolle zu schützen suchen. Sie sind in erster Linie Fanatiker des Privatunterrichts und die geschworenen Feinde aller Musikschulen, nicht nur der schlechten, sondern auch der guten, unter dem Vorwande, daß dort dem einzelnen Schüler nicht die nötige Zeit

zum Spielen in der Stunde bleibe, und schlagen bei ihren Klienten alle Bedenken mit dem Argument, daß der Schüler unzweifelhaft mehr lernen müsse, wenn er seinen verehrten Lehrer 60 Minuten zwei mal in der Woche neben sich am Klavier sitzen habe, als wenn er sich mit einem oder zwei andern Schülern in die Stunde teilen müsse. Als wenn eine halbe Stunde richtiger Unterweisung nicht zehnmal nützlicher wäre als ein paar ganze Stunden schlechten Unterrichts; als wenn das Beispiel der Mitschüler nicht auch ein wirksamer Faktor der Anregung wäre; als wenn auch der Lehrer an einer öffentlichen Anstalt, der Kritik seiner Schüler, seines vorgesetzten Direktors, des Publikums ausgesetzt, nicht weit mehr gezwungen wäre, erstens dafür zu sorgen, daß er seinen Kollegen gegenüber selber gut in seinem Fache beschlagen sei, zweitens im Unterricht stets sein bestes zu geben! Und wenn wirklich an einer öffentlichen Schule irgend welche Nachlässigkeiten oder Mißgriffe vorkommen, so können sie doch nie einreißen, weil alles gleich an den Tag kommt, während es im Privatunterricht nicht schwer ist, eine Mutter oder eine Tante — denn die Väter bekümmern sich im allgemeinen nicht viel um den Musikunterricht ihrer Kinder — zu beschwichtigen, wenn's nicht vorwärtsgeht.

Außerdem ist aber die Kunst ihrem ganzen Wesen nach eine Sache, die auf gemeinschaftlichen geistigen Austausch hindrängt, keineswegs aber bloß eine technische Fertigkeit, die man in der Stille erlernt, um nachher als fertiger Kunsthandwerker das Erlernte zu praktizieren. Daher denn auch alle guten und einsichtigen Privatlehrer sehr darauf bedacht sind, durch Veranstaltungen zum Vorspielen oder zum musikalischen Verkehr ihrer Schüler unter einander das Studium geistig zu beleben. In der That ist eine gewisse Gemeinschaftlichkeit des Studiums außer der notwendigen richtigen technischen Anleitung zur Erlangung von selbständiger Auffassung und gutem Geschmack unerläßlich, denn diese Gemeinschaftlichkeit verschafft dem Schüler allmählich einen Einblick in weit mehr Dinge als in die Stücke, die er selbst studirt, welche der Zahl nach ja naturgemäß nur beschränkt sein können, und dieser Einblick, das daraus sich entwickelnde höhere Verständnis, der Zuwachs an historischen Kenntnissen wirkt wiederum befruchtend auf das eigne Studium zurück. Der gemeinschaftliche Unterricht führt aber auf Schritt und Tritt zur Heranziehung teils geschichtlicher, teils theoretischer Erläuterungen, verhütet Selbsttäuschung und schroffe Einseitigkeit und führt dem Lernenden weit mehr geistigen Nahrungsstoff zu, als es der Einzelunterricht auch beim besten Willen thun kann, sodaß selbst solche Schüler, welche wenig eignes Talent zum Spielen besitzen, doch mit der Zeit wenigstens im Wissen und Verständnis so viel Fortschritte machen, daß sie befähigt sind, an musikalischen Vorträgen und Aufführungen mehr Genuß zu haben als derjenige, der sich im Einzelunterricht resultatlos jahrelang abgemüht hat, eine Fertigkeit zu erlernen, zu der er wenig Talent und obendrein manchmal noch einen schlechten Lehrer gehabt hat.

Nun ist es doch der Wunsch aller derer, welche sich mit der Kunst befassen, zum mindesten ein Verständniß dafür zu erlangen, um Genuß daran haben zu können, aber es ist leider ebenso wahr, daß der Weg des Unterrichts, der dazu eingeschlagen wird, für die Stadien des Anfängertums, in denen der Grund für alle spätere Entwicklung gelegt werden soll, vielfach, wenn nicht meistens, ein ganz verkehrter ist. Wenn es der Zufall will, daß ein jahrelang unrichtig geleiteter Schüler, der Talent zeigt, in die Hände eines guten Lehrers kommt, so muß wieder von vorn angefangen werden — das Ablegen falscher Angewohnheiten ist ohnehin zeitraubender und mühseliger als das Neustudiren —, und in vielen Fällen ist es überhaupt nicht mehr möglich, die Schäden wieder gut zu machen: des Schülers Schönheitsinn ist gänzlich unentwickelt, die Frische seiner Empfänglichkeit durch planloses Herumtappen an Dingen, für die sein Verständniß noch nicht reif war, verloren, er hat keine Lust mehr, Anfängerstudien zu treiben, und so bleibt's denn immer etwas Halbes; ganz abgesehen von den pekuniären Opfern, die durch eine solche musikalische Erziehung nutzlos gebracht sind.

Will man diesen Übelständen ausweichen, so muß auf dem Gebiete der Kunst das Publikum dieselbe Justiz üben, die auf dem Gebiete der Wissenschaft der Staat übt. Wie dort niemand zum Unterrichte zugelassen wird, der in seinem Fache nicht sein Examen gemacht hat, so sollte auch niemand sein Kind einem Musiklehrer zum Unterrichten anvertrauen, der nicht in seinem Fache eine Probe bestanden hat, oder wenigstens imstande ist, eine solche abzulegen. Diese Probe müßte darin bestehen, daß entweder der Lehrer selbst auf dem Instrumente, auf welchem er unterrichtet, tüchtiges leistet, oder daß er sich als einen kenntnisreichen, gebildeten Künstler dokumentirt hat, oder aber, und dies unter allen Umständen, daß er imstande ist, die pädagogischen Grundsätze eines guten Musikunterrichts im Zusammenhange zu entwickeln. Wie dies zu erfahren, wenn der betreffende Musiklehrer nicht zufällig eine Abhandlung über Musikunterricht verfaßt hat, mag allerdings manchmal schwierig sein, allein es ließe sich vielleicht in der Weise einrichten, daß sich an jedem größern Orte die tüchtigen, gebildeten und bewährten Musiker vereinigen, und eine Art Kunsttribunal bilden, das nach Art der Meisterfingerzunft niemand unter sich ausnähme, der nicht eine genügende Probe seiner Kenntnisse und Fähigkeiten abzulegen vermag. Dadurch würden wenigstens alle jüngern Musiker, welche die Bahn des Musiklehrers betreten wollen, gezwungen, sich für ihren Beruf gründlich vorzubereiten, und so würde nach und nach dem Überhandnehmen des Künstlerproletariats, durch welches zur Zeit in enormem Maße sowohl das Publikum als auch die tüchtigen Musiklehrer und Künstler geschädigt werden, Einhalt gethan. Wirklich künstlerische Bildung, die trotz der vielen Musikmacherei ziemlich selten ist, würde allgemeiner werden; mit der erhöhten Befähigung, das Schöne in verschiedenen Formen zu genießen, würde die krankhafte Kritisirungswut, die sich

auch der Laien bemächtigt hat, abnehmen; die Bestrebungen zur Bekämpfung des Trivialen und Schlechten, welches in dem Operettenwesen und in einer zum Teil schauerhaften Gesang- und Klavierliteratur in unsrer Zeit unerhörte Triumphe gefeiert hat und noch feiert, würden im Publikum eine größere Stütze finden, indem durch eine allgemeine bessere musikalische Erziehung jenen Erzeugnissen einer spekulativen Muse der Boden unter den Füßen weggezogen würde; und aus dem „Mädchen für alles,“ wozu wir jetzt die Musik erniedrigt sehen, würde wieder die hehre Göttin, die Trösterin und Beglückerin des menschlichen Gemütes werden, die ihn zu den Höhen des Ideals erhebt und sein inneres Leben verklärt.



Die neue preussische Subhastationsordnung.



Die neue Subhastationsordnung oder, wie der offizielle Titel lautet, das Gesetz betreffend die Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen ist in dritter Lesung ohne erhebliche Änderungen des Regierungsentwurfs und der bei den Beratungen im Herrenhause durchgebrachten Amendements vom Abgeordnetenhause angenommen. Es ist nicht zu bezweifeln, daß das Herrenhaus zu jenen geringfügigen Abweichungen seine Zustimmung geben wird, das Justizministerium hat sich schon im voraus einverstanden erklärt, und so wird mit dem 1. November des laufenden Jahres das neue Gesetz in denjenigen Landesteilen, wo das Grundbuch nach dem Gesetz vom 5. Mai 1872 geregelt ist, in Kraft treten.

Es ist höchst eigentümlich, daß die Fruchtbarkeit auf dem Gebiete der Justizgesetze gar kein Ende nehmen will. Würde der Spruch von den sich wie eine Krankheit forterbenden Gesetzen eine Wahrheit sein, so würde auf diese Erscheinung auch ein weiteres Dichterwort angewandt werden können, welches es als Fluch der bösen That bezeichnet, daß sie fortzeugend Böses gebären muß. Allein bekanntlich hat Goethe jenen Spruch nicht selbst gethan, sondern ihn dem Teufel in den Mund gelegt, und unter dieser Flagge muß die Autorität des Sazes selbst Schiffbruch leiden. Wir verdanken der unter so vielen Mühen zu Stande gekommenen Justizgesetzgebung der Jahre 1877—1879 eine Rechtseinheit, wie sie kein zweiter Bundesstaat, weder die Vereinigten Staaten von Amerika noch die Schweiz, aufzuweisen hat, ja selbst ein Einheitsstaat wie Großbritannien steht in dieser Hinsicht weit hinter unserm Reiche zurück. Das ist ein Segen, den die undankbare Gegenwart freilich ebenso schnell wie

alle die andern großen Errungenschaften zu vergessen bemüht ist. Wie heute die politische Einheit des Vaterlandes als etwas so selbstverständliches erscheint, daß schon die hohen Verdienste derjenigen nicht mehr Beachtung finden, welche unter jahrelangen Kämpfen gegen die Bestrebungen von oben und unten das mühevolle Werk zu Stande brachten, so beginnt man auch die Einheit des gerichtlichen Verfahrens zu unterschätzen, die besonders dem Handel und Verkehr zu statten gekommen ist. Heute vermag der Kaufmann, der seinen Kredit von Memel nach Straßburg erstreckt, schon im voraus die Wege zu überschauen, die er im Falle der Not einzuschlagen hat, um zu seinem Gelde zu gelangen. Das hindert aber nicht, daß die negirende Partei, mit deren Widerstreben alle diese Vorteile errungen sind, Kühner als je ihr Haupt erhebt, um das Gefühl der Genugthuung zu verbittern und Unzufriedenheit und Hader zu säen. Auf den Dank des lebenden Geschlechts haben Wohlthäter der Nation niemals zu rechnen gehabt; gleich das erste Beispiel in der Geschichte, die verstockten und hartherzigen Kinder Israels, welche von der ägyptischen Knechtschaft befreit wurden, beweisen die Wahrheit dieses Satzes.

Wie in allen Dingen, so kann man auch in der Gesetzgebung des guten zu viel thun; deshalb war es eine weise Selbstbeschränkung, als die Reichsjustizgesetze die Regelung der Subhastation aus ihrem Kreise ausschlossen. Dieselbe ist allzusehr mit den Grundbuch- und Hypothekerverhältnissen verknüpft, als daß nicht zunächst eine einheitliche Gestaltung des Immobilienrechts im deutschen Reiche vorausgehen müßte. Daran war damals noch nicht zu denken, und auch heute sind die Aussichten nicht viel besser, da das schwierige Werk eines allgemeinen bürgerlichen Gesetzbuchs nur in langsamem Tempo gefördert wird. Allein gewisse Grundsätze, wie sie von der Zivilprozessordnung hinsichtlich der Zwangsvollstreckung überhaupt aufgestellt waren, fanden auch auf die Subhastationen Anwendung; diese Grundsätze treten dem bisherigen Recht bald hinzu, bald ihm gegenüber, und so wußte man zuletzt gerade auf dem wichtigsten Gebiet nicht mehr, was eigentlich rechtens sei. In Preußen hat ein kurzes Gesetz vom 4. März 1879 dem hauptsächlichsten Notstande abgeholfen und die erheblichsten Zweifel beseitigt; aber sowohl der Umstand, daß die Grundsätze über die Zwangsvollstreckung in das bewegliche wie in das unbewegliche Vermögen von ganz verschiedenen Gesichtspunkten beherrscht wurden, als auch die Buntschichtigkeit der in den einzelnen Landesteilen geltenden Gesetze und Verordnungen bewog schon im Jahre 1878—79 das Abgeordnetenhaus, in einer Resolution die Regierung „wenn möglich schon in der nächsten Session“ um Vorlage einer Subhastationsordnung für sämtliche Landesteile zu ersuchen. Die Regierung vermochte diesem Wunsche aus demselben Grunde nicht nachzukommen, aus welchem die Zivilprozessordnung die Subhastation von sich abgelehnt hatte. Denn Preußen selbst enthielt so verschiedene Immobilienrechte, daß eine einheitliche Regelung der Zwangsvollstreckung in das unbewegliche Vermögen sich

von selbst verbot. Um aber wenigstens die juristischen Gebrechen auf einem großen Gebiete des Staates zu beseitigen, entschloß sich das Justizministerium in dieser Session zu einer Subhastationsordnung für diejenigen Landesteile, in welchen das Gesetz und die Grundbuchordnung vom 5. Mai 1872 gilt, weil sich in diesen ein einheitliches Immobilienrecht vorfindet.

Das Gesetz hat vorwiegend juristische Bedeutung; freilich konnten wirtschaftliche Fragen nicht ganz unberührt bleiben, allein zu einem Austrag derselben und zu einer Abhilfe der Klagen, über welche der deutsche Grundbesitz schon seit Jahrzehnten seufzt, ist auch das neue Gesetz nicht gelangt. Darüber darf man sich nicht wundern. Obwohl die Bevölkerung von mehr als drei Vierteln des Reiches aus den Erträgen von Grund und Boden seinen Unterhalt gewinnt, sind doch die statistischen Verhältnisse desselben so gut wie unbekannt. Es ist allgemein bekannt, daß die Verschuldung des Grundbesitzes in dem letzten Menschenalter immer mehr gestiegen ist, daß die Parzellierungsfreiheit, die unbeschränkte Wechselfähigkeit von Jahr zu Jahr den Grundbesitz mehr in die Hände der Wucherer treiben. Die Folge davon ist, daß in keinem Lande so wie in Deutschland der Grundbesitz, der seiner Natur nach eine größere Ständigkeit verlangt, zu einem beliebten Gegenstande des Geschäfts geworden ist. Aber wie sich dies im einzelnen gestaltet, welche öffentlichen Lasten auf dem einzelnen Gute ruhen, welche Prästationen zu leisten sind, in welchem Verhältnis der Wert zu den Schulden, die Erträge zu den Leistungen stehen, darüber ist ein sicheres Resultat noch nicht ermittelt. Bis in das erste Drittel dieses Jahrhunderts wurden zwar in Preußen diese Erscheinungen amtlich verfolgt, allein plötzlich fand ein bürokratischer Minister, daß diese Statistik zu viel Schreibereien verursache, und so ging dieselbe ein. Was vorliegt, sind Privatarbeiten, die, wie z. B. neuerdings die Veröffentlichungen des Vereins für Sozialpolitik, bei dem unzulänglichen Material kein vollständig klares Bild bieten können. Im Jahre 1882 war zwar auf Antrag der Abgeordneten Knebel und von Hüne ein Antrag angenommen worden, wonach in einzelnen Provinzen des Staates eine Untersuchung über die Lage des Bauernstandes angestellt werden sollte, allein einerseits ist noch nicht bekannt, welche Ermittlungen vorgenommen sind, andererseits würden dieselben ebenfalls unzureichend sein, wenn sie sich nicht über die ganze Monarchie erstrecken sollten. Kurzum, die Dinge liegen hier noch im Dunkeln, und schon aus diesem Grunde konnte nicht erwartet werden, daß die neue Subhastationsordnung sich in weitgehende wirtschaftliche Reformen vertiefen würde.

Ganz konnte sich aber auch das neue Gesetz dem Umstande nicht verschließen, daß das bisherige Recht eine bequeme Handhabe darbot, um mit einer Frivolität Zwangsvollstreckungen auszubringen, bei welcher zwar die Gläubiger nicht befriedigt, aber doch der Schuldner um seinen Besitz gebracht werden konnte. Jeder eingetragene Gläubiger konnte die Subhastation ins Werk setzen, damit wurden alle verschriebenen Hypotheken und Grundschulden fällig, und da das Grundstück nur erstehen konnte, wer in Höhe des Kaufpreises die Forderungen baar bezahlte oder sich unter den entsprechenden Opfern mit den Gläubigern verständigte, so fehlte es an Bietern. In der Regel erstand ein eingetragener Gläubiger das Grundstück, die übrigen fielen aus, und der Schuldner verlor nicht nur Hab und Gut, sondern blieb auch in Höhe der ausgefallenen Forderungen zeitlebens persönlich verpflichtet. Amtliche Ermittlungen haben ergeben, daß bei 10477 schuldenhalber vorgenommenen Subhastationen in 2241 Fällen solche Gläubiger Ausfälle er-

litten, welche dem Antragsteller sogar vorgingen. Das waren mehr als 21,3 Prozent oder mehr als jede fünfte Subhastation. Bei einzelnen Gerichten ist diese Zahl bis zu einem Drittel aller Fälle gestiegen, ja bei zwei Amtsgerichten in Westfalen und Westpreußen haben zu diesen Fällen sogar sämtliche 15 und 18 Subhastationen gehört.

Diesem außerordentlich fühlbaren Übelstand, bei welchem man nur die Geduld bewundern kann, mit dem er bisher ertragen worden ist, sucht das neue Gesetz dadurch vorzubeugen, daß einerseits der Eintritt der Subhastation die eingetragenen Forderungen nicht fällig macht und daß andererseits ein Mindestgebot festgestellt werden muß, unter welchem das Grundstück nicht zugeschlagen werden darf. Der Verkauf darf nur unter Deckung der dem Antragsteller vorausgehenden Gläubiger stattfinden. Es ist nun nicht zu leugnen, daß infolge dessen eine Verschleuderung der Grundstücke nicht mehr so häufig wie früher eintreten wird. Es werden namentlich Gläubiger, die auf ein bereits schwer überschuldetes Grundstück geliehen haben, nicht mehr die Subhastation ausbringen können, weil sich nicht leicht jemand finden wird, der die ihnen vorangehenden Gläubiger befriedigen kann. Das ist aber kein Unglück, und namentlich kein Unrecht; denn wer ein Grundstück über dessen wahren Wert hinaus beleihet, hat nur den Schein einer Realsicherheit, in Wahrheit ist es der reine Personalkredit, den er gewährt, und er hat sich daher nicht zu beklagen, wenn er aus dem Grundstück keine Befriedigung für eine unsichere Forderung erlangt. Dem Grundbesitzer selbst ist ein gewisser Niegel für leichtsinniges Schuldenmachen vorgeschoben; wer wirklich noch auf das Grundstück als Kreditbasis rechnet, kann, wenn bereits eine beträchtliche Summe eingetragen steht, nichts mehr leihen. Auch fällt für den Leihverleiher, dem Forderungen von nicht unbedeutender Höhe vorweg gehen, der Reiz weg, bei einer künftigen Subhastation das Grundstück um ein billiges zu erstehen. Gläubiger aber, welche zu einer sichern Stelle eingetragen stehen, brauchen sich um die Subhastation nicht mehr zu kümmern, sie laufen nicht Gefahr, um ihre Forderung zu retten, das Gut oder Haus selbst erstehen zu müssen. Daher ist es denn gekommen, daß dieser Vorschlag, so eingreifend er auch in die Kreditverhältnisse werden kann, auf allen Seiten Zustimmung gefunden hat. Freilich hat das Gesetz die Konsequenzen seines Gedankens nicht vollkommen gezogen. Beruht es auf dem Prinzip, daß die Fälligkeit der eingetragenen Forderung mit der Subhastation nicht eintreten soll, so mußte jedes Geding und jede Zusicherung des Schuldners, wonach die Fälligkeit der Forderung von dem Eintritt der Zwangsvollstreckung abhängig gemacht wird, untersagt werden. Allein diesen Schritt zu thun hat das Gesetz Bedenken getragen; es hat sich noch nicht frei machen können von dem Gedanken, daß der Gesetzgeber nicht in die Vertragsfreiheit eingreifen dürfe. Gerade hierin sehen wir den Beweis, daß das Gesetz mehr auf juristischem als auf wirtschaftlichem Boden wurzelt. Zeigt sich die Vertragsfreiheit schädlich, so muß man sie beschränken. Allein alle Versuche, die in dieser Hinsicht in der Volksvertretung gemacht wurden, fanden keine allgemeine Zustimmung; man war offenbar noch zu zaghaft, um mit dem Hergebrachten auf einmal zu brechen, und die Zukunft wird lehren müssen, ob dieser halbe Schritt besser unterblieben wäre. Einerseits wird es wohl nicht ausbleiben, daß die Gläubiger, um sich für alle Fälle freie Hand zu behalten, bei Bestellung der Hypotheken auch deren Fälligkeit mit dem Eintritt der Subhastation ausbedingen werden. Dann ist das ganze Prinzip des Gesetzes zu Falle gebracht. Für die bestehenden

Gläubiger freilich, die eine solche Klausel nicht in ihren Urkunden haben, weil sie sich bisher von selbst verstand, wird das Prinzip zur Wahrheit werden, und es wird sich fragen, ob sich daselbe so bewährt, daß auch die neuen Gläubiger von der Vertragsfreiheit keinen Gebrauch machen werden.

Auch dagegen hat das Gesetz keine Vorkehrung getroffen, daß ein Gläubiger, der das Grundstück ersteht und in Folge dessen eigentlich wegen seiner Realforderung befriedigt ist, nicht noch seine persönliche Forderung gegen den Schuldner geltend macht. Es läßt sich nicht leugnen, daß eine Regelung dieser Frage schwierig ist, allein sie ist nicht unmöglich und bestand bisher in einem Teil der Monarchie zu Recht. Es lag auch in dieser Hinsicht ein Antrag vor, der jedoch nur Sympathie fand, nicht aber den legislatorischen Mut der gesetzgebenden Faktoren, um ihn durchzubringen. Ist auf einem Grundstück 30 000 Mark hoch eine Hypothek eingetragen und folgt darauf ein Gläubiger mit 50 000 Mark, das Grundstück aber ist nicht mehr wie 80 000 Mark wert, so wird der zweite Gläubiger, welcher die Zwangsvollstreckung ausbringt, keinen Konkurrenten finden, der ihm das Bieten erschwert, dieser Gläubiger wird vielmehr das Grundstück um wenig mehr als um 30 000 Mark erstehen können. Er ist alsdann in Wirklichkeit wegen seiner Forderung gedeckt, formell aber mit 50 000 Mark ausgefallen und kann noch diese Summe von dem Schuldner eintreiben. Daß dies eine Härte ist, kann nicht geleugnet werden. Um so bedauerlicher ist es, daß sich hier der juristische Scharfsinn nicht fundig genug zeigte, auch diesen Übelstand zu beseitigen.

Höchst interessant war es, daß während der Verhandlungen auch noch die Frage des home-stead angeregt wurde, eine Frage, die bereits mehrfach auf der Tagesordnung der Wirtschaftsreformer gestanden hat. In einzelnen Staaten der Amerikanischen Union bestehen Gesetze, welche einen Teil des Landgutes für alle Fälle dem Eigentümer und seiner Familie sichern und denselben dem Zugriff der Gläubiger entziehen. Solche Maßregeln durchzuführen, bietet freilich auf dem jungfräulichen Boden Amerikas keine Schwierigkeit, während bei uns der Grundbesitzer kaum einen Zoll mehr sein nennen kann, auf welchen nicht auch ein Gläubiger Anspruch haben kann. Diese Schwierigkeit scheint es gewesen zu sein, welche den Gesetzgeber abgehalten hat, auf die Anregung näher einzugehen. Und doch scheint auch in dieser Beziehung der Grundbesitz dem beweglichen Eigentum gegenüber benachteiligt. Allein es ist nicht zu leugnen, daß, um hier Wandel zu schaffen, es eingehender Erhebungen über die Lage des Grundbesitzes bedürfen wird. Ganz auf unfruchtbaren Boden ist die Anregung auch jetzt nicht gefallen, da ein Zusatz dahin beschlossen wurde, daß dem Schuldner wenigstens während der Dauer der Zwangsvollstreckung die für ihn und seine Familie unentbehrlichen Wohnräume gelassen werden müssen.

Es konnten hier nur die hauptsächlichsten wirtschaftlichen Gesichtspunkte erwähnt werden, wie sie sich in dem neuen Gesetz und während dessen Beratung geltend machten. Früher glaubte man in Gesetzen und juristischen Regelungen auch ein Heilmittel gegen soziale Schäden gefunden zu haben. Trotz entgegengesetzten Erfahrungen scheint man sich in dieser Beziehung noch immer allzu sanguinischen Hoffnungen hinzugeben. Es ist deshalb geraten, bei Zeiten vor übertriebenen Illusionen zu warnen.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



aron Sextus ließ vor seinen Augen Dorotheens Schimmel und seinen Goldfuchs satteln, gab den Reitknechten noch einige gewichtige Andeutungen über das Wesen der Sinnenkette und die Art und Weise, wie sie eingehakt werden müsse, schwang sich mit einer Gelentigkeit in den Sattel, die er fast allein für diese Übung noch bewahrt hatte, und ritt vor die Thür, um Dorothea zu erwarten. Sie kam gleich darauf, die Schleppe über dem Arm, die Treppe herab, und indem sie auf der untersten Stufe stehen blieb, um von hier aufzusteigen, und mit prüfendem Auge ihr Pferd betrachtete, dachte Baron Sextus mit einem nur innerlich gesprochenen Soldatenfluch, sie sei eine prachtvolle Erscheinung, und die Vorsetzung dürfe nun und nimmer zulassen, daß ihr die Erbschaft von Eichhausen entgehe.

Auf dem Wege zum Erlbruch, den sie in schlankem Trabe zurücklegten, ward nur sehr wenig gesprochen, dort aber ritten sie im Schritt an der in Frage stehenden Stelle auf und ab, und nachdem Dorothea ihre Gedanken entwickelt hatte, sagte der Baron: Das sind ganz hübsche Ideen, mein liebes Kind, aber es kommt mir doch so vor, als wolltest du etwa mit deinem Fingerhut ansfangen, das Meer da drüben auszuschöpfen. Denn der Grund des jetzigen Elends ist ein ganz allgemeiner, der nicht nur hier auf unsrer Herrschaft, sondern überall im Kreise, überall in der Provinz, überall in der Monarchie und eigentlich überall in der Welt herrscht, nämlich kein anderer als die Revolution, die Schrankenlosigkeit infolge der Aufhebung alter guter Staatseinrichtungen. Seitdem man den Bestand des Adels erschüttert hat, sind die Grundvesten der Gesehmähigkeit, der Ordnung, und damit auch des Wohlstandes der ländlichen Bevölkerung ins Wanken gekommen, und der Einzelne kann daran schwerlich etwas bessern. Wir haben ja fast keinen Einfluß mehr auf die Leute. Wie können wir etwas zur Verbesserung ihrer Lage thun, wo wir sie doch nicht mehr zum Guten zwingen können, und wo sie, von demokratischen Ideen angesteckt, jede beabsichtigte Fürsorge unsrerseits als eine unberechtigte Einmischung beargwöhnen? Ich fürchte, daß die Leute, die du hier in einer Kolonie vereinigen willst, wenn die Geschichte wirklich zustande kommt, sich einbilden werden,

von dir in eine Strafanstalt gebracht zu sein. Es wird sich hier ein Herd von Unzufriedenheit und Empörung bilden, und wir werden unser Geld ausgeben, um ein Diebesnest zu gründen. Sie werden von hier aus in bequemer Weise Beutezüge in die benachbarten Äcker und Felder unternehmen können.

Du hast gewiß ganz Recht, Papa, wenn du die Aufhebung unsrer alten Rechte für die Ursache des Elends unter dem armen Volke hältst, erwiderte Dorothea. Aber ich habe doch den Glauben, daß wir mit gutem Willen und Klugheit das beste von jenen Rechten zurückkaufen könnten. Wenn ich mir das arme Volk so ansehe, kommen mir die Leute vor wie die Kinder, die wohl nur deshalb ungezogen und widerspenstig sind, weil man sie nicht richtig nimmt, zu viel von ihnen verlangt und ihnen nicht genug Liebe bezeugt. Das arme Volk hört gleich den Kindern nicht auf verständige Gründe und wird boshaft, wenn man es bestraft, aber es ist sehr feinfühlig, wenn es wahre Güte bemerkt. Könnten wir nicht durch Liebe ersetzen, was uns an Zwangsmitteln genommen ist? Die Leute wollen erzogen werden, gerade wie die Kinder, und eine Erziehung ist nur möglich, wenn wir sie fühlen lassen, daß sie hilfsbedürftig sind und daß sie bei uns Hilfe finden. Ich glaube, wir thun nicht ganz unsre Pflicht. Wir sind viel auf Reisen gewesen, und hier sind wir nur gleichsam zum Besuch. Aber der Edelmann, dessen Kraft im Grundbesitz wurzelt, sollte seine Fähigkeit auch dem Lande widmen, und nicht ernten wollen, wo er nicht gesäet hat. Oft, wenn ich während der Ernte in den letzten Wochen durch die Felder ritt oder fuhr, mußte ich denken, daß das Landleben wunderschön sei für den, der als Landmann lebt und den Landbau liebt.

Dorothea wies mit der Hand auf ein Gespann brauner Ochsen, das unweit des Weges auf dem Acker hielt. Sieh die schönen Tiere unbeweglich vor dem Pfluge stehen, sagte sie. Wie die Rauchsäulen aus ihrer Nase gehen und wie sich jetzt die kleine Bachstelze auf das schwarze Horn des Stieres schwingt! Ist es nicht ein wohlthuender Anblick? Wenn die Äcker und Wiesen mit fleißigen Leuten gefüllt sind, die die Sensen schwingen und ein Lied im Chor singen, wenn in der Ferne die Herden wandeln und der Geruch der Ackererde emporsteigt, dann habe ich die Überzeugung, daß unser wahrer Beruf nicht der ist, nur die Nebenüen aus Eichhausen zu ziehen, sondern immer hier zu leben und unsre Freude darin zu suchen, daß wir alles um uns her vergnügt und froh machten. Sicher aber würden bald alle unsre Diener und Arbeiter zufrieden und froh sein, wenn wir selbst es wären und es uns zur Aufgabe machten, im Mittelpunkte einer großen Familie, welche alle Angehörigen der Herrschaft umfaßte, eines jeden Arbeit zu leiten, zu überwachen und zu belohnen. Siehst du, lieber Papa, wenn ich so zuweilen mageren Pferden begegne, die kaum den Pflug oder den Wagen durch den schweren Boden noch weitererschleppen können und unter schweren Hieben zusammenbrechen wollen, oder armen blassen, verhungerten Tagelöhnern, die einen Fuselgeruch um sich verbreiten, wenn ich elende Hütten sehe, die den Einsturz drohen, und wenn ich daran denke, daß habgierige Pächter unerbittlich den Schweiß der Armen fordern, dann regt sich in mir das Gewissen. Ich sage mir, daß das alles nicht sein würde, wenn wir aus der Bebauung unsrer Ländereien ein Werkzeug der Wohlthätigkeit und damit die Quelle unsrer Freude machen wollten. Schenkt doch die gütige Natur all unsern Reichtum aus dem Schoße der Erde hervor, und sollten wir doch deshalb die Verwalter ihrer Gaben, nicht aber harte Herren sein, die gleichgiltig die Arbeit der Unterdrückten sich gefallen lassen. Und ich

bin auch überzeugt, daß wir uns selbst nur desto besser dabei stehen würden. Eine weise Verwaltung, die freigebig und gerecht bei Austeilung des Arbeitslohnes ist und den Leuten Lust macht, für die Herrschaft thätig zu sein, weil sie selbst ihren Vorteil darin finden, die muß schließlich ebensoviel mehr abwerfen, wie die Liebe mehr erreicht als der Zwang.

Du bist ein gutes Mädchen, sagte der Baron, indem er seiner Tochter nicht ohne Rührung in das von Begeisterung gerötete Antlitz sehen konnte. Freilich kannst du in deiner Unschuld und Unerfahrenheit nicht die großen Bedenken ermessen, die der praktischen Ausführung solcher idealen Gedanken entgegenstehen. Du weißt eben nicht, wie tief das Gift der fluchwürdigen Revolution von neunundachtzig sich im Laufe der Zeit in die Völker eingefressen hat. Aber du sprichst wie die echte Tochter eines alten Geschlechts, das seine Aufgaben im Staatsleben immer ernsthaft genommen hat.

Die Pferde gingen im Schritt nebeneinander, man hatte den Erlbruch verlassen und war auf einem Wege, der ein schmales Stück Wald durchschnitt und beim Ausgange aus demselben zu ausgedehnten Stoppelfeldern führte.

Der Baron dachte über die Ansichten seiner Tochter nach und fand es unbegreiflich, daß sie Neigung zu einem Manne von zweideutigem Charakter gefaßt haben sollte. Aber allerdings war er selbst ja sogar durch die trügerische Außenseite Eberhardts bestochen worden.

Als sie aus dem Waldwege hervorkamen, lag ein großer Teil der nun abgeernteten Acker, die zur Herrschaft gehörten, fast unübersehbar ausgebreitet vor ihren Augen, und es ragte aus der weiten, von hier aus offen erscheinenden Ebene das alte Schloß selbst hervor, die von der Sonne vergoldeten Thurmspitzen gen Himmel streckend, während die grauen Mauern in der Entfernung bläulich schimmerten.

Der Baron hielt sein Pferd an. Siehst du, Dorothea, sagte er in feierlichem Tone, dort steht unser Stammsitz vor uns, und deine Worte erregen eine frohe Hoffnung in mir, indem sie mir zeigen, welches tiefe und echte Gefühl du für Ehre und Besitz der Familie hast. Höre mich an, mein liebes Kind, es ist in deine Hand die Entscheidung über das Schicksal der Sextus gelegt. Dieses Schloß und diese schöne Herrschaft drohen unsern Händen zu entgleiten und an die Nebenlinie zu fallen, von der du wohl weißt, wie ich über sie denke. Mein hessischer Vetter wird dies Land mit Schulden belasten, wird die Angehörigen der Herrschaft, stets die Philanthropie im Munde, aber nicht im Beutel, ausaugen, und, was schlimmer als das ist, mit den Revenüen von Eichhausen die Politik des Liberalismus verstärken — wenn du es nicht verhinderst.

Dorothea saß unbeweglich im Sattel, ihre Wangen hatten die Röthe verloren, und ihr Blick hing fragend an den Lippen des Vaters.

Mein weiser Ahn Blasius, fuhr der Baron fort, hat uns eine Möglichkeit gelassen, dies Unglück zu verhüten, und die Vorsehung selbst kommt seiner Voraussicht entgegen. Mit großer Mühe und nach langen Kämpfen, aber mit endlichem Erfolge ist er bestrebt gewesen, die Genehmigung eines Familiengesetzes allerhöchsten Ortes zu erhalten, wonach du, meine liebe Dorothea, obwohl nur eine Tochter, doch die Erbschaft von Eichhausen antreten wirst, unter einer Bedingung. Du mußt nämlich den Grafen Dietrich heiraten, welcher als letzter Sproß des edeln Geschlechts derer von Altenschwerdt, die immer mit den Sextus innig vertraut waren, dir die familiengesetzlich bestimmte Qualität der Erbin als dein Gatte verleiht. Dies ist der einzige, absolut einzige Weg, der uns übrig ge-

lassen ist, und ich erblicke deutlich den Finger Gottes darin, daß er es so gefügt hat, daß ein Graf Altenschwerdt in heiratsfähigem Alter vorhanden und zugleich ledig und geneigt ist, dich zu nehmen. Ich habe dir diese Eröffnung bis jetzt vorenthalten, mein Kind, um dich nicht zu beunruhigen und deine Jugend nicht mit Ideen zu erfüllen, die ja doch vielleicht nicht zur Wirklichkeit werden konnten, jetzt aber, wo die Möglichkeit der Ausführung vorhanden ist, wo du erwachsen bist und ich täglich neue Beweise deines Verstandes und deiner Gesinnung erblicke, jetzt ist es Zeit, dir alles zu offenbaren, damit du mit vollem Bewußtsein den rechten Weg gehen kannst. Stelle dir vor, mein Kind, welche große und schöne Aufgabe dir winkt, indem du die dem Erlöschen nahen Geschlechter der Sextus und der Altenschwerdt, aus denen so viele tapfere Edelleute und Reiterführer hervorgegangen sind, vereinigst und neu belebst. Deine Kinder werden den emporgestreckten Arm mit dem Schwert zugleich mit unsern sechs Sternen im Wappen führen und, wie ich zu Gott hoffe, die wackern Elemente aus dem Blut beider Familien in sich vereinigen. Dann wird dir auch Gelegenheit gegeben werden, deine vortrefflichen Ideen der Erziehung unsrer verlotterten Landbevölkerung ins Werk zu setzen, und es wird dir vielleicht bei deiner jugendfrischen Energie besser gelingen als mir altem Invaliden, in diese Bande Ordnung und Raison zu bringen.

Baron Sextus hatte bei dieser Rede sein in der Ferne winkendes Schloß angesehen, als ob in diesem Anblick der Quell der Beredsamkeit für ihn liege, und hatte es vermieden Dorothea anzusehen, weil er das Gefühl hatte, seine guten und wahren Gründe seien mit einer kleinen Dosis Sophistik vermischt, welche von Dorotheens klarer Unterscheidungskraft leicht ausgeschieden werden könnten. Als er aber noch immer keine Antwort, auch keinen Einwurf vernahm, blickte er ihr endlich in die Augen und sah mit Bestürzung, daß sie nahe daran war, ohnmächtig zu werden. Sie war sehr bleich, ihre Lippen bläulich, ihre Augen halb geschlossen, und sie schwankte in ihrem Sitz.

Erschreckt drängte er sein Pferd nahe an den Schimmel heran, faßte ihre Hand und rief nach dem Reitknecht, der in der Entfernung hielt.

Aber die Berührung seiner Hand und sein Ruf erweckten Dorothea schon aus ihrer Erstarrung. Ein Schauer durchflog ihren Körper, sie atmete tief, schlug die Augen wieder auf und ließ ihr Pferd, als der Diener herankam, wieder angehen.

Etwas schnell, wenn es dir recht ist, sagte sie mit leiser Stimme, nachdem sie etwa hundert Schritte stumm neben einander her geritten waren.

Baron Sextus wagte bei ihrer tiefen Bewegung und angesichts ihrer tiefen Blässe nicht, das Thema wieder aufzunehmen. Er setzte gleich seiner Tochter das Pferd in Galopp. Dorothea beugte sich vorn über, und immer schneller und weiter griff der Schimmel aus.

Es ging auf dem nächsten Wege nach Schloß Eichhausen zurück, und in vollem Lauf erreichten die Kasse das düstere gewölbte Thor.

Der Baron stieg mit ungewohnter Schnelligkeit ab und reichte seiner Tochter die Hand, um ihr aus dem Sattel zu helfen. Er sah ihr besorgt ins Gesicht. Diese bleichen Züge trugen einen schmerzlichen Ausdruck. Sie dankte ihm mit einem wehmütigen Lächeln und wandte sich ab, um sich in ihre Wohnung zu begeben.

Er stand mit gerunzelter Stirn noch eine Weile vor der Treppe, welche sie hinaufgeschritten war, und ging dann mit fest zusammengepreßten Lippen in

sein Arbeitszimmer, wo er lange Zeit in sich gefehrt das Bildnis seines Ahnen Blasius betrachtete, der aus dem Moder vergangner Zeiten heraus seine Hand in das Dasein der Lebenden streckte.

Dreißigstes Kapitel.

Dorotheens Augen hatten einen unheimlichen Glanz, der Millicent beunruhigte, als sie der Freundin behilflich war, sich ihres Reitanzuges zu entledigen, und ihre Lippen öffneten sich zu keiner Mitteilung. Es schien, als herrsche eine Bewegung in ihrem Innern, welche sich scheue, an die Außenwelt zu treten. Ihr starres Wesen verließ sie den Tag über nicht und erweichte sich selbst nicht vor Millicents zärtlichem Anschmiegen und der beweglichen Frage ihrer bittenden Augen.

Beim Thee wie beim Mittagessen, wo sie mit ihrem Vater und der Gräfin zusammentraf, bewahrte sie eine eisige Haltung und sprach nur wenige und gleichgiltige Worte. Doch redeten ihre blassen Wangen und heißen Augen verständlich genug und beunruhigten namentlich die Gräfin, welche vom Baron erfahren hatte, was auf dem Spazierritte gesprochen worden war, und es vorgezogen hätte, Dorothea in Thränen zu sehen. Einige male begegneten sich die Blicke beider Damen, und in diesen Sekunden ward zwischen ihnen eine stumme Unterhaltung gepflogen, welche sehr berebt war.

Gräfin Sibylle nahm ein ruhiges, beinahe schmach tendes Wesen an, worin sie sich als die natürliche Bundesgenossin ihres Wirtes darstellte, und sie wußte mit leicht gesenktem Kopfe und einem gelegentlichen kaum hörbaren Seufzer in dem Baron das Gefühl hervorzurufen, daß er ein Vater sei, der wenig Dank von seinem Kinde ernte. Sie sah ihn zuweilen in einer Art und Weise an, welche ihm sagte, daß er nicht allein stehe, indem er Gehorsam verlange, und daß es jemand gebe, der auf alle Fälle mit ihm sei, seine Empfindungen verstehe und ihm nötigenfalls Trost verleihen könne.

Dorothea bemerkte recht wohl dies stumme Spiel, ihre Beobachtung schien sich durch die Eröffnung ihres Vaters verschärft zu haben, und die Gräfin konnte in ihrer Miene lesen, was ihr nicht angenehm zu erfahren war.

Die Stunden schlichen langsam dahin, weil kein unbefangenes Gespräch möglich war, und zu ungewöhnlich früher Zeit erhob sich nach dem Thee die Gräfin, indem sie erklärte, daß sie sich noch immer angegriffen fühle. Der Baron sah seine Tochter noch einmal fragend an, indem jene gute Nacht wünschte, aber Dorothea erklärte ebenfalls, daß sie müde sei, und zog sich ebenfalls zurück.

Sie sank, als sie auf ihrem Zimmer angelangt war, in ihrem Stuhl zusammen und starrte trübe vor sich hin.

Millicent kam leise heran, betrachtete die Freundin erst von weitem und kniete dann neben ihr nieder.

Ich habe deinen Brief besorgt, sagte sie, als Dorothea ihr noch immer keine Aufmerksamkeit schenkte.

Du hast ihn besorgt! entgegnete Dorothea. Ach, Kind, Kind! Was soll daraus werden?

Millicent strich ihr lieblosend über das Haar und küßte ihr die schlaff herabhängende Hand.

Was soll daraus werden? wiederholte Dorothea, indem eine Thräne sich ihr ins Auge drängte. Mein guter lieber Vater, er nähert sich den siebenzig Jahren, er hat geglaubt, in seinem Alter an mir einen Trost und eine Stütze zu finden! Bin ich es wert, jemals glücklich zu werden, wenn ich ihn tödtlich kränke? Er setzt die Hoffnung seines Lebens auf mich, und wenn ich auch meine, daß es Vorurtheile sind, die ihn beherrschen, so bleibt es darum doch wahr, daß sein Herz an ihnen hängt, und daß er trostlos sein wird, wenn ich seine Hoffnung vereitle.

So ist es also soweit gekommen? rief Millicent. Er will, daß du den Grafen heiratest?

Ja, mein Kind. Er hat es mir heute gesagt. Und ich sehe deutlich aus allen Umständen, es ist ein so heißer Wunsch von ihm, daß er unglücklich wird, wenn ich es nicht thue.

Und ich sehe deutlich aus allen Umständen, daß du unglücklich wirst, wenn du es thust, sagte Millicent mit entschiedner Betonung. Mein Himmel, wenn doch Eltern, Brüder und Freunde endlich einmal einsehen wollten, daß nicht sie es sind, die ihr Lebenlang mit einem aufgedrängten Manne zu leben haben! Wer nachher die Last zu tragen hat, der sollte auch vorher die Wahl haben!

Das ist ja schon gut, erwiederte Dorothea, aber es fragt sich jetzt nicht darum, ob ich das Recht habe, selbst wählen zu dürfen. Darüber bin ich nicht im Zweifel. Mein Gewissen sagt mir, daß es ein ungerechtes Verlangen ist, wenn man fordert, ich soll der Familie zu Liebe den Mann zurückweisen, den ich liebe und einen andern heiraten, den ich nicht lieben und nicht einmal recht achten kann. Aber es fragt sich darum: Habe ich das Recht, meinen Vater tief, tief zu betrüben? Und das heißt hier beinahe schon: Habe ich das Recht, ihn zu töten? Du kennst ihn, Millicent. Du weißt, wie er an seinen Ideen hängt. Er wird das äußerste versuchen, um mich zu zwingen, und wenn es ihm nicht gelingt — o ich schaudre bei dem Gedanken an die Kämpfe, die es geben wird! — wenn ich beharre, so kann der Kummer ihm das Leben kosten. Soll ich ihm das Leben rauben, der es mir gab? Soll ich ihm die letzten Jahre verbittern, der liebevoll über meinen jungen Jahren gewacht hat?

Dorothea war aufgesprungen und schritt händeringend durch das Gemach.

Er hat nur mich. Er hat keinen Sohn. Es hat ihm schon soviel Gram verursacht, daß ich nur ein Mädchen bin, und ich soll ihn nun im hohen Alter verlassen, wo ich seine Pflegerin sein könnte? Ich soll ihn in Einsamkeit lassen und die Gebrechlichkeit seiner letzten Tage nicht stützen? O ich weiß, der Gedanke daran und nun gar der Gedanke an die heuchlerischen Bemühungen jener intriganten Frau, die ihn umschmeichelt, wird mir keine ruhige Minute lassen und würde mir alles Glück, das die Liebe mir bieten könnte, in Thränen der Reue ersticken!

Sie kehrte zu ihrem Sitze zurück, verbarg ihr Gesicht in den Händen und stöhnte tief.

Nun wahrhaftig, sagte Millicent, welche bestürzt da stand, ich freue mich, daß ich keine vornehme Dame bin! Bei unsereinem klingt der Ton doch nicht gleich so tragisch. Ich danke Gott, daß kein Rittergut und kein Wappen hinter mir herschleppt, und daß kein Mensch aus Gram stirbt, wenn ich einem Grafen den Korb gebe. Du bist zu gut, fuhr sie fort, als Dorothea nichts sagte, du bist gerade so, als ob du geschaffen wärest, anderer Leute Schuld auf deinen

Macken zu laden. Ich habe von der zärtlichen Besorgnis deines Vaters für dich nie viel gesehen. Ist das vielleicht ein Beweis dafür, daß er dich mit Gewalt verheiraten will? Ich glaube, er denkt an deine Pflege für seine alten Tage nicht halb soviel als du. Wenn du den Grafen nimmst, so gehst du ja doch mit ihm fort. Der wird sich hüten, hier auf dem Lande zu bleiben und die Hühner zu füttern! Ich weiß auch gar nicht, was du von verlassen sprichst. Du sollst sehen, daß die Geschichte ganz anders kommt. Umsonst schleicht die gnädige Frau Gräfin nicht um ihn herum und dreht ihm alle Worte zu Gefallen, sitzt mit ihm in der Bibliothek und sieht ihn verliebt an — die alte Kage! Wenn deinem Vater daran liegt, dich zu behalten, so sollte er dich doch gerade dem schönen Maler geben, denn der wird gern hier bleiben. Aber freilich, das würde — beinahe hätte ich etwas gegen das blaue Blut gesagt.

Dorothea sah empor und drückte ihr Tuch an die Augen.

Niemals, sagte sie, niemals wird mein Vater gestatten, daß ich ihn heirate.

Ich glaube es auch nicht, entgegnete Millicent, indem sie sich auf einer Fußbank neben Dorothea in ihrer Lieblingsweise niederließ. Aber wenn du nachgiebst, armes Herz, bedenke, wie schrecklich das für dich werden wird. Du hältst es nicht aus. Es ist mit eurer Liebe schon zu weit gekommen. Großer Gott, wenn ich denke, ich sollte jetzt auf einen Schlag meinen Degenhard aufgeben und einen andern heiraten! Lieber ginge ich ins Wasser. Denk nur, wie das sein wird, wenn du immer an ihn denken mußt und anstatt seiner den Grafen bei dir hast! Du hältst es wahrhaftig nicht aus. Du kannst ebenso leicht dein Herz aus der Brust reißen und wegwerfen, wie du diese Liebe herausreißen und vergessen kannst. Denk an das lange Leben, immer wieder neue Tage und neue Nächte, und immer wieder steht der Geliebte im Geiste vor dir, du hastest nach einem Schatten und findest an seiner Stelle einen Mann, den du nicht liebst. Du wirst ganz Gift und Galle und verzehrst dich in dir selbst. Lieber trocken Brot und Wasser, lieber barfuß betteln, als das!

Wie grausam von dir! sagte Dorothea vorwurfsvoll. Anstatt mich zu trösten und in tugendhaften Entschlüssen zu bestärken, fächst du die Flamme der Leidenschaft in mir an.

Ach, das ist alles recht schön mit der Tugend, entgegnete Millicent ganz ungerührt, aber man soll es auch nicht übertreiben. Wenn wir uns mehr vornehmen, als wir leisten können, so brechen wir zusammen wie der Esel mit dem allzu schweren Sack, und dann ist das Unrecht, das wir begehen, weil wir das Elend nicht aushalten können, noch größer als das Unrecht, welches wir vermeiden wollten. Wenn ich etwa meinem Bruder zu Gefallen einen Mann heiratete, den ich nicht liebte, so weiß ich ganz gewiß, nicht nur mein Bruder und Mann, sondern ich selbst würde es schwer zu bereuen haben.

Alles, was du da sagst, dient nur dazu, meine Trostlosigkeit zu vermehren, denn es zeigt mir deutlich, daß das Unglück kommen muß, ich mag es anfangen, wie ich will. Siehst du denn nicht ein, daß ich es bin, die allein noch meinen Vater abhält, in seinen alten Tagen eine große Thorheit zu begehen? Ich fühle, daß ich ihn vor den Schlingen der intriganten Frau beschützen kann — wenn es überhaupt irgend jemand giebt, der das kann. Ich bin in einer schrecklichen Lage. Ich werde von Wünschen und Befürchtungen und Zweifeln hilflos bald nach dieser, bald nach jener Seite gerissen. Wenn ich es noch allein wäre, die die traurigen Folgen zu tragen hätte! Nun habe ich ja Eberhardt mein Wort gegeben, und er wird mich verfluchen, wenn ich ihm treulos werde. Er

wird unglücklich werden, und die Erinnerung an mich wird die Qual seines Lebens sein. Er gehört nicht zu den Männern, die die Liebe als einen gelegentlichen Zeitvertreib betrachten, sondern er ist eine von jenen tief empfindenden Naturen, für welche eine echte Herzensneigung entscheidend wird. Ich vergifte seine ganze Zukunft, wenn ich ihm die Treue breche. Ich raube ihm den Glauben an die Menschheit, den Glauben an das Gute und Schöne, und so vernichte ich auch seine Kunst. Wenn er ohne Ideale ist, so wird er nichts Großes mehr leisten, er wird vielleicht zu jenen cynischen, verbitterten Leuten hinabgezogen werden, die für das Beste im Leben nur ein höhnisches Lachen haben, und der Vorwurf, eine edle Seele zerstört zu haben, wird auf mir lasten. Glaubst du, ich wäre unempfindlich für das Glück, das ich finden könnte? Ach, meine Einbildungskraft ist nur zu rege. Ich denke oft daran, wie schön es sein müßte, seinem Werben ohne Bedenken zu folgen. Ich sehe mich im Geiste auf dem Schiffe mit ihm vereinigt, das uns hinüberträgt nach seinem Lande. Ich sehe die Wellen des Ozeans hinter uns zurückweichen und den Kiel nach einer Küste gerichtet, wo keine Vorurteile uns mehr trennen. Ich sehe die einfache, heitere Häuslichkeit vor mir, die ich ihm verschönern soll und die er mir zum Paradiese machen würde. Ach, Millicent, glaubst du, ich wüßte nicht, was das Glück ist? Glaubst du, ich wüßte nicht, daß ich ihm sogar ein großes Leid und Unrecht zufüge, wenn ich mir dies selige Glück versage? Nicht nur mein Herz, sondern auch das Gefühl der Pflicht zieht mich zu ihm hin, und ich vergesse, wenn ich an ihn denke, meinen Vater. Was soll ich also thun? Ich weiß es nicht, ich finde keinen Weg in mir selber vorgezeichnet. Was ich auch thun mag, notwendig muß ich entweder ihn oder meinen Vater zur Verzweiflung treiben, und ich sehe auf alle Fälle eine Zukunft voll Reue und Betrübnis vor mir.

Millicent sah ihre Freundin mitleidig an. Es war etwas steinernes in Dorotheens Haltung, und es schien bereits das von ihr vorausempfundene Unglück ihre sonstige Energie zu lähmen. Sie blickte jetzt ruhelos um sich, starrte dann lange auf denselben Fleck und ordnete mechanisch ihr Haar zur Nacht.

Millicent fing an zu weinen.

Dazu peinigen mich noch die Bilder eines Glückes, das sein könnte, aber nie sein wird, fuhr Dorothea fort. Ich stelle mir vor, daß mein Vater seine Einwilligung gäbe, und daß ich zu gleicher Zeit eine gute Tochter und eine glückliche Braut wäre! Ich kann dir nicht beschreiben, in welchem Zustand mich dieser Gedanke bringt, während ich mir sagen muß, daß es unmöglich ist. Es ist, als dehnte sich in mir etwas aus, bis es nahe am Zerspringen wäre. Es ist ganz schrecklich, und ich weiß nicht, wie ich es ertragen soll. Ganz finster steht es vor mir, und ich möchte wünschen, daß irgend etwas geschähe, was mich errettete, und wenn es auch schrecklich wäre. Irgend etwas von außen, irgend eine Entscheidung, irgend ein Zwang, der mich befreie, indem er mich gewaltsam hierhin oder dorthin stieße!

Millicent stand ratlos vor der Freundin und ward von ihrem sonstigen Übermut völlig verlassen, indem sie einsah, wie ernsthaft Dorothea diese Bedenken nahm. Alle Trostgründe erstarben ihr auf den Lippen, und sie vermochte zu nichts mehr zu raten. So brach sie schließlich denn auch in Klagen aus, jammerte über die Härtherzigkeit des Barons und die traurige Lage vornehmer Leute, schalt auf die Liebe und verwünschte jene Stunde, wo sie den fremden Maler im Walde getroffen hätten.

Dorothea hörte alles schweigend mit an, als würde wohl ihr Ohr, aber nicht ihr Geist von diesen unnützen Reden berührt, und auch als Millicent ihr endlich die Arme um den Hals schlang und sie mit ihren Thränen zu erweichen bemühte, blieb sie still und starr.

Gleichwohl blieben die Bemerkungen Millicents nicht ohne Wirkung auf sie, indem sie einigen Gedanken, welche sich in ihr selbst regten, deutlichere Gestalt verliehen. Während sie ruhelos die halbe Nacht hindurch Kopf und Herz zermarterte, gewannen diese Gedanken, welche dem mächtigsten Zuge ihrer Natur entsprachen, immer mehr Gewalt, und als sie am andern Morgen vom Schlafe erwachte, den ihr ihre Jugend und kräftige Gesundheit trotz aller Sorgen verschafft hatten, war die heiße Sehnsucht nach dem Glück in Eberhardts Liebe ihr erstes Gefühl.

Es ist zuviel, was ich von mir verlange, jagte sie sich, und ich darf mich über meine Kraft nicht täuschen. Ich könnte mich wohl in einem starken Anlauf entschließen, ihn zu opfern, aber später wäre ich verloren, denn dieser Mut der Entsagung würde gegenüber der Zeit und dem Glende jedes neuen Tages nicht vorhalten. Ich betrüge mich selbst, wenn ich mir vorspiegele, daß die Erfüllung der Pflicht gegen meinen Vater mich für immer über die Vernichtung meiner Liebe hinwegsetzen würde. Ich sehe mich im Geiste verheiratet mit einem Manne, den zu lieben ich mich jede Minute von neuem zwingen müßte, und dagegen erscheint mir sein Bild, wie er so treu und so unglücklich ist, und wie er sagen wird, daß ich doch den Reichthum und die hohe Geburt mehr liebte als ihn. Bald wird er mich verachten, bald mir zürnen, und doch in Liebe an mich denken. So werden wir wohl getrennt sein, aber doch vereinigt, und wir werden beide an dieser unnatürlichen Lage zu Grunde gehen. Wird nicht mein zukünftiges Leben eine einzige große fortgesetzte Sünde sein? Ist es mir möglich, sein Bild aus meiner Seele auszulöschen, während mein Körper einem andern gehört? Habe ich das Recht, sein Leben zu zerstören, indem ich treulos bin? Und begehe ich nicht auch ein schweres Unrecht gegen Dietrich? Ich werde niemals so sehr heucheln können, daß er sich einbilden kann, ich liebte ihn, und so werde ich die Schuld tragen, wenn dieser haltlose und doch der Liebe bedürftige Mann sich von mir abwendet und auch sein Leben zu einer Lüge macht. Nein, es hat alles seine Grenze, und die göttliche Vorsehung, welche mir diesen unauslöschlichen Drang ins Herz gab, kann nicht wollen, daß ich mich selbst vernichte, indem ich mein Herz ersticke. Wenn ich ja verurteilt bin, eine Schlechtigkeit zu begehen, so soll es wenigstens eine Schlechtigkeit sein, deren Folgen in ihrer ganzen Schrecklichkeit nicht so sicher sind und nicht so klar von mir vorausgesehen werden. Wenn mir ein volles Glück nun einmal nicht bestimmt ist, da ich wohl sehe, daß der Gedanke an meinen Vater mich auch inmitten der Liebe nicht verlassen wird, so will ich doch der Natur ihre Rechte lassen und das kleinere Unglück wählen.

In solche Überlegungen vertieft, sah Dorothea die Stunden des Vormittags langsam und peinvoll dahinschleichen. Sie zeigte ihrem Vater und der Gräfin ein ernstes, blaßes Gesicht und wußte den fragenden Blicken des erstern eine solche Miene entgegenzusetzen, daß er für jetzt nicht auf einer Beantwortung seines Verlangens bestand.

Lassen Sie ihr Zeit! flüsterte die Gräfin dem Baron. Das liebe, süße Kind ist überrascht, wie junge Mädchen immer sind, aber ich weiß, daß es ihr niemals in den Sinn kommen könnte, der geheiligten Autorität des Vaters und den Traditionen des Geschlechts der Sertus zu widersprechen.

Es ist recht fatal, daß Dietrich jetzt gerade abwesend ist, antwortete Baron Sertus.

Sehr fatal, aber der Dienst, lieber Baron! Mein Sohn setzt natürlich dem Dienst jedes andre Interesse nach.

Der Baron nickte zustimmend mit dem Kopfe. Der wahre Sinn für das, was Dienst ist, kommt in der Neuzeit auch mehr und mehr ab, sagte er dann. In frühern Zeiten gab es noch ein Gefühl für Pflicht, und deshalb auch ein Gefühl für Verantwortlichkeit. Jetzt steckt sich alles hinter die Gesetze, und der Mut der persönlichen Vertretung der Dienstpflicht wird nur noch bei wenigen gefunden. Eine natürliche Folge der Revolution! Denn wenn der König nicht mehr persönlich vor Gott verantwortlich ist wegen einer christlichen Regierung, sondern über sich ein Gesetz kennt, das die sogenannten Volksvertreter ausgeklügelt haben, was sollen da die Beamten thun? In keinem steckt mehr das rechte Bewußtsein, daß er vom König an seinen Platz gestellt ist und da in Gemäßheit der göttlichen Ordnung stehen bleiben muß, mag ihn der Teufel oder die Guillotine holen wollen. Sondern die klugen Beamten gucken in die Gesetzbücher und sehen dort nach, wie die Ausübung ihres Dienstes sich mit der sogenannten Konstitution verträgt. Da ist es denn freilich kein Wunder, wenn wir einen Fortschritt nach dem andern erleben, wenn sich eine Feigheit an die andre reiht und ein Gesetz sich aus dem andern herausentwickelt, bis wir schließlich auf ganz gesetzmäßigem Wege bei der Republik angekommen sein werden.

Sehr richtig, lieber Baron, erwiederte die Gräfin seufzend. Und das schlimmste ist, daß es in der Familie nach denselben Grundsätzen zugeht. Wie in Beamtenkreisen nach den Gesetzen der Konstitution, so wird in den Familien nach den Gesetzen der Natur gefragt. Der Katechismus wird abgedankt, dafür werden Naturwissenschaften getrieben. Die Folge davon ist, daß die Kinder mit den Eltern disputiren und dem Naturrecht anstatt dem elterlichen Befehle folgen wollen. Daher rührt vieles Schlimme. Denn die Familie ist die erste Grundlage des Staates, und alles, was hier privatim gesündigt wird, rächt sich notwendigerweise im allgemeinen. Deshalb ist es für mich auch eine wahre Erquickung, in Ihr Haus hineinzusehen, lieber Baron. Schloß Eichhausen ist noch so eine stolze Burg alter guter Zeiten, wo das Recht von Gottes Gnaden gilt und das Familienhaupt seine Autorität heilig zu halten weiß.

Während Gräfin Sibylle mit diesen und ähnlichen Worten dem Baron zu schmeicheln und ihn zu energischem Verfahren mit seiner Tochter aufzustacheln suchte, und während Dorothea in halber Verzweiflung einer Entscheidung ihres Schicksals entgegensah, war Eberhardt, noch ganz durchglüht von Dorotheens erster Umarmung, mit dem kleinen Brief beschäftigt, den er von ihr erhalten hatte und worin er aufgefordert wurde, zwischen vier und fünf Uhr nachmittags an dem schwarzen Teich bei Eichhausen zu sein.

Es waren nur sehr wenige Worte, die ihn zu diesem Stellbuchein luden, aber Eberhardt hatte doch lange daran zu thun, sie zu lesen. Er untersuchte die zierlichen, schlanken Schriftzüge, als könnte er aus ihnen herausfinden, was die Schreiberin gedacht habe, als sie ihn zu kommen bat. Was mochte vorgefallen sein? Die Stunde war eine ungewöhnliche. Hatte er doch von ihr vernommen, daß sie den ganzen Tag über beobachtet sei, und war dies doch der Grund gewesen, daß sie ihm die entzückende Einladung zu dem mondhellen Abend in ihrem vertrauten Gemach gegönnt hatte!

Er sah dieser Stunde mit kaum geringerer Ungeduld entgegen als Dorothea selbst, und wanderte, obwohl ein leichter Sprühregen vom grauen Himmel herabwehte, am Strande spazieren, indem er versuchte, seine eilenden Gedanken durch die beruhigende Musik der Wellen einzuschläfern. Aber er war glücklich. Der trübe Himmel und das unruhige Meer, welche den hereinbrechenden Herbst verkündeten, waren für ihn eine sanfte und liebliche Umgebung, und er hörte aus den grollenden Elementen immer nur die eine süße Melodie heraus, welche die Gewißheit der Liebe begleitet.

(Fortsetzung folgt.)



Notizen.

Deutsche Familiennamen aus Appellativbenennungen von Frauen. Von den metronymischen Namen (Grenzböten 1883, S. 330 f.), denen ein weiblicher Eigename zu Grunde liegt, unterscheiden sich diejenigen Namen, welche einen weiblichen Gattungsbegriff bezeichnen. Während es unter den Familiennamen, die zu der ersten Art gerechnet werden, einige giebt, deren Deutung auch auf andern und besonders auf dem Wege, welcher für die Erklärung der zweiten Art am meisten geeignet sein dürfte, versucht werden kann, finden sich einzelne Namen dieser zweiten Art, denen möglicherweise das metronymische Verhältnis innewohnt. Ihr wesentlicher Charakter ist aber überwiegend ein anderer: es sind sogenannte Spitznamen, welche in der mittelalterlichen Zeit überhaupt eine große, bedeutsame und umfangreiche Rolle spielen.

Wenn heute Familiennamen wie Frau, Frauenzimmer, Mädchen begegnen, so erhebt sich leicht die Frage nach dem Ursprung und der Beziehung solcher ungewöhnlichen Namen. Es leidet indessen wohl keinen Zweifel, daß sie in erster Linie für einen Mann passen, dessen Aussehen dem eines Frauenzimmers gleich oder ähnlich ist. Der Hauptsache nach derselben Beschaffenheit wird der Name Jungfer sein, dessen Identität mit einem gleichlautenden Ortsnamen vorzüglich deswegen zurückgewiesen werden muß, weil er schon in einer Urkunde des dreizehnten Jahrhunderts und zwar mit ausdrücklicher Beifügung der lateinischen Übersetzung (*junefrowe puella*) verzeichnet steht. Nühren die genannten Namen von der äußern Erscheinung der Männer her, denen sie, sei es in spottendem oder harmlosem Sinne, zuerst beigelegt worden sind, so läßt sich der von dem ursprünglichen Begriff eines mythologischen Eigennamens abgelöste Name Venus, den nicht bloß zu Goethes Zeit ein weimarischer Beamter geführt hat, sondern viele Familien in Berlin, Dresden und gewiß an manchen andern Orten noch heute tragen, auf frauenhafte Schönheit eines Mannes zurückführen. Schwerer fällt es, die Beziehung der ihrer wörtlichen Bedeutung nach keinem Zweifel unterworfenen Namen Braut und Wittib zu erkennen. Metronymisch können sie nicht wohl sein, auch läßt sich der Begriff der Ähnlichkeit in Betreff einer Eigenschaft nicht leicht behaupten; wahrscheinlich berufen sie sich auf Besonderheiten oder Gewohnheiten, deren sich einige denken lassen, z. B. eines Mannes, der in auffallender Weise auf Brautschau aus-

geht oder das Wort Braut im Munde führt, und eines andern, dem die Sorge für Witwen vorzugsweise am Herzen liegt und der sich darnach beträgt und äußert.

Mehrere Familiennamen, welche dieser Gattung anzugehören scheinen und auch zu derselben gerechnet worden sind, gestatten eine Erklärung aus dem Altdeutschen; wo dies mit Wahrscheinlichkeit nachgewiesen werden kann, wird man sich leicht entschließen, dem oberflächlichen Wortsinne zu entsagen. Schon bei dem Namen Mädchen, welcher oben bei Frauenzimmer und Jungfer seine Stelle gefunden hat, darf die Roseform Matho (zu Madal, Gerichtsplatz) in Betracht kommen, und zwar umso mehr, als heute nicht allein Mädecke, Mättig, Mattke, sondern auch Matgen, Matten und Madlin als Geschlechtsnamen begegnen. Noch bequemer fügt sich Weibchen als Wibikin zu Wibo (vom Stamme Wig, Kampf); vergl. Wiebke, Weiblen, Wiebeking. Wie Lieblein deutliches Diminutiv von Liubo ist, ebenso Liebchen, niederdeutsch Lesken; vergl. Liebche, Liebke, Leveke. Wenn Muther der altdeutschen Form Muother genau entspricht, so ist es nicht unerlaubt, Mutter in gleicher Weise zu erklären; vergl. Muthreich und Müttrich, Muthel und Müttel. Ferner: wenn Mumm und Mumm schwerlich die Bedeutung eines Schreckgespenstes haben, vielmehr mit Momme, Momm (vergl. Mummseu und Mommseu) ins Alttextum zurückreichen, wo die friesische Mundart das auslautende n des Stammes Mon, Mun (Freude; vergl. Mohnicke, Münnecke) in m gewandelt hat, so darf wohl auch für Muhme, Muhm derselbe Ursprung angenommen werden (vergl. Rooms und Rommels aus Nonno, vom Stamme Nand, kühn). Der eben genannte Name Nonno hat sich in heutigen Familien als Nonne, Nonn erhalten; der Versuch, welcher von achtbaren Forschern angestellt worden ist, diesen Namen nebst der Zusammensetzung Nonnemann zu dem weiblichen Appellativbegriff in Beziehung zu bringen, muß für unstatthaft und verfehlt gelten. Daß Schwieger als Name nicht Schwiegermutter bedeute, vielmehr dem alten Kompositum Swidger (altsächsisch swith, hochdeutsch swind, stark) entspreche, begreift sich ohne weiteres; vergl. Schwiegerling, sodann Schwiebert aus Swidbert, Schwiefert aus Swidfried. Mit gleicher Bestimmtheit läßt sich über die Beschaffenheit der Namen Amme und Dame urteilen: Ammo und Damo sind Roseformen von Adamar und Dagmar, Amme noch heute ein friesischer Vorname.

Am Schlusse gedenke ich des sonderbaren Geschlechtsnamens Mägdefrau, den ich aus Mitteldeutschland nachweisen kann. Was mag der Grund gewesen sein, daß einem Manne ein solcher Name beigelegt worden ist? Wann heißt selbst eine Frau so? Vielleicht muß darunter an und für sich eine Frau verstanden werden, welche Mägde vermietet. Aber daß darnach eine ganze Familie benannt werde, dafür bietet sich meines Wissens keinerlei Anhalt. Die Möglichkeit des metronymischen Verhältnisses scheint nicht völlig ausgeschlossen zu sein.

Bonn.

K. G. Andresen.

Für das Volk. Die Verlagsbuchhandlung von Otto Spamer steht, wir wollen hier nicht erörtern, ob mit Recht oder Unrecht, in dem Rufe, durch eine große Anzahl gutgeschriebener und vortrefflich ausgestatteter Bücher um unsre Volks- und Jugendliteratur sich verdient gemacht zu haben. Umso größer war unser Erstaunen, als wir zufällig einem aus diesem Verlage hervorgegangenen Werke begegneten, welches als eine Gabe „für das Volk“ sich anbietet, welches man aber

unserm immerhin christlichen Volke zu widmen nicht hätte wagen dürfen. Weit entfernt, der genannten Verlagshandlung zuzumuten, daß sie sich die Verbreitung einer spezifisch christlichen Literatur solle angelegen sein lassen, können wir doch nicht umhin, ihr einen Vorwurf daraus zu machen, daß sie Waare unter ihrer Flagge gehen läßt, welche wir im Namen des „Volkes“ uns durchaus verbitten müssen.

Vor uns liegt der zweite Band einer „Illustrierten Weltgeschichte für das Volk,“ begründet von Otto von Corvin und Fr. Wilh. Held, in zweiter Auflage. Er enthält die Geschichte des Altertums aus der Feder des erstern der beiden Herausgeber. Im Zusammenhange der Geschichte des römischen Kaiserreichs wird hier auch über die Anfänge des Christentums berichtet. Wir fordern nun von dem Historiker durchaus nicht, daß er die Darstellung derselben etwaigen Reminiscenzen des in der Volksschule empfangenen Religionsunterrichts entnehmen solle. Wir würden uns nicht wundern, wenn das Bild des Stifters der christlichen Religion uns nach Strauß oder Renan gezeichnet würde. Wir müßten dann nur urteilen, daß die insbesondre von deutschen Gelehrten wie Reim, Hase u. a. seitdem betriebene ernste Forschung in nicht zu rechtfertigender Weise vernachlässigt worden sei. Wir würden dem gegenüber für das einzig richtige erkennen, daß ein Historiker, vollends einer, der für das Volk schreibt, überhaupt darauf verzichte, mit den Mitteln historischer Kritik ein Leben Jesu zu entwerfen und sich mit wahrhaft wissenschaftlicher Bescheidenheit damit begnüge, Nachricht zu geben von der Predigt der Apostel, dem Glauben der ältesten Christenheit, also von Dingen, welche sich um vieles klarer dem Auge des Forschers darstellen. Was bietet uns dagegen Herr Otto von Corvin?

Nachdem er uns aufgeklärt, daß die Jugendgeschichte fast aller bedeutenden Männer des Altertums in Dunkel gehüllt, insbesondre die Jugend- und Lebensgeschichte von Religionsstiftern durch eine Menge zweifelhafter Überlieferungen und Fabeln entstellt sei, fährt er fort: „Wir haben schon mehrmals wiederholt, daß der Geschichtschreiber als solcher keiner positiven Religion angehören dürfe, sondern daß er allein über die einer Religion zu Grunde liegenden Thatsachen . . . zu berichten hat. . . . Die Geschichte Jesu, wie sie von den Bekennern der christlichen Religion geglaubt wird, dürfen wir, da wir für Leser schreiben, welche zum Teil sich zum Christentum bekennen, als bekannt voraussetzen. Freilich wird die Glaubwürdigkeit des Inhalts der Evangelien . . . vielfach angefochten . . . und zwar selbst von vielen Theologen. . . . Was wir hier mitteilen, ist das Resultat gelehrter vergleichender Forschungen, und wenn auch die gemachten Angaben sich nicht durchweg streng historisch beweisen lassen, so wohnt ihnen doch dieselbe Glaubwürdigkeit inne, wie den Resultaten so vieler neueren Forschungen. Diese berichtigten die bisher als Geschichte geltenden Lebensbeschreibungen so mancher berühmten Männer des Altertums und stellten sie gar nicht selten als erfunden hin. Jedenfalls aber erachten wir es als die Pflicht eines unparteiischen Historikers, nicht zu verschweigen, in welchem Lichte die Gegner der biblischen Offenbarung und des Glaubens an die Gottheit das Erscheinen und das Auftreten Jesu Christi darstellen.“

Resultat der neuern Forschungen nach Corvin ist nun, daß in Nazareth ein Zimmermann Joseph wohnte, der mit Maria, des Joachim und der Anna Tochter, verlobt war. „Als diese zu einer schönen Jungfrau herangewachsen war, ernährte sie sich und wahrscheinlich auch ihre mittellosen Eltern notdürftig als Haarflechterin und Stickerin. [Woher der Mann das weiß?] Noch vor der Hochzeit wurde Maria schwanger und würde nach dem strengen jüdischen Gesetz dem Tode durch Steinigung verfallen gewesen sein, wenn Joseph sich nicht als Urheber ihres Zu-

standes bekannt hätte. Jüdische Geschichtschreiber [welchen Jahrhunderts?] behaupten, das Gerücht habe Joseph nicht als den Vater bezeichnet; vielmehr habe er nur, um Maria zu retten, sich aus Mitleid mit seiner Verlobten zur Vaterschaft bekannt. Eine jüdische Schmähchrift geht so weit, einen Soldaten als den Verführer der Maria zu nennen; eine andre, mehr glaubwürdige Nachricht giebt aber einen jungen Essäer namens Euphantias als den Vater des Kindes an. Letztere Angabe hat, trotz ihrer Abenteuerlichkeit, vielfach Glauben gefunden; mögen unsre Leser ihre Glaubwürdigkeit prüfen (!).

Die Umstände, unter welchen der junge Essäer Euphantias mit Maria zusammentraf, sind angeblich (!) einem Manuskripte entnommen, in welchem einer der Vorsteher der Gesellschaft die Beichte des Euphantias niedergeschrieben hat. Die bezügliche Stelle lautet: »Und so ereignete es sich mit Maria. Denn der Bruder Euphantias hat bald den Ältesten der Therapeuten zu Palästina gebeichtet, daß er in Nazareth gewesen sei, um die Zeit nach dem Passahfeste. Da habe er, von dem Wege erschöpft, ein offenes Haus gesehen und darinnen ein Mädchen, welches mit starren Augen aufgeschaut habe zum steilen Tabor. Und als sie ihren Blick hingefendet über das Thal mit den galiläischen Hirten und durch die Gebirgsschlucht auf den schmalen Streifen vom galiläischen Meer: da sei ein Wetter entstanden am Himmel mit Feuer und Sturm. Und als die Erde gebebt, da habe das Mädchen laut nach einem Manne namens Joseph gerufen, der auf dem See gewesen — und sie habe laut gebetet, daß Gott ihn erhalten möge, damit erfüllet würde ihres Leibes Sehnsucht. Und weil die Jungfrau schön gewesen und herrlich anzuschauen, da hat der Bruder Euphantias, angethan mit dem weißen Gewande der Essäer, der Sinne Macht gefühlt und ist näher getreten, als er gehört, wissen ihr Herz voll war. Und er hat gesagt: Fürchte dich nicht — du sollst den Sohn gebären, den du wünschest. Da hat die Jungfrau gesagt: Soll ich als Jungfrau schwanger werden? Ich bitte Gott, meinen Leib zu segnen, daß er gebäre den Befreier des Volkes und einen neuen Joschua. — Aber der essäische Bruder redete ihr zu, daß er Macht habe, sie zu segnen und ihren Leib fruchtbar zu machen, und daß er es thue im Geiste, dem er diene. Er aber war in Juda gewesen und hatte gehört, daß des Zacharias lange unfruchtbar genanntes Weib bereits vom Geiste gesegnet und im sechsten Monat schwanger sei. Und als er dieses Maria erzählte, faßte sie Vertrauen zu dem Jünglinge, der gereizt war von ihrer Schönheit und frommen Sehnsucht, und derselbe führte sie in den Rausch des Genusses.«

Das Manuskript erzählt noch mehr, aber das Vorstehende wird genug sein. Der Historiker für das Volk bemerkt dazu u. a.: „Diese Ansicht gewinnt insofern an Wahrscheinlichkeit (!), als auch nach der religiösen [vom Verf. unterstrichen] Tradition, den Evangelien, häufig weißglänzende Engel erscheinen“ u. s. w.

Die Geschichte klingt sehr nach dem vorigen Jahrhundert, nach Bahrdt und Venturini. Aber sie ist auf eine ganz perfide Weise zurechtgemacht.

Wir verschonen den Leser mit ferneren Proben dieser Geschichtschreibung „für das Volk.“ Jeder wird nach dem Mitgetheilten schließen können, was der Verfasser des weitern von Jesus und der ersten Christengemeinde zu berichten hat. Schade um die Illustrationen, die an solchen Text gewandt sind! Die Wissenschaft könnte wohl über den dargebotenen Unsinn lächeln, aber die Sache ist doch zu ernst. Im Namen des Volkes, an welches diese Weltgeschichte sich wendet, protestiren wir gegen solche Austerweisheit eines frivolen Schriftstellergemüths. Von der Verlags- handlung aber dürfen wir wohl erwarten, daß sie den Makel, womit das gekenn- zeichnete Produkt den Ruf ihrer Firma beslekt, zu beseitigen wissen und die Anstöße

der vorliegenden Ausgabe in einer neuen Auflage tilgen werde. Andernfalls würde man christliche Familien aufmerksam machen müssen, daß den Spamerschen Jugend- und Volksbüchern gegenüber Vorsicht geboten sei.

Nachschrift. Durch die Liebenswürdigkeit eines der ersten Kenner alter und moderner jüdischer Literatur sind wir in der Lage, auf die Quelle der gekennzeichneten und ausgezogenen Geschichtsdarstellung hinweisen zu können. Es ist aller Wahrscheinlichkeit nach eine gemeine Fälschung neuesten Datums: Historische Enthüllungen über die wirklichen Ereignisse der Geburt und Jugend Jesu. (Leipzig, Kollmann, 2. Auflage, 1869.) Wir haben keine Ursache, uns mit diesem Nachwerk bekannt zu machen, da uns eine andre Broschüre vorliegt, welche nur die gleichgeartete Vorläuferin jener sein kann: Wichtige historische Enthüllungen über die wirkliche Todesart Jesu. Nach einem alten, zu Alexandrien gefundenen Manuskripte von einem Zeitgenossen Jesu aus dem heiligen Orden der Essäer. Aus einer lateinischen Abschrift (!) des Originals übersetzt. (Leipzig, Kollmann, 6. Aufl. 1849, später auch in weiteren Auflagen erschienen.) Die Erzählung des Spamerschen Geschichtswerkes vom Tode Jesu, von seinem Erwachen und Verschwinden beruht auf diesen Enthüllungen. Wir haben es aber nicht mit dem Verfasser der essäischen Manuskripte zu thun, auch nicht mit Herrn von Corvin, sondern mit der Verlagsbuchhandlung, welche ihren Namen dazu hergiebt, solchem Schwindel Bahn zu brechen in die Herzen unsers Volkes.

Die demokratische Presse in Württemberg. Von den Tagesblättern der Opposition, voran von dem in Stuttgart erscheinenden „Beobachter,“ wird zur Zeit aus Veranlassung eines Strafurtheils, welches gegen einen Anhänger der demokratischen Partei letzter Zeit ergangen ist, eine Sprache geführt, welche deutlich zeigt, was diese Partei in unserm Lande sich erlauben darf. Der zeitweilig in Heilbronn a. N. wohnhafte Schriftsteller Ludwig Pfau hatte bei Gelegenheit der letzten Landtagswahlen in der zu Heilbronn erscheinenden „Redarzeitung,“ einem Blatte, das der nationalen Richtung zugerechnet sein will, aber nichtsdestoweniger unter dem Vorgeben der Unparteilichkeit den unglaublichsten Angriffen und Verunglimpfungen der Anhänger dieser Richtung seine Spalten öffnet, ohne Nennung seines Namens Artikel veröffentlicht, in welchen er die Zulassung der französischen Sprache bei den Verhandlungen im elsässischen Landesausschusse verfocht und dabei den selbstverständlich für nicht wünschenswert erklärten Fall supponirte, daß Württemberg unter französische Herrschaft gerate. Es wurde ausgeführt, wie in einem solchen Falle das Verlangen des Gebrauches der französischen Sprache bei uns eine Unbilligkeit sein würde, und des weitern dann von dem kommenden Tage der Gerechtigkeit u. s. w. geredet. Der Redakteur des Staatsanzeigers für Württemberg sprach sich in sehr gemäßigter Weise gegen die in diesen Artikeln kundgegebene vaterlandsfeindliche Gesinnung aus und wurde darauf von dem Verfasser derselben im „Beobachter“ in der gröbsten Weise beleidigt.

Auf die von ihm deshalb erhobene Privatklage — die Staatsanwaltschaft in Stuttgart hatte das öffentliche Interesse nicht in dem Maße beteiligt erachtet, um ihrerseits die öffentliche Klage zu erheben — war Pfau von dem Schöffengericht zu Stuttgart in erster Instanz zu einer Woche Gefängnis, der Redakteur des „Beobachters“ zu 50 Mark Geldstrafe kostenfällig verurteilt worden. In der von beiden

Parteien angerufenen Berufungsinstanz, der Strafkammer des königl. Landgerichts Stuttgart, wurde das Urteil gegen Pfau auf vier Wochen Gefängnis, gegen den Redakteur des „Beobachters“ auf 100 Mark Geldstrafe unter solidarischer Haftbarkeit der beiden Angeklagten für die Kosten erhöht.

Dieses in Anbetracht der ergangnen Beschimpfung des Klägers milde Urteil, welches die Einwendungen des Angeklagten, seine Angriffe seien lediglich sofortige Erwiderungen der gegen ihn ergangnen Verleumdung gewesen, als durchweg unbegründet zurückweist, wird nun als ein ungerechtes, drakonisches hingestellt, das dem Verurteilten von allen Seiten Kondolationen und Sympathieerklärungen verschafft habe, welche beweisen sollen, „wie tief das Rechtsgefühl getroffen sei“; das Urteil sei geeignet, „den Glauben des Volkes an das deutsche Recht zu erschüttern“ u. s. w.

Von welcher Seite derartige Kundgebungen dem Verurteilten zugehen mögen und was auf sie zu geben ist, braucht nicht ausgesprochen zu werden; bedauerlich aber ist es, wenn sich ein Mann diesen Leidtragenden anschließt, von dem eine objektivere Beurteilung zu erwarten gewesen wäre. In Nr. 131 des „Beobachters“ (9. Juni) ist ein Brief des „berühmten Münchner Rechtslehrers Professor v. Brinz, einst einer Bierde unsrer Landesuniversität“ an Pfau abgedruckt, welcher lautet: „Verehrter Freund! Soeben teilt man mir das über Sie verhängte Urteil mit. Was ich mit Ihnen als eine ganz unzweifelhafte und sodann auch allergiftigste Verleumdung empfunden habe, ist, in mir unbegreiflicher Weise, als eine solche vom Gerichtshof nicht erkannt worden. Schmerz und Teilnahme erfüllt mich, verehrter Freund. Grüßen Sie — — — und suchen Sie wenigstens einigen Trost in der treuen Anhänglichkeit Ihrer Freunde, darunter des Professors der Rechte Dr. Brinz. Schwabing/München, 6./6. 83.“

Das Gericht hat die „ganz unzweifelhafte und allergiftigste Verleumdung“ des Klägers gegen den Angeklagten wohl darum „nicht erkannt,“ weil es sich nicht von den Anschauungen und Wünschen der demokratischen Partei beeinflussen ließ, sondern unbekümmert um deren Anfechtungen das Gesetz zur Grundlage seiner Entscheidung machte. Daß solche Richter nicht nach dem Geschmade der Volkspartei sind, bedarf von seiten der letztern keiner Versicherung, die große Mehrzahl des Volkes aber wird sich glücklich schätzen, Richter zu haben, welche sich um die Anmaßungen einer Partei nicht kümmern und nicht zu kümmern brauchen. Daß dies allerdings dann nicht mehr der Fall wäre, wenn wir eine Errungenschaft zu beklagen hätten wie die in derselben Nummer des „Beobachters“ verherrlichte Reform des französischen Gerichtswesens, der zufolge die an die Herrschaft gelangte Partei die ihr nicht willfährigen Richter absetzt und durch ergebene Diener ersetzt, ist klar. Eben deswegen aber wollen wir hoffen, daß wir uns derartiger Segnungen niemals zu erfreuen haben werden, und daß „die die Lösung der Frage [der Absetzbarkeit der Richter] erschwerende Monarchie“ es der demokratischen Partei ein- für allemal unmöglich machen wird, die Gesetze ungestraft zu übertreten.





Was im Collegium Germanicum gelehrt wird.



Im Januar d. J. waren es dreihundert Jahre, daß Papst Gregor XIII. das von den Jesuiten gegründete Collegium Romanum zur Universitas Gregoriana, einem Seminar für alle Völker, erhob. Nach Aushebung des Jesuitenordens und während der französischen Herrschaft verwaist, von Leo XII. wiederhergestellt, wurde die Anstalt nach Besetzung Roms durch die Italiener säkularisirt. Seitdem ist das Collegium Germanicum als Aushilfe benutzt und Zöglingen aller Länder geöffnet worden, deren Zahl mit jedem Jahre wächst. Dieses Collegium, von Ignaz von Loyola gestiftet, unter den Drangsalen des Krieges und der Hungersnot eine Zeit lang eingegangen, wurde von Gregor XIII. wiederhergestellt und mit so großen Grundstücken und so reichen Mitteln ausgestattet, daß hundert Alumnus darin unterhalten werden konnten; zugleich erließ dieser Papst die Vorschriften über Disziplin und Studien, die heute noch beobachtet werden. Gegen Ende des vorigen Jahrhunderts hat man berechnet, daß 220 Zöglinge dieser Anstalt es zur Bischofswürde gebracht hatten, desgleichen haben viele Päpste, auch der jetzige, und viele Kardinäle in derselben ihre Ausbildung erhalten.

Nach den Vorschriften Gregors XIII. sollen die Zöglinge von ehrenwerter Herkunft sein, keinen kränklichen oder mißgestalteten Körper und keinen Jungsfehler haben, im Alter von ungefähr zwanzig Jahren stehen und ein Gymnasium absolvirt haben. Sechs Monate nach ihrem Eintritt in das Collegium müssen sie einen Eid leisten, sich dem geistlichen Stande widmen, in demselben dem Vaterlande nützen und kein andres Geschäft nebenher treiben zu wollen. Ohne Begleitung auszugehen ist streng verboten. Die Dauer der Studien ist auf sieben Jahre festgesetzt, von denen drei den philosophischen und vier den theologischen Fächern zu widmen sind.

Wenn schon der Name Lohola für den Geist birgt, welcher im Collegium Germanicum herrscht, so ist es doch der Mühe wert, sich einmal zu vergegenwärtigen, was dort auf demjenigen Gebiete gelehrt und gelernt wird, auf welchem der päpstliche Stuhl immer häufiger in Zerwürfnisse mit den Staaten gerät, und was man dort namentlich unter dem „Nuzen des Vaterlandes“ versteht. Einen Weg zu dieser Kenntnis bieten die Lehrbücher, die beim Studium benutzt werden. Es sind uns deren zwei zugänglich: 1. *Juris ecclesiastici publici institutiones auctore Camillo Tarquini e societate Jesu sanctae ecclesiae romanae cardinali. Editio octava Romae ex typographia polyglotta S. C. de propaganda fide 1882 (170 Seiten)*; 2. *Juris ecclesiastici privati institutiones ad textus decretalium enarrationem ordinatae ad usum praelectionum in Schola Institutionum Canoniarum in Pontificia Universitate Gregoriana. Ann. Sch. 1881 (594 Seiten).**) Das zweite Lehrbuch ist nicht gedruckt und nicht in den Buchhandel gegeben, sondern nur lithographirt zum Gebrauche der Studirenden. Es unterliegt von Zeit zu Zeit einer neuen Bearbeitung. Mehrere Stellen in demselben lassen vermuten, daß die ursprüngliche Redaktion dieses zweiten Werkes vom Verfasser des ersten, dem Jesuiten Tarquini, herrührt. Einige Stellen, in welchen von ihm als von einem Dritten gesprochen wird, sind offenbar spätere, nach seinem Tode gemachte Einschaltungen.

Aus diesen Büchern lernen wir, was die Kurie und der für die große Karriere ausgebildete Klerus sich bei gewissen Kunstausdrücken denken, deren sie sich in ihren Kundgebungen gern bedienen, von denen sie aber eine Definition zu geben vermeiden. Schritt für Schritt werden wir überrascht, nicht durch Neues, sondern durch Altes, ganz Altes, durch Dinge, die wir in der Schule hörten und lasen, etwa mit der Empfindung, mit welcher wir heute eine Sammlung prähistorischer Funde betrachten. Aber die Ansprüche, welche die Päpste in den Zeiten ihrer größten Überhebung geltend machten und einfach daraus ableiteten, daß sie die Statthalter Christi seien, werden, in ein Gewand von Wissenschaft gekleidet, als geltendes Recht hingestellt.

Zunächst ein Wort über diese Art von Wissenschaftlichkeit. In dem *Jus ecclesiasticum publicum* behandelt Tarquini die Verfassung der Kirche; im Widerspruche mit der deutschen Wissenschaft trennt er davon das Privatkirchenrecht, unter welchem er die Gesetze versteht, nach welchen die Mitglieder der Kirche regiert und dem Ziele der letztern entgegengeführt werden. Er erwähnt, daß diese Sonderung von den deutschen Gelehrten, namentlich von Philipps, verworfen wird, meint aber, daß der letztere, ein so ausgezeichnete Schriftsteller er auch sei, in diesem Punkte durch „eine vielleicht in Deutschland herrschende absurde Vorstellung“ irregeführt sei. Das öffentliche Kirchenrecht nun ist durch-

*) Das erste Buch ist in den weiterhin folgenden Zitaten mit Publ., das zweite mit Priv. bezeichnet.

weg in der Form des Syllogismus gehalten, d. h. des aus zwei Prämissen gezogenen Schlusses, der in dem geläufigsten Beispiele lautet: Alle Menschen sind sterblich, Cajus ist ein Mensch, folglich ist er sterblich. Dieser Schluß kommt in allen seinen Unterabteilungen vor, namentlich als kategorischer, hypothetischer und disjunktiver. Wie leicht er zu mißbrauchen, wie gefährlich er ist, haben wir wohl alle an uns selbst erfahren, aktiv und passiv.

Da wird der Geist euch wohl dressirt,
In spanische Stiefel eingeschnürt.

Jedes Thema beginnt mit einem Lehrsatz, der durch einen solchen Schluß bewiesen wird. Darauf folgen in der Regel ein oder mehrere Einwürfe und auf diese die Widerlegung derselben, wieder bewiesen durch einen Syllogismus. In den Einwürfen erscheinen die wichtigsten Streitfragen, die zwischen dem päpstlichen Stuhle und den Staaten, zwischen der römischen Kirche und andern Konfessionen und im Schoße der erstern vorgekommen sind; jedoch sind die Argumente der Gegner so wiedergegeben, daß die Widerlegung nicht schwer wird. Eine Schrift zu kritisiren, die auf diese Weise die Fragen, welche die kirchliche Welt am tiefsten und dauerndsten bewegt haben, mit dem Ausspruche der Endgiltigkeit durch einen Syllogismus entscheidet, würde mehr als 170 Seiten erfordern. Diese Blätter sind also nur dazu bestimmt, den Umriss des Systems zu zeigen und einige seiner auffallendsten Ergebnisse auch denjenigen vorzuführen, für welche die Lehrbücher des Collegium Germanicum nicht bestimmt sind.

Während Maistre und die gesamte theologische Juristenschule von einem Naturrechte nichts wissen wollen, während Philipps sein Kirchenrecht mit der Religion beginnt, beruht das System Tarquini's zunächst auf einer naturrechtlichen Untersuchung darüber, wie „eine vollkommene Gesellschaft“ (*perfecta societas*) beschaffen sein, welche Gewalt (*potestas*) sie ihrer Natur nach über ihre Mitglieder und über Auswärtige haben müsse. Diese Abhandlung gleichsam in unbenannten Zahlen läuft darauf hinaus, daß die Verfassung einer vollkommenen Gesellschaft der Absolutismus sein müsse. Das Wort wird allerdings von dem Verfasser vermieden, der Begriff ergibt sich aber aus mehreren Stellen, in welchen die Rede ist von „demjenigen, in welchem die Gewalt der Gesellschaft ruht,“ und aus dem Satz (Publ. S. 11): „Es widerstreitet dem Begriffe des Gesetzes, daß die Annahme desselben seitens des Volkes notwendig sei, um es in Kraft treten zu lassen.“ Welche Gewalt eine vollkommene Gesellschaft gegen die ihr nicht Angehörigen haben soll, wird sich bequemer weiterhin anführen lassen.

Im folgenden Abschnitt wird gelehrt, daß die Kirche von Gott als eine vollkommene Gesellschaft und als die oberste Gesellschaft gestiftet worden sei, und daraus gefolgert, daß sie die im vorhergegangenen Abschnitt gezeichnete Verfassung haben müsse. Damit wird dann verständlich, weshalb der Verfasser

überhaupt das Naturrecht herangezogen, und weshalb er es der Offenbarung vorangestellt hat. Aus der Bibel lassen sich auch mit der größten syllogistischen Kunst nicht alle Befugnisse herleiten, welche er dem absoluten Herrscher der Kirche beilegt. Hätte er die Bibel vorangestellt, so hätte er die Offenbarung durch sein sogenanntes Naturrecht ergänzen müssen; es ist begreiflich, daß er es vorgezogen hat, die Bestätigung seines Naturrechtes durch die Offenbarung zu behaupten.

Endlich findet Tarquini sich auch noch mit der Geschichte und mit der historischen Juristenschule ab, und zwar folgendermaßen. Die Kirche hat schon vor Christo von Ewigkeit her existirt (Publ. S. 57). Seit seinem Erscheinen hat das Kirchenrecht eine *evolutio* durchgemacht (Priv. Proleg. I, 1), bedingt durch die zunehmende Zahl der Christen, die geographischen Verhältnisse und die politischen Veränderungen, und successiv ausgedrückt in der Bibel, in Gewohnheiten, in den Schriften der Kirchenväter, den ökumenischen Konzilien, den Gesetzen der Kaiser Theodosius und Justinian, „soweit sie von der Kirche acceptirt sind,“ den Dekretalen der Päpste u. s. w. Es ist zu bedauern, daß diese Geschichte des Kirchenrechts und seiner Quellen mit dem durch die protestantium *seditio* (Publ. S. 10) veranlaßten Tridentiner Konzil abbricht und nur noch die Erlasse der Kongregationen erwähnt, sodaß man nicht erfährt, wie sich das vatikanische Konzil zu der vorangegangenen Entwicklung verhält, ob dasselbe dem Kirchenrechte seinen Abschluß gegeben hat, oder ob unter veränderten Verhältnissen eine weitere Evolution denkbar ist. So ist das Kirchenrecht auf drei Postamente gestellt, eine Stellung, die, mathematisch betrachtet, am besten vor dem Wackeln bewahrt.

Die Gewalt der Kirche ist nach dem Cardinal eine dreifache, die gesetzgebende, die richterliche und die nötigende (*coactiva*). Was der Verfasser über die Ausübung dieser dreifachen Gewalt sagt, hätte er kürzer so ausdrücken können: Unter Kirche ist allemal der Papst zu verstehen. Ebenso verhält es sich mit dem Temporalien. Angeblich gehören sie der Kirche, der einen, universalen Kirche, in Wirklichkeit soll der Papst das Recht haben, sie zu verwalten, also auch über ihren Besitz zu verfügen und sie zu veräußern. (Priv. 435, d.) Dabei wird die Frage aufgeworfen: Wie aber, wenn ein Wertobjekt durch Testament oder Schenkung ausdrücklich einer bestimmten Kirchengemeinde oder einem Orden zugewandt worden ist? Die Antwort lautet, in solchen Fällen sei immer die stillschweigend vorausgesetzte Bedingung anzunehmen: Wenn nicht der Papst in der Fülle seiner Gewalt über das Kirchengut, dessen einziger Richter er ist, anders bestimmen sollte.

Als Probe der Methode, und wegen der wissenswerten Dinge, welche darin zum Vorschein kommen, geben wir mit Weglassung des reintheologischen einen Einwand, der gegen die volle Gerichtsbarkeit der Kirche erhoben wird, und die Widerlegung desselben.

Einwand. Volle Gerichtsbarkeit, so wie sie in einer vollkommenen Gesellschaft vorhanden sein muß, begreift die sogenannten Majestätsrechte in sich und erfordert ein Gebiet (territorium), in welchem dieselben auszuüben sind. Nun hat aber die Kirche erstens kein Gebiet und zweitens keine Majestätsrechte, weil sie eine geistige Gesellschaft ist und daher nur geistige Mittel anwenden, der weltlichen aber sich enthalten soll, gemäß 2. Tim. II, 4, ferner weil sie nach der Vorschrift ihres göttlichen Stifters, Luc. XXII 25, 26, vor aller Herrschaft (dominatus) einen Abscheu haben soll, endlich weil in Verfolgung eines geistigen Zweckes die Freiheit dem Christen nach dem Dogma zu bewahren ist, weshalb die Waffen und die Gewalt des geistlichen Beamten nur in Ermahnungen, in Thränen, in Geduld bestehen dürfen, 2. Tim. IV, 2, 5, mit welcher Stelle übereinstimmen Ambrosius, Chrysostomus und alle Kirchengelehrten, welche der Kirche wenigstens das Recht über Leben und Tod (jus gladii) bestreiten. Folglich hat die Kirche keine volle Gerichtsbarkeit.

Widerlegung. Vorausgeschickt, daß wir unter dem Worte majestas, wovon Majestätsrechte abgeleitet sind, das imperium verstehen, d. h. den Inbegriff der Rechte, die zur vollständigen Gewalt (potestas) gehören, und unter dem Worte territorium hier einen Ort, in welchem eine Gesellschaft gleichsam vermöge einer aktiven Servitut das Recht hat, ihre Gerichtsbarkeit auszuüben, auch wenn das bürgerliche Eigentum des Ortes andern gehört, dies vorausgeschickt gebe ich den Obersatz [daß zur vollen Gerichtsbarkeit Majestätsrechte und ein Territorium gehören] zu; auf den Untersatz antworte ich aber Punkt für Punkt wie folgt:

a) daß die Kirche nicht ein Territorium in dem eben angegebenen Sinne habe, bestreite ich; denn das Recht, die Gerichtsbarkeit auszuüben, ist ein unvermeidliches Korollarium der berechtigten, sogar notwendigen Existenz der Kirche, weil die Verpflichtung, den Zwecken der Kirche nachzustreben, alle Menschen verbindet. Wenn aber die berechnete und, was mehr ist, die notwendige Existenz einer solchen Gesellschaft, die nach ihrer Natur und nach dem Willen ihres göttlichen Stifters unabhängig und vollkommen, zugegeben ist, so kann die Gesellschaft nicht alles das entbehren, was notwendig zu ihrer Erhaltung ist, wozu vor allem das Recht gehört, die Gerichtsbarkeit auszuüben. Wie also ein Gebiet den bürgerlichen Behörden angehört, damit sie des weltlichen Zweckes ihrer Gesellschaft walten, so gehört dasselbe auch der Kirche an, damit sie ihren Zweck verfolge, welcher der oberste ist, und welchem der weltliche untergeordnet sein muß. Da es aber niemand giebt, der nicht diesem Zwecke der Kirche untergeordnet wäre, und daher die Kirche nach ihrer Natur und Einsetzung eine katholische Gesellschaft ist, so ist der ganze Erdkreis Territorium der Kirche.*)

b) Daß die Kirche nicht Majestätsrechte in dem oben erklärten Sinne habe, leugne ich, weil sie, wie oben bewiesen, eine vollkommene Gesellschaft ist und ihr daher der Inbegriff von Rechten zusteht, der einer vollkommenen Gesellschaft eigen ist.

c) In Betreff des Grundes, daß die Kirche eine geistige Gesellschaft sei und sich daher nur geistiger Mittel bedienen sollte, mache ich in beiden Punkten eine Unterscheidung. Daß die Kirche eine geistige Gesellschaft bezüglich ihres Zweckes ist, räume ich ein, daß sie es in Betreff ihres Inhaltes oder der Mitglieder, aus denen sie besteht, sei, bestreite ich, da sie nicht aus Geistern, sondern aus Menschen besteht. Daß sie sich geistiger Mittel bedienen müsse, gebe ich zu, soweit darunter Mittel

*) Also als temporale (vgl. oben) Eigentum des Papstes.

verstanden werden, die zu dem Zweck im Verhältnis stehen; soweit man aber darunter Mittel begreift, die an sich und ihrer Natur nach rein geistig sind, widerspreche ich. Denn wer nicht ganz unverständlich ist, der weiß, daß die Menschen, deren Geist mit dem Körper verbunden ist, durch rein geistige Mittel nicht in Bewegung gesetzt, gebessert, gezwungen und zu einem wenn auch geistigen Ziele geführt werden können. Daß der Inhalt, die Eigenschaft und das Verhältnis der Mittel durch die Notwendigkeit des Zweckes zu bestimmen sind, ist schon oben gesagt.

e) Was den dritten Grund betrifft, daß die Kirche nach Luc. XXII, 25 und 26*) vor aller Herrschaft Abscheu haben solle, so ist zu unterscheiden. Daß die Kirche alle Herrschaft zu verabscheuen hat, sofern unter dem Ausdruck ein Geist des Ehrgeizes verstanden wird, vermöge dessen jemand sich andern unterwirft zum Zwecke seines persönlichen Ruhmes oder seines Privatvorteils, räume ich ein; sofern darunter aber das Amt verstanden wird, zu regieren und die zweckdienlichen Mittel in geeigneter Weise anzuwenden, so bestreite ich das. Das letztere würde nämlich heißen, daß die Kirche Abscheu vor ihrem Amte haben solle, was nicht nur gottlos, sondern auch albern wäre.

f) Wenn die Rede davon ist, die Menschen durch äußere Einwirkungen auf ein kirchliches Ziel, d. h. auf die ewige Seligkeit hinzuleiten, so mache ich einen Unterschied. Daß die Freiheit vor Zwang bewahrt sein muß in Betreff der Ungläubigen, die an die Kirche heranzurufen sind, gebe ich zu, in Betreff der Getauften aber, welche der Fürsorge und der Gewalt der Kirche unterworfen sind, stelle ich es in Abrede. (Dazu vergl. man Priv. § 58: Diejenigen, welche den Charakter der Taufe tragen, sind an und für sich den Gesetzen der Kirche unterworfen, mögen sie Katholiken sein oder Ketzer, Apostaten u. d., indessen kann die Kirche sie, wenn sie will, dann und wann von dem Gesetze eximiren.) . . .

i) Daß alle Kirchenlehrer der Kirche das jus gladii absprächen, ist ein Irrtum; es fehlt nicht an Gelehrten, die sogar den härtesten Tadel gegen diejenigen äußern, welche dem Papste und dem allgemeinen Konzile eine solche Gewalt absprechen wollen. Die unmittelbare Ausübung dieses Rechtes ist den niedern kirchlichen Behörden allerdings durch Kirchengesetze untersagt. Was dagegen den Papst und das allgemeine Konzil betrifft, deren Gewalt durch keine Kirchengesetze beschränkt werden kann, so ist ohne Zweifel daran festzuhalten, daß dieses Recht ihnen mittelbar zusteht, d. h., daß sie von einem katholischen Fürsten verlangen können, daß er die Todesstrafe über die Delinquenten verhängt, wenn das eine kirchliche Notwendigkeit ist. Es läßt sich aber auch durch nichts beweisen, daß ein solches Recht von dem obersten Beamten der Kirche im Falle der Notwendigkeit nicht auch unmittelbar ausgeübt werden könne. Das Naturrecht, nach welchem die Kirche eine vollkommene Gesellschaft ist, lehrt das Gegenteil, und aus dem positiven göttlichen Rechte kann keine Stelle angeführt werden, die ein Verbot enthielte. Das einzige Argument, welches etwas triftiger erscheint, nämlich der immerwährende Nichtgebrauch, hat doch nicht die Kraft eines vollen Beweises, da sich nicht nachweisen läßt, ob der Nichtgebrauch von einem Mangel an Gewalt, oder nicht vielmehr von einem Mangel an Gelegenheit herkommt, das letztere entweder, weil von dem Gebrauche des Rechtes ein erheblicher Schaden zu befürchten gewesen wäre, oder weil die Dienste der bürgerlichen Gesellschaft zur Verfügung gestanden hätten.

*) Er aber sprach zu ihnen: Die weltlichen Könige herrschen, und die Gewaltigen heißet man gnädige Herren. Ihr aber nicht also, sondern der größte unter euch soll sein wie der jüngste, und der vornehmste wie ein Diener.

Von ganz besonderm Interesse ist heutzutage die Lehre des jesuitischen Kardinals über das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Staaten und zu andern Konfessionen. Den Grund zu seiner Doktrin legt er in den Abschnitten von dem Konflikte zweier Gesellschaften (Publ. S. 22), in welchem die nachstehenden beiden Lehrlätze aufgestellt und bewiesen werden:

Wenn zwei Gesellschaften von verschiedner Natur, aber aus denselben Mitgliedern bestehend, in Konflikt mit einander geraten, so muß diejenige den Ausschlag geben, welche einen Zweck höherer Ordnung hat.

Wenn Streit darüber ist, wie es sich mit der Notwendigkeit verhält, welche eine jede der in Konflikt geratenen Gesellschaften für sich geltend macht, so steht die Entscheidung derjenigen Gesellschaft zu, welche die höhere ist oder einen höhern Zweck verfolgt, vorbehaltlich des Rechtes der niedern Gesellschaft, ihr Interesse auszuüben.

Aus der Beweisführung für diese Sätze ist die Behauptung hervorzuheben, daß die Kirche die Heiligung des Lebens und die ewige Seligkeit, die bürgerliche Gesellschaft aber das zeitliche Gedeihen bezwecke, die Kirche also die höhere Gesellschaft sei, ferner die, daß es ein Irrtum sei, diejenige Gesellschaft, welche Herrin des Territoriums sei, für die höhere, und die, welche auf diesem Territorium nur existirt, um deswillen für die geringere zu halten.

Es ist zweckmäßig, diese abstrakte Lehre vom Konflikte an einer konkreten Frage zu erläutern, in welcher die katholische Kirche sich mit den Gesetzgebungen aller Staaten faktisch im Widerspruche befindet. Wir meinen die Immunitäten, welche für die Priester in Anspruch genommen werden, insbesondre die Exemption von der staatlichen Strafgerichtsbarkeit. In dem Privatkirchenrecht (Priv. §§ 184, 190 und 191) wird darüber gelehrt:

Es ist als Prinzip hinzustellen, daß die Immunitäten der Geistlichen nicht allein aus dem bürgerlichen Rechte oder irgend einem politischen Verhältnis hervorzunehmen, sondern aus dem göttlichen Rechte abgeleitet sind. . . . Mit Unrecht behaupten also die Regalisten,*) daß die Immunitäten als aus den bürgerlichen Gesetzen allein entspringend, von der weltlichen Gewalt beliebig widerrufen werden könnten. Die Kirche kann zwar um verschiedner Nebenumstände willen unter Leitung des heiligen Geistes die Ausübung jener Immunitäten zuweilen mildern, zuweilen sogar ihre unbillige Verletzung ertragen (tolerare), aber das Prinzip selbst zerstören und die Wahrheit verraten kann sie nicht.

Da das privilegium fori darin besteht, daß die Kleriker weder in Zivil- noch in Strafsachen vor dem Laienrichter zur Rechenschaft gezogen werden können, so ergibt sich, daß die Grundlage dieses Rechtes dieselbe ist, welche wir oben als Quelle der Immunitäten nachgewiesen haben, die durch Aussprüche von Päpsten vermittelte göttliche Anordnung.

*) Mit dem Ausdruck regalistas wurden die Bischöfe bezeichnet, die es mit der französischen Krone gegen den Papst hielten, als der Streit sich erhob, der zur Feststellung der Freiheiten der gallikanischen Kirche führte. Tarquini, der die Bezeichnung oft und immer mit Wegwerfung gebraucht, scheint darunter alle zu verstehen, die dafür halten, daß auf dem Gebiete, wo Staat und Kirche sich berühren, ersterer ein Wort mitzureden habe.

Was aber den faktischen Zustand betrifft, so kann derselbe von dreierlei Art sein: a) so, daß die bürgerliche Gewalt die Rechte der Kirche gemäß den kanonischen Satzungen unverletzt bestehen läßt, und das ist heutzutage nirgends der Fall; b) so, daß das gemeine Recht vermöge einer Konzession der Kirche in irgend einem Punkte durch Konkordate geändert ist, wie mehrfach der Fall gewesen ist; oder c) so, daß durch ein abscheuliches Verbrechen (*scelus*) das Forum der Geistlichkeit in *extornis* (im Gegensatz zum Beichtstuhle) geradezu beseitigt ist, während die Kirche das insoweit erträgt, als sie es nicht zu hindern vermag. Fälle der Art, in welchen die begleitenden Umstände den Zustand zwar nicht ehrenvoll machen, aber einigermassen entschuldigen können, müssen nach dem allgemeinen Prinzipie beurteilt werden, daß etwas, was an sich ein Übel ist, zuweilen als das geringere, aber unvermeidliche Übel ertragen werden muß.

Der lateinische Text dieser delikaten Stelle*) ist dunkel und wird wahrscheinlich von dem Dozenten mündlich mit einer Interpretation versehen, die man nicht einmal hat lithographiren, geschweige denn in dem öffentlichen Kirchenrechte hat drucken lassen. Aber schon bei der summarischen Übersetzung, die wir gegeben haben, werden sich dem Leser manche Fragen aus der Zeitgeschichte aufdrängen. Ist es ein unvermeidliches Übel, daß in Preußen tausend Pfarreien verwaist sind, was die Eingepfarrten schwer empfinden, und daß fast gar kein priesterlicher Nachwuchs vorhanden ist, worüber die klerikale Presse so beweglich klagt? Und sind diese Übel geringer als die Erfüllung der Anzeigepflicht?

Gehen wir nun an der Hand des Kardinals Tarquini näher auf das Verhältnis der katholischen Kirche zu den Staaten ein.

Von der bürgerlichen Gesellschaft sind nach ihren Beziehungen zur Kirche drei Arten zu unterscheiden. Einige sind von der Gewalt der Kirche fast ganz eximirt, nämlich die bürgerlichen Gesellschaften (*societates civiles*) der Ungläubigen. Einige sind zwar der Gewalt der Kirche unterworfen, aber von der Kirche getrennt, nämlich *schismaticorum atque haereticorum respublicae*, die Staaten oder, wie man in Erinnerung an Ciceros Betrachtungen *de tribus generibus rerum publicarum* auch übersetzen könnte, die Regierungen der Schismatiker und Ketzer. Einige aber sind mit der Kirche rite verbunden und gehorchen ihr, wie es sich gehört, nämlich die bürgerliche Gesellschaft der Katholiken. (Publ. S. 47.)

Über das Verhältnis der letztern zur Kirche wird gelehrt:

1. In weltlichen Dingen und unter dem Gesichtspunkt eines weltlichen Zweckes vermag die Kirche nichts in der bürgerlichen Gesellschaft. 2. In denjenigen Anlässen, in welchen entweder an und für sich oder aus einer hinzutretenden Ursache oder Notwendigkeit ein kirchlicher Zweck mitspielt, macht, auch wenn die Anlässe weltlicher Art sind, die Kirche ihre Gewalt geltend, und muß die bürger-

*) Der Text lautet: . . . quatenus id impediendi non valeat. Et hic status vix non ubique est ordinis ecclesiastici, juribus Ecclesiae plane adversus. Porro in hujusmodi statu quaenam rerum adjuncta possint non statum ipsum honestare, sed aliquatenus excusare, dijudicari debet eodem modo ac generale principium quo innititur systema videlicet separationis, quod in se malum debet quandoque ut minus malum, sed necessarium tolerari.

liche Gesellschaft gegen sie zurücktreten. 3. Die Regierung der bürgerlichen Gesellschaft darf nicht atheistisch sein, gleichgiltig in Dingen, welche in den Bereich der Regierung fallen, vorbehaltlich jedoch des Rechts der Kirche, in zweifelhaften Fällen zu entscheiden, was wirklich zur Religion gehört. (Publ. S. 48.)

Die weitläufige Ausführung dieser Sätze besteht hauptsächlich in einer Polemik gegen diejenigen Kirchenväter, die hiervon abweichende Lehren vortragen, und gegen die Regalisten. Folgende Behauptung jedoch, die darin vorkommt, ist von praktischer und sehr weittragender Bedeutung:

Die bürgerliche Gesellschaft soll ihre physische Gewalt der Kirche, wenn diese dieselbe in Anspruch zu nehmen genötigt ist, unbedingt zur Verfügung stellen. Denn obgleich die physische Gewalt von den Individuen an die Beamten der Gesellschaft übergegangen ist, so ist sie doch mit der daran haftenden Last übergegangen; die Last der Individuen aber besteht darin, daß sie der Kirche, deren Mitglieder sie sind, alles, was dieselbe nötig hat, also auch die physische Gewalt, zu gewähren schuldig sind. (Publ. S. 62.)

Auf das Verhältnis der katholischen Kirche zu den ketzerischen, also zu den protestantischen Staaten und Regierungen geht der Verfasser nicht ausdrücklich weiter ein, sondern beschäftigt sich nur mit den Ketzern als Individuen. Man wird aber nicht fehlgreifen, wenn man annimmt, daß er den Satz, der Katholik habe als Beamter des Staates alles zu leisten, was die Kirche von ihm als Privatmann in Anspruch nimmt, analogerweise auch auf die Protestanten angewendet wissen, d. h. behaupten will, daß protestantische Mitglied einer protestantischen Regierung habe sich von den Leitern der katholischen Kirche alles dessen zu verschauen, was ihm als ketzerischen Individuum von ihr angedroht ist. Wir geben daher den betreffenden Abschnitt vollständig.

Unter Ketzern verstehen wir diejenigen, welche, obwohl gehörig getauft, irgend einem Glaubensirrtum mit Hartnäckigkeit anhängen und wegen eines solchen Abfalls landesflüchtig von der Kirche geworden sind. Nach Feststellung dieses Begriffes ist es leicht, die Gewalt der Kirche über sie zu bestimmen.

Erster Lehrsatz: Die Ketzere sind an sich durch die Kirchengesetze verpflichtet.

Beweis: Weil in ihnen das Fundament der Unterwerfung fortbesteht, welches die Taufe ist, da nämlich durch die Taufe ein jeder der Gewalt der Kirche überwiesen wird, ab eodem pascendus.*)

Bestätigung: Die Ursache des Verbrechens befreit niemand von den Gesetzen, weil niemand durch seine Übelthat geschützt sein soll. Nun sind aber die Ketzere nicht anders als um eines Verbrechens willen landesflüchtig von der Kirche. Folglich, u. s. w.

Fernere Bestätigung: Wenn die Ketzere nicht der Gerichtsbarkeit der Kirche unterworfen wären, so könnten sie von derselben nicht einmal wegen Ketzerei bestraft werden. Nun können sie aber deswegen bestraft werden. (Vergl. darüber

*) Das jus pascendi, das Hirtenamt, wird von Tarquini (Priv. § 290) definiert als die potestas regendi, praecipiondi, visitandi seu inspiciendi, causas cognoscendi, reos coercendi etc.

Bellarmin*) De Membr. Eccles. L. III. c. 21, der diese Lehre mit besonderm Fleiße behandelt.) Folglich u. s. w.

Zweiter Lehrsatz: Zuweilen können Umstände eintreten, unter denen anzunehmen ist, daß die Kirche durch ihre Gesetze oder durch ein einzelnes derselben die Ketzer nicht verpflichtet sehen wolle.

Beweis: Es kann manchmal Umstände geben, unter denen die Ausübung der kirchlichen Gerichtsbarkeit über die Ketzer zerstörend und nicht aufbauend wirken müßte und deshalb sehr schwere Nachteile entstehen würden und, wenn nicht die Gerechtigkeit, doch sicherlich die Nächstenliebe Schaden erleiden würde. Unter diesen Umständen ist aber anzunehmen, daß die Kirche durch ihre Gesetze die Ketzer nicht verpflichten wolle. Folglich u. s. w.

Hieraus folgt, daß, so oft ein Zweifel darüber erhoben wird, ob irgendein Kirchengesetz die Ketzer verpflichte, die Umstände darauf zu prüfen sind, ob sie wirklich derart sind, daß bei ihrem Vorhandensein anzunehmen ist, die Kirche wolle das Gesetz nicht auf die Ketzer anwenden.

Man lernt aus diesen Sätzen, daß die römische Kirche ebenfalls diskretionäre Gewalten kennt und zwar solche, die weit über das hinausgehen, was von der preußischen Regierung in der Gesetzbildung von 1880 in Anspruch genommen und von den Amerikanern für etwas ungeheuerliches erklärt wurde. In welchem Sinne die Leitung der Kirche von ihren diskretionären Befugnissen Gebrauch machen wird, je nachdem sie die stärkere ist oder nicht, das zeigt der Ausspruch Kardinal Tarquini's über die Toleranz, mit welchem wir diese Zitate beschließen wollen. (Publ. S. 67.)

Über die bürgerliche Toleranz verdient Tannerus Theol. Scholast. zu Rate gezogen zu werden. In der Kürze kann man folgendes darüber sagen: 1. Daß dieselbe, abgesehen von dem positiven Gesetz, aus zwei Gründen unerlaubt ist, weil es ein Unrecht ist, an der Beschäftigung mit dem Aberglauben der Andersgläubigen sich zu beteiligen, sodann weil es ein Unrecht ist, Katholiken der Gefahr der Verfälschung auszusetzen. 2. Daß folglich, um die Toleranz zu rechtfertigen, dieselben Bedingungen erforderlich sind, welche zur Rechtfertigung dessen, daß jemand sich an der Sünde eines andern beteilige, sich der Gelegenheit oder der Gefahr zu sündigen aussetze, von den Theologen vorgeschrieben werden. 3. Daß in dieser Sache nichts ohne den Papst zu beschließen ist, erstens, weil es sich um einen sehr gewichtigen, auf den Zustand der Kirche bezüglichen Fall handelt, zweitens, weil die bürgerliche Toleranz durch die Kirchengesetze an sich verboten ist.

Noch über verschiedene andre für Politik, Gesetzgebung und Verwaltung sehr bedeutsame Materien, über das Dispositionsrecht, das Placet, den recursus ab abusu, die Konkordate und die römische Interpretation derselben, findet man bei Tarquini Ausführungen, die zwar nicht neu sind, aber als Bestandteile dieser approbirten Lehrbücher nicht so leicht verleugnet werden können

*) Robert Bellarmin, dessen Disputationes de controversiis fidei adversus hujus temporis haereticos bis heute noch die Fundgrube aller Gegner der Reformation und aller Verfechter der römischen Suprematie sind, war Mitglied der Gesellschaft Jesu, wurde 1599 Kardinal und starb 1621 als Präsekt des Collegium Germanicum.

wie die *Civiltà Cattolica* oder die *Flores Jesuitarum*. Mit den Patronen und Zöglingen einer Anstalt, auf welcher solche Jurisprudenz, gekräftigt durch Vorlesungen über Jesuitenmoral, gelehrt wird, wird eine Regierung, gleichviel ob sie protestantisch oder katholisch ist, nie auf Frieden rechnen können, sondern nur auf einen Waffenstillstand, und auch auf einen solchen nur solange, wie er in den Augen der Kurie ein geringeres Übel ist als der Kampf.



Unsre Feuerversicherungsgesellschaften.



in an die Bundesregierungen gerichteter Erlaß des Reichskanzlers und ein an diesen Erlaß anknüpfendes Reskript desselben als preußischen Handelsministers, welches die Verhältnisse der Aktiengesellschaften für Feuerversicherung in Betracht zieht und namentlich die Frage stellt, wie es komme, daß diese so hohe Gewinne beziehenden Gesellschaften im Geschäftsbetrieb den Gegenseitigkeitsgesellschaften, welche doch offenbar den Versicherten größere Vorteile gewähren, sich vielfach überlegen gezeigt haben, hat neuerdings in der Presse Staub aufgewirbelt. Man mutmaßte sofort die Absicht, das Feuerversicherungswesen zu „verstaatlichen,“ obgleich hierüber das Reskript nicht die geringste Andeutung enthält. Aber auch abgesehen hiervon sind natürlich diejenigen mit dem Erlasse sehr unzufrieden, welche die Ansicht vertreten, daß der Staat um die wirtschaftlichen Erscheinungen im Volksleben sich garnicht zu kümmern, vielmehr auf diesem Gebiete alles der „organischen Entwicklung“ zu überlassen habe. Wir teilen diese Ansicht bekanntlich nicht, und wollen hier kurz die Gründe, wenn auch nicht erschöpfend, entwickeln, weshalb wir es mit Freude begrüßt haben, daß der Reichskanzler die fraglichen Verhältnisse zum Gegenstande seiner Fürsorge macht.

Was zunächst die hohen Gewinne der Aktiengesellschaften für Feuerversicherung betrifft, so müssen wir, um der Wahrheit die Ehre zu geben, anerkennen, daß die Prozentsätze, welche man als Dividenden der Aktionäre, öfters in der Höhe von 50, 60, 70 Prozent, in den Kursblättern verzeichnet findet, und welche gewiß schon bei vielen Bewunderung erregt haben, kein ganz richtiges Bild von der Größe des Gewinnes im Vergleich mit der Größe der übernommenen Gefahr abgeben. Während bei andern industriellen Unternehmungen in der Regel das ganze Aktienkapital eingezahlt wird, pflegen die Feuerversicherungsgesellschaften nur einen geringen Teil des gezeichneten Kapitals (etwa 20 Prozent) von den Aktionären wirklich einzuziehen, den übrigen Teil

aber als Schuld der Aktionäre an die Gesellschaft (meistens auf Wechsel) ausstehen zu lassen. Ein solches Verfahren ist möglich, weil in der Regel, so lange nicht besondere Unglücksfälle eintreten, schon die vorausgezahlten Prämien die vollen Mittel gewähren, um eintretende Brandschäden zu decken, und daher die Versicherungsgesellschaften eines Betriebskapitals im gewöhnlichen Sinne kaum bedürfen. Allerdings haften die Aktionäre, wenn die laufenden Mittel zur Deckung der Schäden nicht ausreichen, bis zur ganzen Summe des Aktienkapitals; und es ist daher, wenn sie nur 20 Prozent eingezahlt haben, die von ihnen übernommene Gefahr fünfmal größer als die von ihnen geleistete Baarzahlung. Nach dem Betrage dieser Baarzahlung pflegen aber die als Dividenden bezogenen Prozente in den Kursblättern angegeben zu werden. Und wenn daher bei 20 Prozent Einzahlung eine Dividende von 50 Prozent notirt ist, so ist diese der Gewinn für eine übernommene Gefahr von nicht bloß 100, sondern in Wahrheit von 500. Erwägt man aber, daß bei ordnungsmäßigem Betriebe Nachzahlungen auf die Aktien nur selten in Anspruch genommen zu werden brauchen, und daß auch schon darin ein erheblicher Vorteil für die Aktionäre liegt, daß sie den größten Teil des Aktienkapitals in den Händen behalten und anderweit für sich arbeiten lassen können, so erscheint der Gewinn bei vielen Gesellschaften immerhin als ein sehr erheblicher.

Als mutmaßlicher Grund für die hohen Gewinne wird in dem Reskripte des Handelsministers neben der Höhe der Prämienätze auch die Anwendung ungerechtfertigter Mittel bei Regulierung der Brandschäden angeführt. Es ist ja außerordentlich schwer, auf diesem Gebiete einen umfassenden Überblick zu gewinnen. Auch ist es nicht zu bezweifeln, daß die Gesellschaften in vielen Fällen bei Regulierung von Brandschäden sich durchaus billig finden lassen. Wie beim kaufmännischen Betriebe überhaupt, so führt auch beim Versicherungsbetriebe das eigne Interesse des Industriellen dahin, möglichst „kulant“ zu verfahren, um sich dadurch das Vertrauen und die Kundschaft zu erhalten. Andererseits läßt sich wohl auch glauben, daß nicht selten unberechtigte Spekulationen und Anforderungen wider die Versicherungsgesellschaften gemacht werden, denen entgegenzutreten dieselben alle Ursache haben. Im allgemeinen aber wird man annehmen dürfen, daß die Gesellschaften der großen Mehrzahl derer, welche bei ihnen Versicherung nehmen, geschäftlich weit überlegen sind. Und sie benutzen diese Überlegenheit, um Versicherungsbedingungen zu stellen, welche mit der Billigkeit wider die Versicherten schwerlich vereinbar sind, diese vielmehr im Falle eines eintretenden Schadens mehr oder minder in ihre Hand geben.

Beim Mangel zureichender, in manchen deutschen Ländern sogar aller Gesetze über den Versicherungsvertrag pflegt dessen Inhalt vorwiegend durch die Statuten oder Reglements, welche die Gesellschaften selbst aufstellen, bestimmt zu werden. Eine große Anzahl von Feuerversicherungsgesellschaften hat über diesen Gegenstand sich verständigt. Weit entfernt, durch Aufstellung verschic-

dener Bedingungen sich gegenseitig Konkurrenz zu machen, haben sie gewisse „Allgemeine Versicherungsbedingungen“ vereinbart und diese durchweg angenommen. So stehen die Gesellschaften als eine kompakte Verbindung dem Publikum gegenüber. Letzteres unterwirft sich den aufgestellten Bedingungen, weil die meisten, die sich versichern, dieselben gar nicht lesen, oder wenn sie sie lesen, sie nicht im Zusammenhange verstehen. Diese Versicherungsbedingungen enthalten aber vieles, was man geradezu als Fallstriche für die Versicherten bezeichnen möchte.

§ 4 der „Bedingungen“ z. B. enthält folgende Vorschrift: „Wer versichern läßt, ist verpflichtet, im Versicherungsantrage jeden auf die Feuergefährlichkeit einwirkenden Umstand gewissenhaft anzuzeigen.“ Daran knüpft sich in § 13 die Bestimmung: „Wenn der Versicherte eine der ihm nach §§ 4, 6 a, b, d und 9 obliegenden Pflichten nicht vollständig erfüllt, so verliert er jeden Anspruch auf Entschädigung, und zwar für alle an dem Brande beteiligten Versicherungen.“ Nun kann die Gesellschaft gewiß verlangen, daß sie bei Eingehung des Versicherungsvertrags über das Maß der vorhandenen Gefahr genau unterrichtet werde, und daß in dieser Beziehung der Versicherungsnehmer ihr gegenüber völlig ehrlich verfare. Dabei können jedoch Versäumnisse und Irrungen vorkommen, welche nicht notwendig auf ein arglistiges Verhalten des letztern hinweisen. Gesezt nun, der Versicherungsnehmer hätte in dieser Beziehung, sei es auch gegen besseres Wissen, etwas verfehlt: was könnte wohl nach Recht und Billigkeit die Folge davon sein? Zunächst doch nur das, daß er einen Schaden nicht ersetzt erhielte, der aus der verschwiegenen Gefahr hervorgegangen wäre. Was sagen aber die „Bedingungen“? Hat der Versicherte irgend etwas verschwiegen, so verliert er jeden Schadenersatzanspruch! Hat er also verschwiegen, daß im Nachbarhause ein feuergefährliches Gewerbe betrieben wird, so bekommt er keine Entschädigung, auch wenn der Brand, der sein Haus verzehrt hat, in dem Hause eines andern Nachbarn entstanden ist. Hat er eine feuergefährliche Einrichtung seines im Winter geheizten Ofens verschwiegen, so bekommt er keine Entschädigung, auch wenn im Sommer der Blitzstrahl in das Haus fährt und zündet. Man kann ja freilich noch weiter gehn und der Gesellschaft auch die Befugnis geben, den Vertrag, bei dessen Eingehung sie getäuscht worden ist, für aufgelöst zu erklären. Aber auch dies würde etwas ganz andres sein als das, was die „Bedingungen“ bestimmen. Erklärt die Gesellschaft den Vertrag für aufgelöst, so weiß der Versicherte, woran er ist, und er kann für eine anderweite Versicherung sorgen. Nach den „Bedingungen“ aber kann die Gesellschaft ganz stillsizen, dann aber, wenn ein Brand entsteht, erklären: Du bekommst nichts, denn du hast bei Eingehung des Vertrages den und den Punkt verschwiegen! Liegt darin wohl Gerechtigkeit?

Parallel mit der Bestimmung in § 4 geht die Bestimmung in § 5: „Wenn im Laufe der Versicherung die Feuergefährlichkeit sich vermehrt, so erlischt die

Entschädigungsverpflichtung bezüglich aller versicherten Gegenstände.“ Auch hier wird wieder das Kind mit dem Bade ausgeschüttet. Warum soll denn die Entschädigungsverbindlichkeit auch hinsichtlich solcher Gegenstände erlöschen, die von der Vermehrung der Gefahr garnicht berührt werden? Und warum auch für solche Brandfälle, die aus der vermehrten Gefahr garnicht hervorgehen? Wir müssen aber noch weitergehen. Wir müssen die Richtigkeit des jenem Satze zu Grunde liegenden Prinzips bestreiten. Mag der Versicherer immerhin bestimmte Fälle erhöhter Gefahr ausnehmen, für welche er, auch wenn sie im Laufe der Versicherung ohne alle Mitwirkung des Versicherten eintreten, die Gefahr zu übernehmen ablehnt. Im allgemeinen aber versichert man sich ja gerade deshalb, weil man Gefahren, auch solche, welche unvorhergesehen hinzutreten, nicht tragen will. In vielen Fällen wird der wirkliche Schaden nur aus einer unmittelbar vorher vermehrten Gefahr hervorgehen, und es wäre arg, wenn man alsdann keinen Schaden ersetzt bekäme. Dazu kommt noch, daß der Versicherte sehr häufig von den Umständen, welche die Gefahr vermehren, garnichts erfährt. Wer kann immer darauf Acht haben, welche mehr oder minder gefährlichen Einrichtungen in dem Nachbarhause bestehen? Und wenn die Eisenbahn an dem versicherten Hause vorbeiläuft, soll etwa die Versicherung erlöschen, wenn die Zahl der Züge, welche eine gewisse Feuergefährlichkeit in sich schließen, vermehrt wird? Der gedachte Satz des § 5 kann also wiederum zu einer sehr ungerechten Behandlung des Versicherten führen.

Betrachten wir noch die übrigen Fälle, in welchen die bereits angeführte Bestimmung des § 13 den Verlust jedes Entschädigungsanspruchs eintreten läßt. § 6 bestimmt: „Im Falle eines Brandes ist der Versicherte verpflichtet, a) die versicherten Gegenstände möglichst zu retten; b) dem Agenten binnen 24 Stunden nach jedem Brande denselben anzuzeigen“ u. s. w. Auch hier tritt uns in der Androhung des Rechtsnachteils, daß der Versicherte jeden Anspruch auf Entschädigung verlieren soll, eine starke Übertreibung entgegen. Daß dem Agenten möglichst bald von einem ihn berührenden Brande Kunde gegeben werde, ist gewiß ein berechtigtes Interesse des Versicherers. Ob aber in der Verwirrung und Not eines großen Brandes der Versicherte, auch wenn er nicht gerade physisch gehindert ist, innerhalb der ersten 24 Stunden sich in der Lage befindet, dem Agenten Anzeige zu machen, ist doch die Frage. Und doch soll davon die Erhaltung seines ganzen Anspruchs abhängen. Noch weit schlimmer aber ist der Rettungsparagraph. Daß der Versicherte, wenn er imstande ist, ohne persönliche Gefahr Sachen retten zu können, dies zu thun verpflichtet erklärt wird, läßt sich hören. Aber man wolle doch nur die ganze Lage bei einem Brandunglücke bedenken. Viele Menschen verlieren dabei sofort den Kopf und wissen beim besten Willen nicht, was sie thun sollen. Überdies ist das Retten bei einem Brande, namentlich für Unerfahrene, keineswegs eine so einfache Sache; man setzt dabei leicht Leben und Gesundheit aufs Spiel. Gerade deshalb ver-

sichert man sich ja, um nicht aus Sorge für Hab und Gut sich persönlichen Gefahren aussetzen zu müssen. Und da wird dennoch dem Versicherten gesagt: „Wenn du nicht alles rettetest, was du kannst, verlierst du jeden Entschädigungsanspruch!“ Will man nicht ungerecht sein, so wird man an die Rettungspflicht des Versicherten im Interesse des Versicherers nur sehr mäßige Ansprüche stellen dürfen. Als Rechtsnachteil für die Unterlassung könnte man höchstens androhen, daß der Versicherte für dasjenige, was er schuldvoll zu retten unterlassen, den Anspruch auf Entschädigung verliere. Warum denn aber alle Entschädigungsansprüche?

Derselbe Rechtsnachteil ist endlich auch angedroht für den Fall, daß ein Versicherter gegen § 11 der „Bedingungen“ bei Aufstellung seiner Schadensberechnung irgend einer unwahren Angabe oder Verschweigung sich schuldig macht. Es mag sein, daß gar oft versucht wird, durch unwahre oder übertriebene Angaben über den erlittenen Schaden die Gesellschaften zu übervorteilen. Man kann es deshalb wohl für berechtigt halten, wenn diese, selbst durch Ausbedingung von Privatstrafen, gegen Überliquidationen sich zu schützen suchen. Aber diese Strafen müßten doch zu der versuchten Übervorteilung in einem angemessenen Verhältnis bleiben. Einfach zu sagen: jede Zuvielforderung hat die Folge, daß der Versicherte gar nichts bekommt, gehört wieder zu den Übertreibungen, mittelst deren die Gesellschaften ihre Interessen verfolgen.

Überdies ist der am Schluß von § 13 für eine ganze Reihe von Fällen angedrohte Rechtsnachteil noch durch den Zusatz verschärft: „und zwar für alle an dem betreffenden Brande beteiligten Versicherungen.“ Wer also eine unwahre Angabe in Betreff einiger Mobilien macht, oder einige Möbel, die er hätte retten können, zu retten unterläßt, soll nicht allein seiner Mobilienversicherung, sondern auch der Versicherung seines ganzen Hauses verlustig sein, wenn dieses durch denselben Brand zerstört worden ist!

Gleichfalls mit gänzlichem Verfall sind die Rechte des Versicherten bedroht durch die weitere Vorschrift des § 13: „Alle nicht innerhalb von sechs Monaten nach dem Brande entweder rechtsgiltig von der Gesellschaft anerkannten oder vermittelt vollständiger Klage vor den zuständigen Richter gebrachten Ansprüche auf Entschädigung sind durch den bloßen Ablauf jener Frist erloschen.“ Ohne Zweifel ist es ein berechtigtes Interesse der Gesellschaften, daß die Schadensersatzansprüche, deren Prüfung oft sehr schwierig ist, nicht hinausgeschleppt werden. Aber die Frist von sechs Monaten ist so kurz bemessen, daß sie leicht auch für wohlbegründete Ansprüche zur Fallgrube werden kann. An einen Brand knüpfen sich Verhandlungen der mannichfachsten Art, die den Betroffenen in Anspruch nehmen. Untersuchungen über Entstehung des Brandes werden eingeleitet. Die Rechte von Hypothekengläubigern kommen in Frage. Die „Bedingungen“ selbst schreiben in § 9 für die Feststellung des Schadens ein verwickeltes Abschätzungsverfahren durch besonders erwählte Sachverständige vor, dessen Durchführung

geraume Zeit in Anspruch nehmen kann. Die Verhandlungen mit der Versicherungsgesellschaft ziehen sich oft monatelang hin; man versucht alles, um nicht zu einem Prozeß schreiten zu müssen. Auch noch bei dem Versuch der Klageanstellung kann der Versicherte unerwarteten Schwierigkeiten begegnen. So können die sechs Monate im Handumdrehen abgelaufen sein, und dann wird gegen ihn der Einwand erhoben: Dein Anspruch ist durch Zeitablauf erloschen.

Eine weitere Gefahr für den Versicherten ist in den §§ 7 und 8 der „Bedingungen“ verborgen. Dieselben bestimmen: „Die Versicherung soll nicht zu einem Gewinn führen.... Haben die versicherten Gegenstände einen geringern Wert als die darauf versicherte Summe, so wird der Schaden nur nach Verhältnis jenes geringern Wertes vergütet.... Die Versicherung selbst begründet weder einen Beweis noch eine Vermutung für das Vorhandensein und den Wert der versicherten Gegenstände zur Zeit des Brandes.“ Die Versicherung soll nicht zu einem Gewinn führen. Das ist gewiß wieder ein sehr richtiger Satz, der bei der Feuerversicherung umso mehr zu beachten ist, als jede Überversicherung die Versuchung zur Brandstiftung in sich trägt. Wir können uns nicht verhehlen, daß ein Teil unsrer Brände dem Streben, die Versicherungssumme zu gewinnen, seine Entstehung verdankt. Deshalb sollten sowohl Versicherer als Polizeibehörden streng darauf achten, daß keine Überversicherungen eingegangen werden. Auch kann man aus diesem Gesichtspunkte für gerechtfertigt halten, wenn selbst nach entstandenem Brande dem auf die Versicherungssumme belangten Versicherer die Einrede gestattet wird, daß diese Summe auf einer Überversicherung beruhe und daß er nur den wirklichen Wert zu ersetzen habe. Diese gerechtfertigten Gesichtspunkte sind aber benutzt, um einen für den Versicherten höchst gefährlichen Grundsatz in die „Bedingungen“ hineinzutragen.

Die bei Eingehung der Versicherung bestimmte Versicherungssumme hat nicht allein den Zweck, daß darnach der Versicherer die zu erhebende Prämie bemesse, sondern auch den Zweck, dem Versicherten selbst eine Grundlage zu gewähren bezüglich dessen, was er als Schadenersatz beanspruchen kann. Bekanntlich sind alle Wertschätzungen sehr schwierig, selbst dann, wenn die Sachen noch vorhanden sind. Sind diese aber nicht mehr da, so ist ein Beweis ihres Wertes oft garnicht zu erbringen. Der Entschädigungsanspruch des Versicherten verliert daher jeden festen Halt, wenn man den Grundsatz aufstellt: die Versicherung (d. h. die festgestellte Versicherungssumme) begründet keine Vermutung für den Wert des untergegangenen Gegenstandes; dieser Wert muß vielmehr immer noch besonders bewiesen werden. Das ist aber der Sinn des Schlusssatzes in § 8. Darin liegt wieder eine arge Übertreibung des an sich berechtigten Gedankens, daß Überversicherungen zu bekämpfen seien. Das Interesse des Versicherten bleibt nur gewahrt, wenn die Versicherungssumme so lange als für den Wert maßgebend gilt, als nicht der Versicherer eine Überversicherung beweist. Und dieses Interesse muß, trotz aller Bedenken gegen jede Überver-

sicherung, durchschlagen. Dem Versicherten aber, auch wenn eine Versicherungssumme vereinbart ist, den Beweis abverlangen, daß diese Summe auch wirklich dem Wert entsprochen habe, wird in vielen Fällen darauf hinauslaufen, den Versicherten rechtlos zu stellen.

Wir könnten noch manche andern Punkte aus den „Bedingungen“ anführen, welche geeignet sind, zu einer Beeinträchtigung der Versicherten zu führen. Wir wollen uns aber nicht auf verwickeltere Darlegungen einlassen. Das vorstehende wird genügen, zu zeigen, wie sehr die Feuerversicherungsgesellschaften ihre autonomistische Stellung benutzt haben, um die Versicherungsverträge zu ihren Gunsten zu gestalten. Zieht man alle Bestimmungen in ihrer Verbindung in Betracht, so wird man in der That denjenigen, welcher nach einem Brandunglücke, das ihn betroffen hat, von sich sagen kann, daß er einen rechtlich tadellosen Anspruch auf Entschädigung erworben habe, glücklich preisen können.

Nun glauben wir, wie schon oben bemerkt, sehr gern, daß die Gesellschaften in vielen Fällen es geflissentlich vermeiden werden, die gedachten Vorschriften ihrer „Bedingungen“ in voller Schroffheit zur Anwendung zu bringen. Daß aber doch diese Vorschriften nicht ganz unschuldig dastehen, beweist die Thatsache, daß sehr viele Prozesse geführt werden, in welchen jene Vorschriften die Hauptrolle spielen. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts durchzugehen. Fast alle oben berührten Fragen und noch manche ähnliche kommen dort zur Erörterung.*) Die Gerichte sind zwar öfters bemüht, die Härte der Versicherungsbedingungen im Wege der Auslegung zu mildern. Aber häufig genug fühlen sie sich, wenn auch mit sichtlichem Widerstreben, an den Buchstaben des einmal abgeschlossenen Vertrags gebunden.

Man kann vollkommen anerkennen, daß die deutschen Versicherungsgesellschaften, welche ja für ihre Thätigkeit ein so großes Gebiet sich erobert, im großen und ganzen eine wohlthätige Wirksamkeit geübt haben. Daß aber auch manche Mißstände auf diesem Gebiet vorhanden sind, dürfte kaum zu bezweifeln sein. Und der mitunter gehörte Trost, daß „die gesunde Natur sich selbst helfe“ und daß „das Publikum seine eignen Bedürfnisse am besten kenne,“ gehört erfahrungsmäßig zu den Täuschungen.

Ähnliche Mißstände wie bei der Feuerversicherung kommen übrigens auch bei andern Gesellschaften, namentlich denen für Lebensversicherung, vor. Hier tritt noch hinzu, daß die Versicherung auf Verbindlichkeiten gerichtet ist,

*) Wer die Sache weiter verfolgen will, möge nachsehen: Entscheidungen des Reichsoberhandelsgerichts Bd. 1, Nr. 45; Bd. 2, Nr. 43, 87, 88; Bd. 4, Nr. 14; Bd. 5, Nr. 27, 65; Bd. 6, Nr. 95; Bd. 8, Nr. 91, 100; Bd. 11, Nr. 45, 91; Bd. 14, Nr. 129; Bd. 15, Nr. 16; Bd. 20, Nr. 47; Bd. 23, Nr. 31; auch Entscheidungen des Reichsgerichts Bd. 2, Nr. 32.

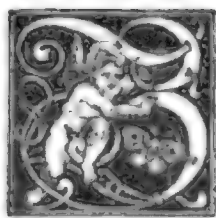
welche meist erst in ferner Zukunft zu erfüllen sind, und für deren Erfüllung nur eine sehr schwierige, auf verwickelten Verhältnissen beruhende Berechnung eine gewisse Garantie zu geben vermag. Eine Aufstellung oder auch nur eine Nachprüfung dieser Berechnung vorzunehmen, ist die große Mehrzahl der Versicherungsnehmer gänzlich außer Stande. Ob und inwieweit es möglich sein würde, auch in dieser Beziehung ihnen einen gewissen staatlichen Schutz angedeihen zu lassen, soll hier nicht erörtert werden. Thatsache aber ist es, daß, wie die Dinge liegen, Versicherungsverträge dieser Art mit ihren oft großen Opfern meistens in einem völlig blinden Vertrauen — wenn auch solches zur Zeit die leitenden Persönlichkeiten wohl verdienen mögen — von den Versicherungsnehmern eingegangen werden.

Art. 4 Nr. 1 der Reichsverfassung verweist das Versicherungswesen zu der ordentlichen Zuständigkeit des Reiches. Wenn im Hinblick hierauf der Reichskanzler es unternommen hat, die Verhältnisse der Versicherungsgesellschaften — wir vermuten, für den Zweck einer demnächstigen Gesetzgebung — einer näheren Erforschung zu unterziehen, so ist ihm dafür Deutschland nur zu neuem Danke verpflichtet.



Zur Auslegung Kants.

Entgegnung.



wei Jahre etwa sind verflossen, seit ich es unternahm, das „Werken“ oder „Büchlein,“ wie es von Fachgenossen neuerdings genannt worden ist, die „Populäre Darstellung der Kritik der reinen Vernunft“ von Albrecht Krause in diesen Blättern anzuzeigen und zu besprechen; und seitdem habe ich in verschiedenen andern Artikeln, die Herr Professor Rudolph Seydel in seinem Angriff „Zur Auslegung Kants“ meistens aufzählt, den Standpunkt Krauses weiter vertreten. Diese Artikel, sowie eine Reihe anderweitig veröffentlichter Arbeiten in derselben Richtung sind im allgemeinen ziemlich unbemerkt geblieben, sei es, daß die Fachkenner den wesentlichen Unterschied zwischen dem hier vertretenen und dem sonst allgemein in der Kantauslegung herrschenden Standpunkte nicht bemerken konnten oder daß sie ihn nicht bemerken wollten. Jetzt endlich ist ein Angriff erfolgt, und wir sind Herrn Professor Seydel zu großem Dank verpflichtet, daß er einmal alles zusammengestellt hat, was sich zur Verteidigung des alten und zur Widerlegung des neuen Standpunktes sagen läßt, und uns

dadurch Gelegenheit gegeben hat, den Kern der Sache, welche nach meiner Meinung ein weitgehendes allgemeines Interesse beansprucht, noch einmal möglichst hell zu beleuchten.

Herr Professor Seydel hat ganz recht, wenn er bei einem Überblick über die verflossenen hundert Jahre niemand findet, der den Krauseschen Standpunkt geteilt hätte. Für die gegenwärtigen Kantinterpreten ist aber dieselbe Behauptung doch etwas gewagt, denn hie und da zeigen sich doch einzelne Schriftsteller, die dieselbe Auffassung Kants gewonnen haben; namentlich hat Hermann Cohen in seiner Darstellung von Kants Theorie der Erfahrung, die leider auf die Erfahrungswissenschaften bisher ohne Einfluß geblieben ist, eine nach unsern Begriffen völlig korrekte Interpretation gegeben, und ganz neuerdings hat sich Herr Laßwitz, mit dem wir den Prioritätsstreit ruhen lassen wollen, auf denselben Standpunkt gestellt. Es handelt sich im wesentlichen um die richtige Deutung des Begriffes vom Ding an sich. Wenn die Dinge an sich den Grund, das eigentliche Innere, Wesentliche, Wirkliche in der Welt bilden und die Ursache aller Erscheinung sind, dann haben die ältern Ausleger und ebenso Seydel recht. Dann hat uns Kant bewiesen, daß wir eben das niemals erkennen, was wir gerade am meisten zu wissen erstreben; das, was uns am meisten interessiert, bleibt uns ewig verborgen. Die Worte Kants, er habe das Wissen aufheben müssen, um für den Glauben Platz zu bekommen, werden dann mit Recht auf das Wissen der realen Wirklichkeit bezogen, und das ganze unleugbare Verdienst Kants fällt lediglich auf die praktische Seite seiner Philosophie, auf die Begründung des Glaubens aus Gründen der Vernunft. Denn wer will es unter solchen Umständen der Naturwissenschaft verargen, wenn sie sich von einem Philosophen abwendet, der ihr das Erkennen der wirklichen Dinge verschlossen hat, um sie mit dem trügerischen Scheine bloß äußerlicher Erscheinungen abzuspeisen?

Daß dies in der That der Lauf der Dinge gewesen ist, wissen wir alle recht gut. Im Anfang der zwanziger Jahre, sagt der alte Steffens einmal in seinen Aufzeichnungen, war man in den gelehrten Kreisen allgemein zu der Überzeugung gelangt, daß die Kantische Philosophie, weil sie das wirkliche Wesen der Dinge für unerklärbar hinstelle und alles Wissen streng auf die bloße Erscheinung beschränken wolle, nicht brauchbar sei für die Naturwissenschaften, daß man neue Wege aussuchen müsse, die ein tieferes Eindringen in den eigentlichen Kern der Natur versprächen. Eine Zeitlang versuchte man es dann mit Schelling, aber man weiß, mit welchem Erfolge. Materialismus und Skeptizismus in einer Blüte und Verbreitung wie nie zuvor sind am Ende an die Stelle aller Philosophie getreten. Mochte man immer eine gewisse Ehrfurcht vor dem kategorischen Imperativ beibehalten, mochte man selbst mit einer gewissen Kenntnis von Kants Bedeutung und Werken kokettiren, im Grunde steht es noch heute bei den Naturforschern so, daß die Kantische Philosophie für völlig un-

fruchtbar für die Erfahrungswissenschaften gehalten wird, weil dieser größte aller Naturforscher das Erkennen der wirklichen Dinge für unmöglich erklärt habe. Was ist es anders, wenn Dubois-Reymond in einer seiner berühmten akademischen Reden Kant geradezu als abschreckendes Beispiel dafür anführt, daß man mit Hilfe der Philosophie es in der Naturwissenschaft doch nicht weiter bringen könne? Kant habe zwar in den metaphysischen Anfangsgründen das Grenzgebiet zwischen Philosophie und Naturwissenschaft berührt, sei aber dabei nicht einmal auf das Gesetz der Erhaltung der Kraft gekommen! Oder wenn Helmholtz sich bei der Erklärung der psychischen Prozesse im Schlaf lieber an die Grundlage von Stuart Mill hält als an Kant, weil dieser es doch nicht zu einer allgemeinen Übereinstimmung unter den Gebildeten in diesen schwierigen Fragen habe bringen können. Oder wenn Wundt Kant durchaus für einen subjektiven Idealisten erklärt und den radikalsten Gegensatz zu Kant, den Skeptiker Hume, für den heutigen Standpunkt der Naturwissenschaften noch maßgebend hält. Es ist durchaus richtig, daß bis auf den heutigen Tag der Kritizismus für ein System des subjektiven Idealismus gehalten worden ist, daß die Naturwissenschaften sich darum dem englischen Empirismus hingegeben haben, und daß selbst die eignen Versuche Kants, dieses Mißverständnis zu beseitigen, besonders in den Veränderungen seiner zweiten Auflage, für Widersprüche mit seinem eignen System gehalten und erklärt worden sind. Selbst Locke, der doch naturwissenschaftliche und philosophische Bildung in hervorragender Weise vereinigte, hat bei seinen naturwissenschaftlichen und psychologischen Arbeiten zwar viel von angeblichen Irrtümern Kants geredet, aber seiner transcendentalen Logik keinen Einfluß verstattet, höchstens der transcendentalen Ästhetik. Er redet von einem Reich der Dinge an sich, welches hinter der sinnlichen Erscheinung stecken soll, völlig in Widerspruch mit Kants Lehren, wie gleich bewiesen werden soll.

Was verspricht man sich aber in unsrer Zeit von der Wiederbelebung Kantischer Philosophie, von dem Aufse, den Liebmann so drastisch erhoben hat: Zurück auf Kant? Kann ein einsichtiger Mann, sei er Staatsmann oder Gelehrter, von einem subjektiv idealistischen System eine heilsame Erneuerung unsrer Denkweise in Wissenschaft und praktischem Leben erwarten? Das Bedürfnis nach einer solchen Erneuerung ist vorhanden, das beweist ein Blick auf den Umfang der philosophischen und besonders der dilettantisch philosophischen Literatur unsrer Tage. Gewiß hat die Herrschaft des nackten Materialismus, der allmählich aus den Werken der Gelehrten zugleich mit der wachsenden Schulbildung immer weitere Kreise des Volkes durchdrungen hat, etwas Erschreckendes für jeden Freund der Kultur. Denn von ihm droht uns der Rückfall in jede wüste Barbarei. Aber so wie die Ausbreitung des Materialismus die Gegenwirkung gegen die idealistische Schwärmerei der sogenannten großen Nachfolger Kants war, so würde die Erneuerung des subjektiven Idealismus nur die Bedeutung einer

kurzen Reaktionsperiode gegen den Materialismus haben. Wer es nicht gerade nötig hat, die Dinge dieser Welt zum Hauptgegenstande seiner Betrachtungen und Bestrebungen zu machen, wer nicht von Beruf Naturforscher oder Arzt ist, dem mag es leicht sein, die Wirklichkeit der Dinge mit Descartes und Berkeley für problematisch zu erklären und in vermeintlicher Übereinstimmung mit Kant den höchsten Idealen der Menschheit nachzustreben. Für eine solche Richtung läßt sich vorübergehend immer eine Begeisterung unter strebsamen Schülern erregen. Aber Begeisterung, sagt Goethe, ist keine Heringswaare, die man einpökelt auf einige Jahre. Die Not des Lebens, der Zwang, die Dinge dieser Welt doch beherrschen und erwerben zu müssen, um ein idealeres Dasein führen zu können, sie werden immer die Opposition erzeugen, welche, gestützt auf die Thatsachen der wirklichen Erfahrung, die idealistische Richtung für Thorheit und Schwärmerei erklärt und so dem Materialismus wieder breite Thüren öffnet. Wenn es dem Idealismus nicht gelingt, sich vollständig mit der realen Welt zu versöhnen und ihre Wirklichkeit, so wie wir sie wahrnehmen, nicht nur anzuerkennen, sondern zu beweisen, so kann er niemals einen dauernden Einfluß auf unsre Anschauungsweise gewinnen. Daß das aber Kant gewollt und auch erreicht hat, dafür wollen wir nun das Verständnis zu erschließen suchen. Wir behaupten, daß Kant nicht nur die Unerkennbarkeit des Dinges an sich erklärt, sondern diesen ganzen Begriff bis auf den ersten Ursprung in unserm eignen Verstande zurückgeführt und dadurch bewiesen hat, daß wir nicht einmal berechtigt sind, vom Dasein und der wirklichen Existenz von solchen Dingen, die diesem Begriff entsprächen, zu reden, obwohl Herr Professor Seydel gerade das letztere ganz unmotivirter Weise behauptet.

Freilich ist es etwas andres, einen Beweis auf dem Papier zu liefern, und die Überzeugung von der Wahrheit desselben beim Gegner hervorzurufen. Das erstere haben Krause und ich schon sehr häufig unternommen, das letzte ist uns noch bei wenigen gelungen. Die lebhafteste Vortragsweise in dem Krauseschen „Wertchen“ und die drastische Dialektik ist zwar für unvorbereitete, mit dem Gegenstand weniger vertraute Gemüther wirksam und überzeugend, wofür uns die Zeugnisse vieler Studenten und namentlich das des Herrn Laßwitz in seiner Schrift vorliegt, aber für solche, die lange in einer andern Richtung geschult sind, wirkt sie oft anstatt überzeugend beinahe abstoßend, wofür uns wieder die Zeugnisse mancher ältern Fachgenossen vorliegen. Wenn der Gegner bei allen Streitfragen zu schnell und heftig ins Unrecht gesetzt wird, so erweckt das leicht ein unbehagliches Gefühl, als habe man es mit Übereilungen zu thun. Und doch ist das hier in Wahrheit nicht der Fall. Denn bevor Krause sein „Büchlein“ schrieb, hatte er bereits 22 Jahre lang Kant zum Hauptstudium und zur Grundlage seiner weitem Arbeiten gemacht. Die allerunangenehmste Erfahrung ist es aber, wenn, wie es mir geschehen ist, die Gegner eine Arbeit vollständig billigen, nur aus dem Grunde, weil sie die eigentliche Absicht garnicht

begriffen haben. So ließ mir einer unsrer ersten historisch-philosophischen Schriftsteller sagen, daß er die Darstellung von Kants Erkenntnistheorie, die ich in der Vorrede zu meiner Physiologie des Gesichtsinnes gegeben habe, für ganz richtig anerkenne, aber ob man sie anwenden könne auf die Sinneswahrnehmung und nicht vielmehr auf diesem Gebiete besser thue, sich ganz der Größe Helmholtzens zu beugen, das wage er nicht zu beurteilen. Er hatte also den Unterschied in der Auffassung garnicht bemerkt, obwohl eben nur durch ihn es möglich wurde, den transcendentalen Idealismus mit dem von der Physiologie geforderten empirischen Realismus zu vereinigen. Demgemäß hätte die drastische Dialektik Krauses doch auch ihre gute Seite. Am schwersten begreiflich finde ich aber, daß jemand, der ohne Vorurteil, ohne die Brille fremder Darstellung, bei Kant selbst die Kapitel „vom Grunde der Unterscheidung aller Gegenstände überhaupt in Phänomena und Noumena“ und „von der Amphibolie der Reflexionsbegriffe durch die Verwechslung des empirischen Verstandesgebrauchs mit dem transcendentalen,“ sowie die Paralogismen der reinen Vernunft liest, noch behaupten kann, daß das Ding an sich als letzter Grund der Welt Ursache der Erscheinung sei.

Alle Stellen aus der Kritik der reinen Vernunft, die Seydel gegen uns zitirt, enthalten im wesentlichen die Behauptung, daß der Raum wie die Zeit Anschauungen in uns seien, und daß wir niemals Dinge an sich selbst, wie sie unabhängig von unsrer Anschauung sein möchten, wahrnehmen und erkennen können. Vom Dasein und der Existenz eines Dinges an sich, welches Seydel schließlich daraus entnommen haben will, steht aber nichts darin. Die Sache hängt ganz einfach so zusammen: Die Worte in uns haben eine zweifache Bedeutung, je nachdem man sie im transcendentalen oder im empirischen Sinne gebraucht. Der Raum ist in uns, heißt nicht, daß er in unsrer Seele, die wir als im Gehirn sitzend vorstellen, sei, auch nicht einmal in unserm Bewußtsein, welches nur als empirische Thatsache von uns beobachtet werden kann, sondern er ist transcendental oder a priori eine Form unsrer Anschauung, welche jedesmal eintritt, sobald ein Sinnesreiz unsre Vorstellung erweckt. Da er also nur durch äußere Sinnesreize in unsrer Vorstellung hervorgerufen wird, so ist er zugleich die äußere Form aller Dinge, die wir wahrnehmen, also empirisch außer uns, transcendental in uns. Auf derselben Verwechslung von transcendentalem und empirischem Verstandesgebrauch beruhen alle Annahmen vom Sitz unsrer Seele und unsrer Geistesfähigkeiten im Gehirn, da wir doch in Wahrheit höchstens die Stellen im Gehirn angeben können, wo irgend eine Thätigkeit geistiger Art hervorgerufen wird, dieser selbst aber keinen Sitz anweisen können, weil sie transcendentalen Ursprung hat, der niemals in Zeit und Raum gefunden werden kann. Selbst Voße irrte darin, daß er der Seele, die er mit Recht nicht als ausgedehntes Wesen auffassen wollte, nur die Form eines Punktes zuschrieb, der im Gehirn sich hin und her bewegt, denn der Punkt ist doch auch empirisch

im Raum, die Seele aber nicht; und nach der Logeschen Auffassung würde sogar Herr von Kirchmann Recht haben mit seiner Widerlegung Kants, nach dessen Lehre die ganze Welt in einem Punkte sei, was allerdings absurd erscheint.

Aber was ist nicht alles an Absurdität in der Kantauslegung geleistet worden! Hat man doch auch versucht, zu behaupten, daß die ganze Welt, die wir sehen, mit Sonne, Mond und Sternen, eigentlich in unsrer Netzhaut im Auge wäre, einfach in Folge derselben Verwechslung der Worte in uns im transcendentalen und im empirischen Sinne.

Um die Absicht Kants, wie er die Bedeutung des Raums für unsre Anschauung und Vorstellung gefaßt haben wollte, noch einmal in ein möglichst klares Licht zu setzen, will ich einige Stellen aus seinem nachgelassenen Manuskript anführen, welches bis zum Januar 1882 in verschlossenem Kasten geruht hat und erst jetzt von Dr. Meide in Königsberg herausgegeben wird. Es sind locker verbundene Notizen für eine gewaltige Arbeit, die nicht fertig geworden ist, und die den Titel führen sollte: „Vom Übergang von den metaphysischen Anfangsgründen der Naturwissenschaft zur Physik.“ Da das überaus interessante Manuskript, dessen Inhalt vollkommen unsre Auslegung, nicht aber die seit hundert Jahren überlieferte bestätigt, bisher von den Fachgenossen noch mit Stillschweigen behandelt wird, so kann es nicht schaden, wiederholt darauf aufmerksam zu machen. Es heißt in der „Altpreussischen Monatschrift“ Jahrgang 1882, S. 627: „Raum und Zeit sind Anschauungen ohne Gegenstand, also bloß subjektiv“; ebendasselbst S. 621: „Der Raum ist eine Anschauung, nicht etwas, was angeschaut wird“; ferner S. 590: „Man kann sagen: Was den Raum zum Gegenstande der Erfahrung (Wahrnehmung) mache, ist die Materie“; und ebendasselbst 1883, S. 115: „Wir stellen uns den Raum so wie jedes Objekt der Sinnlichkeit auf zwiefache Art vor: erstlich als etwas Denkbare (spatium cogitabile), da er als eine Größe des Mannichfaltigen außer einander eine bloße Form des Gegenstandes der reinen Anschauung lediglich in unsrer Vorstellungskraft liegt: zweitens aber auch als etwas Spürbares (spatium perceptibile), als etwas außer unsrer Vorstellung Existirendes, was wir wahrnehmen und zu unsrer Erfahrung ziehen können, und als empirische Vorstellung ein Sinnenobjekt, den Stoff, der den Raum erfüllt, ausmacht.“ Es kommt also nur darauf an, zu begreifen, daß der Raum transcendentale Idealität und empirische Realität hat. Im erstern Sinne ist er in uns, in unsrer Vorstellungskraft, im zweiten ist er außer uns, d. i. außer unserm Körper, ja selbst außer unsrer Seele, die selbst nur empirische Erscheinung für unsern innern Sinn ist. Verwechelt man diese beiden Arten des Verstandesgebrauches, so entstehen alle Irrtümer der bisherigen Kantausleger in Bezug auf den Raum.

Nun aber zum Ding an sich, welches das Innere der Natur, die nicht-sinnliche Ursache der Erscheinungen sein soll, und zu welchem wir immer wieder neuen Zugang durch Hintertüren auffuchen, da Kant uns alle bisher gang-

baren Wege versperrt hat. Herr Professor Seydel sagt, erfüllt von dem ganzen Jahrhundert alten Respekt vor dem Ding an sich, welchen die gelehrte Welt ihm bisher gezollt hat: „Ins Inn're der Natur dringt kein erschaffener Geist,“ und wir wollen ihm nicht das häßliche Wort zurufen, welches Goethe Albrecht von Haller und allen, die ihm in diesem Sake beistimmen, widmete, und welches sich auf Geschwister reimt, denn wir sind ihm zu vielem Dank verpflichtet. Aber wir wollen ihn doch auf folgende Stelle aus Kants Amphibolie der Reflexionsbegriffe aufmerksam machen (S. 227 der Ausg. von Rosenkranz): „Wenn die Klagen: wir sehen das Innere der Dinge gar nicht ein, so viel bedeuten sollen, als wir begreifen nicht durch den reinen Verstand, was die Dinge, die uns erscheinen, an sich sein mögen, so sind sie ganz unbillig und unvernünftig; denn sie wollen, daß man ohne Sinnen doch Dinge erkennen, mithin anschauen könne, folglich daß wir ein von dem menschlichen nicht bloß dem Grade, sondern sogar der Anschauung und Art nach gänzlich unterschiednes Erkenntnisvermögen haben, also nicht Menschen, sondern Wesen sein sollen, von denen wir selbst nicht angeben können, ob sie einmal möglich, viel weniger wie sie beschaffen seien. Ins Innere der Natur dringt Beobachtung und Bergliederung der Erscheinungen, und man kann nicht wissen, wie weit dies mit der Zeit gehen werde.“ Also diejenigen, die ein Dasein, eine Existenz und sogar das Ursachesein für die Erscheinung im Dinge an sich finden wollen, hypostasiren etwas in Gedanken, von dessen Möglichkeit sie nicht einmal reden können.

In der Tiefe unsers Gemütes lebt das Streben, alle sinnliche Erscheinung an einen Gegenstand zu heften. Wir sehen nicht hell oder rot oder grün, sondern etwas Helles, Rotes oder Grünes; wir fühlen nicht hart, sondern etwas Hartes u. s. w. Das hätte Seydel bereits aus Helmholtzens physiologischer Optik lernen können, ehe er schrieb, daß wir niemals Gegenstände sehen, sondern nur farbige Flecke, als ob Flecke keine Gegenstände wären. In uns liegt a priori die Nötigung, der wir uns niemals entziehen können, überall Gegenstände außer uns zu sehen und wahrzunehmen. Die Gestalt und den Ort des Gegenstandes im Raum und seine sonstigen Eigenschaften zu bestimmen, ist Sache der Funktionen unsers Verstandes. Aber diese Nötigung in unserm Erkenntnisvermögen, überall Gegenstände voranzusehen, auch bevor wir noch entschieden haben, ob die Erscheinung so oder so zu bestimmen sei, nennt Kant den Gedanken vom Gegenstand überhaupt, den transcendentalen Gegenstand, die Form der Gegenständlichkeit überhaupt. Diese Form, der transcendentale Gegenstand, befähigt uns allein, Einheit in das Mannichfaltige unsrer sinnlichen Anschauung zu bringen. Insofern ist es ein unentbehrliches Element in unsrer Vorstellungskraft, ohne das wir gar keine Erfahrung machen könnten; andrerseits werden wir durch dieses selbe Element wieder getrieben, hinter der Erscheinung Dinge an sich zu hypostasiren und damit wieder in alle die dogmatischen Irrtümer der Leibnizschen Philosophie zu verfallen, die Kant beseitigt haben wollte und die bis auf den heutigen Tag bei seinen Auslegern sich erhalten haben.

Darum redet Kant so häufig vom Dinge an sich, dessen Begriff aus der Leibniz-Wolffschen Schule in Aufnahme gekommen war, weil er im eignen Innern des menschlichen Erkenntnisvermögens den Trieb sehr wohl kannte, die Dinge in der Natur immer als Dinge an sich zu betrachten, wie das ja heutzutage von der Naturwissenschaft immer noch geschieht. Darum kommt er immer von neuem wieder auf dieselbe Ermahnung in demselben Sinne: Hier dürft ihr nun wieder nicht glauben, wie ihr von Natur geneigt seid, daß eure Wahrnehmungen Dinge an sich betreffen. Alles, was ihr überhaupt wahrnehmt, ist abhängig von den Formen eures eignen Erkenntnisvermögens in euch, von den Formen der Rezeptivität und Spontaneität. Ein Ding an sich müßte unabhängig sein von eurer Vorstellung, d. h. ihr wolltet damit etwas vorstellen, was unabhängig von eurer Vorstellung wäre, ein offener Widerspruch in sich selbst. Freilich kann man sich auch etwas Falsches und Unmögliches in Gedanken vorstellen, wie alle Märchen beweisen. Denn der Verstand respektirt nicht immer die Gesetze seiner eignen Schranken, die in der Sinnlichkeit liegen, er schweift sogar sehr gern darüber hinaus und kann auch im ganz Absurden lustwandeln. Darum nennt Kant das Gebiet, in welchem der Verstand mit Recht herrscht, das Gebiet der Erscheinungen, die unsrer Erfahrung unterworfen sind, das Land der Wahrheit, welches eine Insel ist, „umgeben von einem weiten und stürmischen Ocean, dem eigentlichen Sitz des Scheins, wo manche Nebelbank und manches bald wegschmelzende Eis neue Länder birgt, und in denen es den auf Entdeckungen herumschwärmenden Seefahrer unaufhörlich mit leeren Hoffnungen täuscht, ihn in Abenteuer verflucht, von denen er niemals ablassen, und sie doch auch niemals zu Ende bringen kann.“ Dagegen sagt Helmholtz, er wolle der gütigen Natur nicht zürnen, daß sie einen farbigen Schleier über die abstrakte Wirklichkeit des Reiches der Dinge an sich gebreitet habe, der zwar eine konsequente Täuschung unsrer Sinne bewirke, aber doch auch manche erfreuliche Seite habe. Ich weiß nicht, ob man sich über die Grundanschauungen in einem stärkern Gegensatz befinden kann, aber trotzdem habe ich öfter versichern hören, Helmholtz sei ebenso wie Wundt ein Neu-Kantianer.

Die Schranken der Sinnlichkeit nicht zu respektiren, darüber hinaus ins Gebiet abstrakter Spekulationen, welches natürlich unendlich groß ist, fortzuschreiten, das nennt Kant die Wurzel und den Ursprung alles Scheins und Irrthums. Die Sinne täuschen nicht, nur der Verstand kann, wenn er nicht streng den eingebornen Regeln seiner Anwendung folgt, das Material der Anschauung irrtümlich deuten, und dies nennen wir Sinnes-täuschung. Die Physiologen haben freilich als schlagendes Beispiel für die Täuschung durch unsre Sinne die Verkleinerung ferner Objekte durch die physikalische Einrichtung unsers Auges angeführt. Aber wir sehen eben nicht unsre Netzhautbilder, die doch niemals der Größe der Objekte in Wirklichkeit entsprechen, sondern durch dieselben sehen wir die Objekte, deren Größe zu beurteilen durchaus Verstandes-sache ist. Die

Hauptregel aber des richtigen Verstandesgebrauches liegt in dem Sage: Begriffe ohne Anschauungen sind leer, Anschauungen ohne Begriffe sind blind, nur aus beiden Quellen kann ein Erkenntnis fließen. Die Funktionen unsers Verstandes zu Begriffen, die Kategorien, können nur dann Erkenntnisse und Wahrheit ergeben, wenn sie auf Anschauungen angewandt werden. Darüber hinaus erzeugen sie nur leere Begriffe, die mit Anschauungen verwechselt als Hirngespinnste sich darstellen. Wenn z. B. die arithmetische Rechnung über die Grenze der Raumanschauung hinaus weiter entwickelt wird, so kann man zu dem Begriff einer vierten Dimension kommen, aber dieser muß immer völlig leer bleiben, und wenn man ihn dennoch als einen Gegenstand möglicher Anschauung betrachtet, so kann er zu den gefährlichsten Hirngespinnsten Anlaß geben, wie wir es ja leider erlebt haben.

Ganz ebenso aber wie mit der vierten Dimension des Raumes verhält es sich auch mit dem Ding an sich und dem sogenannten Innern der Natur, der intelligibeln Ursache aller Erscheinung. Dasein, Ursache und Wirkung, Wirklichkeit, Möglichkeit, Notwendigkeit sind alles Stammbegriffe unsers Erkenntnisvermögens, die nur dann richtig gebraucht werden, wenn sie auf Anschauungen gerichtet sind. Darüber hinaus geben sie keine Erkenntnisse. Nun kann das Ding an sich niemals in der Anschauung gegeben werden, also können wir niemals mit Recht von seinem Dasein oder seiner Wirklichkeit, Möglichkeit oder Notwendigkeit reden. Auch Ursachen giebt es nur in der Welt der Erscheinung, auf jener Insel, auf der die Wahrheit möglich ist, nicht auf dem Meere des täuschenden Scheins und der Hirngespinnste. Eine andre Wirklichkeit, als die auf Anschauung beruht, sei es des äußern oder des innern Sinnes, giebt es für die Wissenschaft nicht.

Wer diese Grundregeln nicht eingesehen hat, der kennt nicht die Bedeutung der Kritik der reinen Vernunft. Gerade das Gegenteil von dem, was die bisherige Auslegung uns überliefert hat, ist die Wahrheit. Kant hat uns so wenig das Wissen in der Naturwissenschaft aufgehoben, daß er sogar das Gegenteil davon, das Wissen von übersinnlichen Dingen, beseitigt hat als etwas, was im Ozean des trügerischen Scheines gelegen sei. Nicht die Sinnenwelt hat er in täuschenden Schein aufgelöst, sondern die Metaphysik. Daß man trotzdem von dieser nicht abgelassen hat, daß man durch pseudophilosophische Truggebäude die Natur hat meistern wollen und für die eignen Irrtümer Kant sogar immer zitirt hat, daran ist er ganz unschuldig. Nach der bisherigen Auslegung unsrer Schulweisheit hat der von ihm selbst gewählte Ausdruck der kopernikanischen Umkehr unsers Standpunktes gegenüber der Natur so gut wie gar keine Bedeutung und ist ein leerer Schall geblieben. Der Mensch stand der Natur wie einem doch zuletzt ewig unlösbaren Rätsel gerade so fremd gegenüber wie im Altertum; nur die Erscheinung war uns zu erkennen erlaubt, aber was sollte das nützen, wenn uns doch das eigentliche Wesen der Dinge verschlossen

blieb, wenn wir nicht einmal mehr, so wie Leibniz gelehrt hatte, die sinnliche Wahrnehmung als eine niedere und verworrene Art der Erkenntnis betrachten und durch Spekulation in das Innere der Natur zur Erkenntnis der Dinge an sich weiter vorzudringen hoffen durften? Die angeblichen Naturgesetze, die Kant aus der Natur unsers Erkenntnisvermögens abgeleitet hatte, galten ja nur für die täuschende Welt der Sinneswahrnehmungen, nicht für die reale Wirklichkeit des Reiches der Dinge an sich, die dahintersteckte. Wenn Kant gezeigt hatte, daß die Wahrheit in der Wissenschaft niemals durch Induktion allein gewonnen werden könne, sondern daß alle Gesetze der Natur durch die Übereinstimmung mit den Prinzipien unsers Verstandes bewiesen würden, so war man davon niemals überzeugt, weil man hörte, daß die Funktionen des Verstandes nur auf Erscheinungen anwendbar sein sollten, und Erscheinung mit Schein verwechselte. Die Naturwissenschaft wollte nichts mit Kant zu thun haben; man erhob geflissentlich die Empirie und die induktive Methode zur Würde der einzig leitenden Theorie, und man fälschte, weil man sich anderweitig nicht zu helfen wußte, den Begriff der Wahrheit in den der möglichst großen Wahrscheinlichkeit.

Daß dabei der Standpunkt des Menschengesistes gegenüber der Natur unverändert derselbe bleiben mußte, ist selbstverständlich. Seit Kopernikus erkannt hatte, daß die Erde nicht der Mittelpunkt der Welt, sondern nur ein kleiner Körper unter unendlich vielen andern und größeren sei, war der anthropozentrische Standpunkt in der Welt auch für den Menschen verloren gegangen. Unsere Koryphäen der Naturwissenschaft werden auch heutzutage nicht müde, selbst als Reiseprediger die Gesellschaft darüber aufzuklären, daß die Erde im Weltall unendlich wenig bedeute, daß der menschliche Geist voller Einbildungen über seine eigne Wichtigkeit sei, und daß doch alles einmal entweder erfroren oder zu Schlacken verbrannt, in Atome aufgelöst durch den öden Weltraum aneinander stieben müsse. Der einzige Trost, den sie dem Gemüte noch gönnen, ist der, daß es wahrscheinlich noch recht lange bis zum letzten Ende dauern werde. Diesen Anschauungen gegenüber ist der Wechsel, den Kant unserm Standpunkt gegeben hat, wenn man ihn nur verstehen wollte, der großartigste, den man sich denken kann. Die Dinge in der Natur lehrt er uns betrachten nicht als Dinge an sich, von denen wir nichts wissen könnten, sondern als Erscheinungen in und durch unsre Vorstellungskraft. Aber gerade umgekehrt, wie man gewöhnlich dies Wort gedeutet hat, ist das eben der Grund dafür, daß wir die reale Wirklichkeit der Gegenstände in der Natur nach allen ihren Verhältnissen vollständig bis auf den letzten Rest durchschauen können. Es liegt nur an uns, ob wir es wollen. Denn Erscheinungen sind abhängig vom Subjekt, dem sie erscheinen, und ihre Art und Beschaffenheit, ihre Verhältnisse und Wirklichkeit müssen erklärt werden durch die Bedingungen im Subjekt, unter denen die Erscheinungen zu Stande kommen; das sind die

Bedingungen der Wahrnehmung und Erfahrung überhaupt. Denn nichts kann uns erscheinen, das sich nicht den Bedingungen der Wahrnehmung unterwürfe. Also ist im menschlichen Geiste wie das Gesetz für alle Erfahrung so auch für alle Naturerscheinungen begründet, und der Verstand entnimmt die Gesetze der Natur nicht aus der Abstraktion von äußern Dingen an sich, sondern aus der Erkenntnis seines eignen Wesens. Er nimmt die Gesetze nicht aus der Natur, sondern er schreibt sie ihr selbst vor. Das ist die zweite kopernikanische Umkehr unsers Standpunktes gegenüber der Welt, durch welche die Würde des Menschengeistes wieder hergestellt wird, wenn das Menschengeschlecht nicht bereits zu klein geworden ist, um sie zu begreifen.

Zum Schluß komme ich noch auf die physiologischen Bemerkungen des Herrn Professor Seydel aus dem Gebiete der Sinneswahrnehmungen, wo er natürlich in voller Übereinstimmung mit der hundertjährigen Kantauslegung und auch mit den physiologischen Autoritäten unsrer Tage behauptet, daß Kants Lehre wenigstens in Bezug auf das Material der Empfindung schwerlich der Konsequenz des subjektiven Idealismus entgehen könne, denn das heißt doch dasselbe wie der „individuelle Subjektivismus.“ Wenn man die großen Anstrengungen bedenkt, die Kant selber gemacht hat, um diesen Vorwurf zu entkräften, ohne daß von einem Erfolge in dieser Richtung die Rede sein kann, so darf es auch uns nicht Wunder nehmen, daß auch meine Bemühungen, die seit etwa zehn Jahren wesentlich auf diesen Punkt gerichtet sind, bisher keinen Anklang gefunden haben. Wie der Weg zu finden ist, die Kantischen Prinzipien der Erkenntnistheorie mit den Anforderungen der strengsten empirischen Realität in Einklang zu bringen, das habe ich in einer ganzen Reihe von Arbeiten über physiologische Optik gezeigt. Aber verstanden haben es wenige, und zu diesen wenigen gehört Krause, so wie ich mich rühme, zu den wenigen zu gehören, die ihn verstanden und benutzt haben. Darum eben bringt Krause, obwohl Theologe von Fach, zur Verwunderung Seydels so viel Beispiele vom Sehen. Es gelten aber dieselben Prinzipien durchaus von allen Sinnen. Gegeben wird uns durch die Reizung der Nerven eine Erscheinung, sei es von Licht, Ton, Geschmack, Geruch oder Wärme, Härte, Weiche und den Qualitäten des Tastsinnes. Erfasst wird sie sofort als Gegenstand, der irgendwo im Raume existirt, durch die Form der Gegenständlichkeit (transcendentalen Gegenstand), die in unsrer Vorstellungskraft liegt. An welcher Stelle des Raums der Gegenstand wirklich liegt, das zu bestimmen ist Sache unsrer Verstandesfunktionen. Dazu ist uns unsre körperliche Organisation noch behilflich durch das Mittel der Muskelkontraktion und Bewegung. Allerdings bemerkt Seydel ganz richtig, daß man Schmerz empfindet, wenn man mit der Stirn gegen eine Wand stößt, und dieser Schmerz ist nicht die Wand. Aber warum muß man denn gleich so heftig gegen die Wand stoßen, daß es weh thut? Man kann ja auch ohne Schmerz die Wand betasten. Und tastet man dann etwa die Reizung der Nerven in der Haut, oder die Wand

selbst, wie sie wirklich ist? Die Empfindung ist doch eine Modifikation unsrer Vorstellungskraft, hervorgerufen durch die Reizung der Sinnesnerven, aber sie ist nicht die Reizung der Sinnesnerven selbst. Der Gegenstand der Empfindung ist also nicht die Veränderung in den Sinnesnerven, sondern dasjenige Objekt, welches in jedem Falle durch die Nervenreizung in meiner Vorstellungskraft hervorgerufen wird. Nun können wir auch Schmerzen haben ohne Vorstellung eines äußern Objectes, welches sie hervorgerufen hat. Aber auch diese fühlen wir nicht unmittelbar in den gereizten Nerven. Wenn der Raum dieser Blätter es erlaubte, so würde ich Herrn Professor Seydel eine Reihe von interessanten Experimenten demonstrieren können, welche beweisen, daß wir den Ort, an welchem irgend ein Schmerz in unserm Körper erregt wird, nur dadurch genau bestimmen können, daß wir willkürliche Muskelbewegungen in Bezug auf diesen Ort ausführen und daß die Kenntnis dieses Ortes für uns umso ungenauer und undeutlicher wird, als der Körpertheil, der die Ursache des Schmerzes ist, dem Einfluß solcher Bewegungen entzogen ist. Ja nicht einmal die Form irgend eines tastbaren Gegenstandes können wir durch den Eindruck allein erkennen, mit dem er auf unsre Haut einwirkt, wenn wir nicht außerdem in den Stand gesetzt sind, willkürliche Tastbewegungen ihm entgegen auszuführen. Es ist einer der folgenreichsten Irrtümer der Physiologie gewesen, daß sie geglaubt hat, das nächste Objekt der Empfindung sei in der gereizten Nervenfasern selbst zu finden, und von ihr aus müsse erst ein Schluß auf die Ursache der Reizung, gleich dem Gegenstande der Wahrnehmung, gemacht werden. Dadurch ist die Theorie der Sinneswahrnehmung geradezu in die Gefahr geraten, der exakten Naturwissenschaft selbst, die doch auf Sinneswahrnehmung beruhen muß, die Art an die Wurzel zu legen, indem sie das Dasein äußerer Gegenstände überhaupt für problematisch erklären mußte. Auch hier war wieder die oft erwähnte Verwechslung des transcendentalen und des empirischen Verstandesgebrauches Schuld an dem Irrtum, denn es ist richtig, daß die Empfindungen in uns sind, und ihre Gegenstände müssen auch natürlich in uns sein, aber nur in unsrer Vorstellungskraft, d. i. im transcendentalen Sinne, nicht in unserm Körper oder unsern Nerven, wie der empirische Gebrauch der Worte „in uns“ behaupten würde.

So hat denn Herr Professor Seydel, soviel ich sehen kann, nur in dem einen Punkte Recht behalten, den wir aber auch garnicht bestritten haben, daß unsre Auslegung der Kritik der reinen Vernunft in den weentlichen Grundlehren des ganzen Systems diametral entgegengesetzt sei der seit hundert Jahren überlieferten und noch im allgemeinen herrschenden Schulweisheit. Ja wir gehen in unsrer Keckerei sogar so weit, daß wir behaupten, Kant habe sich in seinem Hauptwerke, in der ersten wie in der zweiten Auflage, nicht ein einziges mal selbst widersprochen, und alle Vorwürfe, die man ihm in dieser Richtung gemacht hat, seien lediglich durch das Mißverständnis der Leser und Darsteller

veranlaßt. Ob er überhaupt geirrt hat, ist eine andre Frage. Es irrt der Mensch, so lang er strebt. Man kann ihm wohl hie und da unverschuldete Irrtümer in untergeordneten Zweigen nachweisen. Der Grundstamm des Ganzen aber ist ohne Zweifel über jeden Angriff erhaben. Wenn unser verehrter Gegner nach alledem doch nicht überzeugt sein sollte, so wird er doch jedenfalls uns nicht zumuten, den weitem Kampf für die einmal erkannte Wahrheit einzustellen. Er kann überzeugt sein, daß wir ihn fortsetzen werden, solange unsre Kräfte reichen. „Und wenn die Welt voll Teufel wär', es muß uns doch gelingen.“

Hamburg.

H. Classen.



Die französische Kolonialpolitik und England.



ie französische Regierung hat in den letzten Wochen an zwei Stellen begonnen, mit ihrer neuen Kolonialpolitik Ernst zu machen. An der Küste von Madagaskar drang Admiral Pierres Geschwader in die Bembatofa-Bai an der Nordwestküste ein und landete nach sechsständigem Bombardement, welches der Hova-Besatzung viel Schaden zufügte, eine Anzahl Truppen, welche sich der Stadt Mojanga bemächtigten. Bald nachher hatten die benachbarten Hafenstädte Amoronsangana und Passandava ein gleiches Schicksal, wobei viel von den dort lagernden fremden Waarenvorräten zu Grunde ging. Mojanga liegt auf der östlichen Seite eines Meerbusens, in welchen sich die Gewässer mehrerer Flüsse ergießen, die ihr Quellgebiet in den Bergen bei Antananarivo, der Hauptstadt des Landes, haben. Der gewählte Ort ist weit entfernt von Rossi Bé, der von den Franzosen okkupirten Insel an der Küste der Sakalawas, und ist zu dem ausdrücklichen Zwecke besetzt worden, um direkten Druck auf die Hovaregierung auszuüben; denn die Franzosen gedenken die Zollstätten in Verwaltung zu nehmen und die eingehenden Gelder nicht eher an die Hovas abzuliefern, als bis sie nachgegeben und die Forderungen des Admirals bewilligt haben.

Auch in Tonkin haben die Dinge in mehrfacher Beziehung eine ernstere Wendung genommen. Bei Hanoi erlitten die Franzosen eine Niederlage, bei welcher ihr Führer, Kommodore Rivière, den Tod fand, und Nachrichten aus China zufolge trifft die dortige Regierung Vorbereitungen zum Widerstande gegen die Pläne der Franzosen auf Tonkin und Annam. Nach einem Bericht im Gaulois verließ Rivière am Morgen des 20. Mai Hanoi, um einen wichtigen strategischen Punkt am Roten Flusse, nicht fern von der Stadt, zu besetzen.

Er hatte 150 Matrosen und 250 Seesoldaten mit sich. Die ersten marschirten unter dem Kommodore voran, die letztern folgten ihnen in beträchtlicher Entfernung. Dabei scheint man zu zuversichtlich verfahren zu sein und die nötigsten Vorsichtsmaßregeln vernachlässigt zu haben. Die Feinde, die unter der oft genannten „Schwarzen Fahne“ fochten, entdeckten dies und warfen sich, indem sie sich die weite Entfernung der ersten Abteilung von der zweiten zu Nutze machten, auf die Leute Rivières. Bald waren dieselben umringt, und vergeblich versuchten sie sich durchzuschlagen. Sie wurden größtenteils getötet oder gefangen genommen, die übrigen zerstreuten sich. Die zweite Abteilung erschien zu spät an Ort und Stelle, um dem Kampfe noch eine günstige Wendung geben zu können. Die Gefangenen, fünfzehn an der Zahl, darunter Rivière, wurden von den Siegern nach einem ihrer befestigten Dörfer gebracht und dort gepfählt.

Interessant sind Auszüge aus Briefen des Kommodores an einen Freund, welche der Temps in diesen Tagen veröffentlichte. Es ergibt sich daraus, daß man in Paris vor anderthalb Jahren noch nicht klar in der Sache sah und keinen Entschluß gefaßt hatte. Rivière ging zu Anfang des vorigen Jahres nach Tonkin. Er sollte die dort befindliche französische Schiffsdivision befehligen, hatte aber keine ins einzelne gehenden Befehle. So schrieb er am 26. März v. J. aus Saigon: „Wir sollen versuchen, in Tonkin fester Fuß zu fassen als bisher. In meinen Instruktionen ist nichts sehr bestimmtes, so gehe ich dahin als ein Fabius Cunctator und werde den Rubikon nur gezwungen überschreiten wie Cäsar.“ Einen Monat später benachrichtigt er seinen Freund von Hanoi aus, daß er Befehl erhalten habe, die kleine Besatzung dieses Ortes zu verstärken und am Claire, einem Nebenflusse des Roten Stroms, etwa zwölf Meilen weiter im Innern, eine Station zu gründen. Beide Operationen sollten mit Rücksicht auf den Hof von Hué ausgeführt werden. Augenscheinlich wußte die Regierung sehr wenig von den Schwierigkeiten, mit denen der tapfere Seemann zu kämpfen hatte und die mehr diplomatisches Geschick erforderten als er besaß. Jedenfalls war der einzige Schlüssel, mit dem er sich die Thore von Hanoi aufschloß, sein Degen. Er schreibt in demselben Briefe: „Ich weiß nicht, ob man es loben oder tadeln wird, daß ich die Zitabelle genommen habe. Ich weiß nur, daß ich gethan habe, was die Umstände erforderten. Bin ich zu tadeln, so werde ich nicht sehr stark darauf bestehen, hier zu bleiben.“ In einem andern Briefe, datirt vom 11. Juni, klagt er, daß der Gouverneur von Saigon die Erstürmung von Hanoi gemißbilligt habe; „indefß wird das keine Folgen haben,“ fügt er hinzu. „Die Regierung von Annam unterhandelt insgeheim mit England und China.“ In seinem nächsten Schreiben, das vom 21. September ist, sagt er, daß die chinesischen Truppen sich seiner Stellung nähern. „Ich würde mich ihrem Übergang auf das rechte Ufer widersetzt haben,“ bemerkt er dazu, „aber man remonstrirte dagegen von Saigon und Paris her so lebhaft, daß ich es unterließ. Indefß werde ich mir nicht die geringste Ungebühr von

seiten der Himmlischen gefallen lassen.“ Er hatte damals nur 400 Mann unter seinem Befehl, außerdem etliche Kanonenboote, die aber, als der Strom fiel, nicht mehr zu verwenden waren, während die Annamiten gemeinschaftliche Sache mit den Chinesen und den Piraten der Schwarzen Flagge machten. Dazu befand er sich noch immer in Unklarheit über die Absichten der Regierung, ja noch im letzten Februar schrieb er: „Ich habe Nachricht erhalten, daß 500 Seesoldaten in Tonkin eingetroffen sind, aber ich weiß nicht, was ich mit ihnen machen soll. Ist dies wirklich ein ernsthafter Feldzug oder nicht?“ Er dachte sogar daran, seinen Posten aufzugeben, und nur die bedenkliche Wendung, welche die Ereignisse bald darauf nahmen, bewog ihn zu bleiben.

Seit dem unglücklichen Ende Rivières sind die Franzosen in Hanoi von den Gegnern nicht mehr behelligt worden, auch würden dieselben ihnen jetzt nicht mehr schaden können, da die Besatzung um 700 Seesoldaten verstärkt worden ist und jetzt 1500 Mann beträgt, eine Streitmacht, welche die Stadt für undisciplinirte Feinde uneinnehmbar macht. Andre Verstärkungen, mit denen „der Tod Rivières gerächt und die Ehre der Fahne Frankreichs gewahrt“ werden soll, sind von Toulon, Hochchina und Neukaledonien unterwegs, sodas die Franzosen noch vor Mitte des nächsten Monats ungefähr 4000 Mann in Tonkin beisammen haben werden, womit sich der nächste Zweck derselben, Erzwingung der Ausführung des Traktats von 1874, nach welchem die französische Republik in Tonkin herrschen, in Annam thatsächlich Protektorrechte auszuüben berechtigt sein soll, ohne Zweifel erreichen lassen würde, falls China sich von der Sache fern hielte. Das letztere ist aber zweifelhaft. Der bekannte chinesische Feldherr Li Hung Tschang ist von seiner Regierung beauftragt worden, in den drei Provinzen des Reiches der Mitte, welche an Annam grenzen, den Oberbefehl zu übernehmen, und der ebenfalls oft genannte Marquis Tseng, der seinen Kaiser in Paris vertritt, hat nach den französischen Blättern Äußerungen gethan, welche die Situation mindestens als gespannt erscheinen lassen. Er bemerkte, zwar seien die diplomatischen Beziehungen zwischen China und Frankreich noch nicht gestört, und ersteres wünsche auch keinen Bruch. Aber andererseits habe die französische Regierung seit geraumer Zeit die Noten des chinesischen Gesandten unbeantwortet gelassen, auch ihren Vertreter in Peking (Bourée) abberufen und nicht ersetzt. Die Sendung nach Peking, mit der Tricou, der bisherige Gesandte in Japan, betraut worden, sei nur vorübergehender Art, und der Verkehr zwischen China und Frankreich werde sicherlich suspendirt werden, wenn Frankreich in Tonkin vorgehe, bevor es sich mit China verständigt habe; denn Tonkin sei ein Zubehör des Königreichs Annam, in Betreff dessen China unbestreitbare Suzeränitätsrechte besitze. Der Spezialgesandte Frankreichs (Tricou) werde schwerlich Erfolg erzielen, da er China keine so günstigen Bedingungen mitbringe, als sie der Bouréesche Vertrag gewährt habe, und da selbst dieser den Chinesen zu wenig zugestehet. Sollte Frankreich den der Deputirtenkammer

vorgelegten Plan (vergl. Grenzboten Nr. 23, S. 484) ausführen, so würde vielleicht kein Krieg zwischen ihm und China ausbrechen, wohl aber würde die Lage gefährlich werden. Die Peking-Regierung wolle keinen Bruch und sei zu billigen Zugeständnissen bereit, nur gebe es leider zwei Parteien in China, eine friedliche und eine kriegerische, und die letztere habe infolge der neuesten Ereignisse an Boden gewonnen und sei jetzt stark genug, die Regierung mit sich fortzureißen. Die letztere sei entschlossen, den Vertrag von 1862 anzuerkennen, und sie werde in Betracht des jetzigen Standes der Angelegenheit vielleicht auch den von 1874 guthießen. Dann müsse man sich aber klar darüber werden, daß Frankreichs Recht, sich zur Wiederherstellung der Ordnung einzumischen, nur auf Verlangen des Beherrschers von Annam und im Einklange mit den Bestimmungen des Traktats ausgeübt werden dürfe, und ferner, daß der letztere nicht so betrachtet werden könne, als sei damit das Suzeränitätsrecht Chinas über Annam beseitigt. Marquis Tseng war endlich der Meinung, daß China wohl bewogen werden könne, die Provinz Sunnan dem französischen Handel zu öffnen, nicht aber weitere Zugeständnisse zu machen. Als man ihn fragte, welchem Widerstande Frankreich in Tonkin begegnen werde, selbst wenn China sich nicht einmischen sollte, antwortete er, es werde sich darauf gefaßt zu machen haben, zehnmal mehr Mannschaften und Geld zu opfern, als man anfangs ins Auge gefaßt habe.

Gegen das Vorgehen der Franzosen in Madagaskar hat England, wie der Staatssekretär Fitzmaurice nach dem Bombardement Nojangas im Unterhause erklärte, bisher nichts gethan, auch ist nicht zu erwarten, daß es ferner etwas dagegen thun wird, wenn dasselbe nicht zu einer förmlichen Einverleibung der Insel in die französischen Besitzungen führt; ja selbst die letztere würde vermutlich englischerseits geduldet werden — d. h. bis auf weiteres und als eine Art Kompensation für die Verluste in Ägypten. Gern sehen aber wird die öffentliche Meinung in England einen solchen Erwerb der Franzosen im Osten von Afrika gewiß nicht, und so wird derselbe die Entfremdung der beiden Nationen, die infolge der Verdrängung Frankreichs und seiner ägyptischen Stellung eingetreten ist, aller Wahrscheinlichkeit nach nicht unerheblich steigern.

Noch mehr ist dies von etwaigen Erfolgen der Franzosen in Tonkin zu erwarten, ja schon ein Krieg derselben mit China würde in England böses Blut machen, da er sehr wesentliche Interessen des britischen Handels schwer verletzen würde.

„Frankreich ist das einzige Land, das für Ideen Krieg führt,“ ist ein Ausspruch Napoleons des Dritten, der bloß von solchen Leuten bestritten wird, welche die Geschichte kennen. Aber es ist gleichfalls merkwürdig, daß Frankreich das einzige Land ist, welches dem Mars und dem Merkur einen gemeinschaftlichen Altar errichtet hat. Wenigstens ist von Seiten, die es wissen konnten, behauptet worden, daß die hohe Finanz in den letzten fünfzehn Jahren bei mehreren seiner kriegerischen Unternehmungen außerhalb Europas das Spiel am Draht gelenkt hat. Die

Geschichte vom Zusammenhang der Jockerischen Aktien mit dem Kriege Napoleons in Mexiko ist wohlbekannt. Die Erfindung der Chrumirs hatte hinter den Kulissen finanzielle Manöver zum Vorspiele. Das französische Interesse an Ägypten war Jahre lang mit dem gewisser Börsenkreise identisch. Jetzt wird ähnliches von den Vorgängen in Tonkin behauptet. „Es heißt, so schreibt der Daily Telegraph, daß vor einiger Zeit zwei Gesellschaften gegründet worden seien, eine um Bergwerke in Tonkin auszubeuten, und eine andre, um dort Geld zu hohen Zinsen auf Grundstücke auszuleihen. Diese Gesellschaften behaupteten, von Piraten auf dem Roten Flusse geplündert worden zu sein, und gingen die französische Regierung um Hilfe dagegen an. Ist das wahr, so ist es ein eigentümlicher Beweis für jene Darwinsche Lehre von der Unbequemung der Tiere an ihre Umgebung, daß, sobald ein Staat Lust zu Eroberung verspürt, immer sofort einer seiner Unterthanen in dem zu erobernden Lande schwere Schädigung und Beleidigung erfährt. Die Entwicklung von Schwimmhäuten zwischen den Zehen von Vögeln, die ursprünglich keine Wasservögel sind, ist wirklich kein so auffälliges Phänomen als das sofortige Erscheinen eines Biedermanns mit einer Klage, wenn eine europäische Regierung eine Entschuldigung für einen Angriff auf ein fremdes Land braucht. Aber während es geraume Zeit her ist, daß ein Herr Jenkins sich als guter Patriot die Ohren abschneiden ließ, um England eine Ursache zum Kriege mit Spanien zu verschaffen, weiß es der heutige Franzmann geschiedter einzurichten. Er besorgt seiner Regierung nicht bloß einen Grund fürs Dreinfahren, sondern baut sich selber ein wohlbesiedertes finanzielles Nest, indem er eine Gesellschaft gründet und dann eine Anzahl Anteilscheine an patriotische Deputirte verteilt. So erhält die Berufung an die Kammer nicht nur an der Liebe zu Frankreich, purem Patriotismus und dem Wunsche nach Rache Stützen, sondern auch an dem pekuniären Interesse der Kammerpolitiker, die in unserm Falle Zertifikate in der Tasche haben sollen, welche jetzt wertlos sind, nach der Einverleibung Tonkins aber sich für fünfzig Franks das Stück verkaufen lassen würden. Allerdings sind die Annamiten noch nicht besiegt, und man kann sich an das Sprichwort von den Jägern erinnert finden, die sich um das Fell des Bären stritten, ehe das Tier noch erlegt war. Wenn aber einer der Nimrode Finanzgenie besäße und seinen Anspruch auf Anteil an dem Felle verkaufte, um den Wert im voraus in die Tasche zu stecken, so brauchte ihn das weitere nicht mehr zu interessiren. Wenn es Herren giebt, die gewissermaßen ein finanzielles Tonkin erfunden haben, so braucht es sie nicht zu kümmern, ob sich das geographische Tonkin schließlich als ganz und gar wertlos erweist. Inzwischen werden sie ihre Aktien losgeschlagen und sich von dem Geschäfte zurückgezogen haben. Es ist zum Erbarmen, hören zu müssen, daß eine große Nation Wagnisse unternehmen muß, daß tapfere Männer fallen müssen, damit ein paar pfiffige Spekulanten ihr auf schlechten Wegen zusammengebrachtes Vermögen vergrößern können.“

Nun hat England freilich in solchen Dingen ebenfalls Werch am Nothen. Es hat Kriege in Menge nur zu dem Zwecke geführt, um seinen Kaufleuten und Fabrikanten neue Märkte zu öffnen. Diese Kriege hatten durchaus nichts nobles an sich, aber immerhin insofern eine gewisse Entschuldigung, als ihre Opfer durch Gewinn für die ganze Nation aufgewogen wurden, daß das entfernteste Dorf die Wirkung der Vorteile empfand, welche großen Handelszentren zuteil geworden waren. Wenn die französische Industrie, der französische Handel durch die ihnen mit dem Schwerte geöffneten neuen Ausfuhrländer bedeutend gewannen, so würde sich ein Seitenstück zu den englischen Annexionen jenseits der Meere entwickeln. Daran ist aber kaum zu denken. Was diese Annexion betrifft, so ist der Gang der Dinge folgender. Erst lassen sich in dem betreffenden Lande Kaufleute nieder, und erst nach Jahren voll rühriger Arbeit, voll Opfer, voll Intriguen verlangen sie, daß die Nationalflagge die Geschäfte decke, welche sie allein und ungefordert von ihrer Regierung geschaffen und ausgebildet haben. So entstand das angloindische Reich, und so erwarb eine Gesellschaft Rechte im nördlichen Borneo, bevor man sich an die Regierung daheim wendete. Die Franzosen machen es umgekehrt: sie pflanzen zuerst ihre Trikolore auf und hoffen dann, daß die Kaufleute ihr folgen werden. Aber diese Erwartung erfüllt sich selten und niemals genügend. Die französischen Kaufleute und Kheber betreten selten den Weg, den ihnen die französischen Soldaten und Seeleute gebahnt haben. Diese Pioniere haben dann in der Regel mehr für englische, deutsche und holländische Unternehmer gearbeitet als für ihre Landsleute.

Trotzdem lebt der alte Traum von Dupleix immer wieder auf. Die Franzosen ziehen für eine Idee in den Krieg, für die Idee eines großen Reiches im fernen Osten. Wie einst in Indien, soll es jetzt in einem andern Teile Südasiens gegründet werden. Südastien zerfällt bekanntlich in zwei große Halbinseln, die jede ein unregelmäßiges Dreieck bilden. Die westliche ist das jetzt den Engländern gehörige Indien, die östliche, von der Geographie Hinterindien genannt, könnte auch Chinesisch-Indien heißen. In jener kämpften Frankreich und England im ganzen vorigen Jahrhundert um die politische und kommerzielle Herrschaft. Jetzt sieht es aus, als sollte diese Rivalität auf die andre große Halbinsel übertragen werden. Die Engländer haben durch Eroberung eines Teils von Birma auf der Westküste dieses ausgedehnten Gebietes festen Fuß gefaßt, die Franzosen sich in einer Ecke des Südens, in Kochinchina, eingenistet. Von diesem Punkte aus hätten sie Siam beeinflussen können, wie die Engländer das unabhängig gebliebene Stück von Birma beeinflussen, wenn der Mekong so schiffbar gewesen wäre wie der Irawaddy. Da dies nicht der Fall war, machte sich der französische Unternehmungsgeist an Tonkin, die Nordostecke Chinesisch-Indiens. Hier fanden sie einen großen Strom, der das Land bis zur chinesischen Provinz Sunnan durchschneidet, und hier hofften sie den Verkehr mit dem himmlischen

Reiche anzuzapfen und in ihre Kanäle zu leiten. Glücklicherweise für England ist diese neue Sphäre ihres Ehrgeizes von den britischen Besitzungen durch das noch unabhängige Birma getrennt. Dieses ist ungefähr dasselbe wie Afghanistan zwischen Britisch-Indien und Rußland, eine Art Buffer, der vor unmittelbaren Zusammenstößen schützt. Fiele Annam und ganz Kochinchina ebenso wie Tonkin in die Hände der Franzosen, so würde Siam als selbständiger Staat in der Mitte zwischen England auf der westlichen und Frankreich auf der östlichen Seite der großen Halbinsel übrig bleiben. England hat also ein ebenso starkes Interesse daran, daß Birma und Siam ihre Unabhängigkeit bewahren, als daran, daß Afghanistan vor der Eroberung durch die Russen bewahrt bleibe. Diese Staaten sind weit bequemere Nachbarn als das unruhige und immer weiter um sich greifende Frankreich.

Tonkin allein wird den Engländern, wenn es die Franzosen erobern, keine besondern Kopfschmerzen verursachen. Man muß es in London nur natürlich finden, daß die Niederlage und die grausame Hinrichtung Rivières gerächt und die Ehre der französischen Fahne in den Augen asiatischer Barbaren wiederhergestellt wird. Auch über das Vorrücken europäischer Zivilisation im Südosten Asiens kann man dort Freude empfinden, weil es mit Handelsvorteilen für England verbunden sein wird. Die Aufgabe der Franzosen wird aber keine leichte sein, nicht weil die Tonkinesen mächtigen Widerstand leisten werden, sondern weil China indirekt die Sache erschweren kann. Die Regierung zu Peking ist, wie wir gesehen haben, zu vorsichtig, um wegen eines Tributärstaates ohne weiteres den Krieg zu erklären, aber China besitzt Mittel, um seine weitreichende Macht fühlbar zu machen, und es würde den Franzosen, wenn sie Tonkin eroberten, ein höchst unangenehmer und bedenklicher Nachbar sein. Ein Krieg mit ihm würde infolgedessen nur eine Frage der Zeit sein. Er kann aber auch jetzt schon ausbrechen, und dann würde Frankreich gewahr werden, daß das China von 1883 nicht mehr das China von 1860 ist, daß es Krupp'sche Kanonen und Hinterlader besitzt, daß seine Soldaten besser geübt sind als damals, wo sie die Schlacht bei Palikao verloren, daß es auch eine nicht verächtliche Kriegsflotte hat, und daß es nicht mehr von dem großen Taipingaufstande bedrängt wird, der einst drei Viertel seiner Kräfte absorbierte.

Ein solcher Krieg aber würde Englands Interesse sehr schwer treffen. Der Wert des Handels in den fünf dem Verkehr mit dem Auslande geöffneten chinesischen Häfen Kanton, Tientsin, Shanghai, Hankow und Futschau beläuft sich auf 940 Millionen Mark jährlich. Daran partizipiert England mit 680, Frankreich nur mit 100 Millionen. Die Schifffahrt mit Einrechnung derjenigen an den Küsten bewegt einen Gehalt von 16640278 Tonnen, wovon auf den britischen Antheil 10332248, auf den französischen nur 135734 fallen. Von den 4792 europäischen Kaufleuten und Handelsagenten endlich, die in den chinesischen Hafenplätzen leben, sind 2292 englischen Ursprungs und nur 274

von französischer Herkunft. Es giebt dort sogar mehr Deutsche als Franzosen, und die deutsche Cabotage an den Küsten Chinas ist sehr bedeutend. Rußland treibt einen beträchtlichen Landhandel mit den nördlichen Märkten des Reiches, und die Nordamerikaner unterhalten gleichfalls ausgedehnte kommerzielle Verbindungen mit demselben. Die Franzosen können daher leichten Herzens einem Kampfe entgegensetzen, in welchem ihre große Kriegsflotte die wenigen Häfen, welche den fremden Handel in China offen stehen, blockiren und so den Verkehr desselben mit dem Auslande und den Einnahmen aus den Zöllen einen schweren Schlag beibringen könnte. Dagegen ist nach den obigen Zahlen leicht zu begreifen, wie verdrücklich und bedenklich ein derartiger Krieg für die Engländer sein würde. Er würde deren Theehandel zerstören, mit einem einzigen Schlage viele Millionen der Einnahmen Indiens vernichten und den ungeheuern Verkehr lähmen, der sich in diesen fernen Meeren entwickelt hat. „Frankreich,“ sagt der Daily Telegraph, spielt in Tonkin mit Feuer wie jemand, der sich in der Nähe verbrennbaren Eigentums nicht in Acht nimmt, das ihm selber nicht gehört. Sein Interesse an diesen Küsten geht auf Eroberung und Koloniengründung. Sein Handel findet keinen Markt, und es hat bei einer allgemeinen Umwälzung nichts zu verlieren. Das Völkerrecht verhält sich zu einer solchen Verwicklung schweigend; denn wenn die Franzosen im Fall eines Krieges mit China die Blockade von dessen Häfen erklärten und ausführten, so würden sie nur nach dem Herkommen verfahren. Wäre uns ganz China geöffnet, so ließe sich der Blockade entgehen, leider aber sind wir auf eine Anzahl von Häfen beschränkt, und wollten die Franzosen diese mit ihren Schiffen schließen, so würden sie möglicherweise neun Zehnteln des auswärtigen Handels ein Ende machen. Dies ist ein sehr ernster Fall für uns und, wenn auch in geringerem Grade, für unsere amerikanischen Vettern. Sollen wir Millionen verlieren, weil die Franzosen Abenteuer gesucht, Streit angefangen und dabei bis jetzt Unglück gehabt haben?“

In Betreff des lokalen Streites können wir uns kurz fassen. Tonkin war vor zwölf Jahren von Annam abhängig, zu welchem es ungefähr in demselben Verhältnisse stand wie Irland vor dreihundert Jahren zu England. Es war früher unabhängig gewesen, und obwohl es dem Namen nach unterworfen war, zeigte es sich stets unruhig und zu Aufständen geneigt. Der Anschluß an Annam erfolgte 1802 und zwar gleichzeitig mit dem Abzuge der Franzosen, die sich hier schon unter der Regierung Ludwigs XVI. festgesetzt und in Hanoi eine Zitadelle erbaut hatten. Der unruhige Zustand des Landes gab Frankreich 1873 einen Vorwand zur Einnischung, ungefähr so, wie wenn jetzt der Zar, wenn in Armenien eine Empörung gegen die Türken ausbräche, seine Truppen unter dem Vorgeben ins Land einzurücken lassen wollte, er müsse es dem Sultan wieder unterwerfen. Frankreich handelte rasch und zuerst mit Erfolg. Es trat dabei als Verfechter der Rechte des Kaisers von Annam,

Tuduf, gegen seine auffässigen und ungehorsamen Unterthanen in diesem Teile seines Gebietes auf. Auch China sah dem französischen Unternehmen mit günstigen Augen zu; denn es war immer Rebellionen in benachbarten Ländern feindselig gesinnt. Als indeß der französische Schiffseutnant Garnier, der die Expedition befehligte, einige Wochen im Lande war und von dem Statthalter Tudufs Beistand verlangte, begegnete er erst Ausflüchten, dann einer ausdrücklichen Weigerung. Er lehrte darauf den Spieß um, bemächtigte sich der Zitabelle von Hanoi und erklärte, daß Annam hier nichts mehr zu befehlen habe, und daß er, Monsieur Garnier, von jetzt ab als Vertreter Frankreichs und der Zivilisation im Lande der Herr sei. „So bedeckte denn, sagt ein französischer Schriftsteller, die Fahne Frankreichs mit ihren schützenden Falten den fruchtbarsten und am dichtesten bevölkerten Teil von Annam. Seiner Getreidekammern, Nieder-Kochinchinas und Tonkins, beraubt, würde das Reich Annam sofort gezwungen gewesen sein, unsre Schutzherrschaft anzunehmen, und Frankreich würde ohne Verzug die Hauptmacht im chinesischen Meere geworden sein.“ Aber es sollte anders kommen. Garnier fiel im Dezember 1873 in einen Hinterhalt und wurde mit seinen Marinesoldaten von Seeräubern der Schwarzen Flagge niedergehauen. Die Franzosen schlossen einen Vertrag mit Tuduf, und es wurde für sieben Jahre eine Art Waffenstillstand abgeschlossen, in welchem Frankreich die Rechte der Annamesen in Tonkin anerkannte, und Annam sich verpflichtete, auf den Rat des französischen Residenten am Hofe von Huế zu hören und Tonkin dem europäischen Handel zu öffnen. Indeß konnte oder wollte Tuduf diesen Vertrag nicht erfüllen, die in Hanoi ansässigen Franzosen wurden von den Eingebornen und den chinesischen Seeräubern schwer geschädigt. Es lag auf der Hand, daß Frankreich hier einschreiten mußte, aber es besann sich geraume Zeit, und Dupuis, der sich selbst zu helfen suchte, wurde sogar von dem französischen Befehlshaber auf dem Roten Strome zur Ruhe verwiesen und seiner Schiffe beraubt. Erst ungefähr vor Jahresfrist nahm die Regierung die Dupuis'sche Politik wieder auf, und Rivière erschien mit 600 Mann Marinetruppen und nahm die Zitabelle von Hanoi wieder ein, in der er sich dann bis vor kurzem kräftig behauptete, auch sich einiger andern Stellungen von Wichtigkeit bemächtigte.

Stünden sich nun Frankreich und Annam allein gegenüber, so würden wir in wenigen Monaten die Wiederholung der alten Geschichte erleben: westliche Truppen schlachten rasch Massen von schlecht geübten, schlecht geführten und erbärmlich gerüsteten Orientalen ab, und der Krieg endigt mit einer Annexion. Die Frage wird indessen verwickelter durch die Gefahr, mit welcher Siam bedroht ist, und unmittelbarer durch die schließlich wahrscheinlich doch noch erfolgende Einmischung der Chinesen. Annam ist, wie bemerkt, ein tributpflichtiger Staat, der zum Kaiser von China ungefähr in dem Verhältnis steht wie einst Tunis zum Sultan. Nun ist es seit Jahrhunderten chinesische Politik gewesen, diese Zwitterstaaten als Puffer zwischen sich und fremden Reichen zu erhalten. Man will in Peking nicht in unmittelbare Berührung mit einer Großmacht kommen. So ließ man an der Grenze Korea, Birma und Kochinchina fortbestehen. Müßte aber Annam, wie die Franzosen verlangen, das Protektorat eines großen westlichen Staates anerkennen, so würde China im Süden einen gefährlichen Nachbar bekommen. Ohne Zweifel ist die Suzeränität Chinas über Annam eine schattenhafte, fast nur nominelle, aber immerhin ist sie von den Franzosen schon einmal anerkannt und benutzt worden. Dupuis ließ sich

vor etwa zehn Jahren zum Mandarin machen und wurde Vertreter des Kaisers von China in Tonkin, und in dieser Zeit that Frankreich, als wollte es im Einklang mit dem Beherrscher von Annam und seinem kaiserlichen Suzerän handeln. Es spielte damals überhaupt eine nichts weniger als stetige Rolle. Bald hezten französische Agenten die Tonkinesen zur Rebellion gegen Annam auf, bald ließ man die Insurgenten im Stiche, ja griff sie sogar an, weil man einen neuen Vertrag mit den Behörden in Hué abgeschlossen hatte. Jetzt verwirft Frankreich die Ansprüche Annams in Tonkin oder will sie nur nominell anerkennen, wenn Annam seine Schutzherrschaft annimmt. Auch weigert es sich, die Oberherrschaft Chinas zu respektiren. Man kann sagen, diese Mischung von Trug und Gewalt werde von der Nothwendigkeit erfordert, sich auszudehnen: der Handel verlange Absatzländer, und die Fahne gehe voran. Aber, wie schon bemerkt, für jenen ist nicht viel zu hoffen. Die Franzosen haben Tonkin erschlossen, aber nicht sowohl für sich selbst als für andre. „Französischen Handel giebt's dort nicht, sagt ein französischer Berichterstatter. Während der drei Vierteljahre, die auf den 15. September 1875 folgten, liefen im Hafen von Haifong englische, deutsche und chinesische Fahrzeuge ein, aber nicht ein einziges französisches Schiff. Ja noch schlimmer, trotz der Vorrechte, welche durch den Handelsvertrag jenes Datums der Stadt Saigon gewährt worden waren, hatten die von diesem Plaze eingeführten Waaren nur einen Wert von 23 800 Franks, während der Wert der von China, d. h. vorzüglich von Hongkong, importirten sich fast auf vierthalb Millionen Franks belief, also hundertundvierzig mal soviel betrug. Und in Betreff des Ausfuhrhandels Tonkins fiel auf Saigon gar kein Anteil: es empfing in dieser Periode nicht für einen einzigen Piafter an Kaufmannsgut aus jenem Staate, dessen Ausfuhr, auf ungefähr zwei Millionen Franks geschätzt, einzig und allein für Hongkong bestimmt war.“

Während aber fast der gesamte Handel dieser Länder und Meere in Hinterindien sich in englischen Händen befindet und auch in Zukunft befinden wird, verfolgen die Franzosen noch immer ihren wunderlichen Traum von Eroberungen zu Ehren ihres Landes und ihrer Fahne. Sie stecken ein Haus in Brand, um sich ihre Kastanien rösten zu können. „Frankreich — so ruft derselbe Schriftsteller aus, der ihre kommerzielle Dummacht in diesen Gegenden zugestehet! — wird imstande sein, sich am Rande des chinesischen Meeres jenes riesige Kolonialreich zu schaffen, von welchem Dupleix an den Küsten des indischen Ozeans für dasselbe träumte,“ wobei der Begeisterte natürlich an eine baldige Eroberung und Einverleibung der Schan-Staaten und des Königreichs Siam denkt. Dann hat die Stunde der Revanche geschlagen, der Revanche nicht für Sedan, sondern für ein paar Kleinigkeiten, die vor hundert Jahren in Ostasien passirten. Ohne Zweifel besitzt die Republik das Recht, sich den Gegenstand ihres Angriffs zu wählen und sich der Beleidigungen zu erinnern, welche der Monarchie im achtzehnten Jahrhundert angethan worden sind. Ein Herr, der, als sein Kutscher durch ungeschicktes Fahren eine kostbare Spiegelscheibe zerbrochen hatte, den Besitzer mit zweihundert Thalern entschädigen mußte, bat den Kutscher, das nächstemal doch lieber in etwas wohlfeileres hineinzufahren, und Frankreich mag gemeint haben, daß das kleine Tonkin, das Anhängsel des schwachen Annam und nur entfernt mit dem großmächtigen China verwandt, eine billige Gelegenheit biete, sich neuen Ruhm zu erwerben. Wir Deutschen können damit zufrieden sein, und die Engländer, wenn sie sichs ordentlich überlegen, am Ende auch, denn für ihre Kaufleute und Aheber wird ja hier erobert.



Die Grafen von Altenschwerdt.

Roman von August Niemann (Gotha).

(Fortsetzung.)



Als Eberhardt zurückkehrte, stellte sich ihm seine Wirtin, Frau Zeyfing, als geschähe es zufällig, in den Weg, und sprach ihre Verwunderung darüber aus, daß der gnädige Herr bei dem schlechten Wetter spazieren ginge. Frau Zeyfing hatte, seitdem der Baron in ihrem Hause Besuch gemacht hatte, ihren Ton geändert. Eberhardt war ihr nicht mehr der liebe Herr, der Bilder verkaufte, sondern eine geheimnisvolle und hochverehrte Persönlichkeit. Wie konnte ein Mann, der von einem Neger bedient wurde und mit Schloß Eichhausen verkehrte, etwas andres sein als eine Art von verzaubertem Prinzen? Die vornehme Dame, welche einst droben Geheimnisse mit dem Neger verhandelt hatte, sowie der nächtliche Einbruch kurz nachher gaben ihr viel zu denken. Sie glaubte nicht mehr an die Malerei, und sie würde sich nicht gewundert haben, wenn plötzlich eine vergoldete Kutsche erschienen wäre, um den rätselhaften Besuch, der Monate lang regelmäßig seine Besuche im frischen Hering bezahlte, in sein Königreich zu holen. Bei alledem hatte Frau Zeyfing offene Augen und Ohren für die Wirklichkeit, und Eberhardt bemerkte mehr als einmal mit Mißvergügen, daß sie ungemein viel Anteil an seinen Angelegenheiten nahm und sich ganz besonders für die Familie des Barons Sergius interessirte. Dies letztere war ihr nicht zu verdenken, da sie früher Köchin im Schlosse gewesen war; dennoch wäre es Eberhardt lieber gewesen, wenn sie des jungen Degenhard Gänge und seine eignen Wege weniger scharf beobachtet hätte. Er mußte zuweilen wahrnehmen, daß die gute Frau, welche sich so gern mit ihm unterhielt, eine sehr genaue Kenntniss der Ereignisse der ganzen Umgegend, besonders aber der Ereignisse im Schlosse hatte, und es war ihm schon so vorgekommen, als wundere sie sich darüber, daß er dort nicht mehr verkehre.

Sie fragte ihn heute, nachdem sie den Regen beklagt hatte, ob er zu Mittag jungen Steinbutt mit Hummerauce essen und dazu des kühlen Wetters wegen ein Gläschen ostpreussischen Wairtranks trinken wolle, den sie gar trefflich aus echtem Arrac, altem Sherry, Rotwein und Citronensyrup zu bereiten verstehe. Aber Eberhardt entdeckte, daß es der guten Frau Zeyfing noch auf etwas andres ankam, denn sie kramte alsbald allerhand Betrachtungen über

die Wandelbarkeit des Irdischen aus und erzählte dabei, daß ja nun der Graf von Altenschwerdt, der mit der gnädigen Baronessa Dorothea verlobt sein solle, plötzlich abgereist sei. Eberhardt erwiderte hierauf in einer Weise, welche die redselige Wirtin nicht eben zu ferneren vertraulichen Mittheilungen ermutigte, aber es gab ihm diese Nachricht doch viel zu denken. Hatte Dorothea ihre Absicht ausgemacht, und war Dietrich von seiner Bewerbung abgeschreckt? War es dies, was Dorothea ihm heute sagen wollte? Er erklärte sich jetzt die ungewöhnliche Zeit, zu welcher ihn die Geliebte treffen wollte: es war die Stunde, wo ihr Vater sich zurückziehen und wo Dietrich die Sorge ihrer Unterhaltung zu übernehmen pflegte.

Die Hoffnung, welche durch solche Überlegungen in ihm erweckt wurde, belebte seine freudige Stimmung noch mehr, und als er durch den Wald wanderte, um an dem verheißungsvollen Orte frühzeitig einzutreffen, erschien ihm die feuchte Dämmerung unter dem hohen Laubdache in einem poetischen Lichte und das Tropfen der Blätter als eine angenehme Begleitung. Das altersgraue, auf der Wetterseite mit Moos überzogene Bauwerk an dem kleinen Wasser hatte die Bedachung wohl schon lange verloren, nur an einer Seite ragten große Steinplatten, die mit Erde bedeckt waren, einige Fuß breit in das Innere vor und bildeten eine vor dem Regen geschützte Stelle, von wo aus er den Zugang zum Schlosse überwachen konnte. Durch die breite Öffnung auf dieser Seite, deren Ränder durch losgebrochene Steine zackig gestaltet waren, erschien das Schloß wie in einen unregelmäßigen Rahmen eingefast. Die Ranken von Zelängerjelierer, der sich hier angesiedelt hatte und die Mauer hinaufgeklettert war, senkten sich in diesen Rahmen herab und zierten ihn mit purpurroten Blumen.

Mit wunderbarlich gemischten Gefühlen sah Eberhardt nach dem Schlosse hinüber. Er konnte sich schmerzlichen Bedauerns darüber nicht enthalten, daß er nicht Herr dieses stolzen Gebäudes werden und daß das schwere Unrecht, welches seiner Mutter und ihm geschehen war, ungefühnt bleiben sollte. Er fühlte, daß er das nie werde verwinden können. War er nicht vielleicht ein Don Quixote des Edelmutz? Ging er nicht an seinem Worte mit einer Treue, die lächerlich zu werden drohte? Waren nicht die Folgen seines Versprechens gegenüber seiner Mutter von solcher Art, daß seine Mutter selbst bedauern müßte, ihm dies Versprechen abgenommen zu haben, wenn sie seine Lage jetzt beobachten konnte? Aber nein! Es giebt nur eine Richtschnur für den Ehrenmann, sagte er sich, und niemals dürfen Gründe der Klugheit die Stimme des Gewissens zum Schweigen bringen. Es giebt eine himmlische Lenkung der irdischen Dinge, und ihre Gunst ist nur durch völlige Treue zu gewinnen. Ist doch alle Klugheit der Menschen nur Thorheit vor Gott!

So gab er einem innern Zuge seiner Seele nach, den er sich selbst kaum völlig klar machen konnte, und allmählich wurden Stolz und Freude des Bedauerns und Schmerzes Herr, indem er sich sagte, daß er trotz seiner äußerlichen Niedrigkeit das Herz der edeln und schönen Erbin gewonnen habe. Denn nun fühlte er, daß er einen köstlicheren Besitz sein nenne, als aller Glanz des Reichthums und eines vornehmen Namens verleihen könne. Er dachte an die Stunden zurück, die er dort oben, wo er den Altan erblickte, in Dorotheens Armen verlebt hatte, und diese wonnige Erinnerung siegte über alle andern Empfindungen.

Endlich sah er den Gegenstand seiner innigsten Gefühle erscheinen. Eine weibliche Gestalt, die er an den Umrissen und am Gange als Dorothea er-

kannte, kam vom Portale des Schlosses her und näherte sich rasch seinem Standort. Sie war in einen grauen Regenmantel gehüllt, und er bemerkte, als sie näher kam, daß ihr Gesicht unter dem breiten, schwarzen Hute blasser als sonst aussah, und daß ihre Augen in einem ungewöhnlichen Glanze leuchteten. Es war in ihren Zügen nicht die heitere Freudigkeit zu lesen, welche sonst aus ihnen hervorstrahlte, sondern sie trugen den Ausdruck einer leidenschaftlichen Entschlossenheit.

Eberhardt, mein Geliebter, du hast gesiegt! rief sie, sich ihm in die Arme werfend.

Es klang ein ihm fremder Ton in ihrer Stimme, welcher ihn erschreckte, obwohl die Worte selbst ihm süß waren.

Und habe ich erst jetzt gesiegt? fragte er.

Es war ein schwerer Kampf, entgegnete sie, laß mich ihn dir nicht erzählen. Es ist nun entschieden. Ich will mich über alles hinwegsetzen, nur nicht über die Liebe zu dir. Lieber will ich vergessen sein von meiner Familie und verachtet von der Welt, aber doch achtungswert vor mir selbst, als daß ich geehrt sein will, aber doch in Wahrheit verächtlich!

Ist es dahin gekommen? fragte Eberhardt. Will man dich doch zwingen?

Es sind die Verhältnisse, die mich zwingen wollen, sagte sie. Meine Hoffnung ist fast ganz dahin. Aber zweifle du nicht an mir. Wenn das letzte Mittel erschöpft sein wird, wenn meine flehentlichen Bitten sich vergeblich erweisen werden, dann werde auch ich keine Schranke mehr kennen, die mich zurückhalten könnte, dann bin ich ganz dein und folge dir, wohin du willst.

Ihre Leidenschaft, die Blut ihres Herzens überwältigten seine Besonnenheit und erfüllten ihn ganz mit Stolz und Liebe. Er umschlang sie mit starken Armen, und seine Lippen strömten über von den zärtlichsten Versicherungen.

Du hast mir von den Niederlassungen der Shaker erzählt, sagte sie. Dort, wo man die Vorurteile unsrer Welt nicht kennt, wollen wir in glücklicher Abgeschiedenheit vergessen werden und ein stilles Glück genießen. Denn ich möchte weit fort, in die weiteste Ferne, wenn mein Vater sich unerbittlich zeigt. Ich will selbst vergessen, was mich hier umgiebt, so wie ich vergessen werden will. Ich bin es völlig müde, mit dieser starren Welt hier zu kämpfen. Es soll alles neu sein und nichts mehr an die Verhältnisse erinnern, mit denen ich brechen muß.

Eberhardt war wie berauscht von Glück. Ja, sagte er, ich weiß ein Haus für uns, das dir gefallen wird. Ich habe es mit meiner Mutter bewohnt und kenne den Reiz seiner Lage. Es ist einfach, aber bequem, und seine Umgebungen sind einsam und lieblich. Wir sehen von den Fenstern aus den glänzenden Hudson, und bis zu seinen Ufern hin eine Ebene gleich einem großen Garten. Dort kennt man mich und liebt mich. Die Bewohner von Springlake haben die Sitten der alten Patriarchen, sie sind friedlichen Sinnes und von freundlichen Sitten, sie werden dich alle wie eine Schwester lieben und wie einen Engel verehren. Dort werden wir ein seliges Leben führen, wie du es wünschest, vergessen von der Welt, versteckt in einem Paradiese.

Ja, dorthin wollen wir fliehen, sagte sie, an seine Brust geschmiegt. Mein Gewissen giebt mir das Zeugnis, daß ich am Ende meiner Kräfte bin, und daß es mir nicht möglich ist, dem Wunsche meines Vaters zu gehorchen. Wenn er mir nicht nachgiebt und mir nicht erlauben will, daß ich die Deine werde, so muß ich mich von ihm losreißen — ich kann nicht anders. Und er wird nicht

nachgeben, das sehe ich klar voraus. Möge mir Gott dann verzeihen, wenn ich nicht über die Kräfte hinaus kann, die er selbst mir verliehen hat. Hat er mir nicht selbst dies Herz gegeben, welches dir vom ersten Augenblick an entgegen schlug, und sind nicht alle Pflichten eitel gegenüber der, diesem Herzen zu folgen? Ist nicht das Band, welches mich mit dir verbindet, das heiligste von allen?

Keiner, der wahrhaft ist, wird dir Vorwürfe machen dürfen, erwiederte Eberhardt. Du hast Recht: es geht über menschliche Kraft, das tiefste und stärkste Gefühl in sich selbst zu ertöten. Geh! es mir doch wie dir! Sollte ich dich aufgeben müssen — der Versuch nur, es zu thun, erscheint mir wie Wahnsinn, und sicher würde ich meine Vernunft verlieren, wenn es mir gelänge, meine Liebe zu dir in mir zu ersticken. Es heißt versuchen, uns selbst zu zerstören, wenn wir unser Empfinden und Denken gegen sich selbst kehren und zu nichte machen wollen. Nein, Geliebte, folge deinem Gefühle, folge deiner Liebe! Baue auf mich allein, ich werde dich glücklich machen! So von dir geliebt zu werden, erhebt mich über mich selbst und befähigt mich, ein Glück zu verleihen, dessen du würdig bist. Ja komm, Geliebte, folge mir zu der Stätte meiner Jugend, in ein Land, wo alles neu ist. Dort wollen wir der Liebe ein Heim bereiten, welches die Welt, wenn sie es kennen dürfte, den Tempel des Glückes nennen würde!

Dorothea war bei den ersten Worten, womit sie dem Geliebten ihren Entschluß mittheilte, in einer fieberhaften Aufregung gewesen, und die Vorwürfe, welche sie sich selbst gemacht hatte, die Bedenken, welche sie hatte überwinden müssen, zitterten zu Anfang noch in ihrer Stimme nach und gaben sich in ihrem hastigen und fast verzweifelten Wesen kund. Eberhardt konnte den Kampf, den sie in sich durchgekämpft hatte, nachfühlen, obwohl sie ganz Entschiedenheit, ganz Entschlossenheit zu sein schien. Aber seine Nähe, seine Umarmung, die Gewißheit seiner Liebe hatten einen mächtigen Einfluß auf sie und beruhigten ihre bebenden Nerven. Der Gedanke an den gewaltigen Sprung aus der Vergangenheit hinaus in eine Zukunft, die einen Bruch mit allem bedeutete, was ihr bis jetzt Wert gehabt hatte, verlor seine ersten Schrecken und verwandelte sich in der Gegenwart des Mannes, der ihr alles ersetzen konnte, Heimat, Familie, guten Namen und hergebrachte Anschauung, in den stillen Glauben an eine Nothwendigkeit, welche den Lohn mit sich bringen mußte. In seinen Armen versank die Vergangenheit in den Nebel des Vergessens, und ihr Blick richtete sich klarer auf das kommende Glück.

In Eberhardts Seele aber erregte Dorotheens Entschluß einen so hohen Stolz, daß er außer dieser triumphirenden Freude über so aufopfernde Liebe nichts weiter zu empfinden vermochte. Alle Demütigungen, die sein Leben und das Schicksal der Mutter ihm bis jetzt bereitet hatten, waren in seiner Erinnerung ausgelöscht, und alle Pläne, alle Zweifel schmolzen zugleich aus seinem Denken hinweg. Das übermächtige Gefühl des Glückes in Dorotheens Besitz ließ alles andre klein und unbedeutend erscheinen. Nichts andres stand deutlich vor seiner Einbildungskraft als ein schnelles Schiff, das ihn mit der Geliebten hinübertragen sollte in das zweite Vaterland. Von Sehnsucht erfüllt, aber doch in Trauer und in Mißtrauen hatte er das alte Europa und die vielbesprochne deutsche Küste aufgesucht, während ihm der stille Winkel am Hudson fast wie eine Verbannung erschienen war. Nun hatte er über die alte Welt gesiegt, hatte den schönsten Preis errungen, und es erschien ihm nun die Stätte, wo seine Mutter Ruhe gefunden hatte, in einem neuen Lichte, als ein glückseliger

Erdenfleck, der seiner Liebe Schutz verleihen sollte. Ja er dachte in dieser Befriedigung seines liebeglühenden Herzens nicht einmal mehr an die Aussicht, die sich ihm bieten könnte, in Dorotheens Besitz die Ansprüche zu erheben, welche seine Geburt ihm gab. Er hatte mit diesem Gedanken abgeschlossen, und jetzt war er so glücklich, daß ihm nichts mehr zu wünschen übrig blieb, und daß die Entsagung, welche er sich auferlegt hatte, nur dazu diente, das Gefühl der Freude in ihm zu erhöhen.

Eng aneinander geschmiegt und durch das Vertrauen unbegrenzter Liebe im Herzen noch fester verbunden als leiblich durch umschlingende Arme, tauschten sie immer wieder in dem Versteck des alten Gemäuers mit seinen Guirlanden von Zelängerjelierer die seligsten Versicherungen aus, und als sie sich trennten, hatten sie verabredet, daß Eberhardt auf fernere Nachricht warten sollte, um dann, wenn der Baron unerbittlich bliebe, die notwendigen Vorkehrungen zu gemeinsamer heimlicher Abreise zu treffen.

Einunddreißigstes Kapitel.

Baron Sextus wartete in einiger Ungebuld auf die Antwort seiner Tochter. Die Art und Weise, wie sie seine Eröffnung aufgenommen hatte, war nicht beruhigend gewesen und bewies ihm, daß der General mit seiner Behauptung, Dorotheens Herz sei bereits verschenkt, das Richtige getroffen habe. Er war gleichwohl nicht in Zweifel darüber, daß unter dem Gewicht seiner Autorität bei Dorothea die rechte Besinnung zurückkehren und über jene bedauerliche Verirrung siegen würde.

Gräfin Sibylle mußte ihn in dieser Meinung durch gut berechnete, leicht hingeworfene Bemerkungen zu bestärken, und es gelang ihr sogar, Eifersucht auf seine väterliche Gewalt in ihm hervorzurufen, obwohl Dorothea sich immer als eine so gehorsame Tochter gezeigt hatte, daß ein solches Gefühl bei dem Vater bis jetzt durchaus unbegründet war. Aber Gräfin Sibylle verstand mit einem gelegentlichen Aufschlag der Augen, einem unterdrückten Seufzer oder einem melancholischen Kopfschütteln zu rechter Zeit mehr zu erreichen als manche andre Frau mit einer langen Rede. Sie sprach über Mangel an Respekt, der die Neuzeit kennzeichne, bedauerte in sanftem Tone die Schwachheit mancher Eltern und wies mit anmutiger Handbewegung auf das Bildnis eines der alten panzertragenden Barone hin, indem sie meinte, daß es eine Zeit gegeben habe, wo Pietät die Stärke der Familie und des Staates gewesen sei.

Baron Sextus sah seine Tochter bei dem heutigen Diner mit strenger Miene an, und es sprach aus seinem Wesen eine stumme Frage. Er kam aber damit nur ihrem eignen Wunsche entgegen. Von Mut beseelt durch ihre Zusammenkunft mit Eberhardt hatte sie die Absicht, noch an demselben Tage die Gewißheit über ihr Loos herbeizuführen, und als die scharf beobachtende Gräfin sich beim Aufheben der Tafel unter dem Vorgeben des Brieffschreibens zurückzog, legte sie ihre Hand auf des Vaters Arm und bat ihn um eine Unterredung in seinem Arbeitszimmer.

Sie gingen schweigend nebeneinander die Treppe hinauf, und erwartungsvoll sah Baron Sextus, in dem Lehnstuhl vor dem Kaminfeuer sitzend, seiner Tochter, die vor ihm stand, in das vor Erregung blasse Gesicht.

Du sagtest mir gestern, lieber Vater, begann sie mit leiser Stimme, daß du eine vortreffliche Partie für mich ausgesucht hättest. Ich bin dir dankbar für deine liebevolle Fürsorge, denn ich bin überzeugt, daß du mein Bestes dabei im Auge gehabt hast, und ich verkenne auch die großen Vorteile nicht, welche eine Verbindung mit Graf Altenschwerdt haben würde, aber —

Aber, warf Baron Sextus mit bitterm Tone ein. Ich bitte dich, Dorothea, mache nicht so viele Worte. Um ein Ja zu sagen, bedarf es keiner geschraubten Wendungen.

Höre mich geduldig an, sei nicht so heftig mit mir, sagte sie, demütig bittend. Wenn meine Mutter noch lebte, so würde ich ja einen Anwalt haben, der besser als ich selbst für mich sprechen könnte, aber so, bitte ich dich, sei mir Vater und Mutter zugleich.

Baron Sextus ward betroffen von diesen Worten, und es rührte ihn die Erinnerung an seine verstorbene Frau, deren er niemals ohne die Empfindung eines begangenen Unrechts gedenken konnte.

Nun, so sprich nur, entgegnete er, sich räuspernd.

Ich will dir ganz offen gestehen, wie es mit mir ist, fuhr Dorothea fort. Denn ich weiß ja, daß du immer zärtlich für mich bemüht gewesen bist und mich auch jetzt nur glücklich machen willst. Die Heirat, welche du mir vorschlägst, ist ehrenvoll, und ich würde mit Freuden darauf eingehen — wenn ich könnte. Aber — ich bin nicht mehr frei. Bitte, höre mich ferner geduldig an! Ich kann unmöglich mit dem Grafen Dietrich glücklich werden, weil keine gegenseitige Neigung zwischen uns besteht und noch dazu meine Neigung einem andern gehört, den du wohl kennst. Wir können uns ja die Richtung unsrer Sympathien nicht selbst geben, sondern es ist das etwas, was durch fremde Macht über uns kommt. Vergeblich habe ich versucht, diesen innern Zug meines Herzens zu bekämpfen. Das Herz nimmt nur von sich selber Gebote an und giebt sich nach eignem Gefallen. Ich weiß wohl, was du gegen meine Neigung sagen kannst. Ich vermag sie mit den Augen der Welt anzusehen und kann mich in die Lage jemandes versetzen, der sie als unpassend tadelte. Er ist bürgerlich, er ist ein Künstler, er hat keinen Namen und keine Stellung in der Gesellschaft. Aber alle diese Bedenken verschwinden vor einem unüberwindlichen Triebe meines Innern. Ich fühle deutlich, daß es eine unsichtbare Verbindung zwischen mir und ihm giebt, die so stark und fest ist, daß sie unsre Seelen zu einer einzigen verschmilzt. Es ist dies durch die Natur selbst bestimmt, welche uns zu einander passend schuf, und dies Band kann nicht zerrissen werden, ohne unsre Seelen selbst zu zerstören. Alle andern Gründe einer Vereinigung sind schwach gegen diese angeborne Übereinstimmung. Was sollte daraus werden, wenn ich einen andern heiratete? Es würde ein eisernes Joch auf mir liegen, das nur meinen Körper, aber nicht meine Seele beugen könnte. Du würdest mich, während du mich doch glücklich machen willst, totunglücklich machen, wenn du darauf bestündest, daß ich Graf Dietrich heiraten sollte. Aber du bestehst auch nicht darauf. Du hast nur in der Güte deines Herzens einen Vorschlag gemacht, und nun du siehst, daß ich ihn nicht annehmen kann, wirst du davon zurückkommen.

Sie hatte seine Hand ergriffen und sah ihn bittend an, aber Baron Sextus blieb ungerührt und zog seine Hand zurück.

Ich kann nicht sagen, daß mir deine Auseinandersetzung gefiele, entgegnete er fuster. Wenn ich bisher geschwiegen habe über deine ungehörige Liebelei

mit dem Maler, so ist das geschehen, weil ich mich in deine Seele hinein schämte. Bilde dir nicht ein, daß ich das nicht längst schon gemerkt hätte. Es macht mir keine Freude, daß die Baronesse Sextus dieselben Alsanzerien treibt, wie so manche andern leichtsinnigen Personen, die vergessen haben, was sie ihren Familien schuldig sind. Daß du selbst davon anfangen magst und die Stirn hast, mir so etwas ins Gesicht zu sagen, ist ein bißchen stark. Ich hatte gehofft, wir könnten stillschweigend darüber hinweggehen. Liebesgeschichten sind mein Geschmack nicht, und ich kann mich nicht für deine sublimen Gefühlschwärmerien erwärmen. Ich wünschte aber, du hättest eine ernstere Auffassung des Lebens überhaupt, und ich bedaure, solche Lebensarten von Natur und unüberwindlichen Trieben aus deinem Munde zu hören. Christentum ist das nicht, christliche Gesinnung zeigt sich in der Überwindung der angeborenen sündhaften Neigung. Soll ich von dir auch die Phrasen hören, mit denen die Revolution die ganze Menschheit vergiften will? Ich will dir sagen, was zu einer christlichen Ehe gehört, obwohl ich wünschen möchte, daß du es aus dir selber wüßtest. Es ist der Gehorsam unter das Wort Gottes und deshalb Gehorsam gegen den Eheherrn, es sind Rechtschaffenheit und Treue, sowie Übereinstimmung in den von Gott eingesetzten Ordnungen, als da sind: gute Familie, Vermögen, Stand und Beruf. Was aber junge schwärmerische Mädchen und charakterlose Laffen für Liebe halten, das ist nicht dazu nötig. Die Ehe soll ein Zustand der Ordnung und des Friedens sein, und da ist die sogenannte Liebe mit ihrer Unruhe, Eifersucht und Schwärmerie nur von Übel. Verheiratete Leute haben etwas andres zu thun, als beständig aneinander zu denken und sich gegenseitig anzugaffen. Sie sollen zusammen die Pflichten erfüllen, welche das Leben innerhalb des Staates ihnen auferlegt, sollen ihr Haus in Ordnung halten und ihre Kinder erziehen. Der Mann soll seinem Amt und Dienst nachgehen und Seiner Majestät dem Könige anhangen, aber nicht einer Weiberschürze. Besinne dich doch nur auf dich selbst, Dorothea! Wie kann ein vernünftiges Mädchen wie du, das mir so oft zu meiner Freude Beweise eines klaren Verstandes und einer durchaus löblichen Gesinnung gegeben hat, auf solche Abwege kommen! Sieh dich doch nur hier im Zimmer um, erinnere dich bei den Bildern unsrer Ahnen der Tradition unsrer alten Familie und erwache aus dem ungesunden Traum einer unwürdigen Passion! Ich kann nicht anders als dankbar zu Gott dem Herrn aufsehen, der sich so sichtbar des Geschlechts der Sextus annimmt, indem er die Ahnung des weisen Blasius in Erfüllung bringt und die Möglichkeit schafft, die Herrschaft bei unserm Blute zu lassen und den liberalen Bettern aus den Händen zu winden. Du aber, wenn du meine echte Tochter, nicht nur dem Fleische, sondern auch dem Geiste nach bist, mußt das mit mir dankbar anerkennen. Deshalb laß uns vergessen, was du da vorgebracht hast. Es soll alles vergessen und vergeben sein, wenn du dich rasch entschließt, Ja zu sagen.

Dorothea blieb unbeweglich stehen, und kein Zug in ihrem ernstesten Gesicht zeigte, daß die Worte ihres Vaters sie bewegt hätten.

Fühlst du nicht selber, lieber Vater, daß du anders sprichst, als deine innere Überzeugung ist? fragte sie.

Wieso? fragte er heftig dagegen.

Ich habe oft von dir gehört, daß es die Treue gegen sich selbst ist, welche den Wert des Menschen ausmacht, und daß es die Beständigkeit war, welche unser Geschlecht von Alters her ausgezeichnet hat. Was würdest du wohl von mir denken, wenn ich wirklich so geartet wäre, wie du zu wünschen vorgiebst?

Würdest du mich noch achten können, wenn ich wirklich einer unwürdigen Passion, einer ungehörigen Liebelei fähig wäre, die ich nun aufgäbe, um aus äußerlichen Rücksichten zu heiraten? Mache dich doch nicht selbst geringer als du bist, lieber Vater, indem du dir und mir so etwas vorspiegeln willst.

Baron Sertus sprang auf, ging ans Fenster und blickte düster hinaus. Die Sonne, welche den Tag über sich hinter Wolken verborgen gehalten hatte, ließ sich jetzt in rotem Lichte sehen und überstrahlte den westlichen Himmel mit glühenden Farben, die über die weiten Felder der Herrschaft Eichhausen hin einen verklärenden Schimmer gossen.

Wenn ich mir vorstelle, daß alles dies, daß ein so schöner Plan durch den Eigensinn eines Mädchens verloren gehen sollte — murmelte er vor sich hin.

Dann wandte er sich hastig um.

Mädchen! rief er, mache mich nicht desperat! Du sollst und mußt den Grafen Altenschwerdt heiraten!

Ist das wirklich mein Vater, der so zu mir spricht? sagte Dorothea wehmütig. Stehen wir beide doch allein, und wäre ich doch so gern von dir geliebt!

Schwere Thränen drangen ihr in die Augen und rollten ihr die Wangen hinab.

Baron Sertus schritt auf sie zu, faßte sie an der Hand und zog sie auf einen Sitz neben seinem Lehnstuhl, in welchem er wieder Platz nahm.

Liebe ich dich denn nicht? fragte er. Weiß der Himmel, ich thäte dir gern den Gefallen, dir den Mann zu geben, den du gern hast. Aber du siehst doch ein, daß es unmöglich ist. Es ist ganz unmöglich, sage ich dir. Die Baronesse Sertus kann keinen bürgerlichen Maler heiraten. Es thut mir leid, mein Kind, aber ich kann dir nicht helfen. Du wirst es schon überwinden. Mit der Zeit wirst du es vergessen. Verlange von mir, daß ich meine rechte Hand hergebe, aber verlange nicht, daß ich meinem Vetter Botho die Herrschaft Eichhausen hinterlasse. Es wäre mir ja ungeheuer lieb, wenn es sich so getroffen hätte, daß du den Grafen Dietrich liebtest anstatt des Malers, aber da es nun einmal nicht ist, mußt du dich darein finden. Erwinnere dich, welche vortrefflichen Vorsätze du für die Bewirtschaftung der Güter gefaßt hast, die Kolonisation und alles das. Du kannst das alles ins Werk setzen, wenn du hier die Herrin bist, und du wirst darüber und über die andern großen Aufgaben deiner Stellung vergessen, was du jetzt nur schwer einbüßest. Es ist die Stille und Einsamkeit unseres Lebens, die dich verleitet hat. Hätten wir mehr Umgang, lebten wir in der Gesellschaft, so wärest du auf diese Neigung garnicht verfallen. Schon in der Schrift heißt es: Es ist nicht gut, daß der Mensch allein sei. Das erzeugt trübe Gedanken und gefährliche Leidenschaften. Besinne dich, liebes Kind, denke daran, wer du bist und gieb deine Opposition auf.

So hältst du es für möglich, daß ich vergesse? rief Dorothea. Du sagst, daß du mich liebst und du willst mich vernichten? Ich sage dir, ich kann nicht. Ich kann diese Neigung nicht überwinden und vergessen. Du tadelst mich, daß ich von unüberwindlichen Trieben spreche, aber bedenkst du denn nicht, daß alle Gesetze der Religion und Sitte doch nur für uns Menschen da sind, wie Gott uns nun einmal geschaffen hat, und daß sie unsrer Natur angepaßt sein müssen, um Giltigkeit zu haben? Wer unsre Natur verkehren will, macht uns zu Verbrechern. Der Gedanke schon, ich könnte untreu werden und mit einem Manne vereinigt sein, den ich nicht liebe, empört so mein Blut, daß mir finstere Bilder

vor den Augen aufsteigen und die Angst vor Frevelthaten meine Seele bestürmt. Ich kann es nicht, ich kann es nicht! Habe Erbarmen mit mir und sage mir, daß du es nicht verlangst.

Das ist ein unerhörter Troß! entgegnete der Baron zornig. Und durchaus unchristliche Gedanken offenbarst du mehr und mehr. Ich will nichts mehr hören. Du heiratest den Grafen. Ich gebe dir drei Tage Bedenkzeit. Dann aber, wohl oder übel, ist die Verlobung.

Dorothea erhob sich und stand bleich und finster vor ihm.

Bedenkzeit brauche ich nicht, sagte sie. Gib mir mein mütterliches Erbteil und laß mich ziehen.

Nichts gebe ich dir! rief der Baron. Hier heißt es Ordre pariren. Dich ziehen lassen, damit du deine Schande in alle Welt hinausstragen und den Namen Sextus lächerlich machen kannst vor Krethi und Plethi! Das sollte mir fehlen! Du bleibst hier bei mir als gehorsame, wenn nicht liebevolle Tochter. Und du heiratest den Grafen Dietrich, gern oder ungern. Wir wollen doch sehen, wer Herr hier im Schlosse ist.

Wenn du mir mein Erbteil nicht geben willst, so gehe ich ohne das. Du wirst mich nicht halten können. Ich will von hier gehen mit nichts, als was ich auf dem Leibe trage. Bringe ich Schande auf dein Haus, so rechne es dir selber zu, weil du mich über meine Besinnung hinaustreibst. Ich rufe aber Gott zum Zeugen an für meine Unschuld und meine Liebe, und ich werde stolz in mir selber sein, weil mich deine Härte nicht hat zur Sklavin machen können.

Es war ein Klang in Dorotheens Stimme, der dem Baron durch das innerste Empfinden drang. Es war der Ton einer Entschlossenheit, die keinen Widerstand mehr achtet. Er hatte das Gefühl, daß in seiner Tochter eine Kraft verborgen sei, die die seinige übertreffe, und beinahe furchtsam blickte er zu ihr auf. Ihre Augen, die nicht auf ihn gerichtet waren, hatten einen wunderbaren Schimmer, und ihr Gesicht war ruhig und schön, aber ihre Züge hatten etwas ehernes, wie die einer Bildsäule. Ihre Haltung war nicht gebrochen, sondern frei und kühn. Es schienen sich alle Glieder zu einem verzweifelten Unternehmen anzuspannen.

Eine lange, bange Minute blickte der Baron in das blasse, schöne Gesicht, und er fühlte sich von einer überwältigenden Macht gedemüthigt. Seine Brust hob und senkte sich, er laute auf dem Schnurrbart, er ballte die Fäuste, er wollte in Wut ausbrechen — aber es kam etwas über ihn, was er nicht niederkämpfen konnte.

Er stand von seinem Sitze auf und sank vor der Tochter auf die Knie nieder. Er umklammerte sie mit beiden Armen und blickte flehend zu ihr empor, während seine Augen sich mit Thränen füllten.

Sieh auf dies weiße Haar, sagte er leise. Laß es nicht mit Kummer in die Grube fahren.

Was thust du, mein Vater? rief Dorothea erschrocken. Steh auf, ich kann dich nicht so sehen.

Sie umschlang ihn und wollte ihn emporziehen, doch er blieb zu ihren Füßen.

Es ist mein Tod, wenn du mit dem Maler davongehst, sagte er. Ich werde nicht überleben, daß mein Plan scheitert. Ich habe der Gräfin mein Wort gegeben, und ich kann es nicht brechen. Habe Mitleid mit mir altem Manne!

Dorotheens Gestalt ward von einem krampfhaften Beben erschüttert, und sie hatte Mühe, sich aufrecht zu erhalten. Schluchzen ersticke ihre Stimme, und sie beugte sich zu dem Vater nieder.

Du sollst nicht sterben, sagte sie endlich mit herzerzschneidendem Tone, ich will den Tod auf mich nehmen. Deinen Zorn konnte ich ertragen, aber nicht deine Bitten. Steh auf, ich will ja thun, was du willst!

Der Vater ergriff ihre Hände, die sich bemühten, ihn zu erheben und küßte sie, er gab ihrer Bemühung nach, richtete sich empor und sank, sein Gesicht mit dem Taschentuch verhüllend, wieder auf seinen Stuhl.

Dorothea sah ihn voll Jammer an, und während sie kein Gefühl der Zufriedenheit damit empfinden konnte, daß sie sich dem Vater geopfert hatte, lastete das Bewußtsein der Größe dieses Opfers mit fast unerträglichem Drucke auf ihrem Herzen.

Gab es kein Mittel mehr? Keinen Ausweg? Konnte ihr Scharfsinn nichts erdenken, was wenigstens noch eine Verzögerung der Entscheidung herbeizuführen imstande war? Ein neuer Gedanke durchzuckte sie.

Nur eins muß ich dir noch sagen, begann sie, diesem Gedanken folgend. Wie dir dein Wort heilig ist, so ist mir auch mein Wort heilig. Ich bin deine Tochter, und ich fühle in mir das Blut der stolzen Ahnen, die du verehrst, so gut wie du. Ich habe Eberhardt Eschenburg das feierliche Gelübde meiner Treue abgelegt, und ich will nicht treulos werden. Nicht eher werde ich mich zum Opfer bringen, als bis ich vor ihm rein dastehe. Er muß mir mein Wort zurückgeben, oder es ist mir unmöglich, einen andern zu heiraten. Thut er es nicht freiwillig, so wird mich zwar dein Wunsch davon zurückhalten, ihm zu folgen, aber nimmermehr werde ich alsdann den Grafen nehmen. Ich werde mein Leben einsam verbringen, vertrauern, aber doch mir selbst treu und des Namens Sertus würdig bleiben.

Der Baron schwieg eine Weile, trocknete seine Augen, sah Dorothea, welche mit gekreuzten Armen und stolz erhobenem Haupte vor ihm stand, zweifelnden Blickes an und sagte dann: Du sprichst vom Namen Sertus und von der Heiligkeit deines Wortes. Ich muß dir darin Recht geben, du darfst nicht wie irgend eine Dienstmagd von einem zum andern laufen. Du bist ein Edelfräulein. Aber besser wäre es gewesen und für richtiger würde ich es halten, wenn du überhaupt einem solchen Menschen nicht dein Wort verpfändet hättest. Darin erkenne ich keine Sertus, daß sie einem beliebigen Menschen, einem Maler, der zufällig an diese Küste kommt, um Bilder zu machen, sich an den Hals wirft. Darin erkenne ich meine Tochter nicht. Dieser Herr Eschenburg ist, wie ich dir wohl sagen kann, ein Mensch von höchst dubioser Vergangenheit, der freilich ein anständiges Exterieur und eine bestechende Manier des Umgangs hat, über dessen bisherige Konduite jedoch durchaus keine günstigen Zeugnisse vorliegen. Ich muß offen gestehen, daß es mir keine vorteilhafte Meinung von seinem Charakter und seiner Denkart giebt, daß er, der nichts hat und nichts ist, sich unterfangen hat, auf eine Erbin und eine Dame deines Geschlechts Jagd zu machen. Das schmeckt nach dem —

Meinst du, fragte Dorothea stolz, indem sie ihm das Wort abschnitt, meinst du, daß mir ein Mann gefährlich werden könnte, der die Vorwürfe wirklich verdient, die du ihm da machst?

Der Alte rückte unmutig auf seinem Sitze, erhob sich, ging ein paarmal durch das Zimmer und gewann allmählich seine gewöhnliche Haltung wieder.

Ich weiß nicht, von wem du den Trozkopf hast, sagte er. Hart genug ist er. Aber da du mir zu Gefallen sein willst, und da du, äußerlich betrachtet, Recht hast, so will ich dir in diesem Punkte nachgeben. Dein Wort soll er dir zurückgeben. Aber da er das nicht von selber thun wird, so werde ich ihn darum angehen. Er soll sich nicht lange besinnen, nachdem ich ihn gesprochen habe. Oder noch besser, du schreibst ihm selbst. Und ich schreibe ihm auch, damit er die Gründe besser einsieht. Ich kann ihm das klarer machen als du. Schreib ihm jetzt gleich hier einen Brief, den ich lese, ehe er abgeht, und ich werde einen von mir geschriebenen dabeilegen.

Dorothea stand unbeweglich auf derselben Stelle, und ihr schönes Haupt senkte sich langsam herab. Große Thränen rollten über ihre Wangen auf den Boden nieder, und Seufzer schwellten ihre Brust.

Währenddessen kramte der Baron auf seinem Schreibtisch und legte Briefpapier und Feder für sie zurecht.

Was einmal geschehen muß, geschieht am besten schnell, sagte er.

Dorothea trat vor den Tisch, setzte sich nieder, trocknete ihr Gesicht und nahm die Feder zur Hand. Trostlos starrte sie auf das Papier, und die Gedanken wirbelten ohne Ordnung durch ihre Stirn. Sie hörte hinter sich den schweren Schritt ihres Vaters, der auf und nieder ging und sich bemühte, den Marsch seines alten Regiments zu pfeifen.

Dann flog ihre Hand rasch über das Papier, bis dessen erste Seite halb bedeckt war, sie setzte ihren Namen darunter und schleuderte die Feder mit Abscheu von sich.

Vies! rief sie und stürzte aus dem Zimmer.

Zweiunddreißigstes Kapitel.

Als Dorothea, aufgelöst in Schmerz und Kummer, ihr Zimmer erreichte, fand sie Millicent dort und warf sich der Freundin, die sie voll Bestürzung ansah, mit einem Strom von Thränen an die Brust.

O, es ist alles noch viel schlimmer, als wir dachten! rief sie aus. Ich bin verloren, es ist alles vorbei! Ich habe keine Hoffnung mehr als den Tod! O, ich möchte sterben, um nur das Ende dieser Qualen zu sehen!

Sie erzählte der Freundin, was geschehen war, und Millicent konnte sich selbst nicht der Thränen enthalten, als sie hörte, wie der Vater die Gewalt seiner Autorität und mehr noch die edeln Triebe seiner Tochter in Bewegung gesetzt hatte, um diese zu einem verhassten Bündnis zu zwingen. Als sie aber vernahm, daß Dorothea zuletzt an Eberhardt geschrieben habe, um ihr Wort zurückzuerlangen, da sprang sie voll Ärger auf.

Das ist zuviel! Das hätte ich nicht gethan! rief Millicent. Du bist viel zu gut, du bist geradezu verrückt! Ei mein Gott, diese Väter sind von härterm Holze, als du denkst, und schwerlich wäre der Herr Baron an deiner Weigerung gestorben. Er denkt doch nur an sein Wappen und an Eichhausen, dir aber reißt er das Herz aus der Brust. Das verzeihe ich dir nie, das kann dir auch dein Geliebter nie verzeihen. Meiner Treu, dein Vater braucht den Grafen von Altenschwerdt nicht zu heiraten, und er ist nicht in Herrn Eschenburg ver-

liebt, er weiß nicht, wie es thut. Er ist höchstens in die Gräfin verliebt, und ich wüßte keinen, der ihm das intrigante angemalte Scheusal streitig machen möchte.

Du schiltst auf meinen Vater, sagte Dorothea vorwurfsvoll.

Ja, das thue ich, denn ich möchte nicht gern, daß etwas in mir platze! rief Millicent.

Dorothea saß bleich und in sich zusammengefunken da, ihr Blick irrte fast ohne Leben umher.

Schone mich, sagte sie, ich kann nun nichts mehr ertragen. Ich habe meine Kraft überschätzt. Wenn mir jemand einen bestimmten Weg zeigte, den ich notwendig gehen müßte, so könnte ich wohl bis ans Ende kommen, aber so, wie es jetzt ist, schwinden mir die Sinne. Sobald ich mich nach links wende, zieht mich etwas nach rechts, und folge ich hier, so stößt es mich wieder nach der andern Seite. Ich kenne mich selbst nicht mehr. Ich dachte, ich könnte alles verlassen, meine Pflicht, meinen Vater, meine Heimat, meine Ehre, aber ich sehe, daß ich es nicht kann. Es ist etwas in mir, was ich noch nicht kannte, und was stärker ist, als ich bin. Ich thue nicht mehr, was ich will.

(Fortsetzung folgt.)

Literatur.

Wiener Neudrucke. Heft 1—5. Wien, Carl Konegen, 1883.

Den wiederholt in diesen Blättern von uns angezeigten Neudrucken von wichtigen und selten gewordenen Literaturwerken des 18. Jahrhunderts, welche bei den Gebr. Henninger in Heilbronn erscheinen, ist seit kurzem in den „Wiener Neudrucke“ ein Unternehmen an die Seite getreten, welches denselben Plan für die gleichzeitige österreichische Literatur zur Ausführung bringen will. Die Redaktion hat auch hier eine der zahlreichen jüngern Kräfte übernommen, die sich seit einiger Zeit in das weite Feld der deutschen Literaturgeschichte methodisch einzuarbeiten begonnen haben, Dr. A. Sauer, derselbe, der vor einigen Jahren zusammen mit J. Minor die dankenswerten Studien über den „Götz von Berlichingen“ und die Jugendlyrik Goethes herausgegeben hat.

Die „Wiener Neudrucke“ können selbstverständlich nicht so weite Kreise interessieren wie die erwähnte Henningersche Sammlung. Zwar spielt sich die mittelalterliche Blüteperiode unsrer Literatur zum guten Teile auf österreichischem Boden ab. Seit den Zeiten der Reformation aber, noch mehr seit denen der Gegenreformation tritt Osterreich in der Geschichte der deutschen Literatur in den Hintergrund. „Die Schranken gegen Norden und Westen — so schildert der Herausgeber in Kürze die nachfolgenden Perioden — wurden höher und stärker, und fast drei Jahrhunderte hindurch wandern wir in der Geschichte des österreichischen Geisteslebens auf einem öden, wüsten Gebiete, nur selten durch eine fruchtbare Dase erfreut und erquickt. Noch zu der Zeit, als in Deutschland ein neuer Geist erst strebend und ringend, dann stürmend und drängend sich Bahn brach, lagen die österreichischen Gebiete fast in völliger Stagnation, und als in Mitteldeutschland unsre großen Dichter eine zweite glänzendere Blüteperiode deutscher Literatur hervorzuberten, verhielt sich Osterreich diesen Erzeugnissen gegenüber durchaus nur rezeptiv. Es hat der langen Reihe deutscher Dichternamen im 18. Jahrhundert keinen auch nur annähernd ebenbürtigen an die Seite zu stellen . . . Nur die Nachdrucke der ausländischen Geistesprodukte überschwemmt massenhaft das Land und ergossen den

Strom deutscher Bildung auch in die fernsten Aedern des vielsprachigen Reiches." Dennoch bietet diese Zeit und namentlich das 18. Jahrhundert auch auf österreichischem Boden manche interessante Erscheinung. Wer Richters „Geistesströmungen," desselben Verfassers Buch „Aus der Messias- und Werther-Zeit," Witiboth Müllers Monographie über Sonnenfels gelesen hat, wird sicher den Wunsch gehabt haben, dies oder jenes Erzeugnis der damaligen österreichischen Literatur genauer kennen zu lernen. Am Ende des vorigen und zu Beginn unsers Jahrhunderts vollends „regte auch Oesterreich kritisch und dichterisch seine Schwingen, und von dem zweiten Decennium des 19. Jahrhunderts an erlebt die deutsche klassische Literatur eine Nachblüte in Oesterreich, die ihr einige ihrer edelsten und besten Dichter zugeführt hat." Dieser neue Aufschwung soll „beiläufig" — d. h., aus dem Wienerischen ins Deutsche übersezt, „ungefähr" — die Grenze der vorliegenden Sammlung abgeben; rückwärts soll sie sich bis an den Ausgang des Mittelalters erstrecken.

Bis jetzt sind fünf Hefte der Sammlung ausgegeben: 1. die berühmte Flug-schrift von Abraham a Sancta Clara „Auf, auf, ihr Christen," 1683, die zugleich als Jubelgabe zu der großen Erinnerungsfeier, welche Wien in diesem Jahre begeht, gelten kann; 2. Prinzessin Pumphia, von Joseph Kurz (Bernardon), 1756; 3. Der auf den Paroß verfezte grüne Hut, von Chr. G. Klemm, 1767; 4. Samuel und Saul, von Wolfgang Schmelzl, 1551; 5. Der Hausball, eine Erzählung von B***, 1781, ein Heftchen, das namentlich allen Goethefreunden willkommen sein wird, da Goethe einen Teil dieser drolligen Erzählung für das „Tiefurter Journal" der Herzogin Amalie überarbeitete. (Zuerst publizirt von Böper im 5. Bande der Hempelschen Goethe-Ausgabe.) Den breitesten Raum in der Sammlung wird unzweifelhaft das Theater, insbesondere die komische Bühne, einnehmen, dasjenige Gebiet, „wo auch in den trübfesten Zeiten der österreichische Stamm sich seine Originalität bewahrte und sich in seiner Abgeschlossenheit urwüchsig entwickelte." Für die nächsten Hefte ist unter anderm ein Wiederabdruck von Sonnenfelsens „Briefen über die Wienerische Schaubühne," 1768, nächst Lessings Hamburgischer Dramaturgie der bedeutendsten dramaturgischen Schrift jener Zeit, in Aussicht gestellt.

Über die sonstige Einrichtung der Sammlung können wir uns kurz fassen. Die „Wiener Neudrucke" schließen sich in jeder Beziehung den „Literaturdenkmälern des 18. Jahrhunderts" an. Einem getreuen Abdruck des Textes der Originalausgaben gehen knappe Einleitungen voraus, welche die nötigen literarhistorischen und bibliographischen Notizen enthalten, außerdem mit umständlicher Genauigkeit Rechenschaft geben über die Abweichungen von den Originalen, welche sich die Herausgeber gestattet haben. Daß wir die letzte Partie dieser Einleitungen für überflüssig halten, haben wir schon öfter erklärt. Wenn in feierlicher Weise Bericht darüber erstattet wird, daß der Herausgeber Constantinopel habe drucken lassen anstatt Constantinopel, hold statt hobl, konet statt könnte, daß er ein Komma in einen Punkt verwandelt, ein andres, das sich verlaufen, an die richtige Stelle gerückt habe, und was dergleichen Großthaten der Textkritik mehr sind, so ist das doch einfach komisch. Wenn in Seminararbeiten dergleichen Genauigkeit geübt wird, wo sie gelernt werden soll, so hat das seinen guten Sinn; hier aber genügt die Versicherung, daß offenbare Druckfehler stillschweigend berichtigt worden seien. Oder fürchten die Herausgeber, daß man ihnen das nicht zutraue?

Für die Redaktion verantwortlich: Johannes Brunow in Leipzig.

Verlag von F. V. Herbig in Leipzig. — Druck von Carl Marquart in Reudnitz-Leipzig.

